Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun

Hutter, Franz

Braunschweig, 1902

urn:nbn:de:gbv:46:1-12041

WANDERUNGEN UND FORSCHUNGEN
IM
NORD-HINTERLAND
VON
KAMERUN

WANDERUNGEN UND FORSCHUNGEN
IM
NORD-HINTERLAND
VON
KAMERUN

VON
FRANZ HUTTER
BAYERISCHER ARTILLERIE-HAUPTMANN A. D.

MIT 130 ABBILDUNGEN UND ZWEI KARTENBEILAGEN

BRAUNSCHWEIG
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN
1902

A

ggr

768.7

c5

776

Alle Rechte, namentlich dasjenige der Uebersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten

Staatsbibliothek
Bremen

A 176776

DEM FREUND
UND FÖRDERER DIESES BUCHES
HERRN ALFRED KIRCHHOFF

UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN HALLE

AM STRAND DER SAALE

IN VEREHRUNG

GEWIDMET

V O R R E D E.

In diesem Buche übergebe ich der Oeffentlichkeit die Summe all dessen, was ich, der weiland vom Auswärtigen Amt ausgeschickten Forschungs-expedition im Nord-Hinterland von Kamerun zugeteilt, in den Jahren 1891/93 gesammelt habe. Die Vorgeschichte soll, in großen Zügen die Entdeckungs- und Forschungsfahrten nach und in Kamerun bis zum Tage der Auflösung der letzten amtlichen Forschungs-expedition schildernd, den geschichtlichen Hintergrund bilden; in den Wanderungen habe ich meine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke gegeben, während in den Forschungen die Ergebnisse meiner Beobachtungen niedergelegt sind. Dem Zauber der Wildnis ist das Schlußwort geweiht.

Verschiedene Umstände haben die Verarbeitung meiner Aufzeichnungen hinausgeschoben — wie ich glaube nicht zum Nachteil der Sache. Die gemachten Erfahrungen gelten heute so gut wie damals; bezüglich der Forschungen berufe ich mich auf Dr. Nachtigals Wort: „Es verschlägt der Wissenschaft nichts, ob sie Ergebnisse heute oder nach 50 Jahren erfährt, wenn sie dieselben überhaupt nur erfährt“; die sachliche Darstellung kann nur gewinnen, denn nach einer Reihe von Jahren sieht man gar Manches klarer und leidenschaftsloser an als unmittelbar nach dem Geschehnis.

Auch die für die Darstellung gewählte Art zwang zu zeitraubenderen Vorarbeiten als die einfache Wiedergabe in Tagebuchform. In der Zusammenfassung und Gliederung des Stoffes in Abschnitten strebte ich eine übersichtlichere und geschlossenere Anordnung an.

Die photographischen Aufnahmen sind gemeinschaftlich mit Dr. Zintgraff, bezw. von ihm allein gemacht; die Abbildungen ethnographischer Gegenstände sind zum Teil nach von mir an Ort und Stelle entworfenen Handzeichnungen, zum Teil nach den Gegenständen selbst in den Museen für Völkerkunde in Berlin und München hergestellt.

Die Kartenbeilage 2 ist von mir entworfen und gezeichnet. Sie fußt allerdings nur auf Uhr- und Kompaßablesungen. Diese jedoch sind sorgfältig und häufig gemacht; und da die Routenkonstruktion an zwei bekannte Fixpunkte: Kamerun und Barombistation angeschlossen werden konnte, sowie die Wegstrecke keine sehr bedeutende ist, so glaubte ich mich immerhin an eine kartographische Niederlegung meiner Aufzeichnungen auch ohne astronomische Ortsbestimmungen wagen zu dürfen.

Ich bin mir vollbewusst, nur Stückwerk bringen zu können. Wenn es mir nur gelungen ist, dem einen oder anderen meiner Nachfolger da drinnen einige brauchbare Winke gegeben zu haben, nur einen Baustein zum Fundament des Ganzen: zur Kenntnis unserer ältesten, westafrikanischen Kolonie, herbeigetragen zu haben — ich wäre vollauf befriedigt.

Meines allzu früh geschiedenen, unvergeßlichen Führers, Dr. Eugen Zintgraff († 2. 12. 97) muß ich noch gedenken. Er hat mir das Verständnis für Afrika erschlossen; was Gutes in dem Buche steckt, ist Frucht seiner Aussaat.

Schließlich erübrigt mir die angenehme Pflicht, den Herren Dr. Andree, Prof. Dr. Buchner, Dr. v. Danckelman, Prof. Dr. v. Luschan und Seidel für ihre lebenswürdige Unterstützung meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Weilheim in Bayern 1901.

Hutter.

INHALTSVERZEICHNIS.

Vorgeschichte.

Abschnitt I: Geschichtliche Rückblicke	Seite 3 bis 27
Erwerbung Kameruns 3. Entdeckungsfahrten an der Küste Kameruns 4. Geschichte der Forschungsthätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893 7.	

Wanderungen.

Abschnitt II: An der Küste	31 bis 64
Handel, Verkehr und Europäerleben an der Küste Westafrikas 31 und 39. Sklavenwesen 34. Das Küstenenglisch 60.	
Abschnitt III: Auf dem Marsche	65 bis 153
Anforderungen und Vorschulung 65. Westafrikanische Reisetchnik: a) Ausrüstung 78, b) Träger 99, c) Lebensweise 104. Der Marsch 113.	
Abschnitt IV: Auf einer Station im Innern	154 bis 231
Bedeutung und Aufgaben einer Station 154. Anlage und Bau 158. Leben, Lebensweise und Ausrüstung 175. Aus Tagebüchern und Briefen auf Baliburg 197. — Anhang: Meine Balitruppe 217.	

Forschungen.

Vorbemerkungen	234
Abschnitt V: Das Waldland und seine Bevölkerung	235 bis 299
Ueberblick über das Gebiet zwischen der Mungomündung und dem Benuë 235. — Das Waldland. I. Das Gelände: a) Allgemeine Gestal- tung 238, b) Orographische Gestaltung 239, c) Hydrographische Ge- staltung 241, d) Topographische Gestaltung 245. II. Die Menschen: a) Völkerscheiden 256, b) Ethnologische Angaben 257, c) Anthro- pologische Angaben 260, d) Ethische Angaben 263, e) Statistische Angaben 263, f) Politische Verhältnisse 264, g) Sociale Gliederung 266, h) Märkte 266, i) Wegeanlagen 268, k) Ansiedelungen 268, l) Farmen 281, m) Haustiere 287, n) Sitten 287, o) Gewerbethätig- keit 293, p) Religiöse Verhältnisse 295.	

Abschnitt VI: Das Grasland und seine Bevölkerung	300 bis 450
Gliederung des Graslandes: Adamaua — Die Baliländer oder das eigent-	
liche Grasland 300. — Das eigentliche Grasland: I. Das Gelände:	
a) Allgemeine Gestaltung 303, b) Orographische Gestaltung 305,	
c) Hydrographische Gestaltung 308, d) Topographische Gestaltung	
310. II. Die Menschen: a) Völkerscheiden und -Verschiebungen	
319, b) Anthropologische Angaben 326, c) Ethische Angaben 332,	
d) Statistische Angaben 334, e) Politische Verhältnisse 335, f) Sociale	
Verhältnisse 341, g) Wehr-Verhältnisse und Kriegführung 355,	
h) Märkte 360, i) Wegeanlagen 362, k) Ansiedelungen 362, l) Die	
Familie im engeren und weiteren Sinn 373, m) Rechtliche Ver-	
hältnisse 377, n) Lebensweise 382, o) Ackerbau und Viehzucht 393,	
p) Gewerbe 398, q) Sitten und Gebräuche 412, r) Aerztliche Kennt-	
nisse 442, s) Religiöse Verhältnisse 448.	
Abschnitt VII: Streifzüge in die Tierwelt	451 bis 477
Die Tierwelt im Küstengebiet 452. Die Tierwelt im Waldland 453. Die	
Tierwelt im (eigentlichen) Grasland 461.	
Abschnitt VIII: Sprachliche Beobachtungen	478 bis 511
Sprech- und Denkweise des Negers 478. Die Wortsprachen im Wald-	
land 482. Die Zeichensprache im Wald- und Grasland 484. Die	
Wortsprachen im Grasland 488; insbesondere die Balisprache 491.	
Abschnitt IX: Meteorologische Beobachtungen	512 bis 544
Meteorologische Beobachtungen im Waldland 513. Meteorologische Beob-	
achtungen im (eigentlichen) Grasland: 1. Lage der Station, Auf-	
stellung der Instrumente u. s. w. 516; 2. Jahreszeiten, allgemeiner	
meteorologischer Verlauf eines Erdjahres 517; 3. Einzelercheinungen:	
a) Luftdruck 521, b) Temperatur 523, c) Luftfeuchtigkeit 528,	
d) Bewölkung, Nebel, Dunst 528, e) Winde 530, f) Niederschläge	
530, g) Gewitter 533, h) Sonstige meteorologische Phänomene:	
Dämmerungserscheinungen, Zodiakallicht, gestirnter Himmel u. s. w.	
538; 4. Tabellen 540.	
Schlufswort.	
Abschnitt X: Civilisation und Wildnis	547 bis 550
Alphabetisches Sach- und Namenverzeichnis	551 bis 578
Berichtigungen	578

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

	Seite
Abb. 1*) Strand von Kamerun am Fusse der Jofsplatte 1891	45
" 2 ¹⁾ Lianenhängebrücke über den Ohompebach	119
" 3 ²⁾ Marschkroki (Faksimile)	130
" 4 ²⁾ Erstes Haus der Mi-Yimbistation	166
" 5 ²⁾ Geländekroki der Station Baliburg	170
" 6 ²⁾ Situationsplan der Station Baliburg	170
" 7a und b ²⁾ Profile des Hügels der Station Baliburg	171
" 8 ¹⁾ Mein Haus auf Baliburg	188
" Der Verfasser und seine Balitruppe	217
" 9 ¹⁾ Ufer des Mungo in der Nähe von Mundame	249
" 10 ²⁾ Eigenartiger Baum am Ufer des Mi-Ymbiflusses	251
" 11 ²⁾ Junger Baum auf dem Seitenast einer abgestorbenen Adansonia	254
" 12 ¹⁾ Neger aus dem Batomstamme	260
" 13 ¹⁾ Ein Bakundudorf	270
" 14 ²⁾ Sitz vor den Hütten in Bakundu, Batom und Süd-Mabum	270
" 15 ²⁾ Schöpflöffel der Wald- und Graslandstämme	272
" 16 ¹⁾ Versammlungshaus in einem Bakundudorf	273
" 17 ²⁾ Grundriß der Gehöfte in Süd-Mabum	274
" 18 ²⁾ Grundriß eines Gehöftes in Süd-Mabum	275
" 19 ²⁾ } Grundrisse der Banyangdörfer	276
" 20 ²⁾ }	
" 21 ²⁾ Grundriß eines Banyanghauses	277
" 22 ²⁾ Wandverzierungen der Banyanghäuser	278
" 23 ²⁾ Ornamentenmuster der Banyang	278
" 24 ⁴⁾ Kochlöffel der Banyang und der Graslandstämme	279
" 25 ⁴⁾ Henkelgefäße der Banyang und der Graslandstämme	280
" 26 ⁴⁾ Henkelgefäße der Banyang	280
" 27 ²⁾ Schemel in Süd-Banyang	280
" 28 ⁴⁾ Schemel in Nord-Banyang	280
" 29 ²⁾ Grundriß eines Banyanghauses mit Vorhalle	281
" 30 ¹⁾ Palmölstampfe und -kocherei im Waldland	286
" 31 ²⁾ Geflochtene Tragekörbe der Batom und Mabum	294
" 32 ²⁾ Fetischhäuschen der Banyang	295
" 33 ⁴⁾ Doppelfetisch der Banyang	296
" 34 ²⁾ Musikinstrumente der Banyang	297
" 35 ²⁾ Abergläubische Körperbemalung der Banyang	297
" 36 ²⁾ Höhendreieck des Randgebirges	305
" 37 ²⁾ Ein Fruchtkern der Kolanufs	317

*) Die den Nummern beige gesetzten Zahlen: ¹⁾ u. s. w. weisen auf die für die Abbildung benutzte Quelle hin, und zwar bedeutet: ¹⁾ Nach photographischer Aufnahme. — ²⁾ Nach Handzeichnung des Verfassers, neu gezeichnet teils von Frl. Frida Koch in Braunschweig, teils von der xylographischen Anstalt der Verlagshandlung. — ³⁾ Nach Original im Besitz des Verfassers. — ⁴⁾ Nach Original im Museum für Völkerkunde in Berlin, gezeichnet von B. Ankermann in Berlin. — ⁵⁾ Nach Original im Ethnographischen Museum in München. — ⁶⁾ Nach photographischer Aufnahme des Herrn Leutnant z. S. a. D. Bornmüller.

	Seite
Abb. 38 ¹⁾ . Neger aus den Baliländern	326
" 39 ¹⁾ . Neger aus dem Bali-N'Yong Stamm	327
" 40 ¹⁾ . Neger aus den Baliländern	328
" 41 ²⁾ . Schädel eines Negers aus den Baliländern	329
" 42 ¹⁾ . Negerinnen aus den Baliländern	330
" 43 ²⁾ . Aus Lehm gebrannter Topf mit Ornamentierung in den Bali- ländern	345
" 44 ⁴⁾ . Kalebasse mit Henkelgriff und Flechtwerkverzierung in den Baliländern	347
" 45 ⁴⁾ . Speerbündel als Hoheitszeichen der Häuptlinge in den Baliländern	348
" 46 ¹⁾ . Der Balihäuptling Garega vor seinem Gehöft	348
" 47 ²⁾ . Kopfschmuck der Balimänner	356
" 48 ¹⁾ . Teil des Dorfes der Bali-N'Yong	363
" 49 ²⁾ . Weiberviertel im Gehöft des Balihäuptlings	363
" 50 ¹⁾ . Teil eines Hauses in den Baliländern	365
" 51 ²⁾ . Gabelung von Pfosten	366
" 52 ⁴⁾ . Gefäß von Thon in den Baliländern	369
" 53 ⁴⁾ . } Geflochtene Körbe in den Baliländern	370
" 54 ²⁾ . }	
" 55 ²⁾ . } Schemel in den Baliländern	371
" 56 ⁴⁾ . }	
" 57 ²⁾ . Axt im Nord-Kamerungebiet	372
" 58 ²⁾ . Geflochtener Tragekorb in den Baliländern	383
" 59 ⁴⁾ . Dolchmesser der Bali	384
" 60 ²⁾ . Peitsche der Graslandstämme	384
" 61 ²⁾ . Pfeifenkopf der Bali	385
" 62 ²⁾ . } Hausmusikinstrumente der Bali	387
" 63 ²⁾ . }	
" 64 ²⁾ . Trinkkalebasse nebst Stöpsel der Graslandstämme	393
" 65 ²⁾ . Kokoblätter	394
" 66 ²⁾ . Erdhacke der Graslandstämme	395
" 67 ²⁾ . } Geflochtene Körbe in den Baliländern	396
" 68 ²⁾ . }	
" 69 ²⁾ . Hühnerkorb der Bali	398
" 70 ²⁾ . Blasebalg der Graslandstämme	401
" 71 ⁴⁾ . }	
" 72 ²⁾ . } Klingen und Griffformen der Graslandstämme	402
" 73 ⁴⁾ . }	
" 74 ⁴⁾ . }	
" 75 ²⁾ . Palmöllampe, von einem Balischmied gearbeitet	403
" 76 ⁴⁾ . Messergriffform der Graslandstämme	404
" 77 a, b, c ²⁾ . Pfeifen der Bali-N'Yong	405
" 78 ²⁾ . } Pfeifen der Bali-Bagam	407
" 79 ²⁾ . }	
" 80 ²⁾ . Eigenartig gestrickte Mütze der Graslandstämme	408
" 81 ²⁾ . } Taschen in den Baliländern	409
" 82 ²⁾ . }	
" 83 ⁴⁾ . Elfenbeinring der Graslandstämme	411
" 84 a ²⁾ , b bis g ²⁾ . Kriegsspeere } der Graslandstämme	414
" 84 h ²⁾ . Sogen. Weiberspeer }	
" 85 ²⁾ . Schlachtmesserscheide im Grasland	415
" 86 ²⁾ . Wehrgehäng mit Messern der Graslandstämme	415
" 87 ²⁾ . } Helme im Grasland	416
" 88 ²⁾ . }	

	Seite
Abb. 89 ^a). Kleidung der Männer in den Baliländern	419
" 90 ^a). Kopfbedeckung der Balimänner	420
" 91 ^a). Haarpfeil der Männer (und Weiber) im Grasland	420
" 92 ^a). Kopfbedeckung der Banzoamänner	420
" 93 ^a). } Bekleidung der Weiber in den Baliländern	422
" 94 ^a), b ^a). }	
" 95 ^a). Täschchen im Grasland	423
" 96 ^a). Finger- und Zehenring der Weiber im Grasland	424
" 97 ^a). Haarkamm der Weiber im Grasland	424
" 98 ^a), 99 ^a). Rasiermesser der Grasländer	425
" 99 ^a). Tättowierung an der Schläfe } eines Graslandnegers	426
" 100 ^a). Tättowierung am Körper }	
" 101 ^a). Kultgerät des Balistammes	430
" 102 ^a). Heiliger Speer des Balistammes	431
" 103 ^a). Ein alter Ratgeber Garegas	434
" 104 ^a). } Musikinstrumente der Bali	435
" 105 ^a). }	
" 106 ^a). }	
" 107 ^a). Rasselinstrument der Grasländer	441
" 108 ^a). } Gesichtsmasken in den Baliländern	442
" 109 ^a). }	
" 110 ^a). Amulett der Bali	447
" 111 ^a). Wanderordnung einer Käferart	462
" 112 ^a). Wildschweinfährte	473
" 113 ^a). } Barometergänge (Kurvntabellen)	522
" 114 ^a). }	
" 115 ^a). }	
" 116 ^a). } Maximum- und Minimumgänge (Kurvntabellen)	523
" 117 ^a). }	524
" 118 ^a). }	525
" 119 ^a). }	526
" 120 ^a). } Thermometergänge (Kurvntabellen)	526
" 121 ^a). }	527
" 122 ^a). }	531
" 123 ^a). }	531
" 124 ^a). } Regenniederschläge (Kurvntabellen)	532
" 125 ^a). }	532
" 126 ^a). Schleifenförmiger Anzug der Tornados	534
" 127 ^a). Eigenartige Gewitterwolkenbildung	535
" 128 ^a). } Zodiakallichterscheinungen	539
" 129 ^a). }	

Kartenbeilagen:

- 1: Allgemeine Uebersichtskarte von Kamerun 1:4 000 000.
- 2: Ergebnisse meiner Forschungen im Nordhinterland von Kamerun 1891 bis 1893 1:500 000. Nebst Höhen-Profilkarte meiner Marsch-
strecke (Vertikalmaßstab 1:1000), sowie Völkerkarte 1:2500 000.

VORGESCHICHTE.

„Geschichte ist ein rückwärts-
schauender Prophet.“

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

I

Abschnitt I.

Geschichtliche Rückblicke.

Erwerbung Kameruns. — Entdeckungsfahrten an der Küste Kameruns. — Geschichte der Forschungsthätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893.

Erwerbung Kameruns.

Am 14. Juli 1884 ging am Kamerunfluß unter dem Salut der Möwe mit 21 Kanonenschüssen die deutsche Kriegsflagge hoch und erklärte Dr. Gustav Nachtigal als Reichskommissär, daß er dieses Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des Deutschen Kaisers stelle.

Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, mußte ein Banner, das brandenburgische, einst sich senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des großen Hohenzollernherrschers zu folgen¹⁾ — im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste,

¹⁾ Der erste Vertrag, der je von Deutschen mit Negern abgeschlossen worden, lautet bruchstückweise: „Unsern günstigen Gruß zuvorn. Wir haben vernommen, was malsen Einige von Uns nacher Guinea aufgeschickete See-Officirer, Wie Sie auf Eurer Küsthe angelanget, mit Euch einen vergleich am 16. May dieses 1681. Jahres getroffen, worinnen Ihr gedachten Unseren Officiren einen platz angewiesen, umb daselbst ein Fort zu bauen, auch Uns zu Euerem Schutzherrn angenommen Wir nehmen Euch denn auch hiemit in Unseren Schutz und protection auf und geben Unsern bedienten befehl, Euch Wieder Euere Feinde nach möglichkeit zu protegiren.“

Der erste
deutsche
Vertrag mit
Negern.

Geben auf unserem Schlofse zu Potstam den 16. May 1681.

Denen Grofs Achtbahrn und Edlen, Cabisieren „(d. i. Häuptlingen)“
auf der Guineischen Gold Küsthe zwischen Axim und Cabotris Puntas,
Hr. Pregate, Hr. Sophonie undt Hr. Apany, Unsern lieben Freunden.“

Über die Gründung der Veste berichtet Gröben: „Den 1. Januari 1683 brachte Capitain de Vofs die grofse Churfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Pauken und Schallmeyen auffgeholet und an einem hohen Flaggenstock aufziehen lassen, dabey mit 5 scharff geladenen Stücken das Neue

stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, nach 163 Jahren, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten liefs, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland!

Entdeckungsfahrten an der Küste Kameruns.

Die Berichte über den Küstenstreifen, mit dem sich Kamerun an den Atlantik anlegt, reichen weit ins Altertum hinauf.

Phönici-
er
600 vor
Christus.

Herodot erzählt im 42. Kapitel seines vierten Buches: „Es ist klar, daß Libyen vom Meere umflossen ist mit Ausnahme des Teiles, der an Asien grenzt; dies hat Necho, der König von Ägypten, bewiesen“ (600 vor Christus) „... Er sandte phönici- sche Männer ab mit dem Befehl, auf der Heimreise durch die Säulen des Herakles zu fahren und so über das Nordmeer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönici- er segelten demgemäß aus dem Roten Meer ab und fuhren in das Süd- meer. So oft die Saatzeit kam, landeten sie, bestellten das Feld, wo sie gerade waren und warteten die Ernte ab. Wenn sie aber das Korn eingeheimst hatten, fuhren sie weiter. Sie bogen nach Verlauf von zwei Jahren, im dritten, durch die Säulen des Herakles und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten aber — was mir zwar nicht glaublich ist — daß sie bei ihrer Fahrt um Libyen die Sonne zur Rechten gehabt.“

Das wäre also die erste Umsegelung Afrikas, bei der die Rück- fahrt längs der Westküste statthatte und die auch an dem Gestade Kameruns vorbeiführte.

Hanno der
Karthager.

Der karthagische Flottenführer Hanno war es dann, der dem kühnen Zug seiner Ahnherren folgte, nur schlug er die umgekehrte Richtung ein. Im Tempel in Karthago legte er den auf Erztafeln ein- gegrabenen Bericht über seine Expedition nieder. Er ist derart genau, daß man danach fast mit Sicherheit die einzelnen Punkte an der West- küste Afrikas bestimmen kann, die die karthagische Flotte angelaufen hat. Auch wie weit der Vorstofs gegangen, läßt sich aus den Schlufssätzen

jahr geschossen Und weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht nahm in aller Welt Grofs ist, also nennete ich auch den berg: den Grofsen Friedrichsberg.“

(Es handelt sich um die Besitzergreifung eines Landstriches bei Kap tres Puntas, die auf Befehl des Grofsen Kurfürsten durch Major Friedrich von der Gröben stattfand und um Anlage der Veste Grofsfriedrichsburg. — Die Texte sind dem Aufsatz: „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721; verfaßt vom Grofsen Generalstab, Abteilung für Kriegsgeschichte, Berlin 1885“ entnommen.)

des Berichtes folgern und sind gerade diese von Wichtigkeit für die älteste Entdeckungsgeschichte Kameruns, denn Hanno war ihnen zufolge bis in die Bai von Biafra gelangt und hatte den Kamerunberg gesichtet. Diese Schlufssätze lauten:

„... Wir fuhren an einem ganz feurigen Lande vorbei, welches voll von Dünsten war. Sehr große feurige Ströme aber ergossen sich von hier ins Meer. Wegen der Hitze konnte man das Land nicht betreten. Von Furcht ergriffen, schieden wir unverzüglich von hier. Nach viertägiger Fahrt gewahrten wir nachts das Land mit Flammen erfüllt. In der Mitte aber war ein besonders hochreichendes Feuer, größer als die übrigen, welches anscheinend bis zu den Gestirnen reichte. Tags über aber zeigte es sich als ein sehr hoher Berg, der der Träger der Götter heißt“ (*Θεῶν ὄχημα* in der griechischen Übersetzung, in der Hannos Bericht auf uns gelangt ist) „.....“

Der Kamerunberg.

Wir fuhren nicht weiter, da das Getreide anfang zu mangeln.“

Es ist hier nicht der Platz, die Gründe eingehend darzulegen, warum dieser Berg unzweifelhaft der Kamerunberg gewesen ist. Neuerdings haben die Fahrtberechnungen und -beobachtungen des Kapitänleutnants Vanselow, Führer S. M. Fahrzeug Nachtigal, mit Sicherheit dargethan, daß Hannos Fahrt thatsächlich bis in die Bai von Biafra gegangen ist. Die Feuer- und Dampferscheinungen, die er gesehen, kann jeder, der die westafrikanische Küste in der Trockenzeit bis Kamerun längs fährt, heute noch beobachten, wie der Karthager vor 2500 Jahren. Es sind nichts anderes als die gewaltigen Grasbrände und die sich aus ihnen entwickelnden ungeheueren Rauchmassen. Das „besonders hochreichende Feuer“ auf dem „sehr hohen Berg“ ist nichts anderes als gleichfalls ein mächtiger Grasbrand auf dem oberen Drittel eben des Kamerunberges. Auch das kann man heutzutage noch in jeder Trockenzeit beobachten. Das Bild „Feuriger Ströme“ ist thatsächlich der treffendste Vergleich, der für die an einem Hang sich hinauf- oder hinabziehenden Brände gefunden werden kann; jeder, der diese Erscheinung nur einmal zu Gesicht bekommen hat, vergleicht sie unwillkürlich mit einem sich ergießenden Lavastrom. Und schliesslich: Hanno nennt den Berg „Träger der Götter“ — heute heißen die Eingeborenen den Kamerunberg *Mongo ma loba*, d. i. Berg des Gottes. —

Seitdem kam keine Kunde mehr von jenen Gebieten.

Den Schleier, der das Geheimnis des dunkeln Erdteiles dann so lange verhüllte, im Westen und unter anderen Stellen auch in der Ecke des Meerbusens von Guinea gelüftet zu haben: dieses Verdienst

Eigentliche
Entdeckung
Kameruns
1487.

gebührt im Zeitalter der Entdeckungen den unternehmungslustigen Portugiesen und zwar Diego Cao, der dem Gestade entlang segelnd bis an die Mündung des Kongo oder Zaïre, wie er diesen Fluß nannte, kam, 1487.

Bei seiner Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus konnte er wochenlang die Richtung nach Osten verfolgen; eine Reihe gewaltiger Ströme sah er von Norden her sich ins Meer ergießen und schon keimte in ihm im stillen die Hoffnung auf, längs des Südrandes des Festlandes auf dem ersehnten, langgesuchten Seeweg nach Ostindien sich zu befinden. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus der Flut ein mächtiger Gebirgsstock. Das Schiff mußte Südost sich wenden und glitt nun durch ein weites Felsenthor: links ragt der Kamerunberg, der *Mongo ma loba*, fast an 4000 m in die Höhe, rechts das Bergmassiv des Klarence Pik auf der Insel Fernando Po. Der Hafen des heutigen Viktoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese Ankergrund fand und von dieser Entdeckungsfahrt Caos stammt, wenn man von Hannos Reise absieht, die erste Kunde von unserem ältesten, ersten deutschen Schutzgebiet in Afrika, also aus dem Jahre 1486 oder 1487.

Als Namen für die damaligen Bewohner des Kamerungebirges werden uns „Ambozer“ (dieses Wort ist noch erhalten in der Bezeichnung der einen, dem Hafen von Viktoria vorgelagerten Insel Ambas) und „Kalbanger“ überliefert. Ob bzw. inwieweit diese beiden Namen verstümmelte Worte der Eingeborenen oder von den Portugiesen gewählte Bezeichnungen sind, ist ungewiß.

Auch welcher Völkerfamilie diese Stämme angehört haben, ob die heute dort wohnenden Völkerschaften noch Nachkommen dieser sind oder ob seither eine Verschiebung stattgefunden hat, ist wohl nicht mehr festzustellen. Das Eine aber ist sicher, daß die heutigen Tages um das Kamerunästuar wohnenden Dualla weder in Sprache noch Sitten irgend welche Nachklänge portugiesischen Einflusses erkennen lassen, während solcher sowie holländisches Gepräge bei den südlicher wohnenden Küstenstämmen unleugbar noch vorhanden sind. Für kurze Zeit hatten auch Dänen in Kamerun Einfluß. Am ausgeprägtesten ist aber derjenige der Engländer geworden.

Entstehung
der Bezeich-
nung
„Kamerun“.

Das Wort „Kamerun“ stammt aus dem Portugiesischen „rio dos camarãons“. Die Engländer haben daraus „Cameroons“ gemacht und

aus diesem ist unser „Kamerún“ geworden. Ursprünglich darunter nur jener Platz an der Küste verstanden, wo die erste Besitzergreifung statthatte und nun die Regierungsgebäude stehen, hat sich das Wort zur Benennung der ganzen Kolonie eingebürgert.

Geschichte der Forschungsthätigkeit im Nordgebiet von Kamerun bis zum Jahre 1893.

Die Hissung der deutschen Flagge am Kamerunfluß durch Dr. Nachtigal war natürlich nur der allererste Anfang. Allmählich erfolgte Abgrenzung und Erweiterung. Die Verbindung zwischen den einzelnen Gebietsteilen ward durch gegenseitigen Austausch mit englischen und französischen Besitzungen erreicht und so endlich ein zusammenhängendes Schutzgebiet geschaffen. Am 7. Mai 1885 waren die diesbezüglichen Verhandlungen mit England, am 24. Dezember gleichen Jahres jene mit Frankreich der Hauptsache nach zum Abschluß gelangt.

Nun besaß Deutschland eine Kolonie in der Ecke des Golfes von Guinea. Von Land und Leuten dieses ausgedehnten afrikanischen Gebietes wußte es aber vorderhand noch herzlich wenig. Eine wahrheitsgetreue Karte Kameruns zeigte, den schmalen Küstenstreifen ausgenommen, nichts als einen großen, weißen Fleck. Gegen Osten fand er fast gar keine Grenze, im Norden reichte er beinahe bis an den Wasserlauf des Benuë oder genauer bis zu der mit ihm annähernd gleichlaufenden Linie Donga—Gaschka—Kontscha—Ngaundere.

Stand der
Erforschung
Kameruns
bei seiner
Erwerbung.

Diesen weißen Fleck auszumerzen, zu sehen, wie es in dem weiten Hinterland in geographischer, ethnographischer, geologischer, kolonialwirtschaftlicher, kurz in jeder Hinsicht denn eigentlich ausschaue, festen Fuß im Lande selbst zu fassen, wurden vom Reich Aufklärungsvorstöße nach den zwei Hauptrichtungen: Osten und Norden, angeordnet, Expeditionen ausgesandt. Im Osten bahnten sich Hauptmann Kund und Leutnant Tappenbeck, sodann Leutnant Morgen einen Weg ins Innere; letzterer drang gegen Norden vor und traf in Banyo auf den südlichsten Punkt, bis zu dem ein deutscher Forscher, Robert Flegel, von Norden her gelangt war.

Und nun zur aufklärenden und erschließenden Thätigkeit in der Richtung Nord und Nordnordost vom Kamerunästuar aus.

Mit diesen Gebieten beschäftigen sich alle folgenden Abschnitte dieses Buches und so ist es wohl am Platze, Geschichte und Vorgeschichte dieser Expeditionen etwas eingehender zu behandeln.

Entdeckung
der Nigermündungen
1841.

1841 erfolgte die Entdeckung der Nigermündungen durch Engländer, die beiden Brüder Lander. Nun wurden zahlreiche englische Expeditionen in das Gebiet dieses Stromes unternommen. Deutsche aber waren es, welche jener Entdeckung erst ihren wahren Wert gaben.

Entdeckung
des Benuë
1851.

Heinrich Barth war von Tripolis zum Tsâde vorgedrungen. Von hier aus zog er weiter südlich durch gänzlich unbekannte Gebiete, gelangte nach Adamaua und entdeckte 1851 den Oberlauf des Benuë. Dann drang er noch bis zum mittleren Niger vor.

1854 war es wiederum ein Deutscher, Vogel, der den Unterlauf des Benuë entdeckte. Mit diesen Ergebnissen wufste und konnte auch das damals noch zersplitterte Deutschland nichts anfangen, wohl aber die Engländer.

Baikie befuhr als Erster zu Schiff den Benuë weit hinauf und seine Landsleute suchten allerorts Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Auch die englische Mission blieb nicht zurück.

Flegels erste
Forschungs-
reise nach
Adamaua
1879.

Durch sie fand der damals in Lagos wohnende deutsche Kaufmann Robert Flegel Gelegenheit, mit einem der Church Missionary Society gehörigen Dampfer 1879 seine erste Reise nach dem Benuë zu unternehmen und den Strom noch weit über den von Baikie erreichten Punkt hinaus bis nach Adamaua hinein zu befahren. Die außerordentliche Wichtigkeit dieser großen Wasserstraße wurde ihm sofort klar und mit Freuden nahm er nach seiner Rückkehr den ihm von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland gemachten Vorschlag an, in ihrem Auftrage eine neue Reise nach dem oberen Benuë zu unternehmen, um die Wasserscheide zwischen den großen Flüssen Schari, Benuë, Ogowe und Kongo zu erforschen.

1880 trat er seine Reise an.

Flegels
zweite Reise
nach Adamaua
1882.

1882 drang er tief nach Adamaua hinein vor und entdeckte außer zahlreichen Nebenflüssen des Benuë — der Katsena-Allah und der Tarabba sind die bedeutendsten südlichen Zuflüsse — auch die drei Quellbäche dieses Stromes. Streng genommen ist es nur einer. Der südliche Quellbach ist als der Ursprungslauf des Benuë zu betrachten. Die Quelle dieser, für Kamerun bis zur Lebensfrage wichtigen Wasserstraße liegt hart bei Rumde, rein nördlich von Ngaundere, auf 1260 m Meereshöhe. In Sturzbächen von circa 300 m Fall geht das Wasser zu Thale. Hier fand Flegel auch bei einer Höhe von 1600 m die Wasserscheide zwischen dem Benuë und Logon, einem Nebenfluß des in den Tsâde sich ergießenden Schari. Am 18. August 1882 hatte er diesen Punkt erreicht.

Bei den eingeborenen Fürsten fand er das freundlichste Ent-

gegenkommen und schloß mit vielen derselben Freundschaftsbündnisse. Der mächtige Häuptling von Jola bot ihm sogar das Handelsmonopol für Elfenbein an. Flegel lehnte dieses damals „im Interesse des europäischen Gesamthandels“ ab, doch bewog er den Sultan, diesem sein Land zu öffnen. Die kriegerisch bewegten Zustände im Süden von Adamaua setzten dem weiteren Vordringen Flegels in dieser Richtung ein Halt entgegen und nötigten ihn zur Umkehr.

Die oben genannten Orte: Donga, Gaschka, von wo aus er noch einen Vorstoß bis Banyo unternahm, Kotscha, Ngaundere bilden die Grenze, bis zu der er südlich des Benuë, also in dem eigentlichsten nördlichen Hinterlande von Kamerun vorgedrungen ist. In allen seinen Briefen empfahl er mit größter Wärme und Eindringlichkeit baldigste und nachdrücklichste Inangriffnahme und dauernde Erschließung der von ihm bereisten Gebiete, namentlich des reichen Adamaua. Nach seiner Rückkehr nach Europa im Herbst 1884 trat er mit Eifer für den Plan ein, dieses Land für Deutschland zu gewinnen, als ein unschätzbares, wertvolles Hinterland seiner ersten eben erworbenen Kolonie Kamerun. —

Im Jahre 1885 vollzogen sich zwei wichtige Ereignisse: die Aufstellung der Nigerschiffahrtsakte als Kapitel V der Generalakte der Berliner Konferenz, und das Abkommen zwischen Deutschland und England über die Begrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Westafrika (24. Dezember 1885).

Nigerschiff-
fahrtsakte
u. deutsch-
englisches
Abkommen.

Die Berliner Konferenz war zur Herbeiführung internationaler Verständigung unter den am afrikanischen Handel interessierten Mächten am 15. November 1884 zusammengetreten und schloß am 26. Februar 1885 mit Unterzeichnung der in eine Generalakte zusammengefaßten Ergebnisse. Artikel 26 und 28 der Nigerschiffahrtsakte lauten in ihren wichtigsten Sätzen: „Die Schiffahrt auf dem Niger, ohne Ausnahme irgend einer der Verzweigungen oder Ausläufe dieses Flusses, soll für die Kauffahrteischiffe aller Nationen, mögen sie mit Ladung oder Ballast fahren, vollkommen frei sein und bleiben, sowohl bezüglich der Beförderung von Waren wie von Reisenden“ und: „die Nebenflüsse des Niger sollen in jeder Hinsicht denselben Gesetzen wie der Strom selbst unterworfen sein.“ —

Der deutsche Kolonialverein nahm sich mit Eifer der Flegelschen Pläne an. Der Forscher konnte am 25. April 1885, also vor Abschluß des deutsch-englischen Abkommens, aufs neue die Ausreise antreten. Seine kolonialpolitischen Aufgaben waren: unter Begründung von Stationen den Niger und Benuë aufwärts zu gehen, sowie Ver-

Flegels
dritte Reise
nach Ada-
maua 1885.

träge in Adamaua abzuschließen; seine geographische: von da südwärts bis zur Küste von Kamerun durchzudringen.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt. Am 5. Juni 1885 bereits traf in Berlin die Mitteilung von London ein, daß England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Nigerufern bis zum Benuë und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe.

Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einfluß des Tarabba in den Benuë an. Als er aber weiter stromaufwärts ging, stieß er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge das gesamte Ufergebiet des Niger und Benuë bis Jola erworben zu haben.

Die Flegel gestellten Aufgaben blieben unerfüllt; nur eine Station, die am Tarabba, war angelegt. Sie hatte nur kurzen Bestand. —

Einem anderen deutschen Forscher war es vorbehalten, die geographische Aufgabe zu lösen: Dr. Eugen Zintgraff.

Beginn der
vom Reich
angeordne-
ten Vor-
stöße 1886.

Mit ihm, 1886, setzt zeitlich die Inangriffnahme der Erforschung der unbekannten Hinterländer Nord-Kameruns seitens des Reiches ein.

Am 1. Mai 1886 trat Dr. Zintgraff seine erste Ausreise nach Kamerun im Auftrage des Auswärtigen Amtes an.

Der weiße Fleck auf der Karte Nord-Kameruns war immer noch unverändert, nicht einmal das nördliche Küstengebiet war im Zusammenhange bekannt. Hugo Zöller war im Jahre 1884 einige Tage am Südhang des Kamerunberges marschiert, Dr. Schwarz, wenn ich nicht irre, 1885 westlich des Mungo gegen Norden bis Ikiliwindi gekommen, hatte dort eine harmlose Feierlichkeit der gutmütigen Dorfbewohner falsch aufgefaßt und Rückzug zur Küste angetreten: das war so ziemlich alles.

Zintgraffs Aufgabe war nun, wie er sie selbst in seinem Werk „Nord-Kamerun“ angiebt, demnächst, kleinere, aufklärende Reisen ins Land zu unternehmen, um dann nach gewonnenem Überblick Expeditionen in das entferntere Hinterland ins Leben zu rufen.

Zintgraffs
erste Expe-
dition
1886/87.

Der erste dieser kleineren, ziel- und sachbewußt ausgeführten Vorstöße ging den Wuri aufwärts, ein gutes Stück über Jabasi in der Bodimanlandschaft hinaus bis Manga Mena und Buti. Der zweite und dritte führte den Forscher in den nördlichen Nebenfluß des Wuri, den Dibombe, bis zu dessen Stromschnellen, von da ins bergige Gebiet der

Bakossi und bis nach Nyansoso, dem bedeutendsten Ort des Bafaramani-Stammes. Die vierte ausgedehnteste Küstenexpedition unternahm Zintgraff in die Gegenden des Kamerungebirges und durchzog die Gebiete der Bakwiri, Bomboko und Barundu, erschloß also den Ost-, Nord- und Westhang des massigen Gebirgsstockes des Monga ma loba. „So war in den Jahren 1886 und 1887 der nördliche Teil des Schutzgebietes in einem Halbmesser von etwa 125 km in den Küstengebieten durchreist und man konnte nunmehr ein die ferneren Arbeiten festlegendes Programm aufstellen“ (Zintgraff „Nord-Kamerun“).

Im Dezember 1887 bereits setzte sich Zintgraff, ihm beigegeben Zintgraffs
zweite Expe-
dition
1887/89. Leutnant Zeuner, mit einer 50 Mann starken Expedition auf den Marsch nach dem Elefantensee. Am 1. Januar 1888 erklang im unberührten Urwalde auf den Höhen an seinem Ufer der erste Axthieb; er verkündete den Entschluß, festen Fuß im Innern zu fassen. Dr. Zintgraff hatte beschlossen, hier eine Station anzulegen als erste Etappe für das weitere, stetige Vordringen nach Norden: die Barombistation.

„Jahre sind seit jenem Tage dahingegangen“, schreibt er schlicht Anlage der
Barombi-
station
1. I. 1888. in seinen Aufzeichnungen, „wo ich zum erstenmal das Krachen der durch die Axt unserer Schwarzen zu Fall gebrachten Urwaldriesen vernommen habe. Mancher harten Arbeit, die ein wechselvolles, viel-jähriges Expeditionsleben mit sich bringt, habe ich mich stets mit Begeisterung und Eifer unterzogen. Nie aber wieder empfand ich eine so tiefinnerliche Befriedigung wie damals am Neujahrstage 1888. Die unerschütterliche Zuversicht drängte sich mir in plötzlicher Erkenntnis auf, daß der eingeschlagene Weg der richtige sei und daß er, wenn auch langsam, so doch sicher zu dem mir vorschwebenden Ziel führen würde: zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes unseres Kamerungebietes von Kamerun zum Benuë!“

Im gleichen Jahre erfolgten noch zwei Vorstöße gegen Norden; der erste ging bis in das Gebiet der Batom, der zweite liefs den Forscher bis in das Banyangland dringen. Hier trat der Häuptling dieses Stammes einem Weitermarsch feindselig entgegen. Über drei Wochen safs Zintgraff in Ntok-Difang, dem Hauptort der Banyang, fest, schliesslich nicht viel mehr als ein Gefangener. Für den Reisenden war diese Sperre um so unerträglicher, als er mit diesem Vorstofs in einem Zuge ja viel weiter und tiefer nach Norden gelangt war, als er beim Aufbruch von der Barombistation erwartet und weil er berechtigten Grund zu der Annahme hatte, nicht mehr weit von der Südgrenze des ersehnten Adamaua entfernt zu sein.

Aber diesmal mußte Zintgraff auf ein weiteres Vordringen verzichten und sich zum Rückzuge entschließen, „allerdings mit der festen Absicht, sobald als möglich wiederzukehren und das unterbrochene Unternehmen mit frischen Kräften einem glücklichen Ende entgegenzuführen“.

Schon am 19. Dezember 1888 trat der unermüdliche Reisende mit 175 Mann aufs neue von der Barombistation aus den Vormarsch an.

Leutnant Zeuner blieb zurück und klärte in kleineren Streifen im Westen gegen die Stromschnellen des Calabar, im Osten gegen die Bafaramaniberge auf.

Erreichung
der Süd-
grenze
West-Ada-
mauas
12. I. 1889.

Am 1. Januar 1889 war Zintgraff wieder in Ntok Difang. Die Banyang waren friedlichen Unterhandlungen abgeneigt und so mußte in mehrtägigen Gefechten der Durchmarsch durch das Land erzwungen werden. Am 12. Januar erstieg der Forscher — der erste Weiße, der je diese Gegenden betreten hat — den Steilabfall der westinnerafrikanischen Hochebene. „Endlich“, schildert er diesen bedeutsamen Augenblick, „schon haben wir die ersten wahrhaftigen Grasbüschel des Hochlandes mit unseren Händen erfaßt, die ersten Blumen, bienenumsummte Blumen des Graslandes gesehen und gepflückt, und um 11⁴⁰ V. stehen wir oben, 1400 m hoch! Das *θάλαττα*, *θάλαττα* der Xenophontischen Scharen kann nicht froher erklingen sein als das »grass, grass, massa« meiner Träger.“ Der Südrand der Südgrenzgebiete von West-Adamaua war erreicht.

Nach einem weiteren Tagemarsch gelangte Zintgraff zu einem der mächtigsten der diese Grenzdistrikte bevölkernden, menschenreichen Stämme, den Bali und wurde von ihrem Häuptling Garega freundlich aufgenommen. Nur zu freundlich. Wie bei den Banyang, so fand der Reisende auch hier Schwierigkeiten bezüglich des Weitermarsches. „Ernsteste Gedanken waren es“, lautet eine Stelle seines Tagebuches, „unter denen ich einschlief. Garega, der bei großer Macht ein Ansehen über seine Leute besaß, wie ich es vorher noch nirgends gesehen hatte und, mit dem verglichen, die Häuptlinge in Kamerun als ärmliche Dorfschulzen erschienen, war augenscheinlich ein Mann, der hoch über den Negern der Küste stand Die veränderte Stimmung meiner Schwarzen verriet ähnliche Gefühle auch bei ihnen und alles schien darauf hinzudeuten, daß hier ein neuer Abschnitt in meinem afrikanischen Reiseleben beginnen würde.“ Und einige Tage später: „ hier konnte ich voraussichtlich noch längere Zeit“ (als bei den Banyang) „festliegen müssen. Da war Geduld und Ausharren

zunächst das einzig Richtige und der Gedanke an Gründung einer Station gewann festere Gestalt in mir.

Ich befand mich unter einer zahlreichen und aufgeweckten Bevölkerung mit einem ebenso klugen, wie zäh seine Pläne verfolgenden Häuptling an der Spitze, der sich einer fast schrankenlosen Gewalt über seine Unterthanen erfreute. Dabei waren Volk und Herrscher von einem tadellosen Verhalten mir und meinen Leuten gegenüber, nur dafs sie uns zunächst nicht fortlassen wollten. Das Land selbst, an 1300 m hoch gelegen, schien gesund, fruchtbar und schön, auch waren hier in der Nähe die eigentlichen Elfenbeingegenden. Wenn also eine Station in diesen Gegenden angelegt wurde — und dafs dies eines Tages der Fall sein mußte, unterlag keinem Zweifel — so war Bali der geeignetste Ort.

Eine auch nur wenige Tagereisen weiter ins Innere vorgeschobene Station würde immer mit dem Neid der übersprungenen Stämme zu rechnen, jedenfalls im Anfange mit diesen zu kämpfen gehabt haben. Wohl aber war Aussicht vorhanden, wenn man dieses kriegerische Volk der Bali zu Freunden zu gewinnen und ihre Interessen fest und dauernd an die unserigen zu binden verstand, mit den ferner wohnenden Stämmen ebenfalls freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können.

Dies waren die durch das Schwierige meiner Lage noch annehmbarer gemachten Gründe, die mich auf den Vorschlag Garegas, erst nach längerem Aufenthalte bei ihm ins Innere vorzudringen, einzugehen bestimmten, und damit war die Anlage einer Station beschlossene Sache.“

Am 6. Februar 1889 erhob sich das erste Haus derselben. Zintgraff gab dieser Station, die der am weitesten nach Norden ins Innere vorgeschobene Posten war und bleiben sollte, den Namen Baliburg.

Anlage der
Station Bali-
burg
6. II. 1889.

Nun aber drängte er zum Weitermarsch. Garega suchte auch jetzt noch, wohl zum grofsen Teil aus Mißtrauen in das Versprechen des Weissen, wiederzukommen, denselben zu verzögern. Endlich am 25. April stand die Expedition marschbereit. Zunächst ging der Marsch in Nordwestrichtung über Bandeng und Bafut — zwei Orte, die später der Expedition so verhängnisvoll werden sollten und von denen das letztere unter seinem Häuptling Gualem auch diesmal schon den Untergang plante, dem Zintgraff nur durch Gewaltmärsche entging. Am 8. Mai erreichte er nach Überschreitung des Oberlaufes des Katsena-Allah, eines Nebenflusses des Benuë, ein Grenzdorf des Sultanats Takum und trat damit in das eigentliche Adamaua ein.

Nachdem die Sperre der volkreichen, kriegerischen Grenzvölker überwunden war, gestaltete sich der weitere Verlauf der Reise wesentlich leichter.

Erreichung
des An-
schlusses an
Flegels
Reisen.

Am 28. Mai, über Takum marschierend, zog Zintgraff in Donga ein. Dieser Tag ist für die Erforschung Adamauas denkwürdig, denn hiermit war der Anschluß an Flegels Reisen gewonnen. „Mit Wehmut gedachte ich“, schreibt Zintgraff, „des so früh dahingeshiedenen Forschers, der einst von Norden ausgehend demselben Ziel zugestrebt hatte, das ich als erster Europäer von Süden kommend nunmehr glücklich erreicht hatte.“ Damit hat Zintgraff die ihm gestellte geographische Aufgabe, Adamaua vom Golf von Guinea aus zu erschließen, gelöst.

Am 6. Juni, mittags, stand die Expedition am Ufer des Benuë bei Ibi, einer Handelsstation der Royal-Niger-Company, nachdem sie bis Okari den Flegelschen Reiseweg benutzt hatte. Von hier ging der Marsch, in Bantadji des gleichen Forschers einstige Strafse kreuzend, nach Bakundi am Tarabba und von da, wieder mit Flegels Weg zusammenfallend, nach Gaschka (wie Flegel, Gáschaka, wie Zintgraff den Namen schreibt).

Hatte bisher seine Reise vom Eintritt in das eigentliche Adamaua an vorwiegend nur geographische Bedeutung — denn bislang hat er sich in der englischen Interessensphäre bewegt — so beabsichtigte er, nunmehr in Deutsch-Adamaua angelangt, außer Fortsetzung der geographischen Erschließung auch kolonialpolitische und -wirtschaftliche Ziele zu verfolgen. Das war ja gleichfalls einst einer der Aufträge gewesen, mit denen Flegel zum drittenmal nach Adamaua gegangen war. Seine weitere Absicht war demzufolge, jene Gebiete zu erreichen, in denen die handeltreibenden Haussa die Rohprodukte, namentlich Elfenbein und Gummi, an der Quelle einkaufen. Es sind das die im Bogen um die Sultanatsitze Gaschka, Banyo, Tibati und Ngaundere liegenden Landschaften.

Alle diese genannten Sultanate und Landschaften stehen in einem, wenn auch lockeren Abhängigkeitsverhältnisse vom Sultan von Jola. Dank den mit England getroffenen Übereinkommen liegt Jola in der englischen, die mehrerwähnten Gebiete in der deutschen Interessensphäre. Der Sultan von Gaschka erklärte Zintgraff höflich, aber bestimmt, daß er ihn ohne Erlaubnis seines Oberherrn in Jola nicht nach Banyo reisen lassen dürfe. Kurz entschlossen trat Zintgraff von Gaschka den Marsch nach Jola an, sich diese Erlaubnis selbst zu holen. Über Doho, Kotscha, Laro, teils auf der Flegelschen Strafse,

teils auf neuen Wegen kam er am 29. Juli dort an. Zwei Tage Aufenthalt in der englischen Hauptstadt Deutsch-Adamauas genügten, ihn erkennen zu lassen, daß er unter keinen Umständen die Erlaubnis erhalten würde, nach Banyo zu gehen. Gleich wie Flegel, so scheiterte auch sein Nachfolger mit der kolonialpolitischen Aufgabe in Adamaua nicht am Widerstande der Eingeborenen, sondern an dem der Engländer.

Am 15. August ritt Zintgraff unverrichteter Dinge in Gaschka wieder ein. Auf einem neuen Wege trat er die Rückkehr nach der Station Baliburg an.

Baliburg sollte zum Mittelpunkt für die künftige Verwaltung dieser Gegenden, des eigentlichen Nordhinterlandes von Kamerun, gemacht werden, zugleich Stützpunkt und Ausgangspunkt für alle wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Unternehmungen jeglicher Art gegen den Benuë zu — und darüber hinaus.

Das Auswärtige Amt trat den Vorschlägen des Forschers bei und warf Mittel aus zur Ausführung einer neuen Expedition unter Führung Dr. Zintgraffs.

Aufgaben
der Station
Baliburg.

Zintgraffs
dritte Expe-
dition
1890/93.

Am 1. September 1890 schiffte sich Zintgraff, der persönlich Bericht erstattet hatte, wieder nach Kamerun ein. An Stelle des am 23. April gleichen Jahres in Lagos am Fieber gestorbenen Leutnants Zeuner begleitete den Führer Leutnant von Spangenberg. An Trägern wurden 375 Mann angeworben.

Am 9. Dezember 1890 traf die ganze Expedition auf Baliburg ein. Die Anbahnung der neuen von Zintgraff beabsichtigten Zustände ging anfangs in jeder Beziehung nach Wunsch, als mit einem Male ein Ereignis über die junge Unternehmung hereinbrach, das alle erungenen Vorteile über den Haufen warf, ja den ganzen Bestand der Station in Frage stellte.

Zur Anknüpfung von Beziehungen sandte Zintgraff zwei seiner Leute nach Bafut. Da kam am 28. Dezember die Nachricht, der Bafuthäuptling habe diese beiden Boten getötet und der von Bandeng sei mit ihm im Einverständnis. Es war dasselbe Bafut, das sich schon beim erstmaligen Betreten durch Dr. Zintgraff bei seinem Vorstofs nach Norden diesem feindlich gesinnt gezeigt hatte. Das forderte Sühne, schon zur Wahrung des Ansehens des Weissen. Zuerst versuchte Zintgraff eine solche auf friedlichem Wege zu erreichen durch Vereinbarung eines zu zahlenden Wehrgeldes. Diesen Versuch faßten Bafut und Bandeng, die sich unterdessen offen als Bundesgenossen erklärt hatten, als Zeichen von Furcht auf. Also blieb nichts übrig als die ultima ratio: Krieg. Die Bali machten diese Verwicklung, die

streng genommen innere Angelegenheit der Expedition war, zu ihrer eigenen.

Diesem Umstande, daß sie sowohl jetzt als auch im weiteren Verlauf unentwegt zur deutschen Sache hielten, ist es zu danken, daß dieser Zwischenfall nicht zur Katastrophe wurde, daß überhaupt die deutsche Flagge in jenen Gebieten nicht ganz verschwinden mußte. Der Gang der Ereignisse wird dies zeigen.

Unglück-
liches Ge-
fecht bei
Bandeng
31. I. 1891.

Am 30. Januar 1891 marschierte die gesamte Expedition mit Dr. Zintgraff, 4 Europäern, 370 Trägern, ferner an 3000 Bali, zu denen unterwegs noch etwa 600 Krieger aus Vasallendörfern stießen, von Bali-burg ab (siehe Skizze auf S. 21). Zuerst sollte das etwa 20 km entfernte Bandeng angegriffen werden. Der mit dem Morgengrauen des 31. Januar unternommene Überfall glückte vollkommen. Gegen Mittag waren die Angreifer bis auf den Marktplatz des gestürzten Dorfes vorgedrungen und hatten sich die Bali, nach ihrer Kampfweise, bereits allenthalben zerstreut, um Beute zu machen. Diesen Zeitpunkt benutzten die gewichenen Bandengs, die gerade jetzt auch Unterstützung von Bafut, das nur zwei Stunden entfernt liegt, erhalten hatten, zum Vorstoß und warfen sich auf die plündernden Scharen. In regelloser Flucht flutete alles zurück. Auch die Leute der Expedition, die ja nur Träger, aber nichts weniger als eine reguläre Truppe waren, zerstreuten sich vor dem Anprall. Die Verfolgung dauerte zwar nicht lange; einmal liegt das nicht in der Kampfweise dieser Stämme, und dann ging auch der Tag zur Neige. Aber nun trat noch etwas ein, diesen Tag zu einem dies Alliensis, namentlich für die Expedition, zu machen. Ermattet hatten die Angreifer nach ihrer Flucht in den vorerwähnten Vasallendörfern, die zwischen Bali und Bandeng lagen, Rast gemacht. Die verräterischen Bundesgenossen, die sich nun der Rache des siegreichen Bafut und Bandeng preisgegeben sahen, suchten das drohende Unheil dadurch abzuwenden, daß sie die in ihren Dörfern ausruhenden Bali und Angehörigen der Expedition überfielen. Zintgraff hatte sich mit Teilen der Flüchtigen hier nicht aufgehalten, sondern war noch nachts nach der Station zurückgegangen. Das war seine und ihre Rettung. 4 Europäer, 170 Träger der Expedition und mehrere 100 Bali waren gefallen.

Rückzug.

Der von der Küste her sehnlichst erwartete Munitionsnachschub blieb aus, die ganze Lage war schwer erschüttert: so beschloß Dr. Zintgraff vorerst, hier oben die unhaltbare Stellung aufzugeben und mit den Trümmern der Expedition selbst an die Küste zu marschieren. Auf dem Rückmarsch bereits wieder an späteres Vor-

dringen denkend, legte er im Gebiet der Banyang, zwei Tagemärsche vor Beginn des Anstieges zu dem Hochland, auf dem noch vor wenig Wochen die deutsche Fahne so zukunftsverheißend geflattert hatte, eine Station an, Mi-Yimbistation, und liefs hier einen Expeditionsmeister mit einem Teil der Träger als Besatzung.

Anlage der
Mi-Yimbi-
station
II. 1891.

Von Kamerun aus sandte er nach Deutschland Bericht und dringende Bitte um Ersatz der Gefallenen, um Waffen und Munition, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Durch das Festhalten der Bali an der deutschen Sache in seinem berechtigten Glauben an ihre Treue bestärkt, sah er in einer Massenbewaffnung des Stammes und Heranbildung einer Schutztruppe aus ihnen „die einzige Möglichkeit, sich dort oben auf die Dauer zu halten und auszubreiten“.

In dieser kritischen Lage der Dinge setzte meine Thätigkeit im Nordgebiet von Kamerun ein.

Eintreffen
des erbete-
nen Ersatzes
VI. 1891.

Das Auswärtige Amt sandte, der Bitte Zintgraffs entsprechend, mit dem gleichen Dampfer, der mich hinausführte, 2000 Jägerbüchsen M/71 und 80 000 Patronen; und bestand meine nächste Aufgabe darin, diese Waffen und Munition Zintgraff zuzuführen. Am 13. Juni, mittags, ging der Dampfer im Kamerunfluß vor Anker. Dr. Zintgraff hatte lange an der Küste sehnlichst auf die personelle und materielle Verstärkung gewartet, sich aber endlich, erst vor wenigen Tagen, nach der Barombistation begeben; dorthin sollte der Ersatz sobald als möglich nachfolgen und hatte er zu diesem Zweck den Rest seiner Träger an der Küste belassen. Außerdem brachte ich etwa 30 neu angeworbene von Monrovia mit.

Am 15. Juni fuhr ich an der Spitze einer kleinen Flottille von Kanus, welche sämtliche Gewehre und Patronen trug, über den Kamerunfluß in die Krieks hinein und den Mungo hinauf. Die Regenzeit hatte bereits eingesetzt und verlangsamte die Fahrt außerordentlich, so dafs ich erst nach zehn Tagen die am Fluß gelegene, gleichfalls von Zintgraff angelegte Station Mundame erreichte. Von da wurde alles nach der einen Tagemarsch nordwestlich gelegenen Barombistation geschafft, wo ich auch Dr. Zintgraff traf. Hier ward der Plan zum neuen Vordringen nach Baliburg entworfen.

Zunächst galt es, wieder festen Fuß im Grasland zu fassen, dem treugebliebenen Stamm der Bali zu Hülfe zu kommen und damit das Ansehen der deutschen Flagge wieder aufzurichten.

Neues Vor-
dringen
nach dem
Grasland.

Zu diesem Zwecke war es von hoher Wichtigkeit, möglichst be-

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

schleunigt Gewehre, Munition und Tauschwaren, soweit als nur zugänglich, ins Innere zu schaffen.

Um den Eindruck auf die Stämme um Bali zu erhöhen, sollten diese neuen Kampfmittel auf einmal oder wenigstens in einigen, wenigen großen Massentransporten ins Grasland geworfen werden. Dafür war aber von Barombistation die Entfernung bis Baliburg viel zu weit, die Zahl der Träger viel zu gering. Von den 370 Mann, an deren Spitze Zintgraff am 9. Dezember vorigen Jahres im Grasland eingezogen war, waren 170 bei Bandeng gefallen, einige waren in Baliburg zurückgeblieben, weitere 20 in die auf dem Rückmarsch flüchtig errichtete Mi-Yimbistation gelegt, so daß auf Barombistation mit Einschluss einiger Bali und Banyangleute rund 150 Mann als Träger uns zur Verfügung standen. Die Zahl der fortzuschaffenden Lasten betrug: 200 Gewehrlasten (je 10 Gewehre), 160 Patronenlasten (je 500 Patronen) und an 70 Lasten mit Tauschwaren, also im Ganzen rund 450 Lasten. Dazu kam, daß die Banyang, zu denen natürlich auch die Kunde von dem Mißgeschick der Expedition gelangt war, sahen sie doch den Führer mit den Resten derselben den Rückzug antreten, eine feindselige Haltung anzunehmen drohten. So beschlossen wir, etappenweise vorzugehen.

Im Banyanggebiet war bereits die Mi-Yimbistation als letzte Etappe im Waldland vor dem Eintritt in die Grasgebiete angelegt. Nun sollten zwischen Mi-Yimbi- und Barombistation, vor dem Banyangland gelegen, zwei Zwischenstationen errichtet werden; und wählten wir das bisher der Expedition stets freundschaftlich gesinnte Dorf der Ngutileute unmittelbar an der Banyanggrenze und, näher gegen Barombi zu, Dikumi in der Batomlandschaft.

Anlage der
Batom-
station
3. VII. 1891.

Am 28. Juni 1891 begann der Vormarsch, den ich mit sämtlichen vorhandenen Trägern antrat. In Dikumi angelangt, wurde sofort der größte Teil derselben wieder nach Barombi zurückgesandt. Einstweilen legte ich in Dikumi eine Station an, die Batomstation. In ununterbrochen gehenden Trägerzügen ward alles hierher geschafft. In gleicher Weise fand das Vordringen nach Nguti statt, wobei wiederum ich den Reigen eröffnete.

Schwere Besorgnis erfüllte mich, als ich, in Nguti mit dem Vortrab angekommen, keinerlei Kunde über den auf Mi-Yimbistation befindlichen Expeditionsmeister erlangen konnte, vielmehr von kriegesischen Zusammenrottungen im Banyanglande hörte. Da mußte vor allem Aufklärung gegen Mi-Yimbi zu geschaffen werden. Mit 100 Trägern, denen ich nur halbe Lasten auflud, um jederzeit gefechts-

bereit zu sein, unternahm ich bald nach meinem Eintreffen in Nguti einen Vorstofs ins Banyanggebiet. Geschlossen ging es bis Ntok-Difang am ersten Tage. In den zahlreichen Ortschaften der Banyang waren zum Teil die Bewohner geflohen, in einigen nur mehr die Männer zurückgeblieben, die mich mit finsternen Blicken empfingen. Offene Feindseligkeit wagten sie nirgends. Von dem Weissen auf Mi-Yimbi keine Kunde. Am nächsten Tage bei meinem Weitermarsch nach Nfo-Tabe kam mir unterwegs das Gerücht zu Ohren, dafs dortselbst ein Europäer sich befinde. Und wirklich, eine Stunde vor dem Orte kam mir der wackere Caulwell, so hiefs der auf Mi-Yimbi von Dr. Zintgraff zurückgelassene Expeditionsmeister — auch ihn deckt schon lange die afrikanische Erde — mit 15 seiner Leute entgegen. Nun war die Verbindung zwischen Barombi- und Mi-Yimbistation hergestellt und damit ein bedeutender Schritt zur Neugewinnung der Baliburg gethan. Die Nachschaffung der Lasten bis fast an die Grenze des Hochlandes, bis auf vier Tagemärsche von Baliburg, war gesichert. Anfang August waren so ziemlich alle bis Mi-Yimbi gebracht.

Da trat dem Weitermarsch ein lähmendes Hindernis entgegen. Die Träger weigerten sich, aufs neue zum Hochland hinaufzusteigen, wo 170 ihrer Kameraden gefallen waren. Sie fürchteten neue Gefechte und neue Niederlagen. Nur etwa 25 Mann wollten uns folgen. Gemäfs den Expeditionsartikeln zerrissen wir ihre Lohnbücher; nun brachen sie in offene Meuterei aus. Zwei Tage und drei Nächte schossen wir uns mit unseren ehemaligen eigenen Trägern herum; dann verlief sich das Gesindel in den Busch und zog plündernd durch das ganze Waldland truppweise der Küste zu. Wir aber safsien vorerst ohne Träger fest — die 25 Mann, die zu uns hielten, konnte man ja bei einer Zahl von 450 fortzuschaffenden Lasten nicht rechnen. Das war der 10. August.

Meuterei
der Träger
VIII. 1891.

Doch die Bali halfen uns. Das Gerücht unseres neuen Vordringens war auch zu ihnen gelangt.

Am 20. August hatten Dr. Zintgraff und ich beschlossen, der unfreiwilligen Unthätigkeit um jeden Preis ein Ende zu machen und mit 15 Mann — mit 10 sollte Caulwell auf Mi-Yimbi zurückbleiben — den Vormarsch nach Bali anzutreten: wir mufsten klar sehen, wie da droben die Dinge seit dem Rückzug Zintgraffs Anfang Februar sich gestaltet hatten. Wir hatten mit unserer kleinen Schar eben den Mi-Yimbifluß überschritten; da tauchte vor uns ein langer Zug hochgewachsener dunkler Gestalten auf, an ihrer Spitze der getreue Expeditionsmeister Carstensen, der unter den schwierigsten Verhältnissen auf seinem Posten dort oben ausgeharrt hatte. Über 300

Wiederein-
treffen im
Grasland
25. VIII.
1891.

seiner Leute hatte der Balihäuptling Garega uns auf die Nachricht unseres Vorrückens hin entgegengeschickt. Am 25. August zogen wir in Baliburg ein. Der Nachschub der Lasten dauerte noch geraume Zeit fort, da den des Tragens ganz ungewohnten Hochländern kaum der vierte Teil der üblichen Trägerlast in Westafrika (20 kg) aufgepackt werden konnte.

Die allgemeine Lage fanden wir besser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Bafut und Bandeng waren wenigstens nicht angriffsweise vorgegangen; die Bali hielten nach wie vor unentwegt zu uns.

Die nächste Thätigkeit war Neuanlage der Station, Neuanknüpfung von Verbindungen bzw. Festigung friedlicher Beziehungen mit freundschaftlich gesinnt gebliebenen Nachbarstämmen und Rüstung gegen die große Überzahl feindlicher, an ihrer Spitze Bafut und Bandeng.

Eine nebenstehende Skizze mag die „politische Konstellation“ bei unserem Eintreffen auf Baliburg veranschaulichen.

Vertrag mit
Garega
28. VIII.
1891.

Mit Garega wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge er sich und sein Land, sowie alle etwaigen späteren Erwerbungen, förmlich unter die Oberhoheit Deutschlands stellte.

Unterdessen war der Waffen- und Munitionsnachschub ununterbrochen weiter gegangen, unter die Bali bereits mehrere 100 Gewehre nebst Munition verteilt und sie Tag für Tag auf einem neben der Station erbauten Schießplatz notdürftig im Schiessen unterwiesen worden. Denn, dachten wir auch ohne reguläre Truppe und überhaupt jetzt noch nicht daran, gegen Bandeng und Bafut vorzugehen, so sollte doch wenigstens der Abfall der Vasallendörfer während des Bandenggefechtes Bestrafung finden.

Strafzug
gegen ver-
räterische
Stämme
13./14. X.
1891.

Am 13. Oktober sammelte sich die Streitmacht der Bali in dem befreundeten Bamignie (s. nebenstehende Skizze). Nachts marschierten wir, d. h. ich mit den Bali, verstärkt durch 800 Bamigniekrieger, insgesamt an 2000 Mann — Zintgraff blieb auf der Station zurück — bis an die Farmen von Bafutchu. Ich wollte die drei nahe bei einander liegenden Dörfer in einem Zug eines nach dem anderen stürmen, und, mit dem Bandeng zunächst liegenden den Anfang machend, gegen Bamignie zurück „arbeiten“, da ich ein Eingreifen der Bandeng zu gewärtigen hatte. Wie seinerzeit bei Bandeng glückte auch hier die Überrumpelung vollständig. Auch Bambutu und Bangoa wurden gestürmt. Aber auch hier sollte der Rückzug verhängnisvoll werden, wenn auch nicht in dem Maße wie damals bei Bandeng. Die Bali wandten sich in ihrer begreiflichen Erbitterung nach Erstürmung von Bangoa noch-

Erläuterungen: 1) —: freundlich gesinnte Stämme; — — —: feindlich gesinnte Stämme; nicht unterstrichen: neutral; —: im Gefecht bei Bandeng abgefallene Vasallendörfer. 2) Eingeklammerte Zahlen neben den Ortsnamen: Einwohnerzahl (rund).

mals zurück gegen Bambutu und Bafutchu. Mir gelang es mit Mühe, etwa 200 Mann, annähernd geschlossen, nordwestlich Bangoa zurückzuhalten als Flankenstellung, da ich stündlich auf das Eintreffen der Bandeng wartete. Und sie waren auch unterdessen gekommen. In wilder Flucht wälzten sich die Schwärme aus der Richtung Bafutchu — Bambutu zurück gegen Bamignie, von überlegenen Scharen verfolgt; es waren die Bandeng. Als ich das erkannte, befand ich mich mit meiner handvoll Leute eigentlich schon von der direkten Rückzugslinie auf Bamignie abgeschnitten. Ich hatte nur noch so viel Gewalt über die bei mir befindlichen Bali, daß ich sie zu einem ein paar Minuten dauernden Schnellfeuer in der Masse zusammenhalten konnte, dann flutete alles, nach Osten ausbiegend, rückwärts. Waren durch das ungezielte Feuer mit den neuen Hinterladergewehren auch wohl keine besonderen Verluste beim Gegner bewirkt, so hielt ihn doch die bedenkliche Tragweite der Geschosse etwas zurück und es gelang uns, Bamignie spät abends zu erreichen. Wieder hatte ein an sich siegreiches Gefecht mangels geschlossenen Rückhalts sich fast in eine Niederlage verwandelt: die Bali und Bamignie hatten zusammen an 100 Mann verloren. Dafür allerdings waren die drei verräterischen Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und auf dem Versammlungsplatz in Bali lagen die nächsten Tage über 200 erbeutete Köpfe.

Ausbildung
einer
Schutz-
truppe.

Ich begann nun mit der Schaffung einer Truppe. Kriegerisch veranlagt waren die Bali, tapfer waren sie auch, das hatte ich selbst gesehen, nun kam es darauf an, ob sie auch zu soldatischem Drill, zum Gehorsam, zur Feuersdisciplin heranzubilden waren. Und der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Ich arbeitete ein den Verhältnissen angepaßtes Reglement, vorerst nur für geschlossene Verwendung, aus (siehe Anhang zu Abschnitt IV) und brachte nach und nach die Stärke dieser aus Eingeborenen des eigenen Landes geschaffenen Schutztruppe bis auf nahezu 150 Mann. Im gleichen Jahre noch hatte ich Gelegenheit, einen bis dahin ausgebildeten Zug von 30 Mann in einem kleineren Gefechte zu führen. Ich wurde auf dem Marsch von Bameßon nach der Station zurück unerwartet von den Bapigni (s. Skizze S. 21) angegriffen; aber der Zug folgte den Kommandos zum Aufmarsch und zur Feuerabgabe wie auf dem Exerzierplatz, und der Angriff ward mit Verlust auf Seite der Bapigni abgeschlagen. Es war am Christabend des Jahres 1891. Von da ab war das Vertrauen zu ihrem Führer — „fuon-nakang“, d. i. Herr des Gewehres, nannten mich fortan die Bali — und zur neuen Kampfarm gewonnen.

Gefecht
gegen die
Bapigni
24. XII. 1891.

Nicht geringe Unterstützung bei der weiteren Ausbildung der

Truppe fand ich in dem Ende Dezember der Expedition zugeteilten Leutnant a. D. v. Steinäcker.

Das Wiedererscheinen des Weissen, die Neuanlage der Station Baliburg, die vielen Gewehre sowie die Tauschwaren, die ins Land kamen, der Strafzug gegen die verräterischen Vasallen: all das machte Eindruck im Lande. Zwei bisher neutrale Stämme: Bafuen und Bamunda baten um Freundschaftsbündnis; Bafut, der alte Gegner, streckte vorsichtig Fühlhörner aus, die Geneigtheit des Weissen zu etwaiger friedlicher Beilegung des palavers zu erkunden.

So durften wir uns zu Beginn des Jahres 1892 sagen, daß die auf Barombistation, Anfang Juli 1891, aus der damaligen Lage der Dinge sich ergebenden Aufgaben nunmehr nach Verlauf eines halben Jahres trotz grosser Schwierigkeiten gelöst waren: wir hatten so ziemlich alles, was an Waffen, Munition und Tauschwaren damals auf Barombi lag, nach Baliburg heraufgeschafft; wir hatten hier oben wieder festen Fuß gefasst und die deutsche Flagge war wieder geachtet, wurde gesucht.

Stand der Dinge Anfang 1892.

Anfang Mai stieg Dr. Zintgraff ins Waldland hinab. Leutnant v. Steinäcker begleitete ihn. Ich, der ich mit den Verhältnissen im Grasland bekannt war, dem die Bali großes Vertrauen entgegenbrachten und an dem die Truppe als ihrem Führer hing, blieb oben.

Vom 5. Mai 1892 ab saß ich allein auf Baliburg. Als meine Aufgaben da droben auf dem vorgeschobenen Posten im Nordgebiet von Kamerun hatte ich zu betrachten:

Allein auf Baliburg, vom 5. V. 1892 ab.

1. Beibehaltung der bestehenden guten Beziehungen zu den Bali und den freundschaftlich gesinnten Stämmen des Graslandes.
2. Ausdehnung des deutschen Einflusses und Anerkennung unserer Flagge bei bisher feindlich gesinnten Stämmen.
3. Fortsetzung der Ausbildung und Vermehrung der geschaffenen Schutztruppe.
4. Fortsetzung wissenschaftlicher Beobachtungen; streng genommen, Beginn derselben. Denn jetzt erst oder genauer vom Anfang 1892 ab konnte dieser Thätigkeit hier oben die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet werden.

Auch die Station ward jetzt erst vollständig ausgebaut.

Zintgraff war unterdessen im Waldland nicht müßig. In außerordentlich günstiger Lage, das ganze Banyangland beherrschend, legte er die Tintostation an, einen Tagemarsch südlich der alten Mi-Yimbistation. Die Station in Nguti, die nur vorübergehenden Zwecken beim neuen Vordringen in die Hochlande gedient hatte,

Anlage der Tintostation v. 1892.

ward aufgelassen. Die von mir bei gleicher Gelegenheit errichtete Batomstation ward auf einen geeigneteren Platz verlegt und ausgebaut. Die Anlage von Wegen, zuerst natürlich nur im Aushauen und damit Verbreiterung der bisherigen, schmalen Buschpfade bestehend, sowie deren Instandhaltung, konnte nun von den Waldlandstationen aus in Angriff genommen werden.

Streife ins
Waldland
13. VI. bis
14. VII. 1892.

Um den Banyang die neu gefestete und verstärkte Macht des Weißen, der da droben im Hochland auf Baliburg in ihrem Rücken saß, zu zeigen und sehr notwendig gewordenen Munitionersatz zu betätigen, machte ich Juni und Juli 1892 mit 50 Mann meiner Truppe eine Streife hinunter zur neuen Tintostation. (Auch durfte ich hoffen, hierbei meine auf dem erstmaligen Durchzug durch diese Gebiete gesammelten, naturgemäße recht lückenhaften geographischen u. s. w. Beobachtungen etwas vervollständigen zu können.) Die Banyang thaten mir auch den Gefallen: sie nahmen den letzten Anlauf, dem gehafsten Europäer, der die Sperre ihres einträglichen Zwischenhandels so nachdrücklich und so weit ins Innere hinein durchbrochen hatte, Schwierigkeiten zu bereiten, und gaben mir so Gelegenheit, ihnen die Wirkung der neuen Waffe in der Hand einer europäisch geschulten Truppe sehr nachdrucksam zu zeigen. Von da ab war, solange ich auf Bali saß, Ruhe; die Strafe bis Mundame am Mungo frei.

Dort hatte unterdessen Zintgraff die bestehende Station zu einer großen Sammelstation, zur Hauptniederlage für die Bedürfnisse der Expedition, sowie des Nord-Hinterlandes überhaupt, erweitert.

Im Grasland machte die Durchführung meiner Aufgaben langsame, aber stete Fortschritte. Sie verlangte nur Zeit und — Geduld, die nach Nachtigals so wahren Ausspruch gerade „in Afrika das Geheimnis jeglichen Erfolges in sich birgt“. „Aber sie zu üben, ist oft nicht leicht“, setzt er hinzu. Ich hab's an mir selbst erfahren; das muß ich jetzt, wo ich sieben Jahre später ruhig und leidenschaftlos zurückschaue, eingestehen. —

Stand der
Dinge Ende
1892.

So nahte der Schluß des Jahres 1892. Ich fasse nachstehend die Lage der Dinge um Weihnachten dieses Jahres, die Früchte unserer Arbeit in Wald- und Grasland seit Antritt unseres Vormarsches von der Barombistation am 28. Juni 1891, kurz zusammen.

1. Wie sich unsere Stellung in den Hochlandgebieten gegenüber dem Zeitpunkt unseres Einmarsches auf Baliburg am 25. August 1891 gestaltet hatte, wird ein Vergleich nebenstehender Skizze mit der auf S. 21 ohne viel Worte ergeben.

N
↑
(1 : 500 000)

Erläuterungen: —: freundlich gesinnte Stämme; — —: feindlich gesinnte Stämme; nicht unterstrichen: neutral.

2. Das Verhältnis zu den freundlich gesinnten Stämmen war ein ungetrübtes.

3. Eine Reihe von den feindlich oder neutral gegenüber gestandenen war, größtenteils auf friedlichem Wege zu Bundesgenossen gewonnen, einige derselben sogar, auf ihre Bitte, teilweise in der Nähe der Station angesiedelt worden. Der eine der beiden Hauptgegner, Bafut, war wenigstens wieder in Handelsverkehr mit unseren Bali getreten. Der andere, Bandeng, stand fast ganz vereinzelt, und war ein Angriff von seiner Seite vollkommen ausgeschlossen.

4. Drei abgefallene Stämme waren bestraft, ihre Orte zerstört.

5. Der Weg von Baliburg bis zur Küste war offen und konnte, ohne eine Patrone verfeuern zu müssen, zurückgelegt werden. Die Zwischenhandelsperre war gebrochen, und fand reger Verkehr der Binnenstämme zur Küste statt.

6. Auf der Strecke Baliburg—Mundame waren fünf Stationen angelegt. Sie sollten als Etappen dienen, die Offenhaltung der Strafe, Anlage und Instandhaltung der Wege bethätigen.

7. Aus einem eingeborenen Stamm war eine Schutztruppe von über 100 Mann herangebildet, die sich unter ihrem Führer bei verschiedenen Gelegenheiten bewährt hatte: die Lösung der Ersatzfrage der Schutztruppen.

8. Wissenschaftliche und kolonialwirtschaftliche Beobachtungen zur Erweiterung der Kenntnis der Kolonie Kamerun waren gesammelt.

Für das kommende Jahr war geplant:

1. Bestrafung und Unterwerfung der Bandeng.

2. Ausführung größerer Vorstöße in die noch gänzlich unerforschten Gebiete im weiteren Osten und Westen. Denn abgesehen von einem Aufklärungsmarsch in Verbindung mit meiner Streife ins Waldland im Juni und Juli 1892 und kleineren Erkundungen war mir eine größere Forschungsreise bisher nicht möglich gewesen; es hatte an Zeit, Tauschwaren und Trägern gefehlt.

Pläne für
das Jahr
1893.

Auflösung
der Nord-
expedition
1893.

Da traf am 1. Januar 1893 die Post ein. Sie brachte mir den Befehl, daß die Nordexpedition aufgelöst sei, ich den Rückzug an die Küste einzuleiten habe und sämtliche Stationen nach und nach aufzuheben seien.

Drei Tage darauf trat ich mit meinen Soldaten den Marsch zur Küste an. Am Mungo, den ich zwei Jahre zuvor hoffnungsfreudig heraufgefahren war, traf ich Ende Januar ein.

Hier in Mundame schickte ich meine Soldaten wieder ins Hochland, in ihre Heimat zurück. Sie baten, ich solle sie über „das große Wasser“ zum „deutschen Häuptling“ mitnehmen; ich hatte keine Mittel und keine Erlaubnis dazu. Als der letzte meiner Leute im Urwald verschwand, war meine Thätigkeit in Kamerun abgeschlossen.

Ein paar Monate später hatte die Nord-Hinterland-Forschungsexpedition aufgehört zu sein.

WANDERUNGEN.

„Rastet der Arm, wenn es arbeiten gilt,
Rostet das Wappen auf unserm Schild.“

Abschnitt II.

An der Küste.

Handel, Verkehr und Europäerleben an der Küste Westafrikas. — Sklavenwesen. — Das Küstenenglisch.

Handel, Verkehr und Europäerleben an der Küste Westafrikas.

„Auf den Landfesten der Erde giebt es heutzutage eigentlich keine Räume mehr, wo der Pulsschlag des Weltverkehrs, des Handels nicht verspürt wird. Am Pol, in den mächtigen Ländergebieten Nordasiens, am Äquator im Inneren der Kontinente mag er wohl weit schwächer fühlbar sein als in den fieberhaft angespannten Handelscentren der alten Welt, an den Küsten der altbekannten Meere, wohl die einfachsten Formen noch besitzen; aber vorhanden ist er.“

Der Reisende, welcher sich in einem europäischen Hafen auf einem der großen Hochseefahrer einschiffte, um in ein fernes, noch gar nicht oder nur unvollkommen erforschtes Land einzudringen, durchmisst die Entwicklungsstufen, welche der Verkehr der civilisierten Völker in Jahrhunderten durchgemacht hat, ehe er seine heutige Höhe und Ausbildung erreicht, im Zeitraume von Wochen, höchstens Monaten, in umgekehrter Reihenfolge.

Ein Schnellzug bringt ihn binnen wenigen Stunden von der Hauptstadt zum Hafenplatz. Alle Bequemlichkeiten sind ihm dabei geboten, auf den Stationen standen Post und Telegraph zur Verfügung. An langen Wagenzügen, die gleichfalls auf den ländervereinigenden Schienenstraßen dahinrollten und Güter aller Art in gewaltigen Mengen mit sich führten, ist er vorübergebraust. Die Einschiffung geht mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich; der Dampfer bietet mit seinen prächtig ausgestatteten Wohn- und Schlafräumen, bei treff-

licher Verpflegung und Bedienung das behaglichste Dasein. Hochaufgestapelt lagern die mittlerweile herangeschafften Ballen und Tonnen, und der Dampfkran beförderte spielend die schwersten Lasten in den Ladungsraum des Schiffes. Die Seereise selbst geht, von außerordentlichen, seltenen Unfällen abgesehen, gestützt auf die hochentwickelte Nautik und die Vervollkommnungen der Maschinen, mit größter Sicherheit und Regelmäßigkeit vor sich.

Des Reisenden nächstes, des Schiffes Endziel ist ein Küstenplatz im Golf von Guinea.

Er ist erreicht; Passagier und Ladung muß an Land. Aber da ist kein bequemer Quai, keine Landungsbrücke. In kleine Boote, die auf den Wellenkämmen tanzen, wird alles gebracht; durch die Kalema, die gefürchtete Brandung ist der einzige Weg zur Küste. Glücklicherweise ist es ohne Unfall abgegangen und der Fuß an Land gesetzt.

Und nun sieht das Auge mit Erstaunen einen Verkehr, gleichwie er vor vielen Jahrhunderten in Europa war, in den dürftigsten Anfängen, nur den nächsten Bedürfnissen mit den rohesten Mitteln dienend, einen Handel, der wohl zahlreiche Erzeugnisse des Landes heranbringt, aber in den uralten Formen noch vor sich geht, wie die Völker vor Jahrhunderten, Jahrtausenden miteinander einst verkehrten: Ware wird um Ware eingetauscht.

Wie in so vielem dem, der afrikanischen Boden zum erstenmal betritt, eine neue Welt sich aufthut, so auch auf dem Gebiete des Handels, des Verkehrs. Das einzige, was den Europäer noch mit der alten Heimat verbindet, ist der elektrische Strom, das Kabel. Einen Schritt weiter ins Innere — und auch dieses letzte Band ist nicht mehr. Diesen Schritt wollen wir im nächsten Abschnitt thun; im gegenwärtigen an der Küste bleibend, dem westafrikanischen Handel und Verkehr an ihr uns zuwenden.

Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen im 15. Jahrhundert zogen die westafrikanische Küste in den Kreislauf des Welthandels mit herein; bald erwachte der Pulsschlag des Verkehrs trotz der Sperre, die die Natur selbst (gütig!) um das mächtige Ländergebiet Guineas gelegt hatte: die Kalema. Der in ihr begründeten Verkehrsfeindlichkeit entspricht auch die ursprüngliche Benennung der Küste seitens der europäischen Seefahrer, die nicht an die Namen bestimmter Örtlichkeiten sich knüpft, sondern an einen Hinweis der damals wichtigsten Erzeugnisse. So ward die Strecke von etwa Kap Palmas bis zum Kap Three Points, dem alten Cabo tres Puntas (Kap der drey

Wahl der
Benennun-
gen und der
Niederlas-
sungen an
der Küste.

Spitzen), die Elfenbein- oder Zahnküste, jene von diesem Kap bis etwa zum Voltafluß die Gold-, und der Uferstreifen von da bis ungefähr zum Stromgebiet des Niger die Sklavenküste genannt.

Später dann, bei den Ansiedelungen der Weißen wurden in erster Linie bevorzugt die Punkte, in welchen die Höhen des Innern mit steilen Vorgebirgen an das Gestade herantreten und gute Landmarken schaffen; demnächst die Umgebung der Mündungen der wichtigsten Flüsse, welche zwar durch Untiefen der Hochseeschifffahrt meist unzugänglich sind, aber doch für den Binnenhandel die natürlichen Strafsen bilden, da sie verhältnismäßig weit stromaufwärts befahren werden können.

Auf dem Seewege zu den Schätzen Indiens zu gelangen, das Wunderland Ophir aufzufinden: waren die kühnen Seefahrer im Zeitalter der Entdeckungen immer weiter nach Süden und Osten gekommen. Erreichten sie zwar vorerst diese Ziele noch nicht, so gab es doch auch an den äquatorialen Küsten Westafrikas des noch nie Geschauten, Begehrten genug.

Der Handel begann.

Elfenbein, Goldstaub, tropische Vögel, zierliche Affen — daher nebenbei bemerkt der Name Meerkatzen —, auch Eingeborene waren die begehrten Gegenstände. Letztere übrigens damals noch nicht so fast als Sklaven, sondern mehr als Prunk- und Schaustücke.

Erstes Handelszeitalter im 15. und bis Mitte des 16. Jahrhunderts.

Fast ausnahmslos vollzog sich in diesen Anfangszeiten der Handel auf den auf offener See haltenden oder kreuzenden Schiffen. Allerdings ward bereits 1481 die erste Niederlassung an der Küste der Sierra Leone gegründet. Fernandez landete an einem kleinen Negerdorfe, von ihm „Aldua de duas partes“ genannt, und feierte hier unter einem Baum, auf welchem das portugiesische Banner flatterte, die erste Messe. Daneben ward ein Fort angelegt: San Jorge da Mina. Doch dürften diese und ähnliche vereinzelte Landungen im 15. und auch noch 16. Jahrhundert mehr den Stempel der damit zum Ausdruck gebrachten Besitzergreifung als von Handels- u. dergl. Niederlassungen tragen.

Einen ungeahnten Aufschwung nahmen die Handelsbeziehungen mit und an der Guineaküste durch die Entdeckung Amerikas. Aber der Gegenstand des Handels heftet einen unauslöschlichen Schandfleck auf die Geschichte der europäischen Nationen. Afrika ward auf einige Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika und die Händler waren Europäer.

Zweites Handelszeitalter von Mitte des 16. bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Bitterer Hohn des Geschickes! Der edle Menschenfreund, der Hutter, Wanderungen in Kamerun.

spanische Priester Las Casas, welcher in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte, sah unter der eisernen Faust seiner erbarmungslosen Landsleute in Neuspanien die Eingeborenen bei den schweren, ihnen ungewohnten Fronarbeiten auf den Feldern und in den Bergwerken ihrer einst glücklichen freien Heimat zu Grunde gehen und schlug vor, die kräftigeren afrikanischen Neger zu diesen Arbeiten zu verwenden. Das gab Veranlassung zu dem grausamen Sklavenhandel.

Von da ab wurden in einem Zeitraum von fast 300 Jahren viele Millionen „schwarzes Elfenbein“, wie man gefühllos diese Unglücklichen nannte, verkauft und übers Meer verschifft.

Der Untergang der indianischen Rasse ist aber dadurch nicht verhindert worden.

Sklavenwesen.

Ursprung
und Ent-
wicklung
der Sklave-
rei.

Sklaverei bestand seit den ältesten Zeiten auf der ganzen Erde. Ihren Ursprung verdankt sie zweifellos glücklich geführten Kriegen. Die Kriegsgefangenen wurden, soweit man sie nicht den Göttern opferte, zu Leibeigenen gemacht und mußten für ihre Herren, die sie erbeutet hatten, die Arbeit verrichten. Später, als bei kriegerischen Völkern allmählich Überfluß an solchen lebenden Arbeitskräften eintrat, entwickelte sich der Sklavenhandel; erstere verkauften ihre Gefangenen nach Deckung des eigenen Bedarfs an weniger kriegerisch veranlagte unmittelbar oder durch Zwischenhändler, wobei die lebende Ware, wie jede andere auch, oft in weit vom Ursprungsland gelegene Gebiete kam: Sklaventransporte. Der Arbeitssklave ward sehr bald ein sehr begehrter Gegenstand — Sklavinnen dienten der Befriedigung anderer Leidenschaften; und so steigerte der beim Sklavenhandel abfallende Gewinn das Bestreben, recht viele derartige vorteilhafte Ware auf den Markt zu bringen. Waren bisher nur die gelegentlich eines Krieges erbeuteten Gefangenen zu Sklaven verkauft worden, so wurden jetzt Kriege geführt, um solcher in möglichster Menge habhaft zu werden: Sklavenraubzüge, -jagden.

Auch in die rechtlichen Anschauungen führte sich allmählich das Sklavenwesen ein; als bewusste oder unbewusste Folge der Annehmlichkeit dieser Einrichtung für den und die Herren. Der Verbrecher, der zahlungsunfähige Schuldner verlor seine persönliche Freiheit; in der Sklaverei geborene Kinder waren gleichfalls Sklaven.

Die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der ganzen alten Welt bauten sich geradezu auf der Anschauung auf, daß zu

Gunsten und zum Vorteil einer Klasse von Menschen Millionen anderer ihrer persönlichen Freiheit beraubt und wie eine leblose Sache vollkommenes Eigentum der ersteren sein konnten.

Da klang in diese Welt die Botschaft von der Gleichheit aller Menschen herein. Einige Jahrhunderte vergingen und das Abendland beugte sich der christlichen Weltanschauung. Nicht aber der Orient. Und was von ihm vielleicht dem Christentum sich genähert hatte, das rifs weiter von ihm ab denn je der Islam, der von 622 nach Christus in raschem Siegeslauf zu einer zweiten Weltreligion sich emporschwang und es geblieben ist bis fast auf den heutigen Tag. Der Koran wufste nichts von der Verkündigung der Menschenfreiheit und -gleichheit. Den Lehren Mohammeds gemäß besteht die Einrichtung der Sklaverei zu Recht. Gerade die engeren Landsleute des Propheten, die Araber, sind mit dem Sklavenwesen bis zur Stunde aufs engste verbunden, als Sklavenhalter, als Sklavenjäger und -händler.

Der Islam
und das
Sklaven-
wesen.

Für den Orient war seit Jahrtausenden und ist bis jetzt der große Sklavenmarkt der schwarze Erdteil mit seinen unerschöpflichen Menschenmassen.

Die Entwicklung des Sklavenwesens in der oben gezeichneten Folge ist bei der Negerrasse auf der ersten Stufe stehen geblieben. Wohl gemerkt, soweit nicht der Sklavenhändler sie weiter geführt. Dadurch, daß die Sklaverei auch in die Rechtsanschauungen in gleichfalls oben besprochener Weise sich Eingang verschafft hat, hat sie eine milde Form angenommen. Denn das, was der Europäer allgemein mit dem Wort „Sklave“ und „Sklaverei“ verbindet, deckt sich durchaus nicht mit dem afrikanischen Begriff. Der Europäer knüpft an diese Worte immer die Vorstellung von Grausamkeit, hört im Geiste Ketten rasseln und Peitschenhiebe sausen. Nichts ist falscher als das; von all dem ist keine Spur.

Sklaverei in
Afrika.

„Die Sklaverei ist“ — ich bediene mich der Worte eines in dieser Sache gewiß vollgültigen Gewährsmannes, des Missionars P. Schynse — „eine Institution, welche völlig mit dem Charakter des Negers verwachsen ist; sie herrscht überall in Afrika vom Kongo bis Sansibar und bildet eine Grundlage des gesamten Negerlebens Der Sklave gehört zur Familie. Die Negersklaverei, so wie sie seitens der Eingeborenen geübt wird, ist die mildeste Form“

Sie ist in ein geradezu patriarchalisches Verhältnis übergegangen. Einen solchen brutalen Arbeitszwang, wie ihn die weiße Bevölkerung sich da, wo das Interesse des Kapitals spricht, leider nur zu oft

zu Schulden kommen läßt, übt die schwarze Rasse nie und nirgends gegen ihre Sklaven.

Dafs auch diese milde Form der Sklaverei beseitigt werden mufs, ist klar. Abgesehen von den sittlichen und humanen Gründen, die gegen sie als eine Entwürdigung des Menschen sprechen, liegt der Hauptgrund, warum sie fallen mufs, darin, dafs sie das grösste Hindernis für einen nachhaltigen, materiellen Aufschwung eines Landes ist. Die Sklaverei hat die Arbeit in Afrika in Mißkredit gebracht, weil „Arbeiten“ und „Sklave sein“ gleichbedeutend wurde. Den unwahren Ruf, dafs der Neger nicht arbeite, hat ihm die Sklaverei eingebracht, indem von einzelnen reichen Negern, welche zahlreiche Sklaven besitzen und diese für sich arbeiten lassen, während sie selbst keinen Finger rühren, auf die gesamte schwarze Rasse geschlossen wird. Gleich richtig wäre aus gleichem Grunde eine Schlussfolgerung von den Drohnen unserer Gesellschaft auf die Masse des Volkes.

Wie diese Art von Sklaverei beseitigt werden mufs, auch darin bin ich mit Schynse vollständig einverstanden. Er sagt: „Das Sklavenhalten seitens der Eingeborenen mit Bajonetten an einem Tage ändern zu wollen, wäre Wahnsinn; hier mufs die christliche Moral einschreiten, und in dieser Beziehung hat man recht, zu sagen, man müsse die Missionare unterstützen, um so eine geistige Umwandlung in den Volksanschauungen herbeizuführen.“

Sklaven-
jagden und
-jäger.

So harmlos also geradezu das Halten von Einzelsklaven seitens der Neger genannt werden mufs, so reich an Greueln jeder Art ist der Sklavenerwerb und -handel im grofsen. Ein weiterer Grund, warum auch die milde Form des Sklavenwesens fallen mufs; bedingt sie doch die Jagden und den Transport.

Das traurige Vorrecht der Mohammedaner, insbesondere der islamgläubigen Araber ist es: da, wo sie in Afrika eindringen, Sklavenhandel und -ausfuhr im grofsen zu betreiben und damit alle die Unthaten heraufzubeschwören, welche die nunmehr ins Werk gesetzten Sklavenjagden begleiteten. Liest man die Schilderungen Nachtigals hierüber, der selbst unfreiwilliger Zeuge eines solchen Raubzuges gewesen ist, so schaudert man über die entsetzlichen Grausamkeiten, über die Verwüstung und Entvölkerung, die diese Streifen im Gefolge haben.

Dagegen hilft nur bewaffnetes Einschreiten und genügende civilisatorische dauernde Machtentfaltung. Und zwar mufs das Übel an der Wurzel gefafst und diese ausgerottet werden, d. h. gegen die Händler selbst mufs rücksichtslos vorgegangen und in jenen Land-

strichen, in die sich hauptsächlich diese Raubzüge richten, muß dauernde starke Besatzung auf Stationen gelegt werden. Sobald die Stämme, gegen die die Sklavenjagden gerichtet sind, sehen, daß sie beim Weißen Schutz und Hülfe finden, werden sie sich an ihn wenden und so selbst am eigenen Befreiungswerke mithelfen. Auch mittelbar werden solche Posten wirken. 200, schon 100 Hinterlader in der Hand einer geübten Truppe bilden eine solch gewaltige Stärke, daß jeder Stamm dessen Freundschaft sucht, der über solche Machtmittel verfügt. Es ist also leicht, durch einfachen moralischen Druck und Streifzüge die kleinen Kriege der Eingeborenen in weitem Umkreise zu verhindern und so eine weitere Quelle der Sklaverei zu verstopfen. Denn auch in diesen kleinen Kriegen besteht die Hauptbeute in Gefangenen, die dann entweder als Sklaven behalten oder dem Händler verkauft werden.

Es kommt auch hier bei der Besprechung der Sklavenfrage zum Ausdruck, daß eben nur durch dauernde Machtentfaltung etwas erreicht werden kann, und diese bedingt ein Bleiben in den betreffenden Landschaften. Mit einem sogenannten Strafzug, dem Niederbrennen von ein paar Dörfern und dann wieder Verschwinden wird weder in der Sklavenfrage noch sonst auf irgend einem kolonialen, civilisatorischen Gebiet auch nur das Geringste erreicht.

Als Folgerung aus Vorstehendem komme ich zu der Anschauung, daß manche der bisher gegen das Sklavenwesen angewandten Mittel nutzlos, ja das Gegenteil der Absicht bewirkend waren und sind. Zu solchen der letzteren Art rechne ich zwei.

Das eine war die sogenannte Intervention europäischer Regierungen und Gesellschaften. Das hat nur den Erfolg gehabt, den Preis der Sklaven zu steigern, durch den hierdurch größeren Gewinn einen um so stärkeren Antrieb zum Sklavenhandel zu geben und durch die Schwierigkeiten des Transportes, welche eintraten, als die alten Karawanenwege verschlossen wurden, die Leiden der Schwarzen zu vergrößern.

Das andere Mittel besteht darin, daß Sklaven freigekauft werden.

Eine Probe davon bekamen Dr. Zintgraff und ich, sehr gegen unseren Willen, in unserer eigenen Expedition zu kosten, indem freigekaufte Sklaven uns als Ersatz für die meuternden Träger (siehe Abschnitt I, S. 19) überwiesen wurden. Es waren Leute von der infolge des Todes v. Gravenreuths ins Stocken geratenen Südexpedition, die das Kommissariat in Togo durch Vermittelung deutscher Kaufleute an der Küste des damals noch bestehenden Dahome-Reiches dem

Beseitigung
des Sklaven-
wesens.

Inter-
vention.

Freilassung
angekaufter
Sklaven.

Herrn v. Gravenreuth beschafft hatte. Die deutschen Vermittler aber haben sich die Schwarzen vom König Behanzin von Dahome geholt. Dieser trieb auf seinen Kriegszügen Tausende von Negeren der im Norden seines Landes wohnenden Stämme zusammen und schleppte sie nach seiner Hauptstadt Abome. Dort wurden sie bei den großen religiösen Festen hingeschlachtet; die minderwertigen, des Opfertodes nicht würdig, als Sklaven verhandelt.

Nun mag die Absicht, solche Unglückliche zu kaufen und sie dann als freie Träger oder Arbeiter ihre Ankaufssumme „abarbeiten“ zu lassen, in der Theorie ganz schön und edel sich ausnehmen, aber nicht in der rauhen Wirklichkeit. Denn — um bei unserem Fall zu bleiben — eine sehr naheliegende Thatsache ward unbegreiflicherweise ganz außer acht gelassen. Der König von Dahome fand Absatz für seine Kriegsgefangenen. Daß diese dann „Freie“ wurden, war ihm ganz einerlei; ihm genügte es, seine Ware an den Mann zu bringen, und er fing infolgedessen flott Sklaven weiter.

Es wird also durch dieses Mittel, Sklaven anzukaufen und dann freizulassen, geradezu der Sklavenfang und -handel unterstützt und aufgemuntert. Und eben diese beiden Thätigkeiten sind das Grausame bei der Sklaverei, wahrlich nicht das Sklavenhalten.

Intervention und Freilassung zu diesem Zweck angekaufter Sklaven sind demnach wohl die unglücklichst gewählten Mittel, dem Unwesen beizukommen; statt es abzustellen, befördern sie es.

Jagd auf
Sklaven-
karawanen.

Scheinbar mehr Erfolg verspricht das Jagen und Abfangen der Sklavenkarawanen. Und wenn es in der Nähe der überfallenen Landschaften geschehen kann, wenn man die also Befreiten in ihre heimatlichen Sitze wieder zu bringen vermag, und wenn fortan ihnen dort dauernder Schutz in Gestalt vorgeschildeter Posten gewährt werden kann: dann in der That. Haben sich aber die Sklavenzüge in wochen-, ja monatelangen Märschen schon weit von der Heimat der Weggeschleppten entfernt, dann hat das Abfangen der Karawanen wohl den Erfolg, daß vielleicht auf einen Schlag an tausend der armen Geschöpfe den Händen ihrer Räuber entrissen sind; aber nun entsteht die Frage: Was mit den „Befreiten“ anfangen? Sie in ihre Heimat zurückschaffen? Wo ist überhaupt das Heimatland der Einzelnen des aus allen Gebieten Afrikas zusammengesetzt gewesenen großen Sklaventransportes? Entblößt von allem, von der Heimat durch Entfernungen getrennt, die monatelange Märsche beanspruchen, was sollte das Los der Befreiten werden? Glücklicher der, welcher von neuem einem Sklavenjäger in die Hände fiel; hatte er doch dann Aussicht, endlich einmal einen Herrn

zu finden, der für ihn sorgen wollte. Wie soll man die Tausende unterbringen und ernähren? Der beste Ausweg wäre noch der für die armen Teufel, wenn die Regierung sie geradeswegs irgendwohin in Sklaverei geben würde. Aber das geht wieder nicht an: zuerst Sklaven befreien und sie dann neuerdings zu Sklaven machen!

Man kommt also wohl zu dem Ergebnis, daß alle diese Mittel nichts nützen, weil sie auf Verkennung des Kernpunktes der Sache beruhen: daß nicht das Sklavenhalten, sondern die Sklavenjagd und der Sklaventransport die abzustellenden Grausamkeiten sind. Und das kann nur geschehen durch — ich wiederhole es — bewaffnetes Einschreiten gegen die Händler selbst, bevor sie ihre Raubzüge antreten, bevor sie die armen Geschöpfe in Karawanen zusammengestellt haben, und durch dauernde Machtentfaltung in den Bezugsgebieten für Sklaven.

Das richtige Gegenmittel.

Daß ich für rücksichtslose Unterdrückung der Grausamkeiten beim Sklavenhandel, Gegner des ganzen Sklavenwesens überhaupt bin, wird mir nach dem Gesagten wohl jedermann zugestehen. Aber auch auf die Gefahr hin, daß man mich gefühllos nennt, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Sorge für die Neger doch eben nicht selten etwas zu weit geht und daß diese ungebetene, übergroße Teilnahme für „die armen Heiden“ eine eigentümliche Beleuchtung erhält, wenn man sich als schroffen Gegensatz zu dieser in die Weite schweifenden Nächstenliebe an die schauerliche Not des vom Geschick auf die tiefste Stufe der Armut und des Elends herabgeworfenen Pöbels der großen Städte und Industriebezirke, an den schändlichen Menschenhandel, der in der civilisirten Welt mit weißer Ware getrieben wird, erinnert.

Da, mein' ich, zuerst einzusetzen, thäte bitter not — dann können wir uns immerhin mit den schwarzen Brüdern und Schwestern beschäftigen!!

Das Beschämendste aber für die weiße Rasse ist, daß sie es war, die in jene Gebiete, wohin der mohammedanische, der arabische Sklavenhändler nicht gedrungen ist, den Fluch des schmachvollen Sklavenhandels getragen hat.

Handel, Verkehr und Europäerleben u. s. w.

(Fortsetzung von S. 34.)

Von Mitte des 16. Jahrhunderts bis fast in die zweite Hälfte des 19. hinein währte — und damit komme ich wieder auf den west-

Zweites
Handels-
zeitalter.
Sklaven-
handel
durch Euro-
päer.

afrikanischen Handel zurück — eine Blütezeit desselben. Die Ware sind Schwarze, die Händler sind die Weissen gewesen!

Auch Deutsche haben sich daran beteiligt. Gerade ein Name, der in der vaterländischen Geschichte, wenn von dem tapferen Widerstand preussischer Festungen gegen die Napoleonischen Heere berichtet wird, guten Klang hat, taucht auch in der zweifelhaften Gesellschaft weisser Sklavenhändler auf: Joachim Nettelbeck aus Kolberg. Seine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte, Aufzeichnungen und Schiffsjournale anderer Händler gewähren tiefen Einblick in das ganze Gebaren ihres Handwerks. —

Die gesittete Welt hat darüber zu Gericht gesessen und ihr vernichtendes Urteil gefällt. Ich will nur eine Folgeerscheinung dieser Thaten herausgreifen, die in die Gegenwart hereinragt und vielfach zu wenig gewürdigt wird.

Moralische
Folgen des
Sklaven-
handels am
Neger.

Das tief eingewurzelte Mißtrauen des Neger dem Weissen gegenüber, seine Verschlagenheit, seine Diebischkeit und Unwahrheit — alles Eigenschaften, die wir am ausgeprägtesten am Küstenneger finden, also jenem, der seit Generationen mit dem Weissen in Berührung gekommen ist — werden noch auf lange hinaus den unbefangenen Verkehr mit ihm erschweren. Durch jahrhundertelange Erfahrung gewitzigt, wird der Neger in jedem Weissen den ihn übervorteilenden, habsüchtigen, gierigen Händler suchen und ihm die gleiche List und Falschheit und Verschlagenheit, die zu finden er gewohnt war, entgegensetzen. Über diese von uns am Neger gezüchteten Eigenschaften entrüsten wir uns. Und stellen sie offener Gewalt Gewalt entgegen, so trug ihnen der Versuch, für Weib und Kind, Haus und Hof nach ihrem besten Wissen und Können mit ihren Mitteln zu kämpfen, den Ruf von „Wilden“ ein.

So ist jenes landläufige Zerrbild vom Neger überhaupt geschaffen worden, da man nur die Stimmen der Ankläger in Europa zu hören bekam, der Weissen. Und nachdem einmal diese ihr einseitiges Urteil sich gebildet hatten, blieb es auch für alle Zeiten bestehen, so daß selbst heutigen Tages die wenigsten sich darüber klar sind, warum der Neger dem Weissen gegenüber nicht anders sein kann, als er ist.

Dort in jenem von Weissen mit den verwerflichsten Mitteln jahrhundertlang betriebenen Sklavenhandel müssen wir die letzte Ursache suchen.

Ihrer Habsucht ein Mäntelchen umzuhängen und das allgemeine Gewissen zu beschwichtigen, ging man zur Beschönigung des Sklaven-

handels so weit, den „Mohren“, die schon als ungläubige Heiden keine eigentlichen Menschen waren, eine Stelle zwischen Mensch und Vieh anzuweisen.

War dieser Vorwand auch stichhaltig — es schadet manchmal nicht, an die eigene Brust zu klopfen, um sich im Vollgefühl unserer Kultur nicht gar zu sehr zu überheben — war er auch stichhaltig bei dem vor noch nicht viel mehr als 100 Jahren recht schwunghaft betriebenen weissen Menschenhandel manches deutschen Fürsten mit seinen geliebten Landeskindern?

„Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark;
Der Abschiedstag ist da. —
Schwer liegt er auf der Seele, schwer;
Wir sollen über Land und Meer
Ins heisse Afrika“

sang Schubart in seinem „Kaplid“.

Und wie die Sklavenkarawanen der Neger wurden diese unglücklichen, weissen Sklaven eskortiert, man liess sie hungern und schofs jeden Ausreisser nieder. —

Nicht nur moralische Zerstörung, auch politische Umwälzungen hatte der Sklavenhandel an der Westküste Afrikas zur Folge. Manches Negerreich hat er zertrümmert. Nur ein Beispiel. Nach L. F. Römer, einem um das Jahr 1740 an der Goldküste befindlichen dänischen Beamten, bestand hier bis 1630 ein grosses Reich unter dem König von Benin, der dasselbe durch Gesandte regieren liess. Es fiel der Sklavenausfuhr zum Opfer. Denn die kriegerischen Binnenstämme Aschante und Dahome drangen gegen die Küste vor, um sich an der See Platz zu schaffen und dann unmittelbar Sklaven an die Weissen verkaufen zu können.

Politische
Folgen des
Sklaven-
handels in
Westafrika.

Der Betrieb des Handels, der Einkauf der Sklaven ging folgendermassen vor sich: Die mit Tauschwaren aller Art versehenen Segelschiffe kreuzten an der Küste oder gingen auf hoher See vor Anker, indessen die Schaluppen, deren jedes Schiff mehrere an Bord hatte, mit je 8 bis 10 bewaffneten Matrosen bemannt, die Verbindung zur Küste einleiteten, zum Teil auch selbständig kleinere Küstenfahrten ausführten. Sorgfältig vermieden die Hochseefahrer, in die Mündungen der Flüsse einzulaufen, sowohl wegen Unkenntnis des gefährlichen Fahrwassers als aus Mißtrauen gegen die Eingeborenen und Furcht vor dem tödlichen Klima.

Betrieb des
Sklaven-
handels.

Das letztere forderte zahlreiche Opfer und auf mehr als einem Schiff wurde die gesamte Besatzung vom Fieber hinweggerafft. Häufig

genug trieben Schiffe auf den Strand, und was die Wellen verschmähten, ward sichere Beute der Schwarzen. Überfall der Schiffe durch Kanuflottillen waren stets zu gewärtigen und Empörungen der eingesperrten Neger hatten mitunter Erfolg und führten Vernichtung der ganzen Besatzung und Verlust des Schiffes nach sich. Beim Handel an Bord liefs man nie mehr als 8 bis 10 Schwarze an Deck und Matrosen mit gespannten Gewehren beobachteten unterdessen die Kanus.

Diese unsicheren und den Handel erschwerenden Umstände führten mit der Zeit, im 17. und 18. Jahrhundert dazu, an geeignet erscheinenden Punkten an der Küste festen Fuß zu fassen. Vorerst wurden nur Befestigungen angelegt, von friedlichen Handelsniederlassungen war noch keine Rede. So sind die längst in Trümmer zerfallenen Vesten El Mina, Christiansborg, Augustenburg, Fredensborg, Ajuda (das heutige Whydah) und andere entstanden.

Tausch-
waren.

Als Tauschwaren gingen namentlich — damals wie heute noch — Zeuge, Pulver, Gewehre, Tabak, Branntwein und Salz nebst allerlei Kleinigkeiten, als Spiegel, Glasperlen u. s. w. Wie Nettelbeck berichtet, wurden diese Tauschwaren zu seiner Zeit, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit einem Zuschlag von 25 Proz. auf den höchsten Einkaufspreis angerechnet, wobei „ein tüchtiger Sklave etwa 100 Gulden galt, während Negerinnen, die noch nicht Mutter gewesen und deren Busen noch von jugendlicher Fülle und Straffheit war, bis zu 140 Gulden kamen“.

Hatte nun ein Schiff seine Ladung, die bis zu einem halben Tausend, ja noch mehr bei einzelnen ging, so wandte es, quer durch den Atlantischen Ocean, seinen Lauf nach den amerikanischen Sklavenmärkten. Zwei bis drei Monate währte durchschnittlich die Fahrt.

Der mit dieser schwarzen lebenden Ware erzielte Gewinn war ein ganz außerordentlicher; aber ganz außerordentlich hoch sind auch die Zahlen bei dieser gewaltsamen afrikanischen Völkerwanderung. Wohl fehlen Ausfuhrlisten; doch muß man die Zahl der Weggeschleppten auf viele Millionen annehmen — einige Quellen sprechen von 17! — und gelegentliche Zifferangaben in den Schiffsbüchern und Papieren der damaligen Supercargos (wie die sklavenhandelnden Schiffer hießen) lassen diese Berechnungen fast noch als zu niedrig geschätzt erscheinen.

Wie ausschließlich das schwarze Elfenbein in den Vordergrund des Handels trat, zeigt uns eine Stelle aus den Aufzeichnungen eines dieser Händler, Degrandpré: „Wenn auf den Marschen aus dem Innern zur Küste der auch noch mit Elfenbein beladene Sklave zu

schwach wurde, warf man eher das Elfenbein fort, als dafs man den Sklaven zurückgelassen hätte, der, einmal bis an Bord gebracht, immer noch mehr Vorteil abwarf als das Elfenbein.“

Durch diese Erzählung wird, nebenbei bemerkt, eine Behauptung über den Elefanten, dafs nämlich diese Tiere bestimmte Stätten zur letzten Ruhe aufsuchten, bedenklich erschüttert. Die Thatsache, dafs an manchen Stellen in Afrika viel altes Elfenbein gefunden wird, läfst sich wohl leichter und ungezwungener aus oben Mitgeteiltem erklären als aus der gefühlvollen Annahme von „Elefantenfriedhöfen“.

Elefanten-
friedhöfe.

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts währte dieses einträglische Geschäft. Und geraume Zeit verstrich dann noch, trotzdem alle civilisierten Nationen gegen dieses schmachvolle Handwerk einschritten, bis es gänzlich unterdrückt war.

Von alten Sklavenhändlern kann man noch heute Erzählungen hören, die mehr auf kühne Seeräuber als auf einen friedlichen Kaufmann passen. Und mehrfach ist es vorgekommen, dafs man lieber Schiff und Ladung und damit Hunderte von Menschen an den Riffen und Barren der Küste zu Grunde gehen liefs, als den nach Sklavenschiffen fahndenden Kreuzern sich ergab.

Der Sklavenhandel, durch Weifse betrieben, hatte aufgehört. —

Naturgemäfs wandten die Kaufleute anderen Produkten des dunkeln Erdteils ihre Aufmerksamkeit zu. Elfenbein und die verschiedenartigsten Bodenerzeugnisse wurden nun die Ausfuhrgegenstände.

Drittes
Handels-
zeitalter von
Mitte des
19. Jahr-
hunderts bis
zur Gegen-
wart.

Die veränderte Ware hatte selbstredend eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebes zur Folge. Es begannen die Ansiedelungen an der Küste zu entstehen, Faktoreien. Ihre Vorläufer waren die sogenannten Hulks.

Die schwarze Menschenfracht hatte in verhältnismäfsig kurzer Zeit die Schiffe gefüllt. Nun mufsten sie aber sehr viel länger an der Küste liegen, ehe sie die nötige Ladung beisammen hatten. Auch das Geschäft ward jetzt weit friedlicher, demzufolge war auch der Verkehr mit den Eingeborenen friedlicher; wohlverstanden nur im Vergleich gegen die durch den Sklavenhandel heraufbeschworenen gegenseitigen Grausamkeiten.

So entwickelte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Brauch, mit den Segelschiffen an geeigneten Plätzen vor Anker zu gehen und sie für die Dauer des auf ein halbes Jahr und länger berechneten Aufenthaltes abzutakeln. Diese abgetakelten Fahrzeuge, Hulks genannt, waren also nichts anderes als schwimmende, aber verankerte Faktoreien.

Hulkhandel.

Eine wirklich schwimmende Faktorei bekam ich einmal im Bonnyfluß zu sehen. Als unser Dampfer langsam stromaufwärts ging, bog aus einem der breiten Krieks ein seltsam anzuschauender Zug ein: ein gewaltiges Holzhaus mit rotem, weithin leuchtendem Giebel-dach, auf das außerdem noch ein mit Fenstern statt der Seitenwände versehener Pavillon aufgesetzt war, schwamm langsam daher, geschleppt von einer keuchenden, kleinen Dampfpinasse. Es war ein englischer Hulk, der nach Bedarf bald da, bald dort in dem Gewirr von Fluß-armen anlegte; thatsächlich ein praktischer Gedanke.

Auf diesen verankerten Hulks ging das ganze Handelsgeschäft vor sich; sie waren Wohnung und Magazin und Laden.

Hatte eine solche Schiffsfaktorei genügend Erzeugnisse eingehandelt, so ward das Schiff wieder aufgetakelt und mit voller Ladung ging es heimwärts. Von der Besatzung blieb vorerst niemand zurück.

Vorschufs-
handel.

Bald aber kam man darauf, daß der auf diese Weise betriebene Handel einen geraumen Teil des Jahres unbenutzt verstreichen liefse, und zwei weitere Handelseinrichtungen griffen Platz. Die erstere gewann eine weittragende Bedeutung und ragt, zum Teil verfochten, zum größeren Teil aufs heftigste angefeindet, noch sehr in die Gegenwart des kolonialen Handelsbetriebes herein. Es ist das sogenannte Vorschufssystem; „trust“, wie es die Engländer nennen. Die beiden Namen, der deutsche und englische, erklären zusammen das ganze Verfahren: einem vertrauenerweckenden schwarzen Händler wird eine größere Menge Tauschwaren übergeben, wofür er dann seinerzeit die eingehandelten Landeserzeugnisse einzuliefern hat.

Man gab also für die Zeit, während welcher die Schiffe mit Fracht von der Küste zur Heimat und zurück unterwegs waren, solchen Negern, die ausgedehntere Handelsverbindungen hatten und denen man verhältnismäßig trauen zu dürfen glaubte, Vorschüsse an Tauschwaren, um bis zur Wiederkunft des Schiffes damit Geschäfte zu machen.

Die andere Einrichtung, die sich bald mit der ersteren verband, war die, daß man sich entschloß, einen weißen Vertreter an Ort und Stelle zu lassen. Um einen Aufenthaltsort für einen solchen zu schaffen, ging man dazu über, alte Fahrzeuge, die über kurz oder lang doch als seeuntüchtig hätten aufgegeben werden müssen, hinauszuführen und diese Hulks dann zu ständigen, aber immer noch schwimmenden Faktoreien zu machen.

Vorteile der
Hulks.

Denn immer noch bevorzugte man den Aufenthalt auf einem Schiffe; und zwei gewichtige sachliche Gründe sprechen auch dafür.

Abb. 1. Strand von Kamerun am Fuße der Jolfsplatte. 1891.

Abb. 1. Strand von Kamerun am Fufse der Jofsplatte. 1891.

Einmal war durch die hohen Bordwände des absichtlich gestrandeten Schiffes — man liefs diese zum dauernden Aufenthalt im ruhigen Wasser der Flußmündungen bestimmten Fahrzeuge mit der Flut möglichst weit auf den Strand auflaufen und verankerte sie dann nach allen Seiten — eine wesentlich gröfsere Sicherheit gegen stets zu gewärtigende, räuberische Überfälle gegeben. Dann wurden auch günstigere Gesundheitsverhältnisse erreicht.

Dieser letztere Punkt war bis über die Zeit meiner Anwesenheit in Kamerun hinaus noch derart gewichtig, dafs noch im Jahre 1893 im Kamerunfluß drei solcher Hulks in Gebrauch standen (Abb. 1). Mit der durchgreifenden Verbesserung durch Quaianlagen fiel dieser letzte Grund und damit die Zeugen früherer Handelszeiten.

Schliesslich sprach noch ein mehr in der Gewohnheit, geradezu im Gefühl wurzelnder Grund für die Hulks.

In der ganzen langen Zeit des Sklavenhandels und auch dann noch geraume Weile, solange das Geschäft Zug um Zug ging, der Betrieb also, vom kaufmännischen Standpunkte aus, höchst einfach war, kannte man an der Küste keine gelernten Kaufleute. Das seemännische Element war der Träger des westafrikanischen Handels durch Jahrhunderte gewesen. Ihm war nur wohl, wenn es die Planken eines Schiffes unter den Füfsen fühlte; und war dies auch abgetakelt, als Hulk fest verankert: es war und blieb eben doch ein Schiff.

Seemann
zugleich
Händler.

Nun aber hatte sich der Handelsbetrieb derart gestaltet, dafs eine Trennung zwischen Seemann und Kaufmann unvermeidlich wurde. Auch hatte der Handel solche Ausdehnung und Eigenarten angenommen, dafs nur mehr gelernte Kaufleute demselben gewachsen waren.

Diese erkannten, weiter blickend, dafs ständige Ansiedelungen an der Küste zur Weiterentwicklung des Handels unbedingt nötig waren, und so entstanden allmählich die Faktoreien auf dem Festland.

Faktorei-
handel.

Die Aussicht auf erhöhten Gewinn überwog die Bedenken, die sich vom gesundheitlichen Standpunkt gegen diesen nächsten Schritt erhoben.

Von jeher war das Klima der westafrikanischen Küste berüchtigt und gefürchtet; zahlreiche Opfer hat seine todbringende Tochter, das Fieber, die Malaria, gefordert.

Gesundheit-
liche Ver-
hältnisse an
der West-
küste.

Gewifs sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez, das Kongo-becken die berüchtigtsten Malariaherde in Afrika, gewifs geht all-

Über-
schätzung
der Fieber-
gefahr.

jährlich ein hoher Procentsatz der Weissen draussen zu Grunde — und doch braucht die Malaria nicht in der Weise gefürchtet zu werden, wie es wirklich geschieht. Denn bei ruhiger, sachlicher Betrachtung müssen wir uns fragen, ob denn wirklich alle, die draussen sterben, Opfer des Klimas sind. Und darauf muß die ehrliche Antwort lauten: nein.

Ich unterschätze die große Gefahr der Malaria durchaus nicht, habe ich sie doch am eigenen Leibe da draussen in Form von zahlreichen minder schweren und auch einmal in ihrer schwersten akuten Erscheinungsform, dem sogenannten Schwarzwasserfieber, zu kosten bekommen und bin mit knapper Not dem Tode entronnen; habe auch nach meiner Rückkehr danach ausgesehen. Aber trotzdem wiederhole ich meine aufgestellte Behauptung. Ich führe den Beweis am besten mit den außerordentlich klaren und eingehenden Beobachtungsergebnissen Dr. Falkensteins, der zwei Jahre an der Tschiloangküste (nördlich des Kongo) sich aufgehalten und in seinem Werke „Die Loangoexpedition“ (II. Abteilung) sich über die Malaria verbreitet. Er schreibt: „... Sehen wir doch erst einmal zu, aus welchem Material sich die Europäer an der Küste rekrutieren, was für Stammmannschaften sie aufweist.

Einen Teil der Europamüden bilden solche, welche die Bedingungen zur Existenz in der Heimat nicht erfüllen und körperlich und geistig zu schwach sind, um den Kampf mit den viel tüchtigeren Konkurrenten zu bestehen. Ich habe Schwächlinge dieser Art mehrfach ankommen und schnell zu Grunde gehen sehen, habe mich aber höchstens darüber gewundert, daß sie die Küste überhaupt erreichten. Sie waren Todeskandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Afrika.

Einen anderen Teil bilden Abenteurer, die es in der Heimat zu nichts brachten, weil Thorheit und Unbesonnenheit sie zu keiner ruhigen, gleichmäßigen Thätigkeit kommen ließen. Sie sind wie die groben, ausspringenden Fäden in einem schönen, gleichmäßigen Gewebe, die sich nicht in dasselbe einfügen und unterbringen lassen. Sie werden aber auch wie diese in keinen Stoff passen, man mag es versuchen, wie man will. Ihre Unvernunft wird sich vor allem darin kund geben, daß sie dem Klima zu trotzen versuchen; sie treiben diese Thorheit so lange, bis auch sie ein selbstverschuldeter Tod erreicht.

Drittens haben wir es mit Ansiedlern zu thun, welche zwar vermöge ihrer Konstitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenschaften ungezügelter Lauf lassen und sich systematisch zu Grunde richten.“

Hier möchte ich mir die Einschaltung meiner eigenen Beobachtungen in dieser Beziehung gestatten.

Dem geschlechtlichen und noch mehr dem Alkoholgenuss wird an der Küste in außerordentlich hohem Grade gehuldigt und ihre Opfer dem „tückischen Klima“ aufgebürdet. Wohin man kommt: das erste, was einem angeboten wird, ist ein Gläschen Cocktail (ein kräftiges und allerdings sehr wohlschmeckendes Gebräu, aus Angostura, Kognak, Zucker, Ei, Muskatnuss und Champagner gemischt). Dabei faßt dieses „Gläschen“ ein ganz beträchtliches Maß. Jeder hat seine besondere Art, das Ding zu brauen. So trinkt man sich bei einer Besuchsreise durch eine ganz stattliche Zahl von Sorten hindurch. Dann folgt Kognak und Rum und zuletzt, aber nicht als letztes, bayerisches Bier. Allenthalben, wo nur Europäer leben, trifft man auch die Aufschrift „Spatenbräu“, „Hackerbräu“ u. s. w. als alte Bekannte wieder, von Goree bis Banana; in den Häfen und auf jeder Rehde tanzen munter auf den Wellen die bei der Begrüßung geleerten Flaschen. Die so hungrigen Haie auf der Rehde vor Lagos, die fast nach jedem über Bord geworfenen Cigarrenstummel schnappen, lassen diese bauchigen, kleinen, harten Dinger in Ruhe; sie haben sich wohl schon zu oft Zahnweh daran geholt und Verdauungsbeschwerden.

Ich bin kein Mäfsigkeitsvereinler und ein guter Bayer, aber gerade das schwere bayerische Exportbier halte ich für das tödlichste Gift unter den Tropen. Mäfsiger Genuß von Alkohol ist als anregendes Mittel in den südlichen Breiten bisweilen nützlich, sogar notwendig.

Um jeden Verdacht allzu großer Puritanerstrengung von mir abzustreifen, will ich eine That beichten, die mir ein gestrenger Meteorologe schwerlich jemals ganz vergeben kann: In den Höhen des Graslandes auf der Station Baliburg haben Dr. Zintgraff und ich sogar den für das Kochthermometer bestimmten Spiritus mit ruchloser Hand zum Teil zum Brauen einer Ananasbowle als Wärmemittel in den mitunter recht kalten Tagen der Regenzeit verwendet.

Aber ebenso nützlich bescheidener Genuß, ebenso schädlich ist das Übermaß. Vereinzelte Naturen giebt es ja allerdings, denen auch zügellose Ausschweifungen nichts anhaben zu können scheinen; die Mehrzahl unterliegt; und wir werden stets Leute als Märtyrer des Klimas genannt hören, die nur an ihren ungezügelter Leidenenschaften zu Grunde gegangen sind.

Das sagt auch Falkenstein und fährt dann fort:

„Endlich erst sind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Konstitution, trotz eines vernünftigen, angemessenen Lebens allein

Die wirklichen Fieberopfer.

dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen, gerade so, wie wir auch in unseren Städten täglich blühende Menschen, die alle Ansprüche auf ein hohes Alter zu machen berechtigt wären, verderblichen Epidemien erliegen sehen.

Die Zahl dieser Leute ist es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berücksichtigung verdient, und wenn wir die ersten drei Kategorien von der ganzen Summe abziehen, wird sie niedrig genug ausfallen. Sie würde sich aber noch mehr vermindern lassen, wenn die Principien einer gesundheitsgemäßen Lebensweise in den Tropen allgemeiner bekannt und auch beachtet würden.“

Anlage der
Faktoreien.

Auch bei Anlage der Faktoreien, bei der Wahl des Platzes, ward (und wird) dagegen gesündigt: es wurde weit weniger auf möglichst gesunde Lage als auf den Handel Rücksicht genommen und nicht genug, daß der flache, teils sandige, teils schlammige Strand, an dem unmittelbar die Niederlassungen meist angelegt wurden, und der bei der Ebbe 20 und mehr Meter bloßgelegt wird, an sich schon Herd der fieberatmenden Miasmen ist; vielfach wurden (und werden) nicht einmal die einfachsten sanitären Maßnahmen beachtet. An eben diesen Strand wird sämtlicher Abfall und Unrat der Wohnungen entleert, verendete Tiere und nach dem Schlachten übrig gebliebene Reste werden dorthin geworfen.

Erwähne ich noch die Thatsache, daß bisweilen nicht gerade die körperlich und sittlich widerstandsfähigsten Naturen als Faktoristen hinausgeschickt wurden, so darf man sich nicht wundern, daß besonders der Kaufmannsstand, namentlich zu Beginn des Faktoreihandels, eine außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer aufwies, und, vielfach die wahren Ursachen verkennend, die Gefährlichkeit des Klimas an der westafrikanischen Küste für noch größer hielt und schilderte, als sie es thatsächlich ist.

Ursprünglich wurden die Faktoreien thunlichst aus einheimischem Material mit möglichst wenig europäischen Zuthaten aufgeführt: nicht zum Schaden der Gesundheit. Allmählich gestattete dann die immer mehr sich steigernde Ausdehnung des Handels, sowie namentlich der Anfang der 70er Jahre beginnende, Westafrika mit Europa verbindende Dampferverkehr durch Heranschaffung europäischer Baustoffe mit der Zeit weit umfangreichere Wohnungen zu errichten.

Jetzt begannen einzelne Plätze, namentlich solche, wo die bereits (S. 33) angeführten Bedingungen gegeben waren, herauszuwachsen.

So kam es, um nur ein paar Beispiele an der Küste Oberguineas herauszugreifen, daß, trotz der offenen, stürmischen Rehde, der gefährlichen Barre, die die Hochseeschiffe zwingt, fünf Seemeilen draussen in freier See liegen zu bleiben, daß trotz der versteckten Lage im Sammelbecken des Kalabar, dessen Krieks die Schiffe nötigen, langsam, vorsichtig tastend im schmalen Fahrwasser stromaufwärts zu gehen, dort Lagos, hier Duke-Town und Bonny sich zu westafrikanischen Haupthandelsplätzen aufgeschwungen haben.

Entwickelung der großen Handelsplätze.

Solch eine neuzeitliche Faktorei ist eine stattliche Anlage.

Eine neuzeitliche Küstenfaktorei.

Das Wohnhaus, leicht und hübsch gebaut, ist in seinen Grundmauern aus Stein; der weitere Aufbau Holz. Darüber erhebt sich das Dach, etwas in die Höhe gerückt, daß die Luft durchstreichen kann; das Ganze ist blendend weiß. Zu ebener Erde, aber mindestens 1,0 bis 1,5 m über dem Boden befindet sich das Kontor, ein paar kleinere, verfügbare Zimmer und der Speiseraum. Im ersten und zugleich obersten Stock sind dann die Wohn-, Schlaf- und Empfangsräume. Um das ganze eigentliche Haus, dessen Ausmaße verhältnismäßig klein sind, läuft eine breite Veranda, zu der Treppen hinauführen; an einer, auch zwei Seiten erweitert sie sich zu kioskartigem Vorbau. Auf diese Veranda münden alle Räume des ersten Stockes, auf ihr nebst den Ausbauten spielt sich das ganze Leben ab; darum sind sie auch meist reich und behaglich ausgestattet. Felle, üppiger Pflanzenschmuck deckt und verdeckt die Wände, Madeirastühle und -Ruhebetten laden zum Ausruhen ein und zahme Graupapageien vollführen ihre bedächtigen Kletterübungen an Treppengeländer und Stühlen, wenn sie sich nicht gerade über eine mutwillige, possierliche Meerkatze, die, soweit ihr feines Kettchen gestattet, Unfug treibt, erbosen müssen.

Neben dem Wohnhaus stehen Küche und die Vorratsräume mit Verpflegsartikeln, den „Provisionen“, sowie das Schlachthaus.

Weit davon ab sind die mächtigen Lagerhäuser, in denen die Ausfuhrwaren aufgehäuft sind. Dann folgen kleinere, wellblechgedeckte Räume: in ihnen wird das Palmöl geklärt und geprüft. Wieder andere langgestreckte Bauten bergen die Kaufmannsgüter, die die Dampfer aus der Heimat gebracht, Tauschgegenstände aller Art. Dann kommt ein ganzes kleines Negerdorf: die Wohnungen für die vielköpfige Arbeiter- und Dienerschar. Zwischen diesen Häusern und Hütten geräumige Hofanlagen und schattenspendende Bäume; um all das eine hohe feste Mauer aus Stein oder Holz; am Haupteingangsthor das Gelafs für den Wachmann und seine Hunde: das ist das Reich des

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Vertreter eines Kaufhauses aus einer deutschen Hansastadt, einer englischen City draussen an Afrikas Westküste.

Wie die Anlage dieser grossen Hauptfaktoreien an den verschiedenen Plätzen im grossen und ganzen die gleiche ist, so auch das rege, vielseitige Leben und Treiben in ihnen. Signale und Glockenzeichen ertönen von früh bis spät, Dienst und Ruhezeit, Essenspausen und Arbeit zu regeln. Bald nach Tagesanbruch findet Antreten der gesamten „Besatzung“ statt, die Arbeiten werden verteilt und gleich darauf setzen sich die einzelnen Abteilungen unter ihren Aufsehern an die verschiedenen Arbeitsplätze in Bewegung. Dort geht ein Trupp stämmiger Kruleute an den Strand, schwere Kisten und Fässer, die die Pinasse gestern Abend noch hereingebracht hat, in die Lagerhäuser zu schaffen, dort begiebt sich eine Schar Weiber an die Feldarbeit, während eine andere sich verteilt, die grossen Plätze zu fegen, hier hauen und hämmern schon die Schmiede und Zimmerleute aus Akkrah und dort rüstet eine kleine Karawane Weijungen, eine ein paar Tagemärsche im Innern gelegene „Busch“faktorei mit neuen Tauschwaren zu versehen.

Erhaben über dieses emsige Getriebe erscheinen nur die persönlichen Diener der Europäer, die „boys“, sowie der schwarze Koch mit seinen Gehülfen — wichtige Persönlichkeiten im Leben des Weissen da draussen —, die diese ihre Vertrauensstellungen selbstbewusst genug zur Schau tragen. Aber ein Pfiff des Herrn und rasch fliegt einer zum Bootshause: der „massa“ hat seine Gig befohlen. Bald liegt das schmucke, schlanke Fahrzeug an der Landungsbrücke.

Die Faktoreien, überhaupt die Wohnungen aller Europäer liegen ja dem Strande entlang und so ist auch das allgemeine Verkehrsmittel an der Küste das Boot.

Ein gewisser Stolz der Einzelnen, Beamten und Kaufleute, ist es, wer die hübscheste, schnellste Gig besitzt, wessen Bootsjungen die kräftigsten, gewandtesten, geschmackvollst gekleideten sind (allerdings beschränkt sich letzteres meist nur auf Stoff und Farbe der zwischen den Beinen durchgezogenen Lendentücher). Dauert die Fahrt länger, so schützt ein Sonnensegel vor den Strahlen der Sonne, eine reichlich mit Konserven und Flaschen ausgestattete Proviantkiste fehlt nicht und eine weitere, mit Sand gefüllt, dient als Herd, um sogar warme Speisen zubereiten zu können, ohne die Fahrt zu unterbrechen.

Unendlich einfacher, ärmllicher und entsagungsvoller ist Anlage und Leben auf den kleinen Zweigfaktoreien im Innern oder an den Krieks der Flüsse, die wie Fühlhörner überall hin vorgestreckt

Eine
„Busch“-
faktorei.

werden. Ein paarmal im Jahre von der Mutterfaktorei mit Tauschwaren versehen, häufen sie die eingehandelten Erzeugnisse auf und warten auf die seltenen Dampfer, sie abzugeben. Die ganz entlegenen Faktoreien liefern selbst mittels Boot oder Trägern an die Hauptfaktorei ab.

Laufen wir eine dieser weltabgeschiedenen, einsamen Niederlassungen an einem Kriek an, um Leben und Handel auch auf ihnen kennen zu lernen.

Vorsichtig und nur bei Tage geht der Hochseedampfer in die Flußmündung hinein. Es ist ein eigenartiges Bild: der mächtige Schiffskolofs, ausgestattet mit allem Luxus der Civilisation, getrieben durch eine der gewaltigsten in den Dienst der Kultur gebannten Naturkräfte, dringt in den afrikanischen Urwald ein. Kein Laut in der Naturwelt der Wildnis — die arbeitende Maschine, die mächtig wühlenden Flügel der Schraube haben alles Lebende verscheucht. In dem Kriek, in den wir jetzt vom Flußlauf aus eindringen, fliegt das Lot ununterbrochen vom Bug aus in die Wellen, die Tiefe des Fahrwassers zu untersuchen. „Fiften Foden und ken Grond“, „ten Foden und ken Grond“ verkündigt die Stimme des plattdeutschen Matrosen das Ergebnis des Lotens. Trotzdem fährt man ab und zu einmal auf; ein Ruck geht durch den ganzen Schiffskörper, aber sofort heißt es „ganze Kraft“, und glückt's: ist man bald wieder flott.

Endlich ist die Faktorei in Sicht. „Ocht Foden“ tönt's von vorn; „Fall Anker“ ergeht das Kommando. Noch klirrt die Kette und schon hebt der Kran die bereits angeheizte Dampfpinasse über Bord, die, kaum im Wasser liegend, an Land eilt.

Auch wir wollen mal hinüber. Freundlich und freudig werden wir empfangen: „Good-bye captain“. („Captain“ ist die allgemein übliche Anredeform an der westafrikanischen Küste einem Fremden gegenüber.)

Die so weitläufig ausgedehnte Anlage einer großen Faktorei in einem Handelsplatz an der Küste schrumpft hier auf zwei bis drei Gebäude zusammen. Immer ist es eine gewisse Üppigkeit, wenn wenigstens das eigentliche Wohnhaus aus europäischen Baustoffen, worunter Wellblech eine hervorragende Rolle spielt, hergestellt ist. Küche, Schuppen u. s. w. sind natürlich nur aus einheimischem Material erbaut. Gar oft besteht die ganze Anlage nur aus einem einzigen Bau und dann sind oben Wohn- und Schlafgelafs, unten der Lagerraum für Tauschwaren und eingehandelte Erzeugnisse.

Die Boote und Leichter füllen sich mit Ladung, die Pinasse

schleppt sie unermüdlich an Bord. Das Bergen geschieht, indem entweder der Kran die Fässer und Ballen aus den Booten hebt und neben die Luke stellt, oder die leichten Bündel, z. B. die Pflanzenfasern, die unter dem Namen Piassava in den Handel kommen, werden von den Negern an Bord geworfen.

Außer der dumpfen, schwülen Treibhaushitze und den unzähligen Moskitos in diesen gottverlassenen Flüssen und Krieks macht einen noch völlig nervös das ununterbrochene, einförmige Zählen des „Clerks“, der Stück für Stück dem 1. Offizier — diesem obliegt (wenigstens auf Woermann-Dampfern) die verantwortungs- und arbeitsreiche Last des Ladung-Einnehmens und die Erfahrung fordernde Aufgabe des richtigen Verstauens derselben — zuzählt: „one—two—three“ u. s. w. — „make dally“, d. h. 10, und dann wieder von neuem „one—two“ u. s. f. vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht.

Noch weit mehr wie die Niederlassungen an der Küste sprechen diese Zweigfaktoreien allen gesundheitlichen Rücksichten hinsichtlich der Lage Hohn. Am flachen Ufer eines Kriek gelegen, erstreckt sich hüben und drüben eine mit Mangrove und Papyrus bedeckte Sumpfniederung. Diesseits hat das bei der Ebbe zurücktretende Wasser ein weites, schwarzes Schlammfeld aufgedeckt, aus dem moderne Baumstümpfe hervorragten und verderbliche Dünste in die Höhe steigen.

Beneidenswert ist das Los auf solchen Plätzen nicht. Der Eintauch von Produkten füllt nur einen geringen Teil des Tages aus, und das bethätigt oft der farbige Clerk, gewöhnlich ein Mulatte. So verlernt der weiße Händler dort mehr oder weniger schnell Vergnügen an der Arbeit zu finden und sucht den Beweis zu führen, mit wie wenig körperlicher und geistiger Anstrengung der Mensch auskommen kann. Der seltene Besuch von Europäern weckt wohl vorübergehend den schlummernden Funken und Wünsche nach einem menschenwürdigeren Dasein; bald aber machen die erschlaffenden Eigenschaften des Landes ihren Einfluß wieder geltend, namentlich wenn, wie so häufig, noch quälende Hautkrankheiten die Thatkraft herabsetzen.

Derartige kleinere Zweigfaktoreien, soweit sie ins Innere des Festlandes vorgeschoben sind, haben außer dem allgemeinen kaufmännischen Zweck einer Filiale überhaupt noch den weiteren mittelbaren, allmählich Bresche in den Zwischenhandel zu legen.

Zwischenhandel.

Ich habe oben von den Eigenarten gesprochen, mit denen der Handel bei seiner um sich greifenden Ausdehnung immer mehr zu

rechnen hatte, und eine derselben, das Vorschufssystem, bereits gestreift (S. 44). Eine noch weit gröfsere, aus dem kaufmännischen Gebiet ganz wesentlich ins kolonialpolitische hinüberragende Bedeutung hat der Zwischenhandel.

Sein Wesen glaube ich am kürzesten und deutlichsten an einem Beispiel schildern zu können und wähle ich Verhältnisse, wie sie gerade in Nordkamerun sich sehr ausgeprägt finden. Wie hier, so ist es mehr oder weniger in ganz Westafrika.

Im Nordkamerungebiet wohnt eine ganze Anzahl von Stämmen, die als selbständige Gemeinwesen sich voneinander gänzlich absondern, so dafs kein Stamm es wagt, sich über seine Hinter- oder Vordersassen mit einem andern in Verbindung zu setzen. Von alters her hat der eine Stamm feststehende Handelsbeziehungen mit dem benachbarten, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen.

Vielleicht war eine solche gegenseitige Sperre schon da, bevor der erste Europäer seinen Fufs an das Gestade setzte; wesentlich verschärft hat sich dieses System aber zweifelsohne durch das Erscheinen der Weißen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in meinem gewählten Beispiel die Dualla, mit größter Eifersucht darüber, dafs kein Binnenstamm mit Überspringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst, die am Kamerunfluß safsen, sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte. Allerdings war folgerichtig diese Absperrung auch umgekehrt in Kraft. Die Dualla durften nur mit ihren nächsten Hintersassen sich einlassen und so fort.

Wie sehr jeder Stamm von dem erwerblichen Vorteil dieser Einrichtung für sich (allerdings blofs in Beziehung zu seinem resp. Hintersassen) durchdrungen ist, zeigt ihre Anschauung, die dem Weiterblickenden natürlich nur Beweis eines engsten Gesichtskreises und kaufmännischer Kurzsichtigkeit ist: jeder Vordersasse behauptet in rührender Einfalt, „dafs sein Hintersasse sein Sklave sei“. Er will damit eben zum Ausdruck bringen, dafs er nur mit ihm und durch ihn, aber nicht über seinen Kopf mit einem anderen Handel treiben dürfe.

Dafs dieses Zwischenhandelsystem, das in engem Zusammenhang mit dem der Vorschufgebung steht, auferordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung des Handels wirken mußte und muß, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, wird eine der vielen Aufgaben jeder Kolonialregierung sein. Je jünger eine solche, desto ungeschwächer steht ihr dies Handelshindernis entgegen, wie z. B. in Kamerun. Ein Hauptgrund für die vielen Unruhen an der Küste dieser unserer Kolonie, für die Schwierigkeiten, die jede Expedition dort noch bei ihrem Vordringen ins Innere gefunden hat, ist gerade die Befürchtung, die Ahnung der jeweiligen Vordersassen, daß ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit gedauert haben möchte.

Betrieb des
gegenwärtigen
Handels.

Wie zur Zeit der Sklavenausfuhr der westafrikanische Handel ein Tauschgeschäft war, so ist er das bis zur Stunde geblieben; allerdings bei weitem nicht mehr in der einfachen, ursprünglichen Form wie damals.

Es haben sich ganz bestimmte Wertmaße herausgebildet, wie bei uns das Geld. Aber es sind die einzelnen Waren, welche diese Maße abgeben.

Jene landläufige Vorstellung, daß man irgend einem „Wilden“ Afrikas irgend eine glitzernde Perlenschnur für irgend einen Elfenbeinzahn oder dergleichen vor die Augen hält und umhängt, um alsbald die Sache zu bekommen, hat sich vielleicht vor ein paar hundert Jahren mit der Wirklichkeit gedeckt; heutzutage ist das ein kindlicher Gedanke. Kaum, daß ein Reisender im innersten Innern mal noch so ein Geschäftchen macht. Die Leute sind auch im dunklen Erdteil bereits helle geworden und haben, wie gesagt, vollständig ihre Wertmesser. Nur sind diese noch sehr umständlich. Zintgraff bezeichnet ihre Handhabung und die Kenntnis derselben treffend mit dem Ausdruck „Technik“ des westafrikanischen Handels.

Technik des
Handels.

An den verschiedenen Plätzen der Küste sind diese Werteinheiten verschieden. So rechnet man in Gabun nach Dollars, am Kongo nach Espignadas (Flinten). Aber weder in Gabun wird der Dollar als bare Münze, noch am Kongo die Espignada als wirkliche Flinte ausbezahlt. Vielmehr sind dies allgemein von den dortigen Eingeborenen anerkannte und feststehende Begriffe, denen eine bestimmte Anzahl oder Gattung von Waren unterzusetzen ist. Verdeutlichen wir uns das an der am Kongo gangbaren Werteinheit, der Espignada. Ursprünglich besagte es nichts mehr und nichts weniger als eben eine Flinte (Steinschloßgewehr). Verlangte also ein Mann für eine Sache zehn Flinten und kam das Geschäft zustande, so erhielt er auch zehn Gewehre. Nun trat aber bald der Fall ein, daß der Verkäufer für die gleiche Sache das nächste Mal nicht wieder zehn Gewehre, sondern vielleicht nur fünf Gewehre wollte,

während er sich die anderen fünf gegen andere Ware eintauschte. Durch gegenseitiges Handeln kam man überein, was man bezw. wie viel man an anderen Waren für eine Espignada gab und nahm. Damit war aus der Flinte ein Wertmaß geworden. Allmählich trat die eigentliche Bedeutung des Wortes ganz in den Hintergrund und man spricht jetzt von 2 Espignadas Salz, 1 Espignada Schnaps u. s. w.

Ähnlich war es mit dem Dollar, ähnlich mit dem im Kamerunfluß gang und gäben Wertmaß, dem Kru. Woher dieses Wort kommt und welchen Gegenstand es ursprünglich bedeutete, vermag ich nicht anzugeben. Es besagt ebenfalls einen feststehenden Begriff von Waren nach Art, Zahl und Gewicht, für welche andere nach Vereinbarung des Käufers und Verkäufers gesetzt werden können.

Wir werden derartiges auch im Inneren des nördlichen Hinterlandes von Kamerun finden.

Die Kunst, einen möglichst gewinnbringenden Handel abzuschließen, besteht nun darin, daß der die einzelnen Kru u. s. w. zusammensetzende Kaufmann unter Berücksichtigung der verschiedensten Marktverhältnisse, der Preisschwankungen u. s. w. draussen und in der Heimat ihm möglichst billig zu stehen kommende Kru, Espignada oder Dollar an den Mann zu bringen sucht.

Die den eben genannten Werteinheiten zu substituierenden Gegenstände, die Tauschwaren, sind fast die gleichen geblieben, wie sie einst zu den Zeiten des Sklavenhandels zum Einkauf der lebenden Ware gedient haben. Ein Gang durch eines der Lagerhäuser einer Faktorei führt sie vor Augen.

Mächtige Ballen verschiedenster Stoffe, von schimmerndem Brokat und glänzender Seide bis herab zum elendesten, bedruckten Kattunfetzen, sind in erster Linie zu nennen.

Dann folgt gleich — leider, und in manchen Gebieten steht an Schnaps. erster Stelle — der Schnaps! Fafs auf Fafs, Ballon an Ballon ist aufgetürmt, alles gefüllt mit jener giftigen Flüssigkeit, die als „Negerum“ bekannt und berüchtigt ist, Fusel der gemeinsten Sorte. Von gleicher Güte ist der Inhalt der unzähligen würfelförmigen, grünangestrichenen Kistchen. Jedes enthält 12 $\frac{3}{4}$ -Literflaschen sogenannten Genèvre, ebenfalls Schnaps. Einen großen Teil der Schiffs-ladungen bildet dieses Geschenk der Kultur, das wir den „armen Schwarzen“ bringen. Ich will nicht mit statistischen Aufzählungen ermüden; nur berichten, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Der Dampfer, auf dem ich im Jahre 1891 nach Kamerun ging, löschte allein in Lagos 6000 Demijohns (Glasballons zu 10 Liter)

und 8000 Kisten Genèvre! Ich denke, diese eine Angabe genügt. Von der Küste, deren Bevölkerung im ganzen Westen Afrikas bereits von dieser europäischen Kulturgabe durchseucht ist, sickert das entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen.

Gegen diesen Fluch der Civilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch rücksichtslos eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weissen, sie lehren. —

Weiter. In großen Kisten liegen Feuersteingewehre, ein sehr beehrter Tauschartikel; wie nicht minder Pulver, das in eigenen Pulverschuppen in Tonnen lagert. Eisenwaren, und zwar namentlich Hacken und Messer (sogenannte Cutlass), Vorhängeschlösser, Eisen- und Messingringe, Rasiermesser folgen sodann.

Viel verlangt ist auch Tabak, sowie Salz. Soweit ersterer zu Handelszwecken eingeführt wird, ist es langblättriger Kentuckytak. Je länger das Blatt und je würziger und süßlicher der Geruch, desto beliebter ist diese Ware. Und zwar wird er nicht als Rauch-, sondern zu Schnupftabak verwendet. Deshalb dürfen unter den Tauschwaren auch Schnupftabaksdosen nicht fehlen. Es hat sich für diese bereits eine ganz bestimmte Form eingebürgert: kleine, runde Blechdosen, ähnlich unseren Salbendosen, deren Deckel aber den Kopf der Königin Victoria zeigen muß.

Weitere gangbare Gegenstände sind: Emailgeschirre, kleine Spiegel und Nägel mit breiten, hohen Köpfen (Tapeziernägel). Letztere dienen zur Verzierung der Messergriffe, Messerscheiden, von Stöcken u. s. w.

Erwähne ich schliesslich noch Glasperlen der verschiedensten Farben und Gröfsen, sowie falsche Schmuckgegenstände, so sind die Tauschwaren ziemlich erschöpfend aufgeführt. Letztgenannte Gegenstände finden bei dem Neger, der andererseits recht wohl weifs, was für sein Leben thatsächlichen Wert hat, dennoch gleichfalls Anklang, aber nur deshalb, weil er mit ihrem Einkauf den realen Hintergedanken verbindet, sich damit die Huld des schönen Geschlechts erwerben zu können. Also ungefähr — wie bei uns?? —

Handels-
produkte.

Und nun die Landeserzeugnisse, die für diese Tauschwaren eingehandelt werden, also jene einheimischen Produkte, die der Eingeborene dem weissen Händler zum Verkauf, d. i. Eintausch bringt oder umgekehrt der weisse Händler zum Eingeborenen zu gewinnen geht: reine Handelsprodukte. Es sind demnach die Erzeugnisse der von Europäern angelegten und geleiteten Pflanzungen hier nicht genannt.

In erster Linie stehen Palmöl, Palmkerne, Gummi und Elfenbein; in zweiter verschiedene Arten Nutzhölzer, Piassava, Erdnüsse, Kolanüsse und Kopal; schliesslich noch einige weniger in Betracht kommende, wie Kopra u. a. m.

Die eingehaltene Reihenfolge entspricht auch im allgemeinen der Bedeutung und Menge der von der westafrikanischen Küste in den Handel gelangenden eingeborenen Landeserzeugnisse. Natürlich überwiegt in einem Gebiet dieses, im anderen jenes Produkt.

Wenn man aber die genannten Erzeugnisse — und ich will mich dabei auf die in erster Linie aufgeführten beschränken — in ihrer geschichtlichen Reihenfolge, d. h. wie sie nacheinander in den Handel gekommen sind, nennen soll, so ergibt sich als Aufeinanderfolge: Elfenbein, Palmöl und Palmkerne, Gummi.

Das Elfenbein kommt in den Handel teils als Bestand der Elfenbein. im Innern aufgestapelten Mengen, teils frisch gewonnen durch die Jagd.

In demselben Masse, wie durch Beseitigung des Zwischenhandels und Eröffnung von Karawanenwegen aus dem und in das ferne Innere ein leichter Abfluss der aufgestapelten Güter — und das ist nur Elfenbein — ermöglicht wird, wird dessen Menge abnehmen. An eine entsprechende Ergänzung der geräumten Lager ist nicht zu denken. Einmal sind die Elefantenjagden nicht so ertragsreich, dann wird aber auch der Elefant selbst immer seltener und mehr und mehr ins innerste Innere Afrikas zurückgedrängt werden. Nach einer Schätzung des berufensten Elfenbeinhändlers und -kenners, Westendorp, sollen jährlich an 60 000 Elefanten ihr Leben lassen müssen bzw. müssen die aufgestapelten Vorräte um so viel Elfenbein sich verringern, als dieser Zahl lebender Tiere entspricht, um die europäische Nachfrage nach diesem wertvollen Gegenstände zu decken.

Noch mehr Verwüstung als die Jagdzüge der Weissen richten die Eingeborenen selbst unter den Dickhäutern an. Wahllos wird auf jede nur mögliche Weise das Tier erlegt. Abgesehen von dem wenn auch geringen, doch immerhin vorhandenen Gewinn bei Erbeutung kleiner Zähne spielt eine grosse Rolle die leidenschaftliche Gier nach dem Fleisch als Leckerbissen. Ja, dieses ist selbst wieder begehrter Handelsartikel bei Stämmen, die des Vorzugs eines Elefantenbratens entbehren. Übrigens findet auch das Elfenbein vielseitigste Verwendung bei den Negern selbst: die Zähne werden zu Kriegshörnern und Pfeifen für Tanz und Spiel verarbeitet, Arm- und Beinringe daraus gefertigt u. a. m.

Die zur Zeit bestehenden Schutzgesetze dagegen sind machtlos. Die eingeführten Jagdscheine kann man als ernsthaftes Gegenmittel nicht nehmen. Und so wird langsam, aber sicher der Elfenbeinhandel seinem Ende zugehen, wenn nicht, wie bei Abschaffung der Sklaverei, auch hier die Axt an die Wurzel angesetzt wird; das ist Bestrafung des An- und Verkaufs kleiner Zähne.

Gummi.

Gleicher Raubbau wird, gleichfalls von den Eingeborenen, mit dem Gummi getrieben. Ihm steht der Europäer gänzlich machtlos gegenüber. Bei den ungeheuren Flächenräumen, die hier wie dort in Betracht kommen, ist jede Kontrolle etwa erlassener Schutzbestimmungen ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Gewinnung des Gummis aus dem Kautschukbaum und der Kautschukliane (*Landolphia* und *Ficus*arten) ward bekanntlich den Eingeborenen erst von den Europäern gezeigt und zwar vor verhältnismäßig kurzer Zeit; in Kamerun z. B. erst im Jahre 1885 durch die beiden Schweden Knutson und Waldau.

Regelrecht wird der klebrige Milchsafte der Pflanze, der eben den Gummi bildet, dadurch gewonnen, daß in die Rinde Einkerbungen gemacht werden und die herausträufelnde Flüssigkeit in Gefäßen aufgefangen wird. Nach ziemlich umständlicher und nicht müheloser weiterer Behandlung werden kleine Kügelchen mit einem ungefähren Durchmesser von 1 cm geformt und je 25 derselben nebeneinander zu einem Quadrat gelegt, wobei die einzelnen Kugeln gegenseitig leicht aneinander kleben. Zwei solcher Quadratflächen, aufeinander gelegt, so daß sie gleichfalls haften, bilden dann die Maßseinheit, einen sogenannten Rubber, in dem der Gummi als Rohprodukt in den Handel gelangt. Die Gewinnung des Saftes durch Einkerbung geht nun aber den Eingeborenen viel zu langsam. Mit seltenen Ausnahmen hauen sie einfach die Stämme und Ranken der Kautschukpflanzen ab und erhalten dadurch allerdings die Milch reichlicher und rascher. Aber die betreffende Pflanze verblutet sich und stirbt, wenigstens teilweise, ab.

Es liegt auf der Hand, daß trotz der weiten Strecken, trotz der ungezählten Bäume und Lianen, die die unermesslichen Urwälder Westafrikas bergen, bei dieser zerstörenden Raubgewinnung auch der Gummihandel allmählich zurückgehen muß und wird.

Palmöl und
Palmkerne.

Unerschöpflich und unversiegend aber sind die beiden anderen Hauptprodukte Westafrikas: das Palmöl und die Palmkerne.

Zintgraff hat auch hierfür wieder den bezeichnendsten Ausdruck gefunden, er nennt sie „das Rückgrat“ des westafrikanischen Handels.

Fast unerschöpflich sind diese beiden Erzeugnisse, weil sie in noch größerer Menge als die Gummigewächse in Westafrika sich finden. Unversieglich sind sie — und das ist noch weit wichtiger —, weil mit ihrer Gewinnung auch durch den Augenblicksmenschen, der der Neger ja ausgesprochen ist, keine Zerstörung des tragenden Baumes zu gewärtigen ist, der Ölpalme. Näheres über die Pflanze selbst, die Frucht u. s. w. findet der Leser in Abschnitt V an verschiedenen Stellen.

Diese Erzeugnisse der Westküste den europäischen Ländern zuzuführen, die Faktoreien und Handelsplätze draussen an den Gestaden des Golfes von Guinea mit neuen Tauschwaren zu versehen, das besorgen heutzutage fast ausschließlich Dampfer.

Die Segelschiffreisen nach diesen Gewässern haben, namentlich soweit die deutsche Flagge in Betracht kommt, seit 10 bis 12 Jahren fast ganz aufgehört. Es hängt das nicht so fast mit der durch den Dampf erreichten größeren Schnelligkeit zusammen. Laufen doch auf anderen, insbesondere längeren Strecken, neben den Dampferlinien recht zahlreiche Hochseesegler, ja es ist sogar auf verschiedenen Strecken gerade im letzten Jahrzehnt ein Aufschwung der Segelschiffahrt zu verzeichnen (siehe „Statistik der Segelschiffahrt“, ausgegeben vom Kaiserlich deutschen statistischen Amt, sowie deutsche Seewarte: „Eingangsjournal deutscher Segelschiffsjournale“).

Schiffs-
verkehr.

Der Grund liegt vielmehr in der größeren Unabhängigkeit der Dampfer von Wind und Wetter und Strömung: drei Umstände, welche gerade bei der Fahrt im Golf von Guinea den Seglern außerordentliche Schwierigkeiten und Verzögerungen entgegenstellen. Segelschiffreisen bis Lagos beanspruchen eine mittlere Dauer von 45, bis zur Kongomündung von 62 Tagen. In der gleichen Zeit läuft ein Segler im Westen des Atlantik nach Rio bezw. bis in die Nähe der Falklandsinseln oder bis Kapstadt. Die Heimreise ist noch mühsamer und zeitraubender als die Ausreise. Die Schiffe müssen gegen den Guineastrom ankämpfen; in dem atlantischen Kalmengürtel zwischen den beiden Passaten muß meist der erste, unfreiwillige Halt gemacht werden; die Azorengegend mit ihren Windstillen ist die zweite harte Geduldsprobe, und dann tritt nicht selten eine dritte und härteste, weil so nah der Heimat, beim Kap Lizard, also dicht vor dem Kanal, an die Segler heran, wenn hier die westlichen Winde durch östliche plötzlich abgelöst werden.

Die ungemeine Gleichartigkeit aller Verhältnisse, die im ganzen äquatorialen Westafrika bei gleichen geographischen Bedingungen auf

Handel und
Verkehr der
deutschen
Schutz-
gebiete.

große Strecken in hohem Maße vorhanden ist, findet sich nicht minder in der Geschichte, der Entwicklung und dem ganzen Gang des westafrikanischen Handels ausgeprägt.

So ist denn in der allgemeinen Schilderung westafrikanischen Handels und Verkehrs überhaupt auch jener unserer deutschen Schutzgebiete im Golf von Guinea voll und ganz enthalten.

Soweit die einzelnen Gebiete in den letzten zwei Jahrzehnten begonnen haben ihre eigenen Wege zu gehen, beruhen diese Sonderentwicklungen nicht so fast auf örtlichen Verschiedenheiten an der Küste, sondern mehr in der verschiedenen Auffassung der Regierungen zu Hause, hinsichtlich der Erfüllung der Obliegenheit eines modernen Großstaates, für den Welthandel seiner Unterthanen einen politischen Rahmen zu schaffen, und die Verwaltung der erworbenen Schutzgebiete zu regeln.

Das Küstenenglisch.

Das Bild westafrikanischen Europäerlebens und -verkehrs wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch, nur kurz, der Sprache Erwähnung thäte, oder genauer der Sprachen, die da draussen am Gestade des Meerbusens von Guinea herrschen.

Von den Hunderten von Negersprachen sehe ich natürlich ab; ich meine nur jene, in welchen der Verkehr der weißen Rasse unter sich und mit den Schwarzen stattfindet.

Scherzhaft gesprochen sind es drei, ernstlich nur zwei.

Einmal die reine englische Sprache. Sodann ein ganz eigentümliches Sprachgemengsel aus schlechtem Englisch und Portugiesisch; Worte verschiedener Negersprachen mischen sich darein oder richtiger mehr die den Negern eigenthümliche Auffassung und Ausdrucksform. Es ist das sogenannte Küstenenglisch; das Volapük der Westküste Afrikas.

Eine
deutsche
Schwäche.

Die dritte Sprache sprechen die deutschen Kaufleute und auch Beamten!

Der gute Deutsche mit seiner altüberlieferten Ehrfurcht vor allem Fremden ist kaum ein paar Monate draussen: so „handelt“ er nicht mehr, sondern „macht trade“; er läßt die Bäume um sein Haus nicht „abholzen“, er läßt sie „cutten“; seine Bootsjungen „rudern“ nicht, sondern „pullen“; sein Koch „schlachtet“ keine Ziege mehr, er „kilt“ sie; er „unterhandelt“ nicht und „führt Unterhandlungen zum Abschluß“, er „talkt“ vielmehr und „settelt“ ein „palaver“. So könnte ich ins Endlose fortführen.

„So'n bifschen Französisch
Das ist doch ganz wunderschön.“

Und ich will auch nur an der komischen Seite dieser deutschen Schwäche festhalten und keine ernsteren Betrachtungen über die in ihr sich kundgebende thatsächliche Unselbständigkeit und Nachahmungssucht und Anbetung alles Ausländischen anstellen.

Dem Engländer fällt eine derartige Verquickung seiner Sprache mit deutschen Wortwurzeln nicht ein.

Doch zum Küstenenglisch. Es kommt mir nicht in den Sinn, Das Küsten-englisch. eine ganz außer dem Rahmen meines Buches liegende Abhandlung über dieses internationale Verständigungsmittel an der westafrikanischen Küste zu schreiben — eine solche ist übrigens bereits von anderer Seite ausführlich und eingehend vorhanden —; ich beschränke mich auf eine kleine grammatikalische Blütenlese.

Das Küstenenglisch kennt keine Abbeugungen weder von Haupt- noch Zeitwörtern; bei ersteren ferner weder Einzahl noch Mehrzahl, bei letzteren keinen Unterschied in betreff der Zeiten (zwei Ausnahmen siehe unten).

Es giebt bloß zwei persönliche Fürwörter: „me“ für „I“ u. s. w., und „he“; gleichgültig, ob damit ein Mann, ein Weib, eine Sache gemeint ist. Nur eine weitere Form des englischen Fürwortes kommt noch vor, die zur Verstärkung dienen soll; zu größerer Deutlichkeit trägt sie gerade nicht bei: „me be him“ = ich bin es, lautet die klare Antwort z. B. auf den Anruf des Postens: „who that“ = wer da.

„Who“ und „what“ sind bald bezügliche, bald fragende Fürwörter, „that“ hinweisendes für alles.

Einen komparativen Sinn vermag das Küstenenglisch nicht in der unmittelbar vergleichenden Weise, wie wir, auszudrücken. Der Neger versteht nicht: „this king is greater than another“, sondern er umschreibt das mit „to pass“ = übertreffen und sagt: „that king pass the other“. Soll dann noch eine wesentliche Verschiedenheit hervorgehoben werden, also = unserem „um vieles“, „bei weitem“ u. s. w., so wird noch „too much“ oder (noch stärker) „plenty too much“ hinzugefügt. Es bilden diese beiden Redewendungen auch die Form des Superlativs und fällt damit vielfach der Begriff der Steigerung, den wir in den Superlativ legen, weg; „dieser Ort ist der beste“ lautet nicht: „that town is the best town“, sondern „that town be good too much“; nicht „very much chop“, sondern „chop plenty too much“ u. s. w.

„To pass“ in seiner eigentlichen Bedeutung = vorbeigehen spielt

bei Zeitangaben eine Rolle. Morgen heisst selten „morrow“, meist „two day pass“ (nicht „past“), übermorgen = „to-morrow pass“ oder aber = „three day pass“, weil das Küstenenglisch bei derartigen Zeitbestimmungen sowohl den gegenwärtigen Tag als auch den, der bezeichnet werden soll, mitrechnet.

Beim Gebrauch von Zeitwörtern, die grundsätzlich im Infinitiv Präsens angeführt werden, habe ich zwei Eigentümlichkeiten beobachtet. Einmal eine Wendung, um die Vergangenheit und zwar den Begriff des soeben Beendigtseins oder des soeben Eingetretenseins auszudrücken. Es ist das die Verbindung mit „dont“. Ob ein missverständlicher Gebrauch von „to do“ nebst der Verneinungspartikel „no“ und „not“ zu Grunde liegt, will ich nicht entscheiden; jedenfalls bereitet diese Formel dem Neuling viel Verwechslungen, eben weil er, an den englischen Sprachgebrauch denkend, wirre wird. So heisst z. B. „me dont look him“ = ich habe ihn gerade gesehen; „he dont come“ = er ist soeben gekommen, u. s. f. Die weitere Eigentümlichkeit ist die Zusammenfügung eines Zeitwortes mit „to lieve for“, um das baldige Eintreten des Ereignisses zu bezeichnen: „he lieve for come“ = er ist im Begriff zu kommen; wobei allerdings noch gewöhnlich Stunden vergehen, bis er oder sie oder es wirklich kommt.

„Lieve“ tritt überhaupt vielfach an die Stelle von „to be“, meist mit der Nebenbedeutung = vorhanden sein, da sein.

Einer gewissen Sprachlogik entbehrt das Küstenenglisch durchaus nicht; eine solche kommt z. B. zum Ausdruck in dem Gebrauch des Wortes „hammock“ zur Bezeichnung einer Brücke. Wer die afrikanischen, aus Lianen gefertigten Hängebrücken kennt, denkt unwillkürlich an den Vergleich mit einer Hängematte. Naheliegend ist die Ausdehnung dieser Bezeichnung dann auch auf jede Brücke, auf eine Furt u. s. w., also eine Übergangsstelle überhaupt.

Dafs an Stelle des Zehners das Wort „dally“ als Einheit getreten ist, habe ich früher bereits berührt: 10 heisst „one dally“, 20 „two dally“ u. s. f.; „foss“ statt „first“ ist eine häufig zu hörende Verstümmelung.

Drollige Redewendungen ergeben sich aus dem beliebten Gebrauch von „to catch“. „hungry catch me“ = ich bin hungrig; „sick catch me for belly“ = ich habe Bauchweh: sind nicht seltene Klagen.

„For“ und „from“ sind die einzigen Umstandswörter, die das Küstenenglisch kennt; sie dienen als Mädchen für alles in den verschiedensten Verbindungen, so namentlich an Stelle aller Kasus des Artikels.

Ein wahres Tohuwabohu richtet auch, bis man sie weiß und die Fragestellung danach formt, die Gewohnheit des Negers an, auf jede Frage mit „yes“ zu antworten, ganz gleich, ob er bejahenden oder verneinenden Bescheid geben will.

Aus der portugiesischen Sprache sind entlehnt: „sabe“ = wissen und ein Wort, das auch bereits in Europa bekannt ist: „palaver“. Wahrscheinlich ist es eine Verballhornung aus dem portugiesischen „palabra“ = Wort, und ist damit seine engere Bedeutung gegeben. Aber die hat sich längst ganz außerordentlich erweitert. Alles, von den schwerwiegendsten Unterhandlungen, wo es um Tod und Leben, um Krieg und Frieden geht, bis zu der wichtigen Frage, was wir heute Mittag essen, alles ist dem Neger „palaver“. Geht's in den Krieg, so wird das „war-palaver“, geht's zum Essen, so wird das „chop-palaver“ erledigt. Cherchez la femme hiefse im westafrikanischen Küstenenglisch: „woman-palaver.“

Ein sehr oft gehörtes Wort ist „chop“; heisst es doch = Essen. Eine ebenso große Rolle spielt ein anderes im Munde und im Schädel des Küstennegers: „dash“. Es übersetzt sich am besten und wird in seiner Aufdringlichkeit am raschesten klar, wenn ich sage, daß es beim Neger das bedeutet, was „bakschisch“ dem Orientalen ist.

Damit sei die Plauderei über dieses der Westküste Afrikas eigene Verständigungsmittel beendet; mehr sollte sie auch nicht sein.

Drei Worte namentlich haben mich, solange ich noch Neuling in Afrika war, und Schüler in Erlernung der für einen Europäer so schwierigen Kunst: Geduld bis zur Unendlichkeit zu entwickeln, gar manchenmal geradezu zur Verzweiflung gebracht und mich darüber sogar Verse verbrechen lassen. Die Wut, in der sie verfaßt wurden, entschuldige ihre Holprigkeit.

„Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer,
Die gehen von Munde zu Munde
Der Neger allstündlich hin und her
Und machen bei ihnen die Runde:

Das erste ist Chop. Ein gewichtiges Wort!
Du hörst es zu jeglicher Stunde,
Du hörst es bei Tag und bei Nacht, und so fort
Von jedem stets hungrigen Schlunde.

Das zweite Dich auch zur Verzweiflung bringt.
Du fragst: Kommt der oder das bald nach?
He lieve for come — entgegen Dir klingt.
Wann? Dem fragt der Neger nicht nach.

Das dritte: No sabe — entsetzliches Wort!
Das hörst Du auch allerwegen.
Du fragst. — No sabe. — Der Kerl geht fort,
Und Du bist machtlos dagegen.

Und diese drei Worte in engem Verein
Verschönen das Leben mit freudigem Schein
Von jedem, der Afrikas Boden betritt;
Verfolgen ihn täglich auf Schritt und auf Tritt.

Geschrieben auf der Mi-Yimbistation im August 1891 nach meinem
ersten tüchtigen Fieber; frei nach Schiller.“ — (Tagebuch.)

Abschnitt III.

Auf dem Marsche.

Anforderungen und Vorschulung. — Westafrikanische Reisetchnik: a) Ausrüstung,
b) Träger, c) Lebensweise. — Der Marsch.

Anforderungen und Vorschulung.

„Körperliche Elasticität und Widerstandskraft in Krankheiten und Anstrengungen, die natürliche Gabe, mit Menschen aller Art inmitten der fremdartigen Welt zu verkehren, sind die unerläßlichen Bedingungen, mit denen der Entdeckungsreisende ausgestattet sein muß. Die Geduld aber ist die Tugend, welche das Geheimnis des Erfolges birgt. Sie zu üben, ist oft nicht leicht.“

Persönlich-
menschliche
Anfor-
derungen.

Das Ertragen gänzlicher geistiger Isoliertheit inmitten harter Entbehrungen, schwerer Entsagungen, unerbittlicher Krankheiten, drohender Gefahren ist anfangs manchmal mehr, als selbst glühender Enthusiasmus auf sich zu nehmen liebt. Erst später lernt man Zeit und Raum anders beurteilen, wird bescheidener in seinen Zielen, zäher in der Ausführung seiner Pläne, geduldiger im Ausharren und Leiden. Aber auch dann ringt man manchesmal nur noch mechanisch weiter, vergeblich sinnend über die geheimnisvolle Gewalt, welche den Menschen treibt, um den spärlichsten Lohn sich im ewigen Kampf mit hindern- den Gewalten der Natur abzumühen und so, fast unbewußt, der weiteren Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts zu dienen.“

Diese Sätze stehen in Nachtigals großem Reisewerk: „Sahără und Südän.“ Schlichter, eindrucksvoller und vollständiger zugleich können die Anforderungen, die an die Person des Forschers, an den Menschen in ihm, herantreten; die Schwierigkeiten, die der Entdeckungsreisende zu überwinden hat, nicht aufgeführt werden. Aber auch nicht schöner und wahrer läßt sich der Beweggrund, all das auf sich zu nehmen, in Worte kleiden.

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Wer diesen nicht in sich fühlt, [mag er als Gelehrter, als Laie hinausgehen, wird sehr, sehr bald vor den Hemmnissen, die Natur und Menschen aufürmen, zurückschrecken und zurückweichen. „Weit im Innern oder bei Lösung schwieriger Aufgaben trifft man den Salonafrikaner nicht“, bemerkt Dr. von Wifsmann.

Beweg-
gründe.

Warum geht denn eigentlich dieser oder jener nach Afrika?

Das ist eine Frage, die die lieben Mitmenschen recht eifrig besprechen, wenn einer aus ihrem Bekanntenkreise zu dem für gewöhnlich immer noch fest verschlossenen Thore unserer chinesischen Mauer hinauszubegeben sich erlaubt. Und meist werden diese Erörterungen im Sinne echt christlicher Nächstenliebe gepflogen. „Sehr erklärlich“, sagen die Einen, „der konnte sich eben aus irgend einem Grunde nicht mehr zu Hause halten.“ „Ja, ich glaube auch“, lautet die wohlwollende Ansicht anderer, „er hatte wahrscheinlich recht viel Schulden.“ Wer's noch gut mit mir meinte — ich gebe die meiner Afrikafahrt untergelegten Beweggründe zum besten —, zuckte die Achseln und erklärte mich für einen „unruhigen Geist“. Auch ein tragisches Geschick wurde mir aufgehalst: unglückliche Liebe hat mich zu unseren schwarzen Schwestern getrieben. Die thatsächlichen, doch ein bißchen edleren Beweggründe: Eifer für die koloniale Sache, Forschungsdrang, Streben nach einem weiteren, größeren Arbeitsfeld, nach einem weiteren, größeren Gesichtskreis, Sehnen, die Kraft, die man in sich fühlt, an größeren Aufgaben zu versuchen; ahnt und anerkennt die Minderzahl.

Dafs auch die „uralt germanische Wanderlust“, die Völkerwooge auf Völkerwooge unserer Ahnen nach allen Ländern warf, die die Wikinger in kühnem Wagemut in ihren Drachen bis nach Island und an das Gestade Amerikas führte, gerade in uns Deutschen immer noch steckt, will ich gern zugestehen.

Verkennung
der Schwierig-
keiten
und Ge-
fahren.

Ebenso sehr wie die Beweggründe werden auch die Schwierigkeiten, die Gefahren verkannt, die dem Reisenden in fernen, wenig oder gar nicht erforschten Gebieten entgegentreten. Verkannt ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort; sie werden zum Teil überschätzt, zum Teil da gesucht, wo sie sich nicht finden und umgekehrt.

Das ist einerseits in der menschlichen Natur überhaupt begründet, andererseits teilen sich Fragende und Berichtende ziemlich gleich in die Schuld daran.

Mit der Entfernung wächst die Gefahr; das ist ein altes und richtiges Wort. Und je näher man ihr ins Auge schaut, desto kleiner

wird sie in den meisten Fällen: diese Umdrehung des Satzes ist nicht minder wahr. Auch dann ist sie thatsächlich recht oft noch weniger grofs, als sie erscheint. Ungewohnte Umgebung, Mangel an Zeit, überreiche Zahl an allen möglichen neuen Eindrücken erschweren eine unbefangene, sachliche Würdigung ungemein und der Neuling wird nur zu leicht einen an sich harmlosen Vorgang, den er sonst unter bekannten Verhältnissen wahrscheinlich ganz richtig beurteilt hätte, als unerklärliches, abenteuerliches Ereignis betrachten. Ich erinnere nur daran, dafs z. B. Gegenstände und Geräusche, die bezw. deren Veranlassungen uns bei Tage bekannt sind oder sofort erkannt werden, nicht selten bei Nacht, im Walde, an unbekannten Orten uns fremd, unerklärlich, ja beängstigend erscheinen.

Ich wurde einmal draussen im Biwak nachts durch ein ganz eigenartiges, mir vorerst unerklärbares, summendes Geräusch aus leisem Schlaf geweckt. Ich stand auf, untersuchte aufs sorgfältigste die nächste Umgebung. Umsonst, das rätselhafte Klingen tönte fort, bald schwächer, bald stärker werdend. Ich forschte wieder und liefs mich nun vom Gehör führen, das mich endlich an einen Bananenbaum (*Musa paradisiaca*) leitete; was war die erzeugende Ursache? eine lange Faser am dicken Stamm hatte sich gelöst und, oben und unten noch festgehalten, gaben die durch den Wind hervorgerufenen Schwingungen Töne wie von einer Saite.

Ein andermal glaubte ich, auf mehrnächtlichem, erfolglosem Leopardenanstand in pechschwarzer Dunkelheit sitzend, endlich die Lichter des Raubtieres flimmern zu sehen. Doch das auf den Schufs erfolgende Schmerzensgemecker — ich hatte als Köder eine Ziege angebunden und auf sie das Gewehr in einem Auflagegestell eingerichtet — liefs in mir schlimme Befürchtungen ob des getroffenen Wildes auftauchen. Und richtig: die Ziege war wohl getroffen; vom Leoparden aber keine Spur, nicht einmal eine frische Fährte. Ich hatte in meiner Neulingerregung (war ich damals doch erst ein paar Wochen im Busch) das Flimmern, das bekanntlich angestrengtes Hinausstarren in die Dunkelheit leicht vor die Augen ruft, für das Flimmern der Katzenaugen gehalten.

Ähnlicher Täuschungen wird sich jeder, auch in der Heimat, namentlich, wer viel in der Natur umhergestreift, erinnern; ist ihnen aber immer noch um ein gut Teil weniger ausgesetzt als der Stubenhocker, dessen Sinne das Leben in freier Natürlichkeit nie geschärft hat. Wer nicht vertraut ist mit dem Leben in Wald und Feld der Heimat, der wird nimmer vertraut mit der Wildnis.

Schuld des
Bericht-
erstatters an
falschen
Vorstellun-
gen.

„Es liegt in der Natur des Menschen“, sagt Dr. Pechuël-Loesche, „das Absonderliche und Überraschende, das Seltene und Schreckliche so aufzufassen und darzustellen, daß dabei das allgemein Gültige und darum gerade Wichtigste in den Hintergrund tritt. Es wird das Beschränkende übersehen, Ausnahmen und Regel nicht abgewogen und der selten säumigen Verallgemeinerung vollste Freiheit gewährt.“ Naheliegend ist auch die Versuchung, zeitlich und örtlich weit getrennte Vorgänge, die, einzeln für sich betrachtet, gewiß wahre That-sachen sind, so darzustellen, als hätten sie sich rasch nacheinander und in großer räumlicher Nähe abgespielt.

So tritt nur allzu oft auch unbeabsichtigte Übertreibung, die nicht eigentlich Unwahrheit genannt werden kann, sondern nur aus lebhafter Einbildungskraft hervorgeht, an Stelle des gewissenhaften Berichtes. Auch die Hoffnung, etwas Neues, eine interessante, eine bisher noch nicht gemachte Entdeckung zu bringen, spielt da mit herein.

Wahrheit:
die erste
Pflicht.

Und gerade darin liegt die schwerste Schädigung jeder Forschung. Ich möchte nur die sittliche Seite berühren. Meiner Ansicht nach macht sich jeder, welcher derartige schwer auf ihren Wert und Unwert zu prüfenden Berichte bringt, einer sittlichen Verantwortung schuldig. Derjenige, dem es vergönnt ist, Völker und Länder zu besuchen, die nur wenig bekannt, von wenigen erst bereist und erforscht, oder sogar noch gänzlich unbekannt sind, hat die Verpflichtung, im Dienste des allgemeinen Wissens die Ergebnisse seiner Reisen wahrheitsgetreu den weniger begünstigten Mitmenschen mitzuteilen. Mag er in wissenschaftlicher Form, mag er in leichter Art berichten, immer muß er sich vor Augen halten, daß er am Tempel der Wissenschaft mitzubauen berufen ist, und dazu dürfen nur feste, vollgültige Steine genommen werden.

Verschul-
den des
Hörers.

So weit trägt die Schuld an Täuschung leider nicht selten der, absichtlich oder unabsichtlich, unehrliche Berichterstatter. Aber, um gerecht zu sein, kann ich dem Wissensdurstigen zu Hause den Vorwurf nicht ersparen, daß auch an ihm mindestens der gleiche Teil dieser Schuld liegt.

Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen: so, Freundchen, du warst weit fort, mußt jedenfalls fürchterliche Abenteuer und Gefahren erlebt haben; und

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.“

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.“

Gesteht nun aber der Weitgewanderte ehrlich, daß er wohl viel des Schönen, Neuen, Wissenswerten geschaut und erlebt, daß er aber mit dem besten Willen nicht mit einem ganzen Schock Abenteuer aufwarten könne, weil er eben nicht so viele erlebt; da wird das Gesicht des geehrten Zuhörers immer länger und enttäuscht denkt und sagt er wohl auch: das ist ein langweiliger Mensch; hätte ich das erlebt wie jener, wie wollte ich davon erzählen.

Der alte Hang des Menschen zum Wunderbaren, die mit Zähigkeit festgehaltene Voraussetzung, daß in der Ferne alle Schrecken des Unbekannten den kühnen Eindringling erwarten, lassen zu streng wahrheitsgetreuen Schilderungen die noch mehr verlangende Einbildungskraft des Hörers oder Lesers noch das und jenes hinzu dichten; die gleichen Kräfte, die den Erzähler unbeabsichtigte Übertreibungen begehen lassen: Verallgemeinerung und örtliche und zeitliche Verschiebungen, walten auch im Empfänger der an sich wahren That-sachen und so trägt auch dieser nach Möglichkeit bei, daß unrichtige Bilder des Erlebten und Erforschten entstehen.

Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat insbesondere über die von Seite der „wild<sup>Gefahren
von Seite
der Tier-
welt.</sup>en, reisenden Tiere“ vermeintlich drohenden Gefahren. In ihnen werden vielfach die Schrecken der Wildnis gesucht. Allerdings sind Vertreter der Tierwelt Gegenstände der Furcht, ja des Entsetzens für jeden Reisenden in den Tropen, wenigstens in den westafrikanischen, aber sie heißen nicht Leopard, Elefant, Krokodil, Schlange, sondern — Ratten, Ameisen, Sandflöhe, Fliegen.

Die Ratten fressen Stiefel und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am todmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund und Nase, zerstechen den Körper und setzen sich eitererzeugend in Wunden; die Ameisen überziehen im Nu den wehrlosen Wanderer, den ahnungslos Rastenden zu Tausenden und martern ihn mit ihren Bissen; die Sandflöhe bohren sich heimtückisch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geschwüre und machen den Menschen oft für Wochen vollkommen marschunfähig.

Das sind die vom Wissenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis. Von den vermeintlich so gefährlichen droht dem Menschen fast gar keine Gefahr. Sie fliehen, wenn nicht angeschossen, in die Enge getrieben oder vollkommen überrascht, bleiben unerreichbar

in den Dickungen oder verschwinden spurlos in dem dichten Pflanzengewirr. Sucht man nicht als Jäger das sich bergende, verziehende Wild auf, sei es ein Elefant, eine Schlange, ein Leopard, so kann man in dem doch ziemlich wildreichen Nordkamerun z. B. monatelang durch Busch und Gras marschieren, ohne viel mehr als die Fährten der selbst unsichtbaren Tiere zu Gesicht zu bekommen.

Die tatsächlichen Schwierigkeiten und Gefahren.

Die einzige, aber grofse und ständige Sorge des Reisenden in der Wildnis ist die Überwindung der Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen ihm entgegensetzen; die einzige, aber schlimmste und fast unerträgliche Plage ist die seitens der niedersten und kleinsten Vertreter der Tierwelt; die einzige, aber allgegenwärtige und so oft todbringende Gefahr ist das Klima und sein Gefolge: Krankheit und Hülfslosigkeit.

Nicht zum letzten tritt all das an den Forscher heran, der es unternimmt, in jener Ecke des Golfes von Guinea, in dem Kamerun liegt, ins Innere einzudringen. Ein Blick auf eine wahrheitsgetreue Karte Kameruns, die noch bedenklich viele und grofse weisse Flecke zeigt, ist dafür Beweis.

Verkennung der Raumverhältnisse.

Hiermit bringe ich das vorstehend Gesagte mit einem bestimmten Teil des dunkeln Kontinents in Verbindung. Das führt mich zur Angabe eines weiteren Grundes, warum so vielfach unrichtige Vorstellungen gerade über Afrika bestehen; und in diesem Punkte ist der Leser oder Hörer der allein Schuldige. Beobachtungen, welche für ein gewisses Gebiet, für einen bestimmten geographischen Abschnitt des Landes vollkommen zutreffend sind, werden mit der grössten Gemütsruhe einfach auch auf ganz andere Gegenden Afrikas übertragen oder ausgedehnt, für welche sie dann natürlich nicht stimmen. Man vergift allzu oft die gewaltige Längen- und Breitenausdehnung, welche dieser Erdteil hat, dafs er sich 35 Grade in die nördliche und ebenso viel in die südliche Halbkugel erstreckt, dafs er fast 20 Grad nach Westen, 50 Grad nach Osten (von Greenwich) sich auf der Erde lagert. Man begeht dann den gleichen Fehler, als wenn man geographische, ethnographische u. s. w. Verhältnisse, wie sie z. B. für Spanien gegeben sind, einfach auch für Norwegen als zutreffend bezeichnen wollte; liegen ja doch diese Länder auch in einem und demselben Erdteil. —

In einfachen, aber schwerwiegenden Worten hat Nachtigal die Anforderungen zusammengefafst, die an den Menschen im Forscher gestellt werden; damit aber auch zugleich Winke gegeben, wie sie

erfüllt werden können und sollen. Diese persönlich menschlichen Aufgaben, wenn ich sie so nennen will, gelten für jeden, er mag Entdeckungsreisender oder Schutztruppenoffizier, Fachmann oder Laie sein.

Anders ist es natürlich mit den sachlichen Aufgaben, die sich aus dem Zweck der Reise, der Expedition, der Vorbildung des Einzelnen u. s. w., u. s. w. ergeben. Sachliche Anforderungen.

Doch auch auf diesem Gebiete findet sich immerhin eine gewisse Gemeinsamkeit allgemeiner Anforderungen an jeden. Gerade in einem Lande, dessen Erschließung in wissenschaftlicher Beziehung noch auf einer so geringen Höhe steht, wie dies im äquatorialen Afrika und da wieder ganz besonders in seinem westlichen Teile der Fall ist, hat jeder Hinausgehende die Pflicht, das Seinige zur Förderung der Kenntnis des dunkeln Erdteiles beizutragen. Lösung sachlicher wissenschaftlicher Sonderaufgaben bleibt ganz und voll dem Fachmanne vorbehalten; aber auch der Laie auf streng wissenschaftlichen Gebieten, Offizier oder Missionar, Beamter oder Kaufmann, ist nicht nur imstande, sondern sogar verpflichtet, an der Erforschung und Erschließung nach Kräften mitzuwirken.

Ich z. B. habe mich gleich in diesem Falle befunden. Als Offizier, also ohne streng fachwissenschaftliche Vorkenntnisse hinausgegangen, habe ich wenigstens versucht, das Meinige zur Förderung der Kenntnis der von mir durchwanderten Gebiete beizutragen. In diesem Sinne habe ich mich auch entschlossen, dieses Buch zu schreiben, und in diesem Sinne will es gelesen und beurteilt werden.

Je größer und schwieriger die Anforderungen, die überwunden, je vielgestaltiger und umfangreicher die Aufgaben sind, die gelöst werden sollen, desto sorgfältigere Vorbereitungen und Vorschulung verlangt jegliches Unternehmen. Das gilt nicht zum letzten für den Entschluß, im Dienste des Vaterlandes, der Wissenschaft hinauszuziehen in die fernen, ganz oder größtenteils unerforschten westafrikanischen Tropenländer zu jahrelanger Thätigkeit.

Körper und Geist fordern eingehendste Prüfung und Schulung.

Die körperliche Vorbereitung besteht in erster Linie in genauester ärztlicher Untersuchung; ein vollkommen gesunder, kräftiger Körper ist Grundbedingung. Ganz außerordentliche Anforderungen stellt das Leben in der Wildnis an den Magen und an die Nerven. Dann setze man seinen Körper in jeder Beziehung in normalen Zustand. Vernachlässigungen an den Zähnen, den Augen rächen sich, da man später Körperliche Vorbereitung.

meist auf ärztliche Hilfe verzichten muß, nicht selten schwer. Eine eigene körperliche Schulung durchzumachen, halte ich für den Offizier z. B. für unnötig; was ein kräftiger, rüstiger, junger Mann in der Heimat als Soldat zu leisten hat, genügt. Auf dieser Grundlage lernt sich schon gesteigerte Leistungsfähigkeit draussen. Verweichlichte und energielose Menschen gehen schon so wie so nicht in den Busch; sie sprechen wohl viel davon, doch dabei bleibt es auch. Der Nichtsoldat allerdings wird gut thun, sich an scharfe Märsche, an zeitweiliges Fasten und Dursten bereits zu Hause etwas zu gewöhnen.

Körperliche
Leistungs-
fähigkeit.

Körperliche Leistungsfähigkeit macht einen außerordentlich guten Eindruck auf die Neger und erhöht das Vertrauen der Soldaten und Träger zum Führer ganz wesentlich, gerade so wie in der Heimat bei der Truppe auch. Mein anfänglicher Expeditionsgenosse, ein schwächlicher, kränklicher Herr, machte, als wir auf Barombistation zu Dr. Zintgraff stießen, auf die Bali, selbst hochaufgeschossene, muskelkräftige Graslandssöhne, einen nicht sehr vertrauenerweckenden Eindruck und sie baten des öfteren unseren Führer durch den Dolmetscher: „you must keep the old man for house, he no fit for the bush.“

Ich bin und war stets ein tüchtiger Fußgänger und ist mir dies auch da draussen gut zu statten gekommen. Ich finde in meinen Tagebüchern einen Ausspruch meiner Leute aufgezeichnet, auf den ich geradezu stolz bin. Mit einem Teil meiner einexerzierten und einmarschierten Truppe hatte ich im Juni und Juli 1892 eine längere Streife ins Waldland gemacht, die mich bis zur Tintostation führte. Von da kehrte ich mit einer Trägerkarawane in Eilmärschen nach Baliburg zurück. Im letzten Quartier vor der Station mußte ich einen unfreiwilligen Rasttag einschalten, weil mir der größte Teil der Träger nicht zu folgen vermocht hatte. Im Laufe des Tages kamen die Kerls allmählich angehunken, zeigten ihre wunden Füße und meinten „the road be bad too much, you pass the black man for walk, you run like one monkey.“ Auf eine solche Anerkennung körperlicher Leistung kann man sich schon etwas einbilden, wenn man die Marschausdauer des Negers und seine, wenn's not thut, zähe Entsagungsfähigkeit kennt. Beschämt steht man allerdings auch mit bedeutenden Leistungen zurück bei der Schilderung Nachtigals von dem Wüstenstamm der Tubu-Reschade: „Nach tagelanger Nahrungslosigkeit pulverisieren sie die gebleichten Kamelknochen der Wüste und verwandeln sie mit dem einer Ader eines Kamels entnommenen Blut in einen genießbaren Teig, oder machen den Lederring, welcher ihr langes Messer am

Handgelenk befestigt oder ihre Sandalen durch Klopfen, Zerschneiden und Kochen efsbar. Ein Tubumann vermag vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen, wenn er im Besitz eines Kamels ist, wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tag regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegungen den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben und er zum letzten Mittel greifen, nämlich sich am Sattel seines Kamels zu befestigen, jeder eigenen Initiative zu entsagen, und sich so rückhaltlos dem Ortssinn des Tieres anvertrauen.“

Gerade für körperliche positive oder negative Fähigkeiten haben die Eingeborenen einen ungemeinen Scharfblick. Einige Herren von der Küste, die sich bei einem Versuch, auch einmal ein bißchen ins „Innere“ zu gucken, nicht gerade sehr gewandt gezeigt haben mochten, hatten seitens der stets spottbereiten Träger bald den Spitznamen „babies in the wood“ weg. Stanley hieß am Kongo „bulamatari“, d. i. der Felsenbrecher, mich nannten meine Bali zuerst „fuon ssissa“, d. i. der lange Herr (wegen meiner langen Gebeine), später, als sie die Wirkung der ihnen gelehrt Schiefskunst zum erstenmal erprobt hatten, „fuon-nakang“, d. i. Herr des Gewehres.

Auch ihre eigenen Namen sind vielfach Anspielungen, ehrende oder spöttische, auf körperliche Eigenschaften oder Leistungen.

So viel über körperliche Vorbereitung.

In einem gesunden, kräftigen, gestählten Leibe wohnt aber auch meist schon ein gesunder, gestählter Geist, feste Willenskraft, Muth und Schneid. Die Anforderungen, die das Leben in der Wildnis in dieser Richtung stellt, sind bedeutend schwerer zu erfüllen als in der Heimat, namentlich deshalb, weil sie vielfach in anderer Form, unter anderen Verhältnissen bethätigt werden müssen.

Psychische
Leistungs-
fähigkeit.

Mut, Tapferkeit zu üben vor den Augen der Welt, in der Hoffnung auf Ruhm und Auszeichnung, an der Seite seiner Kameraden ist wohl leichter als allein, fern im Innern Afrikas. Auch der Gedanke an das, was bei Verwundung, bei einer Niederlage, bei Gefangennahme unfehlbar bevorsteht: qualvolle Martern, qualvoller Tod ist wohl weniger angenehm als das Los in diesen Fällen in der Heimat. Andererseits ist aber auch sicher eben das Gefühl, vollkommen auf sich angewiesen zu sein, allein in des Wortes vollster Bedeutung seinen Mann zu stehen; kein geringer Ansporn und Reiz.

Ich habe am Tage nach meinem ersten Gefecht (am Weihnachtsabend 1891) in einem Briefe an meine Angehörigen geschrieben:

„. . . So feierte ich hier das schönste, traueste, deutsche Fest, wo die Kirchenglocken predigen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden. Ich habe mir zu Hause manchmal gedacht, wenn ich las, daß unsere Truppen am Christabend draussen lagen oder sich schlügen: welche Gefühle da wohl in ihnen wach wurden? Ich kann dreist behaupten, ich habe heuer am Christabend Ernsteres, Schwereres durchgemacht. Die, wenn nur zwei, auf Posten standen, konnten sich erzählen vom deutschen Weihnachtsbaum; und wenn auch in Frankreich: sie waren doch der Heimat nah und lag doch auch über dem feindlichen Lande die Weihnachtsstimmung. Ich dagegen vom Kriegszug zurückkehrend tief in der Wildnis, wo man keine Weihnachtsgefühle kennt, mit 30 blut- und raublustigen Balinegern schiefse mich mit gleich grausamem Stamme herum, allein, und ziehe dann todmüde weiter, der einzige Weisse, durch den Busch, umgeben von den triefenden Trophäen der abgeschnittenen erbeuteten Schädel — und dann abends den Palmweintrunk in der mir gestern wie eine Hexenküche vorgekommenen Hütte des Häuptlings, dessen massige nackte Gestalt sich grinsend zu den blutigen Köpfen herunterbeugte

Um nochmals auf das Gefecht zu kommen; da gerieten wir auch hübsch in die gewaltigen Grasbrände hinein, die überall aufflammten, so daß wir manchmal Laufschrift machen mußten; ich sah aus wie meine Neger: Kleidung, Gesicht und Hände schwarz von Qualm und Rauch und Asche, die uns der steife Nordostwind entgegenwehte.

Ein schönes Bild war's aber weiß Gott doch, wie mein Zug so dastand; ringsum prasselten nah und fern die Brände und lohten die Flammen und qualmten die Rauchmassen; drüben den Hang herauf die Bapigni mit ihrem Kriegsgeheul und meine kleine Front schleuderte ihre Salven in die anlaufenden Gegner; rrrum — rrrum krachte es aus den Gewehrläufen der Schwarzen aufs Kommando eines deutschen Leutnants scharf und kurz; drüben stürzten die Feinde“

Fieberstim-
mungen.

Noch weit mehr als gegen Menschen hat der Mut seine Probe zu bestehen gegen einen unsichtbaren, unfasbaren Gegner: das Fieber. Nicht bloß den kräftigsten Körper knickt dieser furchtbare Feind der Tropen; die eisernste Willenskraft, den frischesten Mut beugt er und verwandelt ihn in Traurigkeit, Verzagttheit und tiefste Nieder-
geschlagenheit.

Ich scheue mich durchaus nicht, solche Stimmungen einzugestehen. Nicht immer sind diejenigen, welche bramarbasierend jegliches Gefühl ableugnen, Helden. Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten.

Auch darf sich die Schneid nicht immer so zeigen, wie sie dem deutschen Soldaten, dem Deutschen überhaupt eigen ist: im rücksichtslosen Vorgehen. Sie muß nicht selten im Interesse der Sache gezügelt, gedämmt, ja unterdrückt werden. Häufiger als die aktive ist die passive Schneid geboten. Wahrlich, die erstere wäre oft leichter! Ausharren, Zähigkeit, Geduld, „der zweite Mut“, wie der Spanier sie nennt: das sind die Formen, in die sie beim richtigen Afrikaner sich kleiden muß.

Passive
Schneid.

Was körperliche Strapazen, auch was seelische Anforderungen, zum Teil wenigstens, anlangt, kann man von einer gewissen Vorbereitung und Schulung sprechen: das Schwerste aber kann man nicht üben. Und das ist? Die Antwort mag mein Tagebuch geben.

Wichtigste
und schwerste
seelische
Forderungen.

„Tintostation 23. VI. 92 Afrika ist fürwahr das Land der Gegensätze und der Unberechenbarkeit. Nun liege ich hier in der absolutesten Unthätigkeit den ganzen Tag, schaue bald in den Regen hinaus, bald in die rauchige Hütte hinein seit 8 Tagen; — 4 Tage zuvor durchzog ich Tag für Tag in den schärfsten Märschen den Busch. Vielleicht morgen schon ist ein unerwartetes Ereignis; dann heißt's entschließen, Entschluß ausführen, packen, marschieren. Vorausbestimmen läßt sich nicht eine Stunde, vorher überlegen gar nichts. Derselbe Augenblick bringt die Frage und fordert auch schon den Entschluß. Ist das wohl auch einer der Reize der Wildnis? Entgegen dem monotonen Uhrwerk des civilisierten Lebens? Wohl sicher

Ich habe die unthätigen Tage her Zeit gehabt, nachstehende goldene Regeln für Afrika mir zurechtzulegen:

1. Man muß hier herausfen zwei entgegengesetzte Eigenschaften in sich zu vereinen vermögen: Geduld nach allen Richtungen; in palavern, in der Behandlung der Schwarzen, gegen hemmende Naturereignisse jeder Art, gegen körperliche Leiden; und die Fähigkeit, im entscheidenden Moment alle geistige und körperliche Spannkraft mobil zu machen, also Energie, trotz aller lähmenden, hemmenden Umstände, trotz vielleicht langdauernder Einsamkeit, Einförmigkeit, Unthätigkeit, trotz langdauernder, quälender Leiden.

2. Unter allen Umständen und trotz aller Umstände Herr über sich bleiben im Geist und Körper“ —

Bisher, wenn ich von geistiger Schulung, von geistigen Anforderungen sprach, habe ich mehr die *Ψιχη* im Auge gehabt; nun zur wissenschaftlichen Vorbereitung.

Wissenschaftliche
Vorbereitung.

Dafs der Laie nicht imstande ist, streng gediegene wissenschaft-

liche Ausbeute mit nach Hause zu bringen, glaube ich nicht nochmals wiederholen zu müssen; bringt er und kann er ja doch auch nicht gediegene, gründliche, wissenschaftliche Sonderkenntnisse mit hinausnehmen. Dafs er aber nichtsdestoweniger geradezu die Verpflichtung hat, nach Kräften in seiner Weise an der Erschließung des dunkeln Kontinents beizutragen, habe ich gleichfalls schon betont. Bis zu einem gewissen Grade kann und muß er durch vorbereitende Studien Lücken in seinem allgemeinen Wissen ausfüllen, sowie sich einige Vorkenntnisse erwerben, wenigstens so weit, dafs er imstande ist, für die Wissenschaft Brauchbares zu bringen. Endlich wird sich bei jedem infolge seines bisherigen Berufes in der Heimat oder einer Vorliebe für diesen oder jenen Zweig der vielgestaltigen Wissenschaft eine Grundlage finden, auf der weiterbauend, er ganz hübsche Erfolge zu erzielen vermag. Wir Deutsche besitzen überdies ein Werk, das in einer Reihe von fachwissenschaftlichen Aufsätzen die Wahl bietet, welchem Zweige er sich vorwiegend widmen will, und das ihm zugleich die praktischen Anhaltspunkte zur brauchbaren Bethätigung der gewählten Einzelwissenschaft an die Hand giebt: die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen“ von Dr. Neumayer.

Hierzu bemerke ich, dafs ich insbesondere zu zwei Abschnitten, die gerade für wenig erforschte Gebiete außerordentlich wichtig sind und eine gröfsere innere Verwandtschaft haben, als man vielleicht auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist: „Topographische und geographische Aufnahmen“ und „Meteorologie“ als recht wünschenswerte Ergänzungen betrachte: „Handbuch der Navigation“, herausgegeben vom hydrographischen Amt der Kaiserlichen Marine; Jelinek: „Anleitung zur Ausführung meteorologischer Beobachtungen u. s. w.“ und einen Aufsatz von Dr. Baumann: „Topographische Aufnahme auf Reisen“ (veröffentlicht in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“, VII. Band, 1. Heft). Diese Schriften enthalten zahlreiche praktische Winke: einfachste Art der Bestimmung der Mißweisung, Herstellung einer Sonnenuhr u. dergl.; der Aufsatz von Dr. Baumann giebt, nach meinem Dafürhalten, noch praktischere Winke dem Reisenden als der bezeichnete Abschnitt in dem Sammelwerk Dr. Neumayers. Ich wenigstens habe es im eigenen Interesse lebhaft bedauert, dafs der Aufsatz erst 1894, also nach meiner Rückkehr zu meiner Kenntnis gelangte.

Zoologische Vorkenntnisse sich in anregendster Weise zu verschaffen, besitzen wir in Brehms „Tierleben“ das beste Buch, das

auch bei Zusammenstellung der Ausrüstung nicht zu Hause gelassen werden soll.

Sprachliche Vorbereitung ist nicht nur wünschenswert, sondern einfach notwendig. Abgesehen von Englisch — das setze ich als selbstverständlich voraus — ist, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis der im Innern des äquatorialen Westafrika weit verbreiteten Umgangssprache, der Haussasprache, nötig. Ein recht gutes Lehrbuch hierfür ist „Vocabulary and the Grammatical elements of the Hausa Language“ by the Rev. James Frederick Schön, London.

Die so wichtige Aufgabe für einen Reisenden in geographisch noch fast unerschlossenen Ländern: astronomische Ortsbestimmungen vorzunehmen, lernt sich nur durch praktische Anweisung auf einer Sternwarte, Seemannsschule und ähnlichen Anstalten. Daß theoretische Vorbereitung in dieser Hinsicht kläglich im Stich läßt, mußte ich leider an mir selbst erfahren.

Durch photographische Aufnahmen kann jeder verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ganz wesentliche Dienste erweisen das läßt sich, auch bei beschränkter Vorbereitungszeit, noch leicht lernen.

Auch buchstäblich dem Arzt ins Handwerk pfuschen, muß der Reisende in der Wildnis. Expeditionen in Westafrika, wenigstens deutsche, haben sehr selten noch das Glück gehabt, unter der Zahl ihrer weissen Mitglieder einen Arzt besessen zu haben; auf Stationen wird der Mangel an einem solchen die Regel sein; Krankheiten und Verwundungen sind aber häufige Gäste: also sind schon für die eigene Person einige ärztliche Vorkenntnisse unbedingt nötig. Dann aber erhöhen glückliche, ärztliche Hülfeleistungen ganz ungemein die Achtung und das Vertrauen zum Weissen.

Eine allgemeine afrikanische Vorbildung schliesslich kann und muß sich der Hinausgehende verschaffen durch Lektüre gediegener wissenschaftlicher Reisewerke. Unter den Schriften unserer Landsleute nimmt das Werk Dr. Gustav Nachtigals: „Sahārā und Sūdān, Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika“ meines Erachtens den ersten Platz in jeder Beziehung ein; wie mir überhaupt Nachtigal das Vorbild des echten afrikanischen Forschers ist.

Diese Winke betreffs wissenschaftlicher Vorbereitung des Nichtfachmanns machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Unfehlbarkeit; sie sollen eben nur Winke sein.

Ärztliche
Vorkennt-
nisse.

Allgemeine
afrikanische
Vorbildung.

Westafrikanische Reisetchnik.

a) Ausrüstung.

Nachdem die Zahl derer, die in ernster Thätigkeit in den dunkeln Erdteil hinausgegangen, bereits ziemlich beträchtlich ist, sollte man eigentlich glauben, daß sich, wenigstens bezüglich der persönlichen Ausrüstung (im weiteren Sinne), gewisse feststehende Grundsätze herausgebildet haben. Dem ist aber durchaus nicht so. Fast jeder neue Ankömmling auf westafrikanischem Boden schleppt Unpraktisches und Überflüssiges in Fülle mit sich. Ich habe das am eigenen Leibe erfahren; von den mir als notwendig und zweckentsprechend bezeichneten und demzufolge von mir beschafften Sachen hat mehr als die Hälfte den Busch gar nicht gesehen, ist an der Küste kaum recht ausgepackt, verdorben, verschwunden — und von mir im Innern auch gar nicht schmerzlich vermisst worden. Der Grund liegt zum Teil darin, daß eben gerade auf diesem Gebiete die Ansichten auch erfahrener Afrikareisenden ziemlich weit auseinander gehen; das ist in anderen Fällen auch so; ich denke da als Offizier nur an die verschiedenen Anschauungen in militärischen Kreisen über Zusammensetzung der Manöver-, der Feldausrüstung; zum großen Teil in der Begehung des gleichen Fehlers, wie auf geographischem Gebiet, auch in der Ausrüstungsfrage, daß nämlich diesbezügliche Angaben, die z. B. für Ostafrika vollkommen zutreffend sein mögen, einfach auch für Westafrika zu Recht bestehend angenommen werden.

Bei der Ausrüstung zu beachtende Grundsätze.

Zum größten Teil liegt er aber darin, daß zwei Hauptregeln bei der Wahl der Ausrüstung viel zu wenig betrachtet werden, die für eine Reise nach den Hochebenen Centralasiens so gut gelten wie für eine Expedition in die Kordilleren Südamerikas, für eine Reise nach Australien so gut wie für afrikanische Expeditionen. Sie lauten:

1. Je einfacher die Ausrüstung bei möglichster Güte und Vollkommenheit der Einzelteile, d. h. je weniger Gepäck, desto leichter ist die Reise und desto wahrscheinlicher der Erfolg.

2. Man nehme nichts mit, was an Ort und Stelle beschafft oder doch durch „Einheimisches“ ersetzt werden kann.

Daß die Beherzigung dieser beiden Grundsätze für Westafrika insbesondere unbedingte Notwendigkeit ist, hängt mit den ganz außerordentlichen Schwierigkeiten der Verkehrsverhältnisse und der Beförderungsmittel, d. i. mit der Trägerfrage zusammen.

Aus diesen Gründen halte ich es nicht für überflüssig, auch meine in zweijährigem, ununterbrochenem Aufenthalt im Innern Kameruns in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen niederzulegen. Vielleicht sind andere zu einem anderen Ergebnis gekommen; ich führe einfach auf, was an persönlicher Ausrüstung (im weiteren Sinne) für jeden einzelnen Forschungsreisenden (*κατ' ἐξοχήν*) ich als notwendig und praktisch erprobt habe.

Unter persönlicher Ausrüstung verstehe ich:

1. Marschanzug	Ausrüstung im engeren Sinne	Ausrüstung im weiteren Sinne.
2. Lageranzug		
3. Rucksack		
4. Feldbett		
5. Marschkoffer		
6. Proviantkoffer		
7. Feldküche		
8. Tauschwaren		
9. Munition		
10. Instrumente.		

Persönliche
Ausrüstung
des Ein-
zelnen.

Betreffs Tauschwaren und Munition können ziffernmäßige Angaben nicht gemacht werden, da hierbei Zweck, Ziel, voraussichtlich zu durchziehende Gegenden und Stämme beeinflussen, und beide eigentlich schon mehr zur Ausrüstung einer Expedition zu zählen sind.

Die Ausrüstung einer Expedition als solcher muß ich nur der Vollständigkeit dieses Kapitels halber am Schluß kurz berühren, ohne mich aus den eben genannten Gründen, zu denen noch als weitere Rücksicht auf zur Verfügung stehende Geldmittel und die Verschiedenheit der Stärke und Zusammensetzung an Europäern und Negern kommt, auf genauere Angaben einlassen zu können. —

Ausrüstung
einer Expe-
dition.

Ich schmücke mich nicht mit fremden Federn und bemerke demzufolge im voraus, daß diese meine Ausführungen über persönliche Ausrüstung und, später, über Lebensweise in den westafrikanischen Tropen sich vielfach mit den Anschauungen Dr. Zintgraffs decken, manchmal sogar derselben Worte bedienen werden, wie sie Zintgraff bei der Behandlung des gleichen Stoffes im Anhang seines Werkes „Nordkamerun“ unter der Aufschrift „Afrikanische Reisetchnik“ gebraucht. Er hat mich in den Busch eingeführt; und einen besseren Lehrer in afrikanischer Marsch- und Reisepraxis, in Anspruchslosigkeit und Einfachheit afrikanischer Lebensweise hat es wohl schwerlich gegeben. —

Marsch-
anzug.

Persönliche Ausrüstung: 1. Marschanzug.

α) Bekleidung: Unterzeug, Anzug (im engeren Sinne), Kopfbedeckung, Fußbekleidung.

Das Unterzeug besteht aus Hemd und Socken.

Möglichst ungehinderte Verdunstung von der Körperoberfläche ist eine ganz wesentliche Bedingung für den Aufenthalt in den Tropen; deshalb ist die erste und hauptsächlichste Anforderung an die unmittelbar dem Körper aufliegende Bedeckung: Durchlässigkeit des Gewebes. Nur Baumwolle erfüllt dieselbe. Am unzuweckmäsigsten ist Wolle. Nicht nur, daß diese, an sich nicht porös, bei reichlicher Schweißabsonderung sich sehr bald derart verstopft, daß die Luft fast gänzlich abgeschlossen wird, daß sie nach jeder Wäsche nicht unbedeutend eingeht, nimmt sie durch beide Vorgänge in Bälde ein brettartiges, hartes Gefüge an, reizt die in den Tropen doppelt empfindliche Haut und erzeugt die in Afrika unter dem Namen „roter Hund“ bekannte Hautkrankheit. Als Farbe für das Unterzeug ist aus verschiedenen Gründen am zweckentsprechendsten eine sogenannte Schmutzfarbe, grau oder braun.

Der Schnitt des Hemdes ist der der Jägerhemden; doppelbrustig, mit Trikotärmeln, oben eine gesäumte Öffnung, so groß, daß man leicht den Kopf durchstecken kann und Nacken und Schlüsselbein gruben frei bleiben. So ist auch ein weiterer, nicht unwichtiger Umstand erreicht: das Hemd ist vollständig knopflos.

Die Socken müssen bis mindestens zur halben Wade reichen.

Der Anzug (im engeren Sinne), bestehend aus Rock und Hose, ist gefertigt aus Kakey, einem indischen, fast unverwüstlichen, gelblichen Gewebe.

Die Hose, oben weit, verengt sich gegen die Unterschenkel, so daß sie ohne weitere Umständlichkeiten als Stiefelhose getragen werden kann. Die Taschen sind tief und mit Klappen (zum Schutze gegen Hineinregnen) und Knöpfen geschlossen. Hosenträger sind unzuweckmäsig; am besten ist eine breite, lederne, festangenähte Hosenschnalle.

Der Rock hat die Form der Litewka. Er muß mindestens vier große, aufgenähte Taschen (zwei Brust-, zwei Seitentaschen) besitzen, welche, wie die der Hose, mit Klappen und Knöpfen versehen sind. Der Umlegkragen ist breit und beim Hochschlagen durch zwei Spangen vorn fest schließbar.

Als Knöpfe an der Hose sind zu wählen die sogenannten Jägerknöpfe zum Durchstecken; am Rock platte Hirschhornknöpfe, die möglichst fest auf untergelegtem Wildleder angenäht sind.

Alle Nähte am Anzug müssen doppelt und unternäht sein.

Bezüglich Kopfbedeckung und Fußbekleidung bin ich mit Zintgraff so ganz und gar gleicher Erfahrung und Anschauung und hat er sich über beides so treffend ausgesprochen, daß es schade wäre, nicht seine Worte zu hören.

„Ob Tropenhelm oder Schlapphut? — man wird es gleich herausfinden, wenn man beim Einkauf seiner Kopfbedeckung im Laden sich einen Tropenhelm aufsetzt und damit zur Zimmerdecke hinaufsieht. Der Tropenhelm ist meines Erachtens nach ein so unzweckmäßiges Möbel, daß ich nicht begreife, daß er noch Verteidiger findet. An der Küste bei Paraden oder auf Photographieen mag er, wie so vieles andere, ganz am Platze sein.“ (Er ist übrigens endlich aus der Bekleidungs Vorschrift auch unserer äquatorialen Schutztruppen ausgeschieden.) „Aber im Busch, da ist nur der breitrandige, leichte, graue Schlapphut, wie ihn unsere Künstler daheim tragen, die einzig richtige Kopfbedeckung, und je breiter, desto besser. Ein während des Marsches mit frischem Gras oder Blättern ausgepolsterter Schlapphut schützt das Gehirn ebenso vor den Einwirkungen der Sonne wie frische Kohlblätter die Butter. Das vermag der Tropenhelm trotz aller Luftlöcher niemals in demselben Maße. Einen fest über den Kopf gezogenen Schlapphut schlägt auch kein heimtückischer Zweig herunter. Endlich dient ein breitrandiger Filzhut von ungefährem Durchmesser der Schultern seines Trägers unter Umständen auch als Regenschirm. Daß ein um die Ohren geklappter Schlapphut (eine Behandlung, die sich der Tropenhelm nicht gefallen läßt, den vielmehr jeder Stoß oder Druck sehr zu seinem Schaden entstellt oder gar brüchig macht) beim Schlafen in der Mittagshitze zugleich die lästigen Fliegen u. s. w. abhält, soll nur nebenbei bemerkt werden. Auch gewährt ein Tropenhelm nicht entfernt den Nackenschutz wie der Filz des Schlapphutes, der sich bei seiner Weichheit der Form des Nackens anschmiegt. Und während der Tropenhelm die Augen allzu sehr beschattet, näht man beim Schlapphut mit ein paar Stichen den halben Vorderrand nach oben zurück, wodurch die ganze Kopfbedeckung einem Südwester ähnlich wird.“

Der Tropen-
helm.

Und zur Fußbekleidung läßt sich Zintgraff aus: „Wer sich von vornherein an bequem sitzende, hoch über das Knie reichende, lange, weichschäftige Stiefel gewöhnt, ist allen Gamaschen und anderes Schuhwerk tragenden Reisenden überlegen. Der langgestiefelte Reisende gleitet ohne viel Umstände des Morgens in seine bequemen, palmöl-

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

geschmierten Stiefel hinein, der Nachttau der Gräser netzt weder Oberschenkel noch Knie, kleinere Bäche halten ihn nicht auf, er geht, die Schäfte hoch heraufziehend, einfach durch. Im Quartier oder bei länger andauerndem Halt schlenkert er sozusagen die Langschäfte von den Beinen, auf diese Weise den Füßen eine wohlthuende, mehrstündige Ausdunstung gestattend.

Anders aber der gamaschengebundene Reisende. Mühsam müssen die Schnürschuhe oder Gamaschen entweder von ihm selbst oder von einem sich voraussichtlich ungeschickt anstellenden Schwarzen geschnürt und eingehakt werden. Gräser hängen sich an die Schnallen und hindern den freien Schritt. Jedes Wasser setzt ihn der Nässe aus oder hält ihn so lange auf, bis ein hülfsbereiter Träger naht; im Quartier endlich müssen Gamaschen und Schnürschuhe wieder gelöst und sorgfältig behandelt werden.“

Einen weiteren, in dem an unerwarteten Ereignissen reichen Leben in der Wildnis nicht zu unterschätzenden Vorteil der hohen Marschstiefel muß ich, Zintgraff ergänzend, erwähnen: rascheste Marschbereitschaft. Heißt es bei Tag oder Nacht: alle Mann an Deck, so ist der „langgestiefelte“ Reisende sicher der erste am Platze.

„Kurzschäftige Stiefel sind höchstens für den Aufenthalt auf der Station, aber ganz und gar nicht für den Marsch zu empfehlen. Man hat bald nasse Füße darin, ganz abgesehen davon, daß leicht Steinchen, Sand, kleine Zweige u. dergl. eindringen.

Die Stiefelsohlen müssen von bester Beschaffenheit, natürlich doppelt und frei von Eisennägeln sein. Diese rosten, lockern sich und fallen aus. Messingstifte in der Sohle und ebensolche Nägel oder noch besser Schrauben im Absatz sind das einzig Richtige.“ —

Warme
Kleidung.

Wenn auch strenggenommen nicht hierher gehörig, schalte ich doch der Vollständigkeit wegen hier ein, daß man bei voraussichtlich längerem Aufenthalt in den Hochländern Nord-Kameruns auf einer Station die Mitnahme eines warmen Anzuges und warmen Mantels (Winterhose, Joppe und Uniformmantel) ja nicht vergessen darf. Auf Baliburg habe ich mit Sehnsucht dieser Kleidungsstücke gedacht und mich in ihrer Ermangelung in wollene Decken eingehüllt. —

β) Ausrüstung (Marsch-): Ledergürtel mit Patronen- und Kartentasche, Revolver, Buschmesser, Gewehr, Bergstock, Uhr, Kofferschlüssel, Signalpfeife, Feldstecher, Kompaß, im Anzug und in der Kartentasche unterzubringende kleinere Gegenstände.

Hiervon trägt der persönliche Diener, der sich stets in der unmittelbaren Nähe des Weissen befinden muß, Buschmesser und Gewehr.

Das Buschmesser muß mindestens $\frac{1}{2}$ m lang und mit Sägerücken versehen sein, zu den verschiedensten Verwendungen auf dem Marsch, im Quartier und Biwak zu dienen; vom Baumfällen und Wegbahnen bis zum Köpfen eines Huhnes. Gleich zweckentsprechend ist ein Infanterieseitengewehr M/69 mit Sägerücken.

Das beste Gewehr ist das Militärgewehr M/98, und zwar ein Karabiner, im Gefecht und auf der Jagd, namentlich beim Kameruner Hochwild, dem Elefanten. Bei seiner geringen Streuung genügt es einem guten Schützen auch gegen kleinere jagdliche und, was beim Marschleben im Busch sehr wichtig ist, eßbare Tiere. Manchen Fasan und Graupapagei habe ich mir mit seiner Kugel in den Kochtopf geholt.

(Übrigens ist sowohl von diesem nüchternen als insbesondere vom Standpunkte des Sammlers aus auch die Mitnahme eines Schrotzwillings sehr zu empfehlen.)

Ich wiederhole: der Karabiner M/98 ist für Gefecht und Jagd unübertrefflich; ungemeine Treffsicherheit, Einheitswaffe eben für beide Zwecke infolge seiner enormen Durchschlagskraft, die das Geschos die Knochen eines Elefantenschädels glatt durchschlagen läßt, Mehr-lader, rauchschwaches Pulver, geringes Gewicht der Waffe und der Munition und damit Erhöhung der mitzuführenden Patronenzahl; ich dünke, das sind der Vorteile genug.

Eine Beschreibung des Bergstockes kann ich mir wohl erlassen. Es ist der gleiche, wie er im Gebirge in der Heimat verwendet wird. An seine Stelle kann auch ein langer Speer mit starkem Schaft treten.

Uhr, Kofferschlüssel und Signalpfeife (Schützenpfeife) werden zusammen an einer festen Lederschnur um den Hals getragen, so lang, daß die Uhr bequem abgelesen, die Schützenpfeife leicht benutzt werden kann. Diese „Medaillons“ behält man auch über Nacht an.

Der Ledergürtel ist breit, mit festem Hakenverschluß versehen. An ihm befinden sich Patronen-, Kartentasche und Revolver (im Futteral). Die Patronentasche muß mindestens drei Ladestreifen für den Karabiner (also rund 20 Schuß) und einige Schrotpatronen fassen können. Die Kartentasche hat etwa die gleiche Form wie die bei der Truppe gebräuchliche. In ihr befindet sich 1 Feldstecher (im Futteral), möglichst klein, und 1 Kompaß. Der Revolver ist ein kleiner sechsläufiger Bulldogrevolver; im Futteral befindet sich ein Täschchen für weitere sechs Patronen.

Patronen-, Kartentasche und Revolver bleiben stets am Ledergürtel befestigt und werden so zugleich mit ihm an- und abgelegt.

Nichts ist für rasche Marschbereitschaft sowie auf dem Marsch selbst hinderlicher und lästiger als vielerlei Riemenzeug. Zur Unterbringung der weiteren notwendigen kleineren Gegenstände sollen deshalb die Kartentasche und die Taschen des Anzuges dienen.

Diese Gegenstände sind: 1 Notizbuch mit Bleistift und Gummi. Ersteres dauerhaft in Leinwand gebunden, längliche Form; letzterer am besten Blaustift, weil Blei sich leicht verwischt und unleserlich wird. — 1 Feldflasche; aus emailliertem Eisenblech mit einfachem Korkverschluss. Komplizierte Schraubverschlüsse sind ungeeignet; geht der Kork verloren, so thut ein Holzpflöpf gleiche Dienste. — 1 Messer mit einer größeren, einer kleineren Klinge, Korkzieher und Stahlrücken. — Taschentuch. — Rauch- und Feuerzeug. Letzteres besteht am besten aus Feuerstein und Zunder; Stahl hat man am Messer, auch an verschiedenen Waffenteilen und Werkzeugen, ein Feuerstein hat unbegrenzte Dauer und läßt sich leicht Vorrat davon mitführen. Vom Zunder gilt letzteres gleichfalls oder man findet Ersatz im Mark verschiedener Pflanzen. — Wer Augengläser trägt, führe stets bei seiner Person 1 bis 2 Vorratsbrillen mit.

Stete
Marsch-
bereitschaft.

Wie man diese Sachen in die verschiedenen Taschen verteilt, steht im Belieben des Einzelnen und ergibt sich bald aus dem praktischen Bedürfnis. Es ist aber im Interesse sofortigen Findens angezeigt, die einmal gewählten Plätze auch für diese notwendigen Kleinigkeiten beizubehalten.

Dabei gleich zwei weitere praktische Winke; einmal: die Gegenstände bleiben auch beim Ablegen und Ausziehen in den betreffenden Taschen, damit man in den dunkeln Negerhütten bei plötzlichem oder auch nur sehr frühem Aufbruch sich diese seine Siebensachen nicht erst zusammensuchen muß; zweitens: überhaupt jeden Gegenstand nach gemachtem Gebrauch sofort wieder an seinem zugehörigen Platz verwahren. Jederzeitige, rascheste Marschbereitschaft ist Endzweck beider Regeln. Zu Nutz und Frommen zukünftiger Afrikafahrer ein kleines Erlebnis aus meinem Reiseleben.

Ich fuhr mit zwei jungen, erst vor kurzem in Afrika ausgeladenen Faktoristen von Mundame den Mungostrom abwärts. Die erste Nacht hatten wir auf einer Sandbank biwakiert; es war Mitte der Trockenzeit. Auch die zweite Nacht gedachten wir auf einer solchen zu verbringen. Ich, der ich mir im Busch längst angewöhnt hatte, Koffer und alles, sobald etwas nicht mehr gebraucht wurde, an seinen Platz zu legen bzw. zu verschließen, hatte jegliches wieder schön im ver-

ankerten Boot untergebracht, war außerdem im Marschanzug geblieben, so daß am anderen Morgen vor der Weiterfahrt nur mehr das Feldbett zu verpacken war. Meine beiden Begleiter hatten eine förmliche Ausstellung ihrer Kofferinhalte auf der kleinen Insel ausgebreitet. Da weckte uns nachts ein gehöriger Tornado. Die Wassermassen stürzten herab, pechschwarz war der Himmel, der abends noch im hellsten Mondschein freundlich herabgelacht hatte; doch sorgten die elektrischen Entladungen eines afrikanischen Gewitters bald für Beleuchtung. Der Mungo schwoll rasch an, die Sandbank ward rasch kleiner. Mein Feldbett war im Nu im Boote, ich auch; und ich konnte bei dem nun folgenden Schauspiel den unbeteiligten Zuschauer machen. Da sah man beim Schein der Blitze Wäsche abschwimmen, dort empfahl sich ein Paar Schnürschuhe, da trieb ein Tagebuch und dort suchten die unglücklichen Besitzer dieser versinkenden Schätze krampfhaft wenigstens ihre Koffer zu retten, die auch schon Miene machten, flott zu werden. Was sie bergen konnten, weiß ich nicht mehr; viel war's nicht, denn die Sandbank war bald verschwunden und sie mußten sich beeilen, ins Boot zu klettern. Der Anker hielt; so blieben wir einfach im Boote. Am anderen Morgen bei Fortsetzung der Fahrt unter herrlichem Wetter sahen wir an einem ins Wasser hängenden Ast ein paar hundert Meter stromabwärts ein Hemd hängen: eines der vielen Opfer der Sturmnacht! —

Aber wieder zur Ausrüstung.

2. Lageranzug.

Lageranzug.

Der Marschanzug im engeren Sinne ist zugleich Lageranzug; nur verschafft man sich durch leichtere Kopf- und Fußbekleidung größere Bequemlichkeit.

Als Kopfbedeckung trägt man ein Strohkäppchen, wie solche überall von den Eingeborenen, nett und luftig zugleich, gefertigt werden.

Die Fußbekleidung besteht in festen, doppelsohligen (siehe Marschstiefel), kalbledernen Schuhen, nur so weit ausgeschnitten, daß man eben hineinkommt, und in ihnen, wenn's sein muß, auch gut marschieren kann.

Zum Schlafen behält man außer dem Hemde stets Hose und Socken an. Einmal schützt man so, wenn man aus irgend einem Grunde die warme Hütte verlassen muß, oder im Biwak den in den Tropen gegen die kühle Nachtluft doppelt empfindlichen Körper vor Erkältung und dann ist man fast augenblicklich für alle Vorkommnisse bereit.

Rucksack.

3. Rucksack (vom persönlichen Diener getragen).

Derselbe besteht aus braunem, wasserdichtem Stoff (wie die Zeltbahnen der Truppe), außen und innen mit Taschen versehen; wovon die äußeren durch Schnallen und weit übergreifende Kappen geschlossen sind. Auch oben, wo der Stoff zusammengereift ist, muß eine solche Kappe das Hineinregnen unmöglich machen.

In ihm befindet sich, auf die verschiedenen Taschen verteilt: 1 Vorrats-Anzug¹⁾ (Marschanzug im engeren Sinn). — 1 Lagerkappen. — Vorrats-Unterzeug. — Waschzeug. Dasselbe, aus den notwendigsten Toilettegegenständen bestehend, worunter Seife in einer Dose und wohlriechendes Wasser, am besten Pfefferminztinktur in einer Blechflasche nicht zu vergessen, sowie ein Handtuch und ein kleines Gummiwaschbecken, befindet sich in einer Segeltuchtasche. — 1 Paar Schuhe (wie oben beschrieben). — Vorrats-Munition, sowie Wischstrick, Werg und eine Tube Gewehröl zum Reinigen der Waffen. — Cigarren oder Tabak. — 1 Laterne (zusammenlegbar, wie sie der Offiziersverein in sehr praktischer Form lieferte) nebst Kerze und Zündhölzern, alles zusammen in einem Packgefäß. — Verbandzeug und Chinin. — Ferner an Instrumenten: 1 Schleuderthermometer, 1 kleines Federbarometer (sog. Aneroid) und 1 Kochthermometer; jedes dieser Instrumente sorgfältig in einer Kapsel verpackt. Die beiden ersteren können auch in den äußeren Taschen des Rucksackes untergebracht werden, um sie jederzeit sofort bei der Hand zu haben.

Auf den Rucksack ist noch ein Militärfeldkochgeschirr aufgeschnallt. Dasselbe dient zur Aufnahme von kaltem Frühstück, wie Eier, Fleisch, etwas Salz und Pfeffer, einer Sardinen- und Cornedbeefbüchse u. s. w. oder auch von rohem Fleisch, das vom letzten Quartier oder unterwegs mitgenommen wird. Dazu wird dann auf dem Marsche Zubehör zu der Buschsuppe, von der ich bei Besprechung der Lebensweise noch eingehender erzählen werde, eingesammelt, so daß nach Ankunft am Halteplatz bereits das Rohmaterial zur Marschmahlzeit zur Hand ist und man mit dem gewöhnlich recht gesegneten Appetit nicht erst auf Beschaffung von Lebensmitteln für die eigene Person warten muß.

¹⁾ Wenn ich hier und im weiteren Verlauf der Ausrüstungsaufzählung das Wort „Vorrat“ gebrauche, so verstehe ich darunter, soweit nicht anders vermerkt, den jeweiligen in einer der vorstehenden oder nachfolgenden Ziffern ausführlich beschriebenen Ausrüstungsgegenstand in ganz gleicher Art und Zusammensetzung, wie dort angegeben.

Rucksack nebst Inhalt und Kochgeschirr darf ein Gewicht von 10 kg nicht überschreiten.

4. Feldbett mit Zubehör und Bettsack.

Feldbett
u. s. w.

α) Feldbett: Das Einfachste ist auch hier das Beste. Und das ist entschieden ein französisches Muster, das sogenannte *lit de camp*, mit der Abänderung, daß statt des bei ihm verwendeten Matratzenlagers nur starkes, durch Gurte unterstütztes Segeltuch genommen wird. Nach dieser Vereinfachung sieht es folgendermaßen aus: Ein auseinanderklappbarer Segeltuchrahmen ruht auf drei Böcken, wovon die beiden die Schwere des Körpers tragenden durch eine Querstange miteinander verbunden sind. Böcke und Querstange greifen durch kurze, starke Stifte in die Rahmenhölzer bzw. ineinander ein.

Dieses Lager ist in weniger als fünf Minuten auf- und noch schneller wieder abgeschlagen.

β) Zubehör: 2 wollene Decken, am besten braune Kamelhaardecken. — 1 Moskitonetz; aus Schmetterlingsnetzstoff gefertigt. Es bildet aufgespannt ein viereckiges, unten offenes Gehäuse von gleicher Länge und Breite wie das Bett, bei einer Höhe von 2 m, ohne seitlichen Eingang. Die vier Ecken der Oberfläche müssen mit festem Zeug besetzt und mit je einem starken Messingring versehen sein, an welchen sich starke, lange Schnüre zum Aufspannen des Netzes befinden. In Gegenden, wo das Moskitonetz nötig ist, beachte man, daß man sofort nach Aufschlagen des Feldbettes das Netz darüber spannt und die herabhängenden Wände gleich unter die auf dem Bett ausgebreiteten Decken stopft, so einen abgeschlossenen, luftigen Kasten bildend. Benutzt man dann das Lager, so beeilt man sich in diesen Kasten zu schlüpfen und das Netz wieder sorgfältigst zu schließen. — 1 Lederkissen als Kopfkissen; mit Korkmehl ausgefüllt. Draußen ist dann der noch weit bessere Ersatz der Füllung der flaumige Inhalt der Schoten des Baumwollbaumes. Diese eiderdaunenweichen Fasern haben den Vorteil, daß sie sich sehr lange nicht zusammendrücken, und wenn je einmal, genügt es, das Kissen ein paar Stunden in die Sonne zu legen, um die Füllung zur alten Weichheit und Höhe anschwellen zu machen. Die Haussa verwenden diese Baumwolle deshalb gleichfalls zu ihren Kissen, Sätteln und den Wattlepanzern der Reiter. — Luftkissen sind ganz unpraktisch, da sie sehr bald undicht werden.

γ) Bettsack: Bett (zusammengeklappt und -geschnallt), sowie das gesamte Zubehör werden für die Weiterschaffung in einen wasser-

dichten Sack aus starkem, braunem Segeltuch von entsprechenden Ausmaßen mit Bügelverschluss verpackt.

Bettsack mit Inhalt wiegt höchstens 18 bis 20 kg.

Notwendig-
keit einer
eigenen
Lagerstätte.

Ein transportables Lager ist ein unbedingt nötiger Ausrüstungsgegenstand. Auf bloßem Boden zu schlafen ist in den Tropen höchst ungesund; eine tüchtige Laub- oder Grasanschüttung macht die Sache allerdings gleich wesentlich besser und ich habe so nicht selten, z. B. auf Jagdstreifen, erquickenden Schlaf genossen. Bei manchen Stämmen ist auch die Ausstattung der Hütten eine geradezu komfortable (z. B. bei den Banyang im Waldland, siehe Abschnitt V). Ersteres ist aber nur in der Trockenheit zu empfehlen, letzteres trifft man nicht immer. So ist auf die Dauer, wie gesagt, Mitnahme einer Lagerstätte notwendig.

Hängematte.

Eine Hängematte ist durchaus unpraktisch: einmal ruht der Körper in ihr doch nicht so vollständig und wohlig aus wie auf einem Bette, dann ist das Schlafen in ihr nicht jedermanns Sache und außerdem hat es sehr oft, im Biwak und Quartier, seine Schwierigkeiten, den geeigneten Platz zum Anbringen derselben zu finden.

Zelt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch meine Anschauung betreffs eines weiteren Ausrüstungsstückes aussprechen: eines Zeltes. Ich schliesse mich Zintgraffs Ansicht darüber an, der sagt: „Beabsichtigt man kleinere Reisen von nur einigen Monaten zu unternehmen, wobei man sich nicht allzu weit von bekannten Gegenden entfernt, dann kann man auf die Mitnahme eines Zeltes wohl überhaupt verzichten, wie denn das Fehlen eines solchen selbst auf größeren Expeditionen gerade kein Unglück ist. Denn man ist sowohl in den Waldländern, wie im Graslande fast jederzeit in der Lage, aus Laub oder Gras sich ganz gute Hütten zu bauen, die ich einem Zelte bei weitem vorziehe. Solche Hütten können unbedingt wasserdicht gemacht und vor allen Dingen weit geräumiger und luftiger im Innern als ein Zelt hergestellt werden. Außerdem aber gestatten sie, ein warmes Feuer zu unterhalten, das namentlich in der Regenzeit in den kühlen Hochländern geradezu ein Bedürfnis ist. Sonst wird man, auch wieder namentlich in der Regenzeit, trotz mancher Unzuträglichkeiten eine Negerhütte mit ihrem trockenen Boden zum Übernachten jederzeit vorziehen und mit dem Aufschlagen eines etwa vorhandenen Zeltes nicht erst lange Zeit verlieren.“

Ich habe auf meinen Reisen, die mich zwar nicht über weitausgedehnte Räume führten, so doch häufig auf dem Marsch sein ließen — und darauf kommt es in diesem Falle ja schliesslich an —, nie

den Mangel eines Zeltcs empfunden und werde, wenn ich wieder hinausgehe, mich sicherlich nicht mit dem Ballast eines solchen beschweren.

5. Marschkoffer.

Derselbe muß zwei Anforderungen genügen: er muß wasserdicht sein und darf, gepackt, das Gewicht von 20 kg nicht überschreiten. Ein Koffer von 70 cm Länge, 30 cm Höhe und Breite, im übrigen von der gleichen, nur leichter gehaltenen Konstruktion wie die seinerzeit vom Offizierverein gelieferten, entspricht beiden Bedingungen ziemlich. Die letzte: unbedingte Wasserdichtigkeit, allerdings ist meines Wissens bis jetzt noch nicht erreicht. Immerhin aber ist ein solcher Koffer wenigstens vollkommen undurchlässig gegen die tropischen Regen und verträgt auch ein gelegentliches Hineinfallen ins Wasser, unbeschadet seines Inhalts. —

Marsch-
koffer.

Zum Verschluss sind starke stählerne Schlösser zu nehmen. Bei einiger Sorgfalt rosten sie nicht allzu sehr und verdienen vor messingenen, die allerdings diesen Nachteil nicht haben, deshalb den Vorzug, weil letzteres Metall zu weich ist; ein Messingschloß kann mit einer starken Messerklinge ganz leicht aufgesprengt werden; verbiegt sich auch bei starkem Druck.

Verschluss
der Koffer
überhaupt.

Buchstabenschlösser sind für Koffer im täglichen Gebrauch, und dazu gehört der Marschkoffer, nicht zu raten, einmal weil ein findiger Träger nicht selten auf das Geheimnis der Einstellung kommt, und insbesondere deshalb nicht, weil zum Öffnen Licht notwendig, man aber eben häufig in der Dunkelheit öffnen und schließen muß. Für Koffer dagegen, die seltener geöffnet werden und keine oft augenblicklich nötigen Gegenstände enthalten, fand ich sie praktisch. —

Inhalt des Marschkoffers: Vorrats-Unterzeug und Vorrats-Wäsche; mindestens 6 Hemden, 12 Socken, 3 Handtücher, 12 Taschentücher. — 1 Leibbinde. — 1 Vorrats-Anzug (Marschanzug im engeren Sinne). — 1 Vorrats-Hut. — 1 Paar Vorrats-Marschstiefel. — 1 Paar Vorrats-Schuhe. — 2 Vorrats-Signalpfeifen. — 25 Revolverpatronen. — 1 Vorrats-Kompafs. — 2 Vorrats-Uhren. — 5 Vorrats-Schlösser mit 10 Schlüsseln; 10 Buchstabenschlösser. — Vorrats-Notizbücher mit Blaupapier zum Durchschreiben (doppelte Ausfertigung: erhöhte Sicherung der Aufschreibungen). — Vorrats-Blei- und Blaustifte, Gummi, Siegelack, Tintenpulver. — 1 kleines Metall-Tintenzeug, darin Federhalter und Federn. — Schreibpapier und wasserdichte Couverts. — 2 Vorrats-Feldstecher. — 3 Vorrats-Messer. — Vorrats-Feuerzeug. — Eventuell Vorrats-Augengläser! — 1 Vorrats-

Laterne nebst Kerzen und Zündhölzern. — Vorrats-Waschzeug; aufser Seife für den Körper auch solche für die Wäsche. — 1 Nähzeug; dabei starke Nadeln und ebensolchen Zwirn, Schere, Sicherheitsnadeln, sowie Vorrat von den oben erwähnten Jägerknöpfen nicht vergessen. — 1 Schuhmacherzeug, bestehend aus Messingnägeln, Messingschrauben, kleinem Hammer, Ahle, Sohlen und Absatzflecken. — Arzneien, Verbandzeug, kleines ärztliches Besteck und als Nachschlagebuch: „Dr. Falkensteins ärztlicher Begleiter auf Reisen.“

Ist noch Platz vorhanden und gestattet es das Gewicht, so nimmt man noch Lektüre mit, worunter der eine oder andere Band von Brehms „Tierleben“ und von einem gediegenen afrikanischen Reisewerk nicht fehlen sollte; und schliesslich Cigarren oder Cigaretten. —

Ärztliche
Ausrüstung.

Auf die ärztliche Ausrüstung gehe ich wegen ihrer außerordentlichen Bedeutung für den Reisenden in der Wildnis etwas näher ein.

Ich will keineswegs den nach Angaben tropenerfahrener Ärzte mustergültig zusammengestellten Reiseapotheken u. s. w. zu nahe treten, aber eben weil von Fachmännern zusammengestellt, kann ich mich der Ansicht, gestützt auf meine Erfahrungen, nicht erwehren, daß diese Apotheken vielfach zu umfangreich sind; einerseits setzen sie grössere ärztliche Kenntnisse voraus, als der Laie haben kann, andererseits nehmen sie auf unbedeutende, wenigstens ungefährliche Schmerzen übertrieben viel Rücksicht. Das Risiko, monate- und jahrelang ohne Arzt zu sein, muß bei einer Expedition mit in den Kauf genommen werden. So auch das, daß man von einer schweren Krankheit befallen wird, der man als Laie hilflos gegenübersteht, trotz aller für sie in der Apotheke mitgeführten Mittel. Hilft in solchem Falle nicht schliesslich die Natur — nun so muß man eben dran glauben. Dann war also der Ballast an Arzneien umsonst, und für leichtere Fälle: mal ein bißchen Kopfweh oder dergleichen, braucht man in der Wildnis keine Medicin, das muß so wieder vergehen.

Von diesen praktischen Erwägungen ausgehend, bin ich der Ansicht, daß es nicht schadet, wenn auch einmal ein Nicht-Medicinmann sich an die Aufzählung jener ärztlichen Ausrüstung wagt, die er selbständig oder wenigstens mit Unterstützung des oben genannten trefflichen Hilfsbuches zu handhaben versteht.

Chinin mur. und sulf., Fiebermittel.

Opium, Ruhrmittel.

Ipecacuanha, Ruhr- und Brechmittel.

Calomel, Abführmittel.

Chloralhydrat, Schlafmittel.

Natrium bicarbonicum, Verdauungsmittel.

Morphium.

Salicylsäure, innerlich gegen Gelenkrheumatismus; äußerlich gegen Hautausschläge.

Salmiak, Riechmittel bei Ohnmachten und gegen Insektenstiche.

Höllenstein

Zinkblumen } gegen Hautkrankheiten („roter Hund“ u. dergl.).

Perubalsam }

Jodoform } Antiseptica.

Sublimat }

Bor-Vaseline, gegen Wundlaufen u. s. w.

Heftpflaster

Englisches Pflaster

Sublimatwatte

Sublimatgaze

1 dreieckiges Tuch

Reines Weißzeug

Gazebinden

2 Esmarchsche Gummischläuche
(für Unterbindungen)

1 kleiner Schwamm

1 kleines ärztliches Besteck: 1 Messer, 1 Sonde, 1 Hohlsonde,
1 Schere, 1 Pincette, 1 Wundspritze, 1 Maximumthermo-
meter, 1 Morphiumspritze.

1 Irrigator: zu Wundausspülungen und Eingießungen.

Am zweckmäßigsten wird die ärztliche Ausrüstung verpackt in zwei verschließbare Metallgefäße; getrennt nach innerer und äußerer Anwendung. Was an Raum und Gewicht bei den nach meiner Anschauung für den Laien unnützen Mitteln gespart wird, kommt der Menge der mitzuführenden zu Nutze.

Soweit nur irgend möglich, müssen die Arzneien in gepresster oder wenigstens fester Form sich befinden. Die beiden Metallbüchsen sind in tuchgefütterte Lager für die Gefäße mit den Einzelmedikamenten (verschraubbare Metalltuben) abgeteilt. In dem für die inneren Mittel bestimmten Gefäße wird das ärztliche Buch untergebracht.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß auch manche Mittel der Eingeborenen durchaus nicht kurzweg von der Hand zu weisen sind, z. B. solche gegen Haut- und leichtere Geschlechtskrankheiten; jene gegen Fieber beschränken sich auf schweißtreibende Wirkung. —

Mittel der
Einge-
borenen.

Jahres-
bedarf an
persönlicher
Ausrüstung
(im engeren
Sinne).

Mit einem derartig gepackten Marschkoffer, dazu die unter 1. bis einschliesslich 4. aufgeführten Ausrüstungsbestandteile, ist der Bedarf an rein persönlicher Ausrüstung (im engeren Sinne), natürlich ohne Munition und Geld, d. i. Tauschwaren, für 1 Jahr vollkommen gedeckt. Es ist aber damit auch um kein Stück und kein Gramm über das hinausgegangen, was jeder Reisende für seine einzelne Person unbedingt nötig auf eine Expedition mitnehmen mufs. —

Die letztgenannte Eigenschaft kommt auch dem nunmehr folgenden Ausrüstungsgegenstände zu, dem

Proviant-
koffer.

6. Proviantkoffer.

Denn man kann zweifelsohne in den Fall kommen, dafs man dem Grundsatz, zur Bereitung der Mahlzeiten nur „Einheimisches“ zu verwenden, nicht getreu bleiben kann; einfach weil nichts zu haben ist. Ebenso gewifs ist es, dafs man nach einem Fieberanfall sich viel leichter und rascher erholt, ja sogar überhaupt nur dann mit dem Leben davankommt, wenn man dem geschwächten Körper mit stärkender, europäischer Kost und namentlich mit Getränken, wie Wein und Kognak, wieder Kräfte zuzuführen in der Lage ist.

Auch werden einige wenige gewohnte Nahrungsmittel, namentlich solche, welche der einförmigen afrikanischen Kost etwas Würze verleihen, zu hart und sogar auf Kosten der Gesundheit entbehrt, als dafs man Mitführung solcher nicht für ebenso wichtig halten mufs wie Mitführung von Arzneien und der notwendigsten Bekleidungsstücke.

Daraus ergibt sich, was der Proviantkoffer enthalten mufs: einmal eisernen Bestand an europäischen Lebensmitteln und Getränken für Zeiten des Mangels oder Krankheit und dann die täglichen Bedürfnisse zur Aufbesserung des Küchenszettels.

Letztere bestehen in: Thee, Kakao, Zucker (Saccharin), Salz, Essigessenz (zur Bereitung von Essig), Öl, Senfmehl und sonstigen Gewürzen, je nach dem persönlichen Geschmack.

Eiserner
Bestand.

Der eiserne Bestand setzt sich zusammen aus: Suppen- und Fleischkonserven (von letzteren ist das Cornedbeef am geeignetsten), Fleischextrakt, Erbswurst, Sardinen, Milch (kondensiert), sowie einigen Flaschen Kognak.

Die übliche Verpackung des Cornedbeef sowie der kondensierten Milch ist, nebenbei bemerkt, höchst unpraktisch. Die Cornedbeefportionen sind zu gros; ein einmal geöffnetes Milchtin kann nicht mehr genügend geschlossen werden.

Zur Unterbringung des Proviantes ist der Proviantkoffer durch eine Eisenblechwand in zwei Hauptabteilungen abgetheilt; eine für die

täglichen Bedürfnisse, eine für den eisernen Bestand. Jede dieser beiden Hälften ist weiter wieder in verschiedene Fächer, in Form von Einsatzkästen, geschieden, in welche die verschiedenen Packgefäße mit den Lebensmitteln gelagert werden.

Der Koffer selbst gleicht in jeder Beziehung vollkommen dem ausführlich beschriebenen Marschkoffer. Sein Gewicht darf — gepackt — das von 20 kg nicht überschreiten.

7. Feldküche.

Feldküche.

Diese kann als ein unbedingt nötiger Bestandteil persönlicher Ausrüstung nicht bezeichnet werden. Man wird bei den Eingeborenen fast immer irgend ein Gefäß zum Kochen finden, auch die Träger schleppen irgend einen Topf zur Zubereitung ihrer Mahlzeiten regelmäßig mit und schließlich eignet sich ja jede leere Blechbüchse. Immerhin aber würde ihr Fehlen ein empfindlicher Mangel sein und so gehört auch die Feldküche wesentlich zu einer vollständigen Busch-ausrüstung.

Auch sie ist in einem dem Marschkoffer gleichen Koffer untergebracht, der für die einzelnen größeren Teile bestimmte, durch Eisenblechwände gebildete Unterabteilungen besitzt.

Die Feldküche besteht aus: 1 Kochtopf, etwa 3 bis 4 Liter fassend, mit Deckel, der zugleich Bratpfanne ist und zu diesem Zwecke einen umlegbaren Griff besitzt. — 1 Theekessel für etwa 2 Liter. — 2 flachen, 2 tiefen Tellern. — 1 Theetasse. — 1 größeren Bratpfanne, gleichfalls mit umlegbarem Griff. — Diese Gegenstände sind sämtlich aus emailliertem Eisenblech. — Endlich noch eine Metallbüchse, enthaltend 2 Eßlöffel, 2 Theelöffel, 2 Messer, 2 Gabeln, 2 bis 3 gewöhnliche Küchenmesser.

Außerdem gehört zur Feldküche noch, doch nicht in dem Koffer verpackt, ein Militärfeldkochgeschirr. Sein Zweck ist der nämliche wie bei dem vom persönlichen Diener mitgeführten; hier dient es außerdem noch als Wassereimer.

Feldküche und Kochgeschirr werden von dem zum Koch bestimmten Neger getragen, der außerdem auch noch das oben bereits erwähnte doppelläufige Schrotgewehr und, wenn er ein guter Schütze ist, auch eine Patronentasche mit Schrotpatronen führt, um gelegentlich selbst für Füllung des Kochtopfes zu sorgen.

Derartig eingerichtete Feldküche mit Kochgeschirr hat ein Gewicht von höchstens 15 kg. —

Wenn man sich dieses üppige Tafelgerät, auf einem Koffer als Tisch gedeckt, vorstellt, wird man mir aufs erste Wort glauben, daß

ich, nach 20 monatigem, ununterbrochenem Aufenthalt in der Wildnis, auf der am Mungo gelegenen Station Mundame angekommen, Porzellanteller, -tassen, Tischtuch u. s. w. als luxuriösen Komfort mit gezierender Bewunderung und Ehrfurcht anstaunte.

Aber diese einfache Feldküche reicht vollständig aus und hält aus — und das ist die Hauptsache; und ist weit praktischer als die ganz und gar ungeeigneten, kostspieligen, kunstvollen Zusammensetzspiele, genannt Reise-Kochapparate, Menagen u. dergl. Zeug mehr. —

8. Tauschwaren.

Ihre Wichtigkeit ergibt sich ohne weiteres, wenn ich daran erinnere, daß sie die Stelle des Geldes vertreten.

Bei der Beschaffung derselben ist es selbstredend von außerordentlicher Bedeutung, jene zu wählen, welche in den voraussichtlichen Marschländern beliebt und begehrt sind. Auch wenn die Expedition in noch ganz unerforschte Gebiete führt, gestattet der heutige Stand der Erschließung Afrikas immerhin Rückschlüsse in dieser Beziehung von bereits durchwanderten. Außerdem haben einerseits gewisse Tauschgegenstände ein außerordentlich ausgedehntes Absatzgebiet, andererseits kann man von einigen europäischen Erzeugnissen fast mit Sicherheit annehmen, daß sie überall in ganz Afrika genommen, ja verlangt werden. Worin man unter Umständen sich verrechnen kann und damit allerdings unnützen Ballast mitschleppt oder viel zu teuer lebt, ist die richtige Wahl der das Kleingeld vertretenden kleineren Tauschgegenstände.

Zur Zeit meines Aufenthaltes und meiner Reisen im nördlichen Hinterland von Kamerun gingen folgende Tauschwaren.

Gangbare
Tausch-
waren in
Nord-Kame-
run 1891/93.

Im Waldland. Bei allen Stämmen an der Marschstraße: Perlen verschiedenster Art und Größe — Messingstäbe von etwa 1 m Länge und 1 cm Durchmesser — ganz besonders Tabak und zwar langblättriger Kentuckytak — Salz — Feuersteine — kleine runde Spiegel — Rasiermesser. — Dann an wertvolleren Waren: Gewehre — Pulver — Zeug; namentlich helle, rot- und weißgemusterte Stoffe.

Außerdem waren sehr begehrt bei den Bakundu und Batom: Schnupftabaksdosen, wie ich sie bereits im Abschnitt II, S. 56 beschrieben habe; bei den Banyang: kleine, weiße Hemdknöpfechen und zwar derart, daß man für acht Stück ein schönes Huhn, für zwei ein Ei bekam.

Im Grasland. In den südlichen Grenzgebieten: kleine, weiße Metallglöckchen — weiße Polsternägel (beide Gegenstände zur Verzierung der Gewehrkolben und breiten Messerscheiden, die letzteren

auch zum Schmuck der Weiber in Ohr und Unterlippe) — die gleichen Messingstäbe wie im Waldland, aber bereits zu Ringen zusammengebogen — Perlen; und zwar große schwarzweiße, sowie große buntbemalte Porzellanperlen, dunkelgrüne, vielkantig geschliffene Glasperlen, sog. goldene große Metallperlen und ganz kleine mattrote — kleine runde Spiegel — Rasiermesser — Scheren — starke Nadeln — Feuersteine — Salz. — An wertvolleren Waren: Gewehre — Pulver — Zeug; namentlich dunkelblaues und rotes.

Im eigentlichen Adamaua: bei den Heidenstämmen fast die gleichen vorstehend aufgeführten Tauschwaren; in den mohammedanischen Orten beginnt das Reich der Kaurimuschel. Dieses „Bargeld“ kann gegen Stoffe, namentlich gegen Seide, eingetauscht werden; ein insbesondere für den vom Süden kommenden Reisenden wichtiger Wink, denn die Muscheln haben ein großes Gewicht und beanspruchen viel Platz bei verhältnismäßig geringem Werte.

Die Verpackung der Tauschwaren findet am besten in Blechkoffern statt, die von gleicher, nur leichterer Art wie der Marschkoffer und kleiner sind. Das ist wegen des Gewichtes notwendig. Einmal wiegt ein mit schwereren Tauschwaren, wie Zeug, Salz u. s. w. gefüllter Koffer meist mehr als der gepackte Marschkoffer und dann wird man sich wohl zum Tragen seiner persönlichen Ausrüstung die kräftigsten Burschen heraussuchen; zur Fortschaffung der übrigen Lasten muß man mit dem Durchschnittsträger rechnen. Und da habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Last nicht schwerer als höchstens 20 kg sein darf. Dies berücksichtigend, ergeben sich als Ausmaße für die zur Fortschaffung der Tauschwaren bestimmten Koffer: Länge 50 cm, Breite und Höhe 20 cm.

Gewicht
einer
Trägerlast.

9. Munition.

Hat hier insoweit genannt zu werden, als auch der einzelne Reisende für seine Person außer der Taschen- und der geringen Vorratsmunition im Rucksack und Marschkoffer noch weiteren Munitionsersatz gesichert haben muß.

Munition
u. s. w.

Bestimmte Zahlenangabe ist aus den S. 79 angegebenen Gründen nicht angängig; doch dürfte ein Vorrat von etwa 300 Patronen für den Karabiner, 100 für das Schrotgewehr, 25 für den Revolver im allgemeinen für's erste genügen. Das ergibt nebst den nachstehend aufgeführten Gewehrvorratsteilen u. s. w. rund 20 kg: also eine Kofferlast. Der Munitionskoffer ist gleich jenen für die Tauschwaren.

Man wähle für die Schrotpatronen ja Metallhülsen! Ich spreche aus Erfahrung, habe ich doch mit den anfänglich mitgenommenen

Papphülsen Lehrgeld bezahlt — wie in so vielem anderen. Letztere quellen allein schon infolge des außerordentlichen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft sehr bald so auf, daß sie sich einfach nicht mehr ins Patronenlager einführen lassen.

Die gleichfalls in dem Munitionskoffer unterzubringenden Gewehr-vorratssteile sind: Schlagbolzen, Spiralfedern, Korne; ferner ein paar Schraubenzieher und Gewehrputzzeug, bestehend in Wischstricken, auseinanderschraubbaren Metallwischstöcken für Kugel- und Schrotgewehr, Werg und Erdöl. Erdöl ist sehr geeignet zum Reinigen stark verrosteter Waffen; auch sonst vielseitig zu verwenden als Abwehrmittel gegen Ungeziefer, Ameisen u. s. w., zur Herstellung von Brandpfeilen, Brandspeeren und anderem mehr.

Außerdem ist noch 1 Vorratskarabiner in wasserdichtem Segeltuchfutteral am Riemen mitzuführen.

Instru-
mente.

10. Instrumente.

Diejenigen Instrumente, welche jeder Forschungsreisende mitführen muß, habe ich bereits bei den betreffenden Ausrüstungsteilen, an oder in denen sie untergebracht werden, genannt. Ich führe sie hier nur nochmals zusammenfassend unter Angabe des notwendigen Vorrats u. s. w. auf.

Es sind Instrumente zu topographischen und meteorologischen Beobachtungen.

Zur topographischen Arbeit, worunter ich, von astronomischen Ortsbestimmungen vorerst absehend, Wegeaufnahmen, Peilungen und Höhenmessungen verstehe, sind an Instrumenten nötig: Kompaß, Taschenuhr, Federbarometer, Kochthermometer; zu meteorologischen Beobachtungen: Schleuderthermometer und Federbarometer.

Bezüglich Beschreibung dieser Instrumente verweise ich auf die S. 76 erwähnte „Anleitung für wissenschaftliche Beobachtungen“ u. s. w. von Dr. Neumayer, sowie auf den ebendort genannten Aufsatz von Dr. Baumann. Ich für meine Person gebe dem in letzterem beschriebenen Kompaß den Vorzug. Die Beschaffung der Instrumente betätigt man am besten unter Vermittelung der Seewarte in Hamburg.

Zahl der mitzuführenden Instrumente: 5 Uhren — 3 Kompaße — 3 Federbarometer — 2 Kochthermometer mit Zubehör — 5 Schleuderthermometer; dazu treten: 2 Maximum- — 2 Minimumthermometer — 1 Regenmesser mit Meßglas. Letztgenannte Instrumente werden für den Fall mitgeführt, daß ein längerer Marschaufenthalt (von Wochen oder Monaten) eintritt, wobei sofort mit

Bethätigung ausgedehnterer meteorologischer Beobachtungen begonnen werden soll.

Soweit diese Instrumente nicht im Marschanzug, Rucksack und Marschkoffer sich befinden, sind sie in einem dem Marschkoffer ganz gleichen Instrumentenkoffer sorgfältigst verpackt unterzubringen. Zu diesem Behuf ist der Koffer in tuchgefütterte Fächer abgeteilt.

Ferner werden in ihm Vorrat an Spiritus (für das Kochthermometer), das nautische Jahrbuch (laufender und nächster Jahrgang), Formulare für meteorologische Beobachtungen, etwaiger photographischer Apparat nebst Zubehör, und Vaseline (zur Reinigung der Instrumente) mitgeführt.

Ist der Reisende zur Vornahme astronomischer Ortsbestimmungen vorgebildet, so tritt noch ein zweiter Instrumentenkoffer mit den hierzu nötigen Instrumenten u. s. w. hinzu.

Das Gewicht je eines Instrumentenkoffers darf 15 kg nicht überschreiten. —

Die Ausrüstung einer Expedition als solcher anlangend, kann ich mich aus den oben angegebenen Gründen kurz und allgemein fassen.

Ausrüstung
einer Expe-
dition.

Was jeder bei ihr stehende Weifse notwendig bedarf, ist in den Ziffern 1. bis einschliesslich 7. sowie 9. eingehend aufgeführt¹⁾. Da die Dauer der Unternehmung wohl nie voraus mit Sicherheit bestimmt werden kann, so treten noch ein zweiter Vorrats-Marschkoffer, sowie 1 oder 2 Vorrats-Munitions- und ebenso viel Vorrats-Proviantkoffer für jeden Europäer hinzu. Für Ausrüstung einer Expedition mit topographischen und meteorologischen Instrumenten ist die unter Ziffer 10 aufgeführte Ausstattung hinreichend.

Weiter kommen hinzu: Vorrats-Tauschwaren. — Geschenke für die Häuptlinge; bestehend ausser den als Tauschwaren gehenden Gegenständen in: Schusswaffen (Gewehre und Revolver) mit Munition, Säbeln; wertvollen Stoffen, wie Gold- und Silberbrokat, Samt, Seide, Haussagewändern; Halsketten, und den Koffern selbst. Letztere sind als Geschenke sehr begehrt. — Vorrats-Proviant für die Europäer. — Vorrats-Medikamente und -Verbandzeug. — Werkzeuge: Buschmesser, Beile, Spaten, Taue u. dergl. — Ausrüstung und Proviant für die Träger. Letzterer besteht in Reis (und Bohnen) und ist nur eiserner Bestand. An Ausrüstung ist für jeden Träger zu setzen: 1 Karabiner M/71 mit Riemen, 1 Koppel mit 2 Patronentaschen und Seitengewehr

Bewaffnung
und Aus-
rüstung der
Träger.

¹⁾ Bei weifsem Unterpersonal beschränkt sich die Ausrüstung mit Instrumenten auf je 3 Uhren und 2 Komпасse.

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

M/69, 1 Segeltuch-Hängematte, 1 wollene Decke. An Munition rechne ich pro Mann 500 Patronen, wovon in den Patronentaschen 50 Stück untergebracht sind. Der Rest ist — Vorrats-Munition, wozu Vorrats-Gewehrteile in entsprechenden Ansätzen kommen.

Ich bilde mir nicht ein, mit Angabe dieser Zahlensätze für Munition die Frage des Munitionersatzes im Busch gelöst zu haben. Jeder, der erfahren hat, wie blindlings der Neger seine Patronen verknallt, wird mit mir zugestehen, daß eine der schwierigsten Aufgaben bei Zusammenstellung der Ausrüstung und später der Karawane die ist, die richtige Mitte zwischen der nötigen Patronenzahl und der für die Vorratsmunition zu verwendenden Anzahl von Trägern zu finden.

Um der Gefahr, daß sich eine Expedition zu bald verschiefst, einigermaßen vorzubeugen, geben manche Reisende einer wenigstens theilweisen Bewaffnung der Träger mit Vorderladern den Vorzug.

Mein Wunsch bezüglich Bewaffnung der Träger, der aber bei den meist knappen Geldmitteln wohl stets ein solcher bleiben wird, wäre ein einläufiger Hinterlader mit glattem Lauf, Kaliber 16 oder sogar 12, aber mit dem Schloß des Militärgewehres; als Visiervorrichtung nur eine Laufschiene und ein einfaches Jagdkorn; die Patrone eine Metallpatrone mit Schrotladung aus sieben bis acht starken Rehpusten bestehend.

Elefantengewehre.

Schließlich werden bei der Ausrüstung für eine Expedition auch einige Gewehre M/98 nebst Munition für einzelne gute Schützen unter den Trägern mitzuführen sein als Elefantengewehre. Das Gewehr M/98 eignet sich dazu vortrefflich und macht die alten, ungefügten Elefantengewehrbüchsen vollkommen überflüssig. Mit einer erfolgreichen Elefantenjagd schlägt man zwei Fliegen auf einen Schlag: seinen Trägern sowohl als den Eingeborenen verschafft man den seltenen Genuß von Fleisch; und Elefantenfleisch ist dem Neger ja ein ganz besonderer Leckerbissen. Der Marsch darf dadurch natürlich nicht aufgehalten werden; man wird also nur dann jagen oder jagen lassen, wenn man aus irgend einem anderen friedlichen Grunde einige Tage in einer Gegend stille liegt. —

Es erübrigt mir noch ein paar allgemeine Grundsätze betreffs Verpackung der Ausrüstung überhaupt niederzuschreiben:

Praktische
Hinweise beim
Packen der
Ausrüstung.

1. Alle Koffer sind gleichmäßig zu packen, d. h. man darf nicht gegenstandsweise packen. Nehmen wir als Beispiel den Inhalt der zwei Marschkoffer. Man darf nicht in den ersten Koffer die gesamten Bekleidungsstücke, in den zweiten die Stiefel u. s. w. packen, sondern die verschiedenen Gegenstände müssen auf die verschiedenen

Koffer gleichmäÙig verteilt sein, so daÙ jeder Koffer das Gleiche enthält wie der andere.

Ich habe die Aufserachtlassung dieses praktischen Reisewinkes bei Packung meiner Marschausrüstung empfindlich gebüÙt. Zwei Tage im Busch und beim Übergang über einen Wasserlauf ging mein einer Koffer mit der gesamten Kleidung u. s. w. auf Nimmerwiedersehen verloren!

2. Die einzelnen Gegenstände im Rucksack, Marschkoffer u. s. w. sind in kleineren GefäÙen aus Metall — je nach dem Gegenstande Kästchen- oder Flaschen-(Tuben-)form —, welche verschlieÙbar bzw. verschraubbar sein müssen, zu verpacken. Das geeignetste Metall ist Aluminium oder Messing.

3. Bei Gegenständen, die in den Koffern in eigenen Fächern oder Lagern untergebracht werden sollen, dürfen die gegenseitigen AusmaÙe nicht zu knapp sein; sonst genügt die geringste Verbeulung: und die an sich praktische Anordnung verkehrt sich ins Gegenteil.

b) Träger.

Ich mußte der Ausrüstung einen fast übermäÙig groÙen Platz bei Besprechung westafrikanischen Reiselebens einräumen, einmal weil ich meine diesbezüglichen Erfahrungen niederlegen wollte, dann aber insbesondere, um zu zeigen, welch umfangreiches Gepäck auf länger dauernden Märschen in nicht civilisierten Ländern mitgeführt werden muß: vom ersten Schritt ab ein stetes, in jeder Beziehung sich unangenehm geltend machendes Marschhindernis an sich schon. Ganz gewaltig aber erhöhen sich die Schwierigkeiten der Fortschaffung durch die in Westafrika vorhandenen Verkehrswege und Verkehrsmittel.

Der gesamte Verkehr in Westafrika — den Küstensaum, der ^{Verkehrswege.} die europäischen Niederlassungen trägt, ausgenommen — findet auf schmalen, höchstens 30 cm breiten Fußpfaden, genau so breit, daÙ die FüÙe, gleichlaufend gesetzt, dicht nebeneinander gerade Platz haben, statt. Von ihrer Beschaffenheit, mit wenigen örtlichen und zeitlichen Ausnahmen, kann man sich bei uns in der Heimat schlechterdings auch nicht einen annähernden Begriff machen. Der Mangel an Gemeinsinn läÙt es nicht zu der Herstellung oder Instandhaltung von allgemeinen Verbindungswegen kommen. Dazu tritt der weitere Umstand, daÙ nicht selten, namentlich im Waldlande, ein Dorf nach einigen Jahren, oft auch nach kürzerer Zeit schon aus verschiedenen — nebenbei bemerkt durchaus nicht immer kriegerischen — Gründen einfach verlassen wird. Was soll da dann viel Mühe auf Herstellung eines

guten Weges verwendet werden, wenn er nach ein paar Jahren vielleicht nicht mehr benutzt wird?

Verkehrs-
wege im
Urwalde.

Am niederträchtigsten sind diese Wege im Urwalde. Auch wo der Boden hart ist, wird der Pfad doch durch das stete Begehen mindestens $\frac{1}{2}$ bis 1 Fuß tief und ist dabei von Wurzeln durchzogen: das nennt man dann schon einen sehr guten Weg. Wo er aber weicher ist, wird der zum Graben gewordene Pfad oben breit, unten schmal und halb mannstief. Hier sammelt sich dann das Wasser, versumpft ganze Niederungen, so daß man stundenlang durch Schlamm und Morast waten muß. Ist der Boden Letten, so wird er durch die nackten Füße so glitschrig, daß zehn-, zwölf- und mehrmaliges Ausgleiten und Stürzen zur Tagesordnung gehört. Führt der Pfad durch Niederwald, so ragen Busch und Strauch und Schlinggewächse so über ihn herein, daß man mit Gewalt sich durchzwängen oder unten durchschlüpfen muß. Im Hochwalde liegen die gestürzten, frischen und halbverfaulten, mächtigen Stämme zu Dutzenden quer über den Weg.

Die zahlreichen und in der Regenzeit hoch angeschwellenen Wasserläufe sind entweder ohne jegliche Überbrückung — das ist der häufigste Fall —, oder wenn der Fluß nicht breit ist, liegt ein schlüpfriger Baumstamm quer über oder endlich führt über ihn eine schwanke Lianenbrücke (siehe Abb. 2 bei S. 119).

Verkehrs-
wege im
Graslande.

Weit besser sind die Wege im hochgelegenen, steinigen Graslande, namentlich in der Zeit gleich nach den jährlichen Grasbränden. Dann ist der Pfad frei und gestattet auch freien Ausblick; vorher verschwindet der Wanderer vollständig im Buschgras, das 2 m und darüber hoch wird, und zerschneidet sich Gesicht und Hände an den scharfen Rändern des starren, dichtwogenden Halmenmeeres. Der Weg selbst, allerdings nicht viel mehr als eine ausgewaschene Wasserrinne, die mit scharfem Gestein den Fuß verletzt und in der bei einem Tornado oder in der Regenzeit das Wasser daherschiefst, ist wenigstens fest und hart, und der im Urwald so hemmende Busch kommt so gut wie gar nicht vor.

So sind die Verkehrswege im nördlichen Hinterlande von Kamerun beschaffen; an der ganzen Westküste befinden sie sich fast überall in gleichem Zustande. Welche Verkehrs- oder, was hier gleichbedeutend, welche Transportmittel gestatten sie?

Verkehrs-
mittel.

Die Wasserläufe zu benutzen, geht ja wohl streckenweise an; aber einmal ist es doch ein selten glücklicher Zufall, daß einem ein Fluß den Gefallen thut, auf die Dauer in der beabsichtigten Marschrichtung zu strömen, und dann donnern in fast allen afrikanischen Gewässern nicht sehr ferne von der Mündung die Fluten über Felsbarren in

Stromschnellen und Fälen zu Thal: da wäre also schon das Ziel dem Weitervordringen gesetzt, und hier angelangt, wäre der Reisende jeglichen Mittels zum Weiterkommen beraubt.

Lasttiere irgend welcher Art sind, zum mindesten im Urwald, vollständig unverwendbar: das geht wohl zur Genüge aus der Schilderung der Wege und Wasser hervor. Wir hatten trotzdem, um doch einen Versuch in dieser Richtung zu machen, und in der Hoffnung, die Tiere wenigstens zwischen Mundame und Barombistation zu benutzen, einen Esel und vier Maultiere von Madeira nachkommen lassen: zwei Maultiere ertranken auf der Fahrt den Mungo stromaufwärts, die beiden anderen mußten mit gebrochenen Beinen zwischen Mundame und Barombi erschossen werden; der Esel gelangte zwar bis auf die Station, aber ohne jede Beladung, mit Mühe und Not seine werte Person allein; und nach vier Wochen war er verendet. — Der Elefant wäre vielleicht das einzig mögliche tierische Transportmittel, wenigstens in der Trockenzeit. Dafs auch der afrikanische Elefant gezähmt werden kann, wissen wir jetzt; aber verschiedene Bedenken (ich erwähne nur die äufserst zeitraubende und sorgfältige Bepackung, damit er die Lasten nicht einfach an den Bäumen abstreift, u. a. m.) machen seine Verwendbarkeit immerhin zweifelhafter, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist.

Es bleibt eben vorerst als einzigstes Transportmittel der Mensch, der Träger und zwar der farbige.

Die Trägerfrage ist aber der wunde Punkt bei allen westafrikanischen Expeditionen, besonders in den deutschen Kolonien Kamerun und Togo; ich glaube wenigstens nicht, dafs hier diese Verhältnisse wesentlich günstiger liegen als in Kamerun. Den unleugbar vorhandenen Vorteilen, den Menschen als Transportmittel zu verwenden, steht eine weitaus gröfsere Zahl von Nachteilen gegenüber: Kostspieligkeit, geringes Tragvermögen des Einzelnen und damit Verlängerung der Marschkolonie, erhöhte Schwierigkeit der Verpflegung. Der Träger ist nicht selten Veranlassung zu Streitigkeiten mit den Eingeborenen und mehr als eine Expedition ist gescheitert nicht infolge des Verhaltens der Eingeborenen gegen sie, sondern ihrer Träger gegen diese. Während das Tier frei bleibt von der Furcht vor dem Unbekannten und nur vor einer unmittelbar drohenden Gefahr Widerspenstigkeit zeigt, genügt vielfach beim Neger das Bewusstsein der Unsicherheit oder einer gewissen, wenn auch noch in zeitlicher und räumlicher Ferne liegenden Gefahr, ihn ängstlich und feige zu machen, läfst ihn schliesslich sogar offen meutern. Ich habe in Abschnitt I berichtet, in welche Lage uns

die Gehorsamsverweigerung unserer Träger auf Mi-Yimbistation gebracht hat.

In Kamerun tritt zu diesen allgemeinen Nachteilen, die mit westafrikanischen Trägerkarawanen überall verbunden sind, noch ein ganz wesentlicher weiterer hinzu: der Küstenneger, der Dualla, ist zu verwöhnt und zu faul, auch viel zu feige, als daß er sich als Träger gebrauchen liefse. Mit den Angehörigen anderer Völkerschaften sind noch wenig Versuche gemacht worden (die Eingeborenen geben sich im allgemeinen nicht gern zu diesem Dienste her, der übrigens auch erlernt sein will); zum mindesten ist noch nicht im entferntesten ein gewisser Stamm geschaffen, zahlreich genug, etwaige Expeditionen mit Trägern der eigenen Kolonie zu versehen: so ist der Forschungsreisende in Kamerun auf fremde Gebiete und damit fremde Gnade angewiesen. Die Hauptbezugsquelle ist der Freistaat Liberia; dazu kommt auch noch Akkrah und Lagos (beide englisch).

Das ist aber einmal teuer; dann kann jederzeit von dem betreffenden Lande die Ausfuhr von Trägern verboten werden, und schliesslich ist die Anwerbung zeitraubend und umständlich, weil der Reisende stets selbst an Ort und Stelle sich die Leute aussuchen und mit ihnen unmittelbar verhandeln muß, wenn er nicht vom schwarzen und weissen Vermittler schmählich in Bezug auf Kosten, Zahl und Beschaffenheit der Träger betrogen werden will. Am sichersten thut er, sich die Leute gleich auf der Ausreise persönlich anzuwerben und mitzunehmen.

Wei: gute
Träger.

Als die besten Träger habe ich entschieden die Wei — ein liberianischer Negerstamm — befunden, meist mittelgroße, eher kleine, aber zähe Burschen. Sie sind unermüdliche Buschläufer, leichtlebig, aber auch leichttherzig und es steckt eben infolge ihres unsteten Landsknechtssinnes ein gutes Stück Wagemut in ihnen. „Wein, Weib und Gesang“: in dieser Dreizahl verkörpern sich die begehrten Lebensgenüsse dieser braunen Epikureer. Damit freunden sie sich im Quartier rasch mit den Eingeborenen an; noch häufiger, vor allem in Bezug auf das Ewig-Weibliche, sind sie allerdings Veranlassung verschiedener Reibereien, und gerade die etwas naturalistische Umsetzung des: „Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold, im Sturm erringt er den Minnesold . . .“ in die Praxis hat mich einmal in eine sehr unangenehme Lage gebracht. Dazu kommt noch eine weitere Leidenschaft: das Spiel. Ganze Summen werden von den Kerlen verloren und gewonnen und nicht selten setzt einer den Lohn für ein, ja zwei weitere Dienstjahre, die er dann im Falle des Verlustes auch

ohne jedes Sträuben abzudienen bereit ist. Auf 20, 40 £ und noch mehr beziffern sich die Spielschulden.

So ausdauernd auf Märschen der Wei ist, so gut er Hunger und Durst ertragen kann, ebenso empfindlich ist er, wie übrigens alle Neger mehr oder weniger, gegen Kälte. Jegliche Disziplin hört auf, Aufmunterungen sind wirkungslos, Drohungen fast nicht minder. Zintgraff hat auf seiner Adamaua-Expedition, von einem Hagelwetter überrascht, 18 Leute infolge der Kälte verloren; mir blieben, als ich nur zwischen Bamesson und Bali einmal von einem Tornado mit starkem Hagel überfallen wurde, fünf Träger tot, erstarrt, und nur mit Kolbenstößen gelang es mir, die übrigen wenigstens bis zu einem etwas geschützteren Platz vorwärts zu treiben.

Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit eines Wei bleibt mir unvergesslich und wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Der betreffende, er hieß Mbarra Dungu, gehörte anfänglich zu den wenigen Getreuen, die mit uns von Mi-Yimbi nach Baliburg gezogen waren. Dort oben aber machte er sich verschiedener schwerer Vergehen gegen die Kriegsartikel der Expedition schuldig, zuletzt offener Gehorsamsverweigerung und Aufhetzung der noch übrigen Wei zur Meuterei. Er ward in Ketten geworfen und zum Tode verurteilt. Festen Schrittes legte er den Weg von seinem Gewahrsam zum Scheibenstand, an dem er erschossen werden sollte, zurück. Als er angebunden wurde, stöhnte er nur einmal „o my father“; war aber gleich wieder gefasst. Ich las ihm das Urteil vor und fragte ihn, ob er noch was zu sagen habe. „You kill me for nothing, that palaver no be finished, them lieve for God“ schrie er, und ich sehe noch den wuterfüllten Blick, den er mir zuwarf. Und als ihm die Augen verbunden waren, stellte er sich möglichst breitspurig hin und sagte trotzig: „All right, Sir.“ — Fertig! — Legt an! — Feuer! — und meine Soldaten hatten gut gezielt. —

Ist auch die Habsucht, die Aussicht auf Gewinn und Lohn natürlich die erste Triebfeder des Gehorsams und der Treue der Träger ihrem Führer gegenüber (wie das übrigens auch unter uns Kulturmenschen vorkommen soll!), so entwickelt sich doch immerhin ein gewisses, gegenseitiges Zusammengehörigkeitsgefühl, herausgeboren aus gemeinsam bestandenen Unternehmungen, gemeinsam ertragenen Gefahren und Strapazen, wenn anders der Führer die Gabe hat, die Leute zu behandeln. Ich erinnere mich der kostbaren Antwort, die mir einmal mein Diener, ein Wei, gab, als wir zu einer militärischen Unternehmung gegen ein feindliches Dorf marschierten und ich ihn

Zusammen-
gehörig-
keitsgefühl.

unterwegs fragte, ob er traurig werden würde, wenn ich fiele: „Oh yes, massa, me cry as me lose one hundred pounds.“

c) Lebensweise.

Mit der Frage: wie soll ich mich für den Busch ausrüsten? hängt jene: was soll ich draussen für eine Lebensweise führen? eng zusammen. Manche Winke in dieser Hinsicht mußten bereits bei Besprechung der Ausrüstung da und dort eingefügt werden.

Auch bezüglich der Lebensweise in den Tropen gehen, wie bei der Ausrüstung, die Ansichten oft recht weit auseinander; und diejenigen natur- und vernunftgemäßen Anschauungen, die endlich mühsam widerspruchslos als gut und richtig anerkannt werden — werden so und so oft nicht befolgt; genau wie zu Hause. Und doch ist eine richtige Lebensweise so außerordentlich wichtig für Erhaltung der Gesundheit, des Lebens und damit für den Erfolg des ganzen Unternehmens.

Es ist erstaunlich, wie sehr und wie oft sogar gegen die gewöhnlichsten Gesundheitsregeln gefehlt wird. Nicht wenige scheint das Außerordentliche der Verhältnisse zu verleiten, sich „schneidig“ über dieselben hinwegzusetzen. Kommt dann die Strafe in Form eines Fiebers oder eines Dysenterieanfalles prompt nach, so ist natürlich das böse Klima daran schuld.

Mäßigkeit.

Mäßigkeit, Thätigkeit und Körperpflege müssen die Richtschnur auch für die Lebensweise im Busch sein.

Mäßigkeit im Verkehr mit dem anderen Geschlecht, Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke. Letzteres anlangend, ist ab und zu ein Schluck Kognak ganz gewiß nicht schädlich; aber sicher ist es besser, den mitgeführten Kognak mehr als Arznei denn als Genußmittel zu betrachten. Von dieser strengeren Anschauung ausgehend, habe ich oben den Inhalt der Proviantkoffer zusammengestellt. Daß jede Kiste Wein u. s. w. einen Träger mehr bedeutet, soll, an dieser Stelle zwar von untergeordneter Bedeutung, doch nicht unerwähnt bleiben. Für den Alkohol als Genußmittel findet man in den einheimischen Getränken vollkommenen und, was die Hauptsache ist, weit gesunderen Ersatz. Palmwein und Durrhabier, auch die Milch der Kokosnuß sind gesund, durstlöschend und wohlschmeckend. Meinen Früh- und Abendschoppen in Palmwein auf Baliburg habe ich noch geraume Zeit nach Rückkehr in civilisierte Verhältnisse vermifst; wie köstlich nach langem Marsche unter der Tropensonne eine Schale dieses kühlenden Getränkes mundet, weiß nur der, der es mit Hochgenuß geschlürft.

Vor einer sehr entschuldbaren Überschreitung des Mäßsigkeitsgebotes kann ich nicht genug warnen. Hat man lange Zeit im Busch gelebt und hat sich der Magen an ausschließlich einheimische Lebensweise gewöhnt, so darf man, endlich wieder an der Küste angekommen, nur allmählich den Übergang von der Lebensweise der Wildnis zu der so gänzlich verschiedenen der civilisierten Welt bethätigen. Ich habe selbst eine schlimme Erfahrung gemacht. Nach nahezu zweijährigem Aufenthalt im Innern endlich wieder an der Küste angelangt und der Versuchung in Gestalt einer Flasche Bier und einiger Bissen eines meiner europäischen Lieblingsgerichte erlegen, mußte ich diese Unvorsichtigkeit mit mehrtägigem Fieberanfall büßen. Mehr als ein Afrikaner hat diese eine an sich so unschuldige Ausschweifung, nachdem er alle Fährnisse seiner Expedition glücklich bestanden, mit dem Leben bezahlen müssen.

Für die zur Erhaltung geistiger und körperlicher Spannkraft ^{Thätigkeit.} nötige, stete Thätigkeit sorgt das Marschleben mit seinen Anstrengungen und Wechselfällen meist schon von selber. Jedoch auch bei freiwilligen oder unfreiwilligen Pausen darf man darin nicht lässig werden. Kleine Jagdstreifen, Spaziergänge u. s. w. müssen den Körper, Ausarbeitung des Tagebuches, Niederschrift der verschiedensten Beobachtungen und Erkundigungen u. dergl. den Geist in Anregung halten, wenn die Veranlassung der Marschunterbrechung derartiges nicht verbietet.

Die Körperpflege, an sich schon Endzweck, dient in dieser Hinsicht als Mittel zum Zweck, bedeutet Stählung der Willenskraft. Denn es ist ganz sicher eine nicht geringe Selbstüberwindung, wenn man, nach acht-, neunstündigem Marsche todmüde, schweißstriefend oder patschnaß im Lager oder Quartier angekommen, erst noch Toilette machen soll. Dafür lohnt aber auch die moralische Befriedigung und das Gefühl der Erfrischung und Behaglichkeit, wenn man nach genommenem Bade (in irgend einer Form; sei es auch nur, daß man sich in der Regenzeit in paradiesischer Hüllenlosigkeit tüchtig überregnen läßt), nach Ordnung von Bart und Haar u. s. w. in trockenem Lageranzug wohlig auf seinem Feldbette sich ausstreckt und, aus einer einheimischen Pfeife einheimischen Tabak behaglich rauchend, bei einer Tasse Thee der Kunst seines Koches mit lüsternen Augen zusieht.

Die Körperpflege, für sich betrachtet, besteht zum guten Teil ^{Körper-} darin, daß man die durch das gesellschaftliche Leben in der Heimat ^{pflege.} gebotenen Rücksichten für die äußere Erscheinung als auch für den

Busch bestehend peinlich beachtet. Man muß auch draussen stets so zu erscheinen suchen, daß man gesellschaftsfähig wäre; natürlich läßt sich das nicht den Anzug, wohl aber den Körper anlangend durchführen. In dieser Hinsicht kann man vom Engländer lernen. An der Küste z. B. habe ich ausnahmslos die Beobachtung gemacht, daß der Brite wohl den ganzen Tag schmutzig und schweißbedeckt, nur mit Hemd und Hose bekleidet in seinen Warenlagern oder auf seiner Pflanzung thätig ist; kommt aber die Tageshauptmahlzeit, so kennt man denselben Mann nicht wieder: gewaschen, frisiert, pomadisiert, in tadellosem Gesellschaftsanzug, in Lackschuhen, Seidenstrümpfen, weißer Krawatte, schneeweißer Wäsche erscheint er.

Vertreter anderer Nationen haben meist leider diesen Zug nicht. In der „Wildnis“ schon gleich gar muß man möglichst martialisch erscheinen, d. h. auf gut deutsch möglichst verwildert, verwahrlost und schmutzig herumlaufen. Die Sucht, möglichst „wild“ auszusehen, bringt mir ein Bild von einem deutschen Faktoristen in Erinnerung, der sich folgendermaßen von einem Negerphotographen an der Küste hatte verewigen lassen. Doch ich muß den Helden zuerst schildern: ein Männchen klein und sanft wie eine Taube und furchtsam wie ein Hase; ward er doch einmal von Genossen dadurch, daß sie nachts dünne Äste auf das Wellblechdach seines Hauses warfen und ihm weismachten, Schlangen tummelten sich auf dem Dache herum, so in Angst gejagt, daß er nächtelang nicht mehr zu schlafen wagte. Dieser Tapfere also (auch er liegt schon auf dem Europäerfriedhof hinter der Jossplatte) steht auf dem Bilde da mit einem langen Gewehr, fast so lang als er selbst, was allerdings nicht viel besagen will, im Anschlag auf einen unsichtbaren Gegner; in seinem Gürtel steckt ein Revolver und ein langes Buschmesser und zu seinen Füßen liegen in malerischer Unordnung — fünf gebleichte Negerköpfe! —

Nahrung.

Weiter verlangt der Körper bekömmliche, kräftigende Nahrungszufuhr. Damit sind wir beim „chop palaver“ angekommen, bei der Frage: was und wann sollen wir essen?

Der Appetit des gesunden Reisenden ist sehr rege, weil die Verdunstung eine sehr starke ist. Zu Hause braucht nur ein kleiner Prozentsatz Nahrung in Wärme umgesetzt zu werden, draussen weit mehr; also müssen wir auch mehr Wärmeerzeuger einführen, um den Ansprüchen der Mehrausgabe zu genügen. Der gelehrten Rede einfacher Sinn ist der: wir haben draussen, wenn uns das Fieber nicht schüttelt, einen recht gesegneten Appetit.

Schon oben bei Besprechung des Inhalts des Proviantkoffers deutete ich eine für den Reisenden im Busch äußerst wichtige Regel an: als Rohstoffe muß er so weit als möglich die einheimischen Landeserzeugnisse in Tier- und Pflanzenreich nehmen; dieselben aber bei der Zubereitung durch Verwertung heimatlicher Kochkunst und ihrer einfachsten Zuthaten, die er auch größtenteils dem Lande entnehmen kann, schmackhaft und dem europäischen Magen zuträglich machen. Wo der Neger lebt, kann auch der Weiße leben. Das Land bietet an Fleisch, Früchten und zu Gemüse verwendbaren Pflanzen so viel, daß der einigermaßen praktische Reisende über die Rat- und Brotlosigkeit (das Wort in seiner weitesten und engsten Bedeutung) so vieler Europäer, sobald sie von ihren Konservenbüchsen getrennt sind, sich nicht genug wundern kann. Ich, der ich früher mich gerade keiner besonderen Kochanlagen rühmen durfte, habe mich, von meinem unerreichbar praktischen Führer, Dr. Zintgraff, mit einigen Winken in dieser Beziehung versehen, bald und ganz gut in einen brauchbaren Buschkoch verwandelt. Allerdings vermindert sich dieses Verdienst etwas, wenn man erwägt, daß einerseits auf Marschen die Ansprüche auf Zubereitung und Abwechslung im Speisezettel nicht gerade groß sind und andererseits der Neger selbst Talent zum Kochen hat. Eine Hausfrau würde freilich seiner Hantierung entsetzt zusehen, nicht zum letzten wegen seiner noch größeren Anlage zum Schmutzfinken. Dagegen kämpft wohl jeder Weiße, aber auch jeder erlahmt in diesem Kampfe und ergiebt sich in den unvermeidlichen Dr—uck der Verhältnisse.

Verwendung einheimischer Lebensmittel.

Die Hauptmahlzeit, stets abends, d. h. nach Beendigung des Tagesmarsches eingenommen, bestand meist aus demselben Gericht, das ich immer mit dem gleichen Appetit verspeiste und das von uns Buschsuppe genannt wurde.

Die Buschsuppe.

Ich will das Geheimnis der Zubereitung verraten: Stücke Schaf-, Ziegen-, Schweine-, eventuell auch Elefantenfleisch, Hühner, klein geschnittene Jams- und Kokoknollen, Reis, Koko- und Kürbisblätter, Kresse und sonstiges einheimisches Grünzeug (womöglich während des Marsches bereits abgerupft und im Feldkochgeschirr verwahrt), dazu Negerpfeffer und Salz wird zu einem Brei zusammengekocht. Je mannigfaltiger das „Suppengrün“, desto pikanter das ganze Gericht. Eine solche Buschsuppe besitzt, auf die Tafel gebracht, mehr innere als äußere Vorzüge; und namentlich bei Zuthat eines von mir sehr beliebten Bestandteiles, der Früchte der Okropflanze, wird der Neuling einen Augenblick zögern, bevor er tapfer zugreift: die zerkochten

Okrofrüchte verwandeln das Ganze in eine schleimige, fadenziehende Suppe mit tief violetter Färbung.

Während des Marsches habe ich nie abgekocht; nur gelegentlich eines Haltes oder auch im Wandern ein Gabelfrühstück (ohne Gabel), bestehend aus den Frühstück- oder, genauer, Mahlzeitresten des vorhergehenden Tages, ein paar ergatterten, rohen Eiern oder Bananen, Ananas u. dergl. verzehrt. Leider bekommt man selten frische Eier. Der Neger kennt deren Genuß nicht und so sind sie oft etwas anrühlig; man gewöhnt sich auch daran, wie man natürlich auch an tadellose Beschaffenheit des Fleisches der vielleicht schon im gestrigen Quartier geschlachteten Ziege u. s. w. keine allzu strengen Anforderungen stellen darf.

Frühstück.

Das Frühstück setzt sich zusammen aus einer oder mehreren Tassen Thee oder Kakao und den mehr oder minder beträchtlichen Resten der Buschsuppe, des Wildbratens vom Tage vorher. Es ist immer gut, ein recht ausgiebiges Frühstück im Magen zu haben. In diesem Punkte, wie in gar manchen anderen, folgten wir, nicht zu unserem Schaden, den lebensklugen Ratschlägen unseres getreuen Blutsfreundes, des Balihäuptlings Garega, welcher stets behauptete, man müsse vor Antritt eines Marsches möglichst viel essen; im Busch wisse man nie, was einem den Tag über begegne und ob man noch Zeit finde, dieses Versäumnis nachzuholen. — —

Sachgemäße Vorbereitung, Ausrüstung und Lebensweise verbürgen immerhin auch in den so übel berüchtigten westafrikanischen Tropen in ziemlich hohem Grade Erhaltung der Gesundheit, wenigstens in dem Maße, daß die Expedition durch- und zu Ende geführt werden kann, und geben berechtigte Hoffnung, ohne allzu schwere Schädigung in die Heimat zurückkehren und die Ergebnisse unserer Wanderungen als bescheidenen Beitrag zur Ausdehnung der Kenntnis unserer Mutter Erde niederlegen zu können.

Die häufigsten Krankheiten.

Welche Gefahren drohen denn der Gesundheit, abgesehen von Verwundungen und Unglücksfällen, im Innern Nord-Kameruns? Auch hierüber giebt man sich in der Heimat unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen hin. Diesen zufolge ist ihre Zahl Legion und jede einzelne fast tödlich. Es sind ihrer nicht so sehr viele und die verhältnismäßig wenigen nicht so unbedingt gefährlich.

Mir, dem Laien, fällt gewiß nicht ein, eine lange, gelehrte, ärztliche Abhandlung einzuschalten, aber was jeder sehen und beobachten kann, will ich aussprechen.

Es fehlt eine ganze Reihe von Krankheitsbildern, die man zu Hause, als zum notwendigen Rüstzeug der „todbringenden“ Tropen gehörig, als selbstverständlich dort vorhanden vorauszusetzen beliebt. Hitzschlag, gelbes Fieber, typhöse, die meisten Infektions- sowie Entzündungskrankheiten der Brustorgane habe ich bei Weissen nie beobachtet.

Für den Europäer kommen in diesen Gebieten nur die drei, den Tropen überhaupt mehr oder weniger eigentümlichen Erkrankungsformen in Betracht: Malaria mit ihren Folgen in Gestalt von Leber- und Milzbeschwerden, Dysenterie und verschiedene Hautkrankheiten.

Dabei darf ich aber schon hier eine scharfe Trennung der beiden Regionen des Nord-Hinterlandes nicht unerwähnt lassen: im Waldlande finden wir diese drei Krankheitsbilder, im Graslande verliert gerade die schwerste und gefürchtetste Erscheinung der Tropen, die Malaria, ganz ausserordentlich an Stärke und Häufigkeit der Anfälle, ja zeitweise muß sie als geradezu ausgeschaltet bezeichnet werden.

Was das Fieber, die Malaria, anlangt, so habe ich als Nicht-Malariafachmann dem bereits oben (Abschnitt II, S. 45 u. f.) darüber Gesagten nicht sehr viel mehr hinzuzufügen. Geschüttelt wird ein jeder davon; dagegen hilft kein noch so gesunder, kräftiger Körper. Im Gegenteil; ich habe an den allerdings nur wenigen Weissen, die im Laufe der beiden Jahre meines Aufenthaltes in Nord-Kamerun der Expedition angehört haben, die Beobachtung gemacht, daß durchaus nicht immer derjenige, welcher die meisten körperlichen Kräfte besaß, auch dem Fieber am besten widerstanden hat. Es scheinen also die verschiedenen Persönlichkeiten für das Malariagift, mag es nun woher und wie immer auf den Menschen übertragen werden, eine sehr verschiedene Empfänglichkeit zu besitzen, welche in gar keinem Zusammenhange mit einer mehr oder minder kräftigen Leibesbeschaffenheit steht. Den dort aufgeführten Ursachen selbstverschuldeter Fiebererkrankungen möchte ich hier bei Besprechung des Marsch- und Wanderlebens im Busch eine weitere anfügen: die Unvorsichtigkeit, längere Zeit ohne Kopfbedeckung den lotrechten Strahlen der Äquatorialsonne sich auszusetzen, quitiert diese pünktlich mit einem Malariaanfall — eine Beobachtung, die Zintgraff und ich, namentlich auf der Station, häufig und ausnahmslos eintreffend gemacht haben. Es genügte schon eine Viertelstunde. Man wandelt wohl ungestraft unter den Palmen des Südens, wenn einem nicht gerade eine Kokosnuß auf die Nase fällt, nicht aber unbedeckten Hauptes unter der Sonne des Südens.

Abgesehen natürlich von der thatsächlichen Lebensgefahr, die jeder schwerere Fieberanfall in seinem Gefolge hat, abgesehen von den unmittelbaren Leiden wie Kopfschmerz, Schwindel, Erbrechen, Schüttelfrost und den wohlbekannten schönen Dingen mehr, sind es die Begleit- und Folgeerscheinungen, welche die Krankheit so qualvoll machen.

Begleit-
erscheinun-
gen des
Fiebers.

Die charakteristischen Begleiterscheinungen sind die ganz außerordentliche Lähmung der Willenskraft und der bis zur gänzlichen Mutlosigkeit und Verzagttheit heruntergedrückte Gemütszustand. Ich weiß es aus nur allzu häufiger eigener Erfahrung, dass man den letzten Rest von Willenskraft zusammenraffen muß, vom Fieberfrost geschüttelt, von rasendem Kopfschmerz gepeinigt, gequält von stetem Erbrechen und Brechreiz, das in nächster Nähe befindliche Chinin zu nehmen oder seinen Diener zu rufen, daß er es einem reiche. Dazu möge man sich die Lage denken, in der man sich im Busch bei einem Fieberanfall auf dem Marsche wohl meist befindet. In einer elenden Negerhütte, deren Dach den Regen nur sehr mangelhaft abhält, oder im Biwak, neben einem rauchenden qualmenden Feuer, an das man sich des Frostes wegen mit seinem Feldbette möglichst nahe heranschmiegt und dessen Rauch einem die Augen reizt und den Atem benimmt; draussen auf der Dorfstrasse oder im Lager bis in die späte Nacht hinein Gesang, Getöse, Gebrüll der Neger, die sich den Teufel um den kranken Weissen kümmern; als einzige Gesellschaft die zahlreichen Ratten, die einem über die Decken laufen; in der Nähe hängt vielleicht ein nicht mehr ganz frisches Stück der gestern geschlachteten Ziege. Dazu die fieberhafte Ungeduld, hier liegen bleiben zu müssen, wo man vorwärts möchte und sollte, in einem Augenblick; und im nächsten tiefste Entmutigung und Hoffnungslosigkeit!

Eine von uns häufig beobachtete Begleiterscheinung war auch Anschwellung der Hand- und Fingergelenke.

Folge-
erscheinun-
gen des
Fiebers.

Die tückischen Folgeerscheinungen sind nebst der unvermeidlichen Entkräftung oft hochgradige Nervenschwäche und eine gewisse Gedächtnisabnahme. „... Die Nerven heute noch derart schwach“ (schrieb ich einmal auf Baliburg in einem Briefe an meine Angehörigen nach einem Fieberanfall), „daß, als ich mit einer Abteilung meiner Soldaten Scheiben schoß, ich buchstäblich bei jedem Schusse zusammengefahren bin: ja wer schlechte Nerven haben will, der muß nach Afrika gehen! Bei Dr.“ (nämlich Zintgraff) „ist es in bedeutend höherem Mafse bereits; der kann, solange geschossen wird, nicht mehr ruhig sitzen. Wenn Post ankommt, sind wir beide stets in fieber-

hafter Nervenaufrregung und können den ganzen Tag nichts essen. Auch ist ganz merkwürdig ein gewisses Nachlassen des Gedächtnisses, wohl eine Folge des verdünnten und darum schlechteren Blutes; auch ich habe bereits darüber zu klagen, z. B. Ortsnamen, Namen von guten Bekannten sind mir einfach entfallen; bei Dr. fällt es mir geradezu oft auf“

Ohne darauf näher einzugehen, wann und in welchen Gaben man ^{Chinin.} das Allheilmittel gegen Fieber, das Chinin, nehmen soll, möchte ich nur noch zu der umstrittenen Wirkung des vorbeugenden Chiningebrauches Stellung nehmen. Ich glaube daran, rate aber trotzdem oder gerade deswegen vom ständigen Chininessen dringend ab. Denn damit muß sich ja der Körper an das Mittel gewöhnen und die schützende Wirkung geht verloren. Muß man durch bekannt ungesunde Landstriche marschieren oder stehen ungewöhnlich große Strapazen bevor, dann nehme man Chinin auch bei augenblicklichem vollkommenen Wohlbefinden; sonst nur, wenn die Vorboten des Fiebers oder dieses selbst sich einstellt, im letzteren Fall gleich in gehörigen Mengen.

Die zweite, den westafrikanischen Tropen eigene Krankheitsform, ^{Dysenterie.} die Dysenterie, Ruhr, ist stets eine bedenkliche, ernst zu nehmende Erkrankung, sowohl an sich schon, als weil sich zu ihr dann nicht selten ein Fieberanfall gesellt oder auch umgekehrt. Auch unter den Negern herrscht sie und nimmt des öfteren eine epidemische Form an. Während meines Aufenthaltes auf Baliburg wütete Februar und März 1892 diese Seuche verheerend im Balistamm, und es fielen ihr über 600 Leute zum Opfer; von da zog sie nach Norden, gottlob zu unseren Gegnern, und soll auch bei ihnen die Reihen gelichtet haben.

Die Hautkrankheiten schließlich, die nach Zahl und Häufigkeit ^{Hautkrankheiten.} ihres Auftretens fast die erste Stelle unter den typischen Krankheiten im Inneren Nord-Kameruns einnehmen, sind anfänglich ja wohl weit weniger gefährlich als Fieber und Ruhr, aber fast noch peiniger als diese und können schließlich bei ihrer Hartnäckigkeit, bei der durch sie hervorgerufenen Schlaflosigkeit und Nervosität immerhin leicht Geneigtheit für schwerere Erkrankungen schaffen.

Schon aus der reichlichen Zahl von Mitteln, die ich in meine ärztliche Ausrüstung gegen diese gefürchteten Erscheinungen aufgenommen habe, kann man ersehen, ein welch häufiger, vielseitiger und qualvoller Gast sie sind. Besonders auf der Station in der Regenzeit hatte ich schier unerträglich darunter zu leiden und verspare mir darum mein Klagelied auf den nächsten Abschnitt. Hier

mußte ich ihrer, der Vollständigkeit halber, Erwähnung thun. — Das aber habe ich auch auf dem Marsch zur Genüge erfahren, wie schwer selbst unbedeutende Verletzungen heilen. Eine ganz leichte Fleischwunde z. B., die ich einmal gelegentlich eines der Zusammenstöße mit den Eingeborenen empfangen, machte mir trotz steter antiseptischer Behandlung wochenlang zu schaffen; andere, schwerere Verletzungen heilten natürlich noch weit langsamer und unter reichlicher Eiterabsonderung. Und gerade ich erfreute mich in der Heimat stets einer auffallend raschen und schönen Wundheilung: ein Pferdeschlag, auf der Jagd empfangene Schufs- und Schnittwunden waren glatt und ohne jede Vereiterung geheilt.

Einheimi-
sche Mittel.

Was mir übrigens gegen eine besonders hartnäckige Hautkrankheit auf der Station, es war ein flechtenartiger Ausschlag über beide Arme, Rücken und Gesäß verbreitet, der mich fast zur Verzweiflung brachte, schließlich half, war keines der zahlreichen Mittel meiner Apotheke, sondern — ein Mittel der Eingeborenen! Woraus es bestand, aus welcher Hexenküche es stammte: ich hatte keine Ahnung. Genug, es half.

Der Sand-
floh.

Das Krankheitsbild Nord-Kameruns wäre nicht erschöpfend geschildert, liefse ich eine Landplage, die der Schrecken aller Westafrikafahrer ist, unerwähnt. Wer einmal draussen war, ahnt schon, was jetzt kommt. Es ist der Sandfloh (*pulex penetrans*). Er soll, ein Gastgeschenk Amerikas, erst Anfang der 70er Jahre, durch ein Schiff an der afrikanischen Westküste eingeschleppt worden sein. Jedenfalls ist er da und macht seine Gegenwart in der unangenehmsten Weise bemerkbar. Hier muß diese winzige Bestie genannt werden, weil sie vom ganzen großen und kleinen Viehzeug da draussen die einzige ist, die — ich sehe natürlich von Unglücksfällen und schweren Verletzungen durch andere Tiere ab — geradezu ein Krankheitserreger wird, böartige Entzündungen hervorrufend und den Menschen auf Wochen vollkommen marschunfähig machend. Das schönere Geschlecht dieses Lebewesens ist es, das durch seine Zutraulichkeit in solche Zustände versetzt. Gelingt es bei den täglich vorzunehmenden Untersuchungen der Füße nicht, das Weibchen rechtzeitig oder seinen Eiersack unverletzt mittelst eines zugespitzten Holzstäbchens aus den Zehen zu entfernen, so ist eine eiternde Verletzung auch schon da und damit in Bälde die marschhemmende Entzündung. Bei den Negern führen derartige Fälle infolge Vernachlässigung und falscher Behandlung nicht selten zur Verstümmelung, ja Verlust der Zehe, des Fingers und des ganzen Gliedes; denn auch an den oberen Gliedmaßen, sogar im

Gesicht bohren sich die Tiere ein. Am häufigsten finden sich diese Quälgeister in den Hütten der Eingeborenen und an verlassenem Lagerplätzen. Der Neger, achtlos wie er ist, begnügt sich mit der Entfernung des Eiersackes aus der Wunde, den er wegwirft; Unschädlichmachung desselben fällt ihm nicht ein; und so sind die genannten Orte wahre Brutstätten für dieses verwünschte Ungeziefer. Man ist so ziemlich wehrlos dagegen; tägliches Absuchen und sorgfältiges Auslösen ist noch der beste Schutz. Von Herrn Dr. Mense in Kassel habe ich übrigens erst jüngst erfahren, daß er am Kongo Chinin, in Palmöl u. dergl. gelöst, als vorbeugendes Mittel mit Erfolg angewendet hat. Ich möchte nicht verfehlen, dies hier anzuführen, denn der Entdecker eines Mittels gegen diese Tropenplage wäre des wärmsten Dankes aller Afrikafahrer sicher.

Der Marsch.

„Als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und meiner Hoffnung inmitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfaltigsten Gefühlen, den ungeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte noch lange hin und her. Still war die Nacht, welche einer noch stilleren und einsameren Zukunft vorherging. . . . Ernst zog ich am frühen Morgen des anderen Tages in die sandige Ebene hinaus mit wehmütiger Erinnerung an das, was ich verlassen, an die, welche ich liebte und ehrte in der Heimat und die ich so lange entbehren, vielleicht nimmer wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Vorsatz, meinem Unternehmen physische, intellektuelle und moralische Kraft, soviel mir zu Gebote stand, zu widmen.“

Dieser Worte Nachtigals gedachte ich, das Gleiche gelobte ich mir in dem ungleich bescheideneren Rahmen meiner Aufgabe, als ich am Abend vor meinem Aufbruch ins Innere am Ufer des Kamerunflusses stand — allein. Nach Norden richtete sich mein Blick; dort lag die neue, dunkle Welt, in die ich morgen den ersten Schritt machen sollte.

Am 13. Juni 1891 mittags war der Dampfer, der mich nach Kamerun gebracht, vor der Jofsplatte vor Anker gegangen. Zwei Tage angestrengtester Tätigkeit waren gefolgt; die mitgebrachte Ersatz-ausrüstung der Expedition, 2000 Gewehre, 80 000 Patronen mußten

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

gelöscht, Boote und Bootsleute angeworben, Kanus aufgetrieben und alles, was eben aus dem Hochseeschiff ausgeladen war, in die kleinen, elenden Fahrzeuge verstaут werden. Denn die erste Strecke meines Vormarsches ins Innere benutzte ich den Wasserweg, den Mungo stromaufwärts bis Mundame.

Am 15. Juni fuhr ich an der Spitze einer Flottille über den Kamerunfluß, um 2⁰⁰ p.m. bog ich in den Mungo-Kriek ein — und nun war die civilisierte Welt hinter mir versunken, die Wildnis hatte mich aufgenommen, aus der ich erst nach 20 monatlichem ununterbrochenen Leben in ihr wieder in jene zurückkehren sollte. —

Geduld und Energie, zähes Abwarten und Ausharren auf der einen Seite, im entscheidenden Momente alle geistige und körperliche Spannkraft mobil machen auf der anderen Seite, und dann vollstes Einsetzen der Persönlichkeit: das müssen die unbedingten Eigenschaften eines jeden werden, der nicht ein Spielball der Verhältnisse und derer sein will, über denen er stehen soll. —

Flussfahrt.

Die Regenzeit hatte bereits seit einem Monat eingesetzt und fast ohne Unterbrechung stürzten die Wassermassen herab. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft in den Regenmonaten ist ein ganz außerordentlicher: die Kleidungsstücke sind stets feucht, die Stiefel weich; Gewehr und Eisengegenstände binnen 24 Stunden von Rost überzogen, das Papier des Notizbuches feucht und breiig.

Schmutzig gelbe Fluten führte der angeschwollene Mungo uns entgegen; obschon wir von früh bis abend mit allen Kräften ruderten, machten wir ein paar Mal nur 5 bis 6 km im Tag. Die Strömung riß die Kanus einfach mit, und geraume Strecken trieben wir so zurück, die aufs neue gemacht werden mußten.

In Nyoke, einem der am Flusse liegenden Dörfer, in denen wir abkochten und schliefen, lernte ich, bereits am dritten Tage meines Aufenthaltes im Busch, die gefürchteten, großen, sogenannten Treiberameisen kennen. Ich saß im Stern meines mit dem Vorderteil ans Land gezogenen Kanus und wartete gerade der Buschsuppe, die am Ufer im Feldkessel brodelte; da wanderte ein dichter Schwarm dieser kleinen Quälgeister vom Land aus ins Fahrzeug: im Nu war alles ganz schwarz überzogen von ihnen und in wenigen Sekunden auch ich. Ich wufste mich den schmerzhaften Bissen nicht anders zu entziehen, als daß ich, wie ich war, ins Wasser sprang und eine Strecke weit schwimmend wieder ans Ufer stieg.

Den ganzen Tag saß ich zusammengekauert in dem langen, schmalen Kanu, das fast bis zum Rand im Wasser ging und beständig

mittels einer leeren Konservenbüchse ausgeschöpft werden mußte; dicht um einen herum sitzen die Kerle auf den Bordwänden und unermüdlich tauchen unter stetem Geschrei und Zischen die spitzen Paddeln ins Wasser. Riesige Baumstämme kommen herabgeschwommen, denen man nur mit Mühe ausweichen kann. Manchmal liegt ein mächtiger Urwaldriese quer über die Wasserstrasse, Lianen vom Ufer aus halten ihn noch; die Kanus kommen nicht weiter, eines nach dem anderen muß auf den morschen, schlüpfrigen Stamm ausgeladen, hinübergehoben und drüben wieder beladen werden. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden Flügelschlag; hoch zu Häupten streicht ein Nashornvogel mit mistönendem Geschrei. Von den Bäumen hängen schöne, große Blüten herab, am selben Stamm auch schon die Früchte; frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was unter den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeiten in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblätterten Wald, nie solchen in jungem, frischem Grün prangen: Werden und Vergehen verbinden sich innig in dem gewaltigen, sich selbst überlassenen Naturhaushalt der Tropen.

Nach 10tägiger Kanufahrt kam Mundame in Sicht, der Endpunkt der Wasserreise. Eine kurze Strecke noch stromaufwärts braust der Mungo in Fällen über Felsbarren herunter und setzt damit der Befahrbarkeit ein jähes Hemmnis entgegen.

Tags darauf auf der Barombistation angelangt, hatte ich die erste Etappe, die Fahrt auf dem Mungo, hinter mir. Von hier aus nahm die zweite ihren Anfang: der Landweg, der eigentliche Marsch.

Hier ward die Expedition, mit der ich den neuen Einmarsch ins Waldland antreten sollte, zusammengestellt. — —

Diese dem Antritt des Marsches als letzte Vorbereitung vorausgehende Thätigkeit ist infolge des einzig möglichen Verkehrsmittels: des Reisens mit Trägern, eine wichtige und schwierige Aufgabe für den Führer.

Zusammen-
stellung
einer Expe-
dition.

Es ist ein kleiner diplomatischer Vorteil, wenn die Träger nicht sämtlich aus demselben Stamm oder wenigstens nicht aus dem gleichen Heimdorf angeworben sind. Man kann dann einen gewissen Lokalpatriotismus in den verschiedenen Trupps wecken und zur Erreichung gesteigerter Leistungen benutzen.

Die idealste Zusammensetzung einer jeden Expedition, auch wenn sie nicht militärische Zwecke verfolgt, ist: Führer, einige Weisse als Unterführer (Expeditionsmeister), ein Detachement farbige Soldaten, Träger. Dann kann, gerade bei einer Forschungsexpedition, der Führer

sich während des Marsches ganz und voll der Bethätigung der wissenschaftlichen Aufgaben hingeben; durch die disciplinierte, kleine Truppe werden im Quartier Reibungen und Schwierigkeiten der verschiedensten Art gänzlich ausgeschaltet oder wenigstens gemindert und gemildert.

Mir war während meiner ganzen Expeditionsthätigkeit dies nicht beschieden. Auf Märschen war ich stets der einzige Weisse; beim Beginn meines Vordringens ins Innere von Barombi aus hatte ich zwar Träger (und diese mehr als knapp bemessen), aber keine Soldaten; später, nachdem ich mir auf Baliburg eine Truppe herangebildet hatte, verfügte ich auf meinen Zügen über Soldaten, hatte aber keine oder fast keine ausgebildeten Träger mehr.

Ich muß vorausschicken, daß ich in Folgendem nur von verhältnismäßig schwachen Expeditionen spreche, indem die meinen nie mehr als 150 bis 200 Mann zählten.

Einteilung
der Träger.

Für sich selbst, oder vielmehr zum Tragen der für die persönliche Ausrüstung benötigten Lasten (s. S. 79, Ziffer 3 bis einschl. 7, 9 und 10), wählt man die verlässigsten und kräftigsten Leute und stellt sie unter die Aufsicht eines schwarzen Aufsehers (in Westafrika „headman“ genannt). Diese Träger befinden sich in möglicher Nähe des Führers, jedenfalls nicht am Ende der Kolonne und stets geschlossen unter ihrem Aufseher. Diesem Trupp wird noch eingefügt ein Träger mit einer Last Tauschwaren und zwar solchen, welche in der betreffenden Gegend als Kleingeld gehen: also gewissermaßen ein wandelnder, lebendiger Geldbeutel.

Das sind also mindestens acht (bezw. neun) Mann und ein Aufseher.

Unmittelbar beim Führer marschieren der oder die wegweisenden Eingeborenen, der Dolmetscher und der persönliche Diener. Man nehme nie mehr als einen solchen; je mehr Dienerschaft, desto schlechter die Bedienung, ganz abgesehen von dem unnötigen Trofs.

Die zweite, also größere Hälfte der Trägerkarawane steht gleichfalls unter einem schwarzen Oberaufseher (welcher event. einem weißen Unterführer zur Unterstützung beigegeben ist) und ist wieder in Abteilungen gegliedert mit schwarzen Unteraufsehern an ihrer Spitze.

Träger- und
Lastenver-
zeichnis.

Sämtliche Träger erhalten kleine Messingschilde mit Nummern; denn sich ihre Namen und Gesichter zu merken, dauert eine geraume Zeit, und Namensänderungen mit ziemlich unlauteren Hintergedanken sind sehr beliebt. Jeder Träger behält grundsätzlich die ihm einmal zugewiesene Last. Ein genaues Lasten- und Träger (Nummern)-Verzeichnis muß natürlich angelegt und stets auf dem laufenden erhalten werden.

Unbedingt notwendig ist die Aufstellung von „Kriegsartikeln“. ^{Kriegs-}
 Dieselben müssen den Anschauungen und Sitten der Neger Rechnung ^{artikel.}
 tragen und man thut zu diesem Behuf gut, sie zuerst mit den
 schwarzen Aufsehern durchzusprechen. Wie die Kriegsartikel in der
 Heimat der Truppe von Zeit zu Zeit wieder vorgelesen werden, müssen
 auch diese Expeditionsbestimmungen in den schwarzen Schädeln ab
 und zu aufgefrischt werden. Als Hauptpunkte haben sie zu enthalten:
 1. Genaue Festlegung der Löhne der Aufseher und Träger. — 2. Den
 Grundsatz, daß für jedes Vergehen eines Einzelnen bis zu einem
 gewissen Grade die Gesamtheit mit verantwortlich ist. — 3. Einzel-
 strafbestimmungen für Vergehen des Raubes, der Plünderung, der
 Vergewaltigung, begangen an den Eingeborenen; des Diebstahls, selbst-
 verschuldeten Verlustes einer Last, Ungehorsams, Entlaufens, eigenmäch-
 tigen Zurückbleibens, dem Führer gegenüber.

Nächst körperlichen Strafen wirkt gänzlicher oder teilweiser Lohn-
 abzug, Lösung des Vertrages mit Verlust des ganzen Verdienstes.
 Trotz der Empfindlichkeit dieser Strafe kann gerade diese wider-
 spruchlos stets in die Artikel aufgenommen werden. Zum Teil sind die
 Leute von den weißen Arbeitgebern an der Küste bereits daran ge-
 wöhnt, zum gut Teil versteht sich der Neger leicht dazu infolge seiner
 grobsartigen Sorglosigkeit: „to day be to day“; die Zukunft kümmert
 ihn nicht. —

Am 27. Juni 1891 abends war alles zum Abmarsch für den näch-
 sten Tag bereit: die Karawane zusammengestellt, die mitzuführenden
 Gegenstände in Lasten gepackt, die Leute mit ihrer Ausrüstung ver-
 sehen, die Kriegsartikel nochmals bekannt gegeben.

Mit dem ersten Morgengrauen des 28. Juni war auf Barombi-
 station alles lebendig. Die Träger flochten ihre Lasten in die
 Traggerüste, „kingar“ genannt, ein. Es sind dies aus gedrehten
 Palmenblättern gefertigte Geflechte, in die die Last eingebunden und
 etwa wie ein Korb oder Tornister nach dem jeweiligen Belieben auf
 Kopf oder Rücken getragen wird.

Die festgesetzte Abmarschstunde konnte natürlich schon am ersten
 Tage nicht eingehalten werden. Damit zu rechnen, gewöhnt man sich
 bald an; ich glaube, es waren, alle meine Märsche mit Träger-
 karawanen zusammengerechnet, keine zehn Marschtage, wo nicht durch
 die Kerle eine Verzögerung des Beginns um eine halbe Stunde und
 noch mehr statthatte.

„All ready, Sir“, meldet Baitabe, der Oberaufseher, mit ernster
 Miene; ein letzter Gruß hinauf zum alten Stationshaus: auf Wieder-

sehen im Busch irgend wann und irgend wo, die Karawane setzt sich in Marsch und bald ist der letzte Mann der Kolonne im Urwald verschwunden. — —

Tagebuch.

Meine Tagebücher sollen das Wanderleben in Busch und Gras schildern. Nur bruchstückweise, auch nicht in zusammenhängender und damit (wenigstens mir ist es beim Lesen von Reisewerken schliesslich so gegangen) ermüdender Folge der Marschtage mit den unvermeidlichen, steten Wiederholungen; in wechselnder Reihe lasse ich die Bilder vor dem Auge des Lesers vorüberziehen. Wie sie der Stift unter dem unmittelbaren Eindruck des erlebten Geschehnisses, am Abend eines Marschtages im Quartier, am flackernden Biwakfeuer festzuhalten versucht, biete ich sie „ein rauher Psalm“¹⁾. —

„29. VI. 91. Kaum den Marsch begonnen, sitze ich schon fest. Gestern Abend noch Ikiliwindi erreicht, Bakundudorf, Häuptling Kikuma, wollte ich heute 6³⁰ a. m. aufbrechen, da kamen vorausgeeilte Buschleute zurück: ein 1½ Stunden nördlich fließender Bach sei durch den ununterbrochenen Regen so angeschwollen, daß er nicht passiert werden könne. Mit Baitabe und einigen Leuten vor zur Erkundung. Versucht durchzukommen, bis an die Brust konnte ich mich halten; zu reißend, wäre mitgerissen worden, hätte mich Fomoko nicht herausgezogen. Zurück in eine Hütte nahe dem Ufer. Regen in Strömen. Lasse Leute holen mit Äxten, muß Bäume fällen lassen zum Überbrücken. Die Zeit benutzt, um Wasserlauf festzustellen. Bach, von den Leuten „Manga“ genannt, ist westlicher Zufluß des nahe Nord zu Süd strömenden Mungo. Schreibe dies in der rauchigen Hütte; scheint ein dies Alliensis zu werden; soeben entdecke ich, daß ich beim Tauchen meine Kofferschlüssel verloren, und zugleich meldet Baitabe: der Träger mit der Werkzeuglast „no liebe“! Also Lianenseil flechten; schon ist es 1⁰⁰ p. m. Zwei Weiber hocken mir zu Füßen, pudelnackt, die eine füttert ihr Kind, indem sie ihm bald die Brust reicht, bald im Munde zerkauten Mais in den Mund spuckt, die andere sorgt für das Leibeswohl ihres schreienden Balges in noch intimerer Weise; sie verabreicht ihm eine Eingießung und zwar folgendermaßen: ein hornähnliches Holzrohr, etwa 20 cm lang, ungefähr so: , steckt sie mit dem spitzen Ende dem Kinde in den After, schüttet oben Wasser hinein und bläst nun, das Gesicht in den Trichter pressend, aus Leibeskräften das Wasser in den Darm.“

¹⁾ Die rein wissenschaftlichen Einträge, Uhr und Kompaßablesungen u. s. w. lasse ich natürlich weg; meteorologische Bezeichnungen sind in Worte gekleidet, u. a. m.

Abb. 2. Lianenhängebrücke über den Ohompebach.

Zu Seite 119.

Abb. 2. Lianenhängebrücke über den Ohompebach.

„Fortsetzung abds. Satane. 4⁰⁰ p. m. war die „Brücke“ fertig, d. h. ein Lianenseil gespannt. Anfangs noch Grund, dann plötzlich Halt verloren, untergetaucht und herumgewirbelt. Endlich hantelte ich mich hinüber, meist unter Wasser. Muß hier bleiben, weil erst die Hälfte der Kolonne übergesetzt. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Der Träger mit Nr. 2 meiner Marschkoffer abgetrieben, beide auf Nimmerwiedersehen, und damit Vorrat an Stiefeln und Kleidern und an Augengläsern zum Teufel. Hätte ich nur nicht so dumm gepackt, besäße ich jetzt wenigstens doch im anderen Koffer die Hälfte. Zum anderen Koffer der Schlüssel verloren, mußte ihn aufsprengen . . .“ —

An diesem, meinem zweiten Marschtage im Busch war ich ungehalten, daß mich ein Bach das beabsichtigte Marschziel nicht hatte erreichen lassen; sehr, sehr bald lernte ich eine derartige unbedeutende Verzögerung gar nicht mehr als eine solche zu betrachten. Gerade die Wasserläufe, in der Regenzeit hoch angeschwollen, breit und reißend, sind im Waldland häufig außerordentliche Marschhemmnisse. Lianenbrücken, von den Eingeborenen angelegt, findet man nur an Flüssen, die auch in der Trockenzeit ohne eine solche nicht zu überschreiten wären, oder über einen Wasserlauf, der zwischen zwei in lebhaftem Verkehr stehenden Dörfern strömt.

Wasser-
läufe:
Marsch-
hemmnisse.

Die Herstellung dieser Übergänge findet in folgender Weise statt: von den starken Ästen eines Baumes an einem Ufer wird zu einer Astgabelung an einem Baume am jenseitigen Ufer ein Bündel Lianen gespannt, beiderseits bis zum Boden heruntergeführt und hier die Enden verpfählt und verankert. Man muß also, bevor man diese als Sohle der Brücke dienende Liane betreten kann, zuerst den Baum, den Brückenträger, auf gleichfalls von den Negern angelegten, sehr einfach gebauten, schwanken Lianenstrickleitern erklettern; am anderen Ufer in gleicher Weise den Abstieg bewerkstelligen. Dann sind in Schulterhöhe, rechts und links, im Abstand der ausgespannten Arme, weitere Lianen gezogen, durch dünnes Flechtwerk mit der Sohle verbunden. Um dem Ganzen in seiner ∇ Form festeren Halt zu geben, werden gabelförmige Knüppel eingeflochten (siehe Abb. 2).

Lianen-
brücken.

Auch bei gebrauchsfähigem Zustand der Brücke ist der Übergang zeitraubend und umständlich. Mehr als drei Menschen dürfen zugleich sich nicht auf der Brücke befinden; auch dann dehnt sie sich fast bis zum Wasserspiegel hinab.

Bei feindseliger Haltung der Bevölkerung sind natürlich diese

Brücken stets zerstört, was bei ihrer Bauart sehr rasch mit einigen Messerhieben geschehen ist.

Herstellung
von Flufs-
übergängen.

Solche Übergänge zu finden, ist also der günstige Fall; sonst vergehen oft Tage mit dem Suchen nach einer Furt, Fällen von Bäumen und Verankern derselben mittels Lianen. Nicht selten reichte der Baum doch nicht, dann mußte noch ein Lianenseil oder das bei der Ausrüstung mitzuführende Tau gespannt werden. Bis zum Gipfel des Baumes ging es auf diesem, dann liefs man sich ins Wasser gleiten und hantelte sich, gegen die Strömung ankämpfend, hinüber; die Lasten wanderten über die Köpfe und Rücken der am Seil Hängenden ans andere Ufer. Reißen dieser Kette, Abtreiben, Zuverlustgehen mancher Last: sind die unvermeidlichen Zwischenfälle.

Gestattet es die Zeit nur einigermaßen, so ziehe ich zur Hinüberschaffung der Lasten den Bau von Flößen und dergl. vor. Material dazu findet sich überall, schlimmstenfalls nimmt man die wasserdichten Koffer selbst und umgiebt sie zur Herbeiführung größerer Schwimmfähigkeit mit einem Rahmen leichten Holzes oder Binsen-, Palmrippenbündeln u. s. w.

Kanus habe ich weder im Waldland, ausgenommen am Elefantensee, noch im Grasland gefunden.

Durch-
schreiten
eines Flusses
in der
Trockenzeit.

Wenn irgend möglich, wurde der Wasserlauf durchwatet. In der Trockenzeit geht das auch meist. Derselbe Fluß, der in den Regenmonaten 30 und 40 und mehr Meter breit in reißender Strömung, mehrere Meter tief, daherschiefst, gestattet dann nicht selten ein glattes Hindurchschreiten. Ist das Gefälle nicht stark, so darf das Wasser immerhin bis zum Kinn reichen. Vorsichtshalber ist aber das Anbringen eines Lianenseils oder des Taues stets anzuraten.

Ein Flußübergang in der Trockenzeit bietet ein malerisches Bild: die Sonne strahlt lotrecht herunter, das Wasser rauscht in klaren Wellen über das Felsgeröll, Affenbanden lärmen an den mit tropischer Vegetationspracht bedeckten Ufern hoch oben in den Wipfeln, Papageien streichen laut kreischend und ob der Ruhestörer schimpfend ab, tief blau glänzende Wasserschwalben schießen blitzschnell hin und her und prächtig rot gefärbte und blau schillernde Libellen, bald schlicht kardinalrote, bald weithinleuchtende riesige Schmetterlinge umgaukeln die Ufer. Die braunen, nackten Gestalten der Träger, Gewehre, Patrontaschen und Lasten auf dem Schädel, tauchen langsam, vorsichtig tastend, einer nach dem anderen in die Fluten. Drüben ordnet sich wieder alles, die dunkeln Leiber schütteln das

Wasser ab, Gewehre und Lasten werden gerichtet und bald ist die lange Kolonne wieder im grünen Waldmeer verschwunden.

Überhaupt ein Marsch in der Trockenzeit, bei schönem Wetter, Marsch in der Trockenzeit. wo Urwald und Graslandschaft wechseln und es dem Auge nach nicht allzu langem Waldesdüster wieder vergönnt ist, in unbekannte Weiten zu schweifen, an der Spitze einer Truppe, die befehlsbereit in der Hand des Führers steht: so durch Afrika marschieren, ist das Schönste, was man sich auf der schönen Gotteswelt denken kann. „Frei von den beengenden Schranken der Civilisation, nur auf sich gestellt und seinen Willen — da erst trinkt man in vollen Zügen den Odem der goldenen Freiheit.“

Das sind dann Tage, und will das Glück einem wohl, manchmal Wochen aus dem afrikanischen Buschleben, die nur Angenehmes bieten; Tage und Wochen, während welcher Afrika, die schwarze Schöne, mit allen ihren Reizen nur in der lockendsten Gestalt sich zeigt.

Doch weit häufiger als ein lächelndes Antlitz zeigt sie ein ernstes, ja finsternes, als wollte sie drohend abschrecken von dem verwegenen Beginnen, in ihr Geheimnis einzudringen, ihre Schönheit hüllenlos schauen zu wollen. Natur und Menschen ruft sie herbei, Hemmnisse dem vorwärts strebenden Fuß zu bereiten, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten vor dem Forscher aufzutürmen. Aber eben damit reizt sie ihn, Willensstärke und Erfindungsgabe, geistige und körperliche Kräfte anzuspannen. Denn mit der Größe der Hindernisse wächst dem Entschlossenen der Mut und das Verlangen, sie zu überwinden.

Gerade bei meinem ersten Vordringen in den Busch sollte ich all die Schwierigkeiten in reichstem Maße kennen lernen, die Elemente und Menschen nur zu schaffen vermögen. — —

Das Hügelland von Batom war erreicht, bei Dikumi eine Station angelegt und hierher, in wiederholten Märschen zwischen Barombi und Dikumi auf diese zweite Etappenstation alles gebracht.

Am 20. Juli konnte ich wieder einen Schritt weiter thun: das nächste Ziel war Nguti in der Mabumlandschaft an der Südgrenze des Banyanglandes.

Aufs neue ging's wieder ununterbrochen durch den einförmigen, Marsch im Urwald. eintönigen Urwald. Ich pflegte von 6³⁰ a. m., wenn es anfang hell zu werden, bis in die Nachmittagsstunden zu marschieren; um Mittag etwa schaltete ich eine einstündige Rast ein. Unter dem feuchten, dumpfen, halbdunkeln Blättergewölbe herrscht eine fast gleichmäßige Temperatur Tag und Nacht; die eines Treibhauses. Wenn der Himmel bewölkt ist, erreicht das Dunkel bisweilen einen solchen Grad, daß man

kaum Uhr und Kompaß ablesen kann. Ein Sonnenstrahl dringt fast nie auf den Weg — kein Glitzern und Spielen der goldenen Lichter auf grünem Gezweig. Und stiehlt sich einmal ein schwacher Lichtblick durch die grünen, grauen, braunen, dumpfen Laubmassen, so erfafst den Menschen, der tagelang da unten zwischen den gewaltigen Pfeilerstämmen des Eriodendron, dem Gewirr, Gestrüpp und Wurzelwerk, den mächtigen Fangarmen der Lianen, ein winziges Geschöpf, mühsam seinen Weg verfolgt, die Sehnsucht, hinauf, hinaus zu gelangen, um nur endlich einmal wieder die Sonne und den Himmel zu sehen.

Gleichförmig, eintönig ist der Wald wie der Ocean, wenn kein Windhauch ihn bewegt, kein Segel ihn belebt. Was heute das Auge sieht, ist dasselbe, was es gestern gesehen hat, was es morgen sehen wird. Überall gerade aufstrebende Stämme, um die sich riesige, beindicke Lianen schlingen, daran erinnernd, daß auch in dieser scheinbar in ununterbrochener Ruhe dahinlebenden Pflanzenwelt hart und unerbittlich der Kampf ums Dasein geführt wird. Die Opfer dieses Kampfes, die abgestorbenen, halb vermoderten Baumleichen liegen allenthalben zu Boden und furchtbar ermüdend sind die steten Klettereien darüber weg: bald schwingt man sich nur mit Mühe hinauf, um ausgleitend drüben herunterzustürzen, bald ist der Stamm bereits so verfaut, daß man bis an die Hüften durchbricht und Staub, Moder, Insekten und Maden in Unmengen aufstört und wie von einer Wolke davon umgeben ist. Zum Teil hängen die erstickten Stämme noch in den Armen ihrer Überwinder, der Lianen, wie in riesigen Klammern, die sie zwingen, hinaufzustarren in die Lüfte, gebleichte Riesenskelette. Neue Gewächse sprießen aus ihnen hervor. Unten auf dem Boden schießt ein Heer von Blatt- und Schlingpflanzen auf.

Wege.

Durch dieses Chaos windet sich der schmale Pfad, bald über Urgesteinsbrocken oder spitze Felstrümmer, bald über feinkörnigen Sand oder lehmigen Laterit, bald durch zähen, schwarzerdigen Morast, der zuweilen stundenweit von Wasser überdeckt ist, bis über die Mitte der Unterschenkel reichend, hier über Riesenwurzeln und Wurzelpfeiler kletternd, dort auf einem schlüpfrigen Stamm eine Strecke weit führend und da überhaupt gleich einen Bach als Wegspur benutzend. Auf diese Negerpfade ist man angewiesen, wenn man sich nicht seinen Weg mit dem Buschmesser hauen will. Wer glaubt, man kann in Afrika einfach nach dem Kompaß querwaldein marschieren, hat keine Ahnung von der Üppigkeit und Undurchdringlichkeit tropischer Vegetation.

Solche Bachbetten mit oder ohne Wasser waren mir übrigens immer noch die liebsten Wegstrecken, wegen des meist festen Untergrundes. Die Eingeborenen benutzen sie gleichfalls gerne, sobald sie nur einigermaßen in der angestrebten Richtung führen. Da aber die Wasserläufe meist in großen Windungen fließen, so suchen sie diese abzuschneiden und stundenlang geht es dann in der Weise, daß man eine Strecke lang im Bach läuft, dann aus ihm austritt, um einen allzu großen Bogen abzuschneiden, dann wieder eine Weile in sein Bett hinein und so weiter in lieblichem Wechsel.

Fast ununterbrochen, kaum daß man auf Uhr und Kompaß blicken kann, muß das Auge bald am Boden haften, damit der Fuß nicht über die aus ihm hervorragenden, kreuz und quer ziehenden Baumwurzeln, oft versteckt unter Schlamm und Wasser, stolpert oder sich in tückisch ziehenden, kleinen, zähen Ranken verfängt, bald zur Höhe blicken, daß der Kopf nicht anstößt gegen tiefhängende Lianen oder Aststrünke; die Hände müssen Zweige und Gestrüpp zurückdrücken und im Anzug festgehaltene Dornen entfernen.

Ganz grundlos wird der Weg, wenn auf ihm vorher eine Elefantenfamilie gewandelt ist; Fustief eingetrampelte, mit morastigem Brackwasser gefüllte Löcher, junge Bäume, um- und ausgerissen mit ihrem Aste-, Zweig- und Lianengerank sind die Spuren, die sie hinterließ. Dazu kommen noch die etwa verlorenen Visitenkarten größten Formats, d. h. ihre Losung mit außerordentlich scharfer Witterung. Dieser, dem Elefanten überhaupt eigen, habe ich übrigens mein erstes Stück dieses Kameruner Hochwilds zu verdanken.

Elefanten
als Wege-
zerstörer.

Hat man sich durch all das in stundenlangem, anstrengendem Marsche durchgearbeitet, so tönt fernes, mächtiges Rauschen ans Ohr und man steht an einem brausenden, breiten Wasserlauf ohne Lianenbrücke und Furt. —

So tritt der afrikanische Urwald dem vorwärtsstrebenden Wanderer entgegen. Mit anderen Augen betrachtet ihn der Forscher, der Naturfreund. Denn dem gewaltigen Vegetationsbild fehlt es ja gewiß nicht an Schönheit, an Großartigkeit; — aber der, dessen Losungswort „Vorwärts!“ lautet, hat keinen Blick dafür frei. Diesem vom Marschstandpunkt aus berechtigten Unmut geben naturgemäß meine Aufzeichnungen aus diesen Tagen nicht selten recht deutlichen Ausdruck. Zweier weiterer Hemmnisse finde ich in sehr gereizten Worten des öftern Erwähnung gethan:

„... Niederträchtig wird das Marschieren in den Farmen der Dörfer. Hier sind die Stämme einfach angebrannt und zu Fall ge-“

Weitere
Marsch-
schwierig-
keiten.

bracht worden; die Stümpfe, 2 und 3 m, bleiben stehen: das nennen die Kerle roden! Wo der Boden frei ist, wird regellos angepflanzt auf kleinen zusammengekratzten Maulwurfhügeln, die jetzt in der Regenzeit, von den Güssen zusammengepatscht, ebensoviel halbkugelige, schlüpfrige, lehmige Rutschpartien vorstellen. Die Stämme u. s. w. liegen kreuz und quer, auf 100 m nicht selten 10 und 20 und fortgesetzt tanzt man hinauf und hinunter und wieder hinauf und hinunter . . .

Zu allem Überflufs ward mir heute der Halt, den ich unterm Schutz von ein paar alten halbverfallenen Hütten einschalten wollte, auch noch verleidet: als ich die wackelige Thüre einer Hütte aufstofse, schlägt mir scheufslicher Verwesungsgeruch entgegen — in einer Ecke lag die halbverfaulte Leiche eines Negers mit abgeschnittenem Kopf . . . — Einen erwünschten Zuschufs zu meinem spärlichen Gabelfrühstück gaben mir einige Kokosnüsse. Eine kleine Gruppe von 4 oder 5 Stück stand auf der Lichtung und habe ich mir mit ein paar Schüssen einige heruntergeholt . . .“

„Nguti 24. VII. 91 abds. Endlich an der Banyanggrenze. Kurz vor Konfi folgt der letzte lehmige Steilhang, die für Batoms Hügelland so charakteristisch sind. Hier mufs ein Elefant abgestürzt sein. Der am Hang führende Pfad an einer Stelle ganz ausgebrochen, in das dichte Unterholz ist eine gewaltige Gasse gerissen, geknickte, schenkeldicke Bäume, abgerindete Äste, festgeschlitterter Boden, niedergedrücktes Unterholz auf breiter Bahn den Hang hinunter. Die förmlich geschälten, stehengebliebenen Baumstümpfe und Stammtrümmer sind vom Rüssel so bearbeitet, mit dem der stürzende Kolofs sich wohl noch vergeblich zu halten versucht haben mochte. Gut 30 m ging diese Rutschpartie hinab: mufs eine flotte Thalfahrt gewesen sein von dieser vierbeinigen Lawine. — Vorgestern in Mabesse ein Weib gesehen mit ganz zerfressenen Brüsten, die eine eine grofse eiternde Fläche, die andere hing in Fetzen herunter, scheufslich.

Zündholz
der Wildnis.

Weil's mir gerade einfällt: Jetzt sind wir doch die 4 Marschwochen Tag für Tag von früh bis abend in unaufhörlich strömendem Regen marschiert und ich weiß kaum 1 Tag, wo es meinen Trägern nicht gelungen wäre, ein glimmendes Holzstück mitzuschleppen. Während des Marsches kam es bald da bald dort in der Kolonne zum Vorschein, die unvermeidliche Pfeife in Brand zu setzen (nebenbei: so eine Pfeife ist eine Art Aktieneigentum und wandert von einem zum anderen); im Biwak taucht es auf. Und da habe ich jedesmal die Gewandtheit und auch unsägliche Geduld bewundert, womit es den

Negern gelang, Feuer anzumachen. Laub, winzige Holzstückchen werden gesammelt, ein oder das andere Trockene findet sich doch darunter. Und ist doch der mitgeführte „göttliche Funken“ ausgegangen, so wird mit Feuerstein, Stahl und Zunder oder mittels Pulver, auf der Pfanne der Steinschloßgewehre abgebrannt, eine Stichflamme erzeugt und bald brennt wenigstens ein Feuer, durch Laub- oder Grasdach geschützt. Die Art, wie die „Wilden“ Feuer zu machen pflegen, indem man in unsern Lesebüchern die Armen stundenlang zwei Holzstücke gegeneinander reiben läßt, oder ihnen eine ähnliche, kurzweilige Beschäftigung aufoktroziert, habe ich nie gesehen. Das Zündholz der Wildnis ist das glimmende Holzschett. . . .“

„Nguti 25. VII. 91. Gestern spät abends noch ein komisches Intermezzo: Ich lag bequem auf meinem Feldbett und schlürfte meinen Thee, in der Dorfstraße flackerten die Feuer und Eingeborene und Träger vergnügten sich zusammen; Nguti mit seinem gutmütigen Häuptling gleichen Namens war stets der Expedition ergeben gesinnt. Plötzlich ertönte vom unteren Ende des Dorfes ein Heidenlärm und Geschrei, dazwischen hinein klägliches Gemecker. Ein dichter, schwarzer Knäuel wälzte sich auf meine Hütte zu. Hier löste er sich auf und es ergab sich folgendes Bild: An 1 Ziege zerrien 3 Parteien; am Kopf zogen Dorfbewohner, an den Vorderbeinen eine Anzahl meiner Träger, an den Hinterfüßen die Deputation eines Nachbardorfes, welche mich zu begrüßen gekommen war. Die 3 Gruppen wollten jede allein mir die Ziege bringen; in rührender Selbstlosigkeit natürlich!? Das arme Thier bot den deutlichsten Beweis, daß das Sprichwort „duobus certantibus tertius gaudet“ in der Vierzahl nicht mehr stimmt . . . — Die Neugierde des gutmütigen Völkchens hier geht ziemlich weit. Nicht genug, beim „Lever“ eine ganz stattliche Zuschauerzahl gehabt zu haben, geht der Wissensdrang, die Körperbeschaffenheit des Europäers, seine Kleider, die weiße Haut u. s. w. nicht bloß zu begucken, sondern auch zu befühlen, namentlich seitens des schönen Geschlechts so weit, daß man Einhalt thun muß. — Unter den Damen befindet sich übrigens auch eine alte Negerin mit einer Deformation der Brüste, wie ich sie in diesem Grade noch nicht gesehen“ (Ich schalte ein, ich habe auch später derartiges nicht mehr zu Gesicht bekommen.) „Die Frauen welken ja sehr rasch und damit geht die Elasticität der Formen bald verloren; dieses Weib aber hatte die beiden Brüste derart schlaff, daß die linke bis zur Scham, die rechte bis über den Nabel herunterhing; jede Brust eine lange Hautfalte und unten daran kugelförmig noch aufgetrieben mit auffallend langer Warze, scheußlich . . .“ —

Rasttage.

1½ Tage Ruhe mußte ich hier meinen von den anstrengenden Märschen erschöpften Trägern gönnen. Ich meinerseits habe diese beiden Rasttage zum Ordnen und Ergänzen meiner Aufzeichnungen u. s. w. benutzt.

Dann aber litt es mich nicht länger; stand ich doch an der Grenze des Banyanggebietes (siehe Abschnitt I, S. 18). Nguti war sicher, so beschloß ich mit 100 Trägern am nächsten Morgen loszugehen. Der Rest trabte nach Batomstation zurück, neue Lasten nach Nguti zu schleppen. — —

Bethätigung
wissen-
schaftlicher
Aufnahmen
u. s. w.

Zu Hause marschirt der Reisende nach der Karte, draussen marschirt er, um die Karte zu machen.

Die rein topographischen Aufnahmen und meteorologischen Beobachtungen müssen in derselben Zeit, welche zum Zurücklegen der betreffenden Wegstrecke nötig ist, ausgeführt werden und zwar erstere während des Marsches. Das ist nicht so schwer, als man anfänglich glaubt; namentlich wenn man sich zum Grundsatz gemacht hat, als Beförderungsmittel nur seine eigenen Füße zu benutzen. Der richtige Forscher darf nur zu Füsse wandern. Daß einer im Waldland von Nord-Kamerun auf keine andere Art der Fortbewegung verfällt, dafür sorgt allerdings das Gelände; aber auch wo diese vis major nicht mehr wirkt, wie z. B. in Adamaua, darf man dem für einen Reiter ja sehr verführerischen Gedanken, auf dem Rücken des Pferdes weiter zu ziehen, aus Forschergründen nicht Raum geben.

Marschgeschwindigkeit und Schrittmaß zu ermitteln, und zwar für die verschiedenen Steigungsgrade, ist unbedingt nötig für die spätere Konstruktion der Itinerare.

Der erste Eintrag ins Tagebuch bei jedem Marschtag ist Antrittszeit des Marsches und Anfangsmarschrichtung in Graden. Und nun soll der gewissenhafte Reisende von 10 zu 10 Minuten die Marschrichtung in Graden aufzeichnen, außerdem bei jeder stärkeren Wegbiegung unter Vermerk der Zeit. Dazwischen hinein sind Angaben jeglicher Art: Marschverzögerungen, Halte, Namen der durchzogenen Orte, deren Gröfse, Bauart, Bewohner, ethnographische, zoologische, botanische Notizen, allgemeine topographische Beobachtungen, Bezeichnung von Wasserläufen, Richtung derselben, Breite, Tiefe, Namen, Peilungen von Bergen u. s. w., Thermometer- und Barometerablesungen, Sprachliches u. s. w. einzutragen. Halte werden benutzt, flüchtige Krokis zu entwerfen, Siedepunktsbestimmungen zu machen u. s. w. Ortsbestimmungen und photographische Aufnahmen finden wohl meist im Quartier und Biwak statt.

Ich wollte mit diesen paar Zeilen nur ein oberflächlichstes Bild entwerfen von dem, was jeder Forschungsreisende beobachten und bethätigen muß. Bezüglich des Wie? verweise ich auf die mehrerwähnten Aufsätze von Dr. Neumayer und Baumann; hier führte es zu weit. Aber niederschreiben möchte ich einmal einen Hauptgrundsatz für Topographie und Meteorologie: niemals, auch nicht einen Tag darf Aufnahme und Beobachtung unterbrochen werden; mühsam wochen- und monatelang gemachte Aufzeichnungen verlieren ganz außerordentlich, ja werden wertlos, wenn zu oft und zu lange Lücken in den Zahlenreihen klaffen — und dann für alle wissenschaftlichen Beobachtungen überhaupt: unbedingtste Wahrheit und Richtigkeit ist Grundbedingung. Es ist viel schlimmer, etwas unrichtig zu berichten als nichts zu bringen. Nachtigal hat dies in die Formel gekleidet: „Es verschlägt der Wissenschaft gar nichts, ob ein wissenschaftliches Ergebnis heute oder erst in 50 Jahren bekannt wird, wenn es nur überhaupt bekannt wird“, und spricht bei dieser Gelegenheit des weiteren gutmütig spottend von „der bekannten Neigung der Afrikaner, auf Grund vager, unzuverlässiger Erkundigungen und Aufschlüsse der Eingeborenen Stromverbindungen zu erfinden und phantastische Flußnetze zu konstruieren“.

Grundsätze
wissen-
schaftlicher
Thätigkeit.

Man muß sich der nüchternsten, kühnsten Beobachtung befleißigen; stets jede Erkundigung von mehreren Seiten bestätigen lassen. Ich habe mir z. B. bei Aufzeichnungen in sprachlicher Beziehung ein Wort zehn Mal und noch öfter und zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Leuten vorsagen lassen, bis ich es mit der Überzeugung richtiger Wiedergabe niederschreiben wagte.

Von den zahlreichen Fehlerquellen, die drohen, führe ich nur einige an, die vielfach unterschätzt oder ganz übersehen werden. Die meisten Negersprachen kennen keine allgemein gültigen Benennungen für Fluß, Berg, Vogel u. s. w., d. h. es fehlt das abstrakte Bezeichnungswort für eine Gattung. Dörfer führen vielfach den Namen des gegenwärtigen Häuptlings und wechseln ihn mit dem Wechsel des Herrschers. Das vorbeifließende Wasser, soweit es die Dorfgemarkung durchströmt, ein nahegelegener Berg oder vielleicht nur dessen dem betreffenden Ort zugekehrte Seite wird nach dem gleichen Grundsatz benannt. Im Burgfrieden des Nachbarortes heißt der gleiche Flußlauf, die andere Seite des gleichen Berges schon wieder anders. Ein Fluß, ein Berg, ein Dorf u. s. w. kann also zeitlich und räumlich eine ganze Anzahl verschiedener Namen führen, die an sich alle richtig sind oder waren. Dadurch entstehen aber in den Köpfen der Reisenden und nachher in

den Büchern und Karten die größten Verwirrungen. Vieles hat überhaupt gar keine Benennung. Der Europäer will dies aber nicht begreifen und will von seinem Dolmetscher oder Führer durchaus einen Namen. Der Neger merkt das bald und ist pffiffig genug, einen solchen zu erfinden, damit die arme Seele Ruhe hat. Diese willkürliche Bezeichnung des Schlaukopfes wird dann sofort als grofse geographische u. s. w. Errungenschaft dem Tagebuch einverleibt!

Die nächste Regel ist die, dafs man sich durch die Befürchtung, etwas nicht fachgemäfs gut geben zu können, ja nicht abhalten lassen darf, die bezügliche Beobachtung zu bringen.

Daran schließt sich sogleich als weitere: auch das scheinbar Unbedeutendste nicht, als zu geringfügig, nicht zu beachten, oder etwas nicht zu verzeichnen in dem Glauben, das sei doch schon längst bekannt.

Aus ganz rohen, unfachmännischen Aufzeichnungen und Wiedergaben in Wort und Bild hat sich schon gar manche wissenschaftlich wertvolle Perle herausgeschält. Eine bestätigende Beobachtung, dafs dieses Tier, jene Pflanze, diese ethnographische Eigentümlichkeit und dergleichen auch in diesem oder jenem Gebiet sich findet, giebt der Wissenschaft oft die Möglichkeit, Schlüsse, deren Bedeutung der Vermittler der Beobachtung in ihrer Tragweite gar nicht ahnen kann, zu ziehen, bildet oft das letzte, noch fehlende Glied einer Kette. Und ebenso ist die einfache Feststellung, dafs dieser oder jener geographische u. s. w. Moment da und da nicht beobachtet wurde, nicht selten von grofser Wichtigkeit, gleich wie die einfache Meldung einer Offizierspatrouille: »um die und die Zeit da und dort vom Feinde nichts gesehen« dem Führer wichtige Klärung der Lage zu geben vermag.

Vor einem naheliegenden Fehler soll sich der Forschungsreisende im Interesse der Sache hüten: weitschweifende Schlussfolgerungen aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Hypothesen aufzustellen u. s. w. Ist er auf einem Sondergebiet Fachmann, dann mag er es im Rahmen seines Wissenszweiges ja thun. Aber der Forscher im allgemeinen soll sich damit begnügen, nur die einzelnen Bausteine heranzutragen; den Bau selbst erstehen zu lassen, ist Sache der Fachgelehrsamkeit. —

Dafs die geographischen Ergebnisse geschätzt und sogar rascher verlangt werden, als die Karte fertig ist (und zwar nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch vom „Volke“), dafür erhielten wir auf Baliburg einen drolligen Beweis in Gestalt eines Briefes, den ich mir zum Dank für seine komische Wirkung aufgehoben habe. Er lautete (Ort: ein kleines Städtchen in Ostpreussen): „Wir haben ge-

lesen, daß Sie, meine Herren, mit den Mohren vielen Krieg führen, und wir möchten auch gerne mit. Aber wir wissen nicht, wohinein der Weg zu Ihnen ist. Sind Sie so gut und schicken Sie uns die Karte, damit wir zu Ihnen kommen können. Wir legen Ihnen für die Auslage fünf Groschen in Briefmarken bei. Wir danken Ihnen im voraus und grüßen Sie.“ Folgen drei Unterschriften, deren Schreiber sich als ehemalige Unteroffiziere in einem preussischen Kavallerieregiment bezeichneten! — —

Das erneute Vordringen der Expedition fand bis Nguti auf der bereits von Zintgraff benutzten Marschstraße statt.

Abgesehen von den praktischen Vorteilen ist ein derartiges Begehen des gleichen Weges von verschiedenen Reisenden zu verschiedenen Zeiten auch im Interesse der Wissenschaft gelegen; die Beobachtungen jeglicher Art erfahren auf diese Weise Ergänzung, Bestätigung; der eine richtet sein Augenmerk mehr auf ethnographische, der andere auf naturwissenschaftliche Dinge. Insbesondere ist es von Wichtigkeit, daß auf diese Weise voneinander unabhängige Wegeaufnahmen entstehen, deren späterer Vergleich einwandfreiere Routenkonstruktion gestattet. Aus diesem Grunde darf man sich's auch nicht verdrießen lassen, Wege, wenn man sie auch selbst schon begangen und aufgenommen hat, bei einer späteren Wiederbenutzung stets aufs neue zu fixieren. —

Vorteile
getrennter
Beobach-
tungen.

Morgen, also am 26. Juli 1891, beabsichtigte ich einen neuen Weg, östlich der Zintgraffschen Route führend, bis Ntok-Difang, dem Hauptquartier der stets widerhaarigen Banyang, einzuschlagen. Ngutis zweitältester Sohn erbot sich, mir ihn zu zeigen. Ich wollte auf diesem Aufklärungsmarsch etwas überraschend im Banyangland auftauchen.

In Ntok-Difang traf ich wieder auf Zintgraffs Weg. Ich konnte deshalb diese Strecke einige Tage später auf Mi-Yimbistation bereits draußen ungefähr nach meinen Uhr- und Kompassablesungen flüchtig zusammensetzen, was immerhin für später, auch für die eigene Erinnerung, ein anschaulicheres Bild giebt. Wie so ein rasch hingeworfenes Marschkroki dann aussieht: siehe das verkleinerte Faksimile (Abb. 3, a. f. S.):

Am 28. Juli hatte ich Mi-Yimbistation erreicht, genau vier Wochen nach Aufbruch von Barombi.

Ein Jahr später durchzog ich das Banyangland wieder an der Spitze von 50 Mann meiner selbstgeschaffenen Balitruppe. Das Tagebuch dieser Streife, nach 12 monatlicher Buscherfahrung niedergeschrieben, mag bruchstückweise später folgen; jetzt drängt es mich,

Abb. 3.

Letzte
Marschstage
im Urwald.

den Leser hinaufzuführen in meine geliebten Grasgebiete, hinauf zum Hochland Nord-Kameruns.

In scharfen Märschen (täglich 10 bis 12 Stunden) strebten wir ihm zu, das unfreiwillige, lange Stillliegen auf Mi-Yimbi wieder einigermaßen wett zu machen. (Siehe Abschnitt I, S. 19.) Und scharfe Anforderungen stellte auch das Gelände auf dieser Strecke.

Am Abend des 24. August war der Südrand West-Adamaus erreicht, der an 1500 m über die Waldniederungen sich erhebt.

„Bamesson, 24. VIII. 91. Strömender Regen den ganzen Tag. Abmarsch 6⁰⁰ a. m. nach Bamesson. Weg schön, aber furchtbar anstrengend, steil bergauf und steil bergab ohne Aufhören und ebenso wenig als man in der Heimat sich einen Begriff von einem Buschweg in Afrika machen kann, ebenso wenig davon, was es heißt, hier bergsteigen: Weg ist fortgesetzt auf und ab nur ausgewaschenes felsiges Wildbachbette, wo Block auf Block oft meterhoch getürmt ist, also klettern mit Händen und Füßen; gleitet man aus und greift nach dem Gestrüpp seitwärts, so faßt die Hand in Dornen und Stechpalmen und Kakteen, deren Spitzen abbrechend haften bleiben, und mit buchstäblich blutüberströmten Händen zuckt man zurück. Überhaupt wie Gesicht und Hände allmählich aussehen.

Nimm den Straßensarbeiter nach seiner härtesten Tagesarbeit und besieh Hände und staubbedecktes schweißstriefendes Gesicht: schlimmer sieht man hier nach dem Marsche aus; und die Kleidung und Wäsche! . . . Zuerst einen falschen Berg erstiegen, mußten wieder ganz herunter, drei Stunden verloren und nun bis zum Fuß des eigentlichen Bameßsonberges sechsmal hinauf und wieder hinunter. Herrliche Thäler und Schluchten und Höhen, gegen Mittag Nebel weniger und nun, ich stieg gerade den vierten Berg herab, eine neue Landschaft; das ganze tiefe, weite Thal, alle Höhen und Hänge ringsum, soweit das Auge reicht, kein gewöhnlicher Wald mehr; Ölpalmenwälder . . . Aschubach mindestens fünfmal überschritten, um 11³⁰ a. m. das letztmal und nun am Fuße des Bameßsonberges angelangt. Bis 12⁰⁰ a. p. scharf noch gestiegen, dann in einer Hütte (Aschu) gerastet. Dr. war schon $\frac{1}{2}$ Stunde hier; er hat fast ein Laufschrifttempo. Bis jetzt kam ich immer mit, diesmal der erste Vorsprung.

5³⁰ p. m. endlich war Bameßson erreicht. Endlich standen wir oben auf den rauhen, nebelumwallten Höhen. Morgen noch ein tüchtiger Marsch: und wir werden sehen, wie die Dinge in Bali sich gestaltet haben.

Dieser Temperaturunterschied! Wie ich mich trotz des starken Feuers in meiner Hütte mit dem verdammt kleinen Thürloch, an dem ich mir schon die Schienbeine wundgeschlagen, in meine zwei, freilich patschnassen Decken einrollte und sie bis an's Kinn heraufzog . . .“

„Baliburg, 25. VIII. 91. 6³⁰ a. m. Abmarsch nach Bali. Der Nebel lag über all den palmbewaldeten Höhen, frisch wie an einem Herbsttage zu Hause wehte die Luft entgegen, wir standen im taufrischen Buschgras vor der Hütte; regellos durcheinander die anderen Häuschen: und da wehte mich so ein Heimatgefühl an. Fern ging die Sonne über den Höhen auf — als sollt' ich, so war's mir zu Mute an einem prächtigen Herbstmorgen eine frohe Bergfahrt antreten von meinem lieben Ammersee hinein in die Alpen. Doch bald rifs mich das Treiben der nackten, braunen, sehnig schlanken Gestalten der Balikrieger rings umher aus meinen Träumen und ein Hauch von Heimweh zog auf Minuten durch mein Herz; doch nicht viel Zeit war, dem nachzuhängen. Da gab's genug anzuordnen, palaver zu schlichten und fort ging's.

Hügelland mit übermannshohem Buschgras ununterbrochen, hart und fest die Pfade. Ein schönes Land öffnet sich in dem Graslande nach Norden dem Blick: an den Hängen zwischen dem Grün leuchtet rotes Gestein und schimmernde Felstrümmer, in den Thälern rauschen

Marsch im
Grasland.

die Bäche, tiefeingeschnitten (stets muß man hinabklettern zum Wasser und drüben wieder 2 und 3 m hinauf), in einer Menge von Wasserfällen stürzen sie in das nächste. Etwa $\frac{1}{2}$ Stunde vor Bali biegt man um einen Hügel, geht etwas zu Thal und siehe: rechts stürzt eine mächtige Kaskade wohl 50 m hoch ihre Wasserströme herab. Wenn man eine Stunde nur marschiert ist, sind Gesicht und Hände durch das scharfe, starke Gras derart zerschnitten, daß man faktisch voll Blut ist; recht angenehm das. In mächtigen Sätzen springen die Bali an einem vorüber, gleich Tigerkatzen; wie überhaupt die Kerls ein Tempo haben, daß man schon auch so lange Beine braucht wie ich oder einen so afrikanisch abgehärteten Körper wie der kleine »Dr. Busch« (so heißt Zintgraff bei den Negeren), um mitkommen zu können. Es geht aber ganz gut; gesund bin ich vorläufig noch ganz und gar, und hier herrscht eine prächtige Luft.

Auf der Hälfte des Weges passiert man ein Dorf, d. h. es liegt etwa $\frac{1}{2}$ Stunde seitab, dessen Bewohner als Wegelagerer berüchtigt sind.“ (Es war Bapigni, das Raubnest, mit dessen Kriegeren ich am Weihnachtsabend des gleichen Jahres noch einen tüchtigen Zusammenstoß hatte.) „Die Bali erwarteten sicher einen Überfall, faßten ihre Speere fester, wir unsere Karabiner; und so passierten wir, eng aufgeschlossen, die gewöhnliche Stelle ihrer Überfälle: ein Thal mit schlechtem Bachübergang, morastigem Boden und hohem Buschgras“ (an eben dieser Stelle ward ich an jenem Abend angegriffen), „doch es zeigte sich nichts. Die zwei Weißen, die Kunde von den vielen Gewehren und die 300 Bali mochten ihnen eine Attacke doch nicht recht rätlich erscheinen lassen.

Um 12⁰⁰ a. p. zogen wir, unter wahnsinnigem Regenguß, nachdem es den ganzen Vormittag schön gewesen, in Balidorf ein.“ —

Zwei Regen-, zwei Trockenzeiten habe ich da oben im Graslande gesehen, bald auf dieser, bald auf jener Streife habe ich es wandernd durchzogen — und stets, wenn ich morgens aus meinem Hause auf Baliburg, aus dem Ssongo (Grashütte) auf dem Marsche hinaustrat in die Natur, hat sich das gleiche Gefühl der Heimatserinnerung in mir geregt wie damals am ersten Tage. Namentlich in der Trockenzeit, wenn taufrisch die maßlosen Flächen, ein unendliches, rauschendes, grünes Meer, glitzern im Frühsonnenschein, leichte Nebelstreifen wogen und wallen, die kühle Morgenluft Brust und Lungen weitet.

Auf diesen Höhen ist's auch ein ander Marschieren! Mögen in den Sommermonaten die Regenwolken tief herniederhängend ihre Wasser Tag für Tag herschütten, mag auch der Südwest über das wind-

gepeitschte Grasmeer dahinbrausen und die Halme blutende Furchen über Gesicht und Hände ziehen lassen, mag der Harmattan in der Trockenzeit ausdörrend Staubwolken aufwirbeln oder die Flammenmeere und Rauchsäulen der gewaltigen Grasbrände vor sich herjagen und die Marschkolonne zu etwas beschleunigtem Tempo treiben: was will all das besagen gegen die morastigen, dumpfen Niederungen des Urwaldes! Stets ist der Untergrund fest und hart, nicht selten steinig und rauh; keine hemmenden Wasserläufe stellen Geduldproben an den Reisenden, die klaren frischen Bäche werden anstandslos durchschritten, höchstens dafs man die Steilufer hinab- und hinaufklettern mufs. Die weichen, welligen Formen der Hügel sind spielend zu überwinden im Verhältnis zu den schroffen Steigungen der letzten Marschstrecke im Waldlande. Und schlägt auch das Grasmeer über dem Fußgänger, ja über dem Reiter zusammen, so vermag doch das Auge bald wieder frei über das Land zu schweifen, wenn man einen der nicht seltenen felsig nackten Hügel ersteigt.

Was unter den grünen Wogen vorgeht, entzieht sich freilich dem Blick. Zum gedeckten Heranschleichen und überraschendem Überfall ist das Gelände sehr günstig. Mir ist noch recht gut in Erinnerung ein Rückmarsch zur Station am 1. Mai 1892. Ich hatte gegen das stets feindliche Bagangu im Osten der Station eine Erkundung unternommen und war mit nur 30 Mann bis an die Farmen des Dorfes gekommen. Der Weg führte zurück an einem steilen Hang entlang. Allenthalben hörten wir über und hinter uns Hornsignale der selbst gänzlich unsichtbaren Gegner: ein Beweis, dafs wir entdeckt und umschwärmt waren. Die Baganguleute hätten nur von den Höhen Felsstücke herunterzurollen brauchen und wir wären in den tief unten brausenden Wildbach geworfen worden, ohne einen Schufs abgeben zu können. Gegen eben diese Bagangu, später im Dezember gleichen Jahres, von der verhüllenden Grasdecke besseren Gebrauch machend als sie damals gegen uns, gelang uns ein Handstreich vollkommen.

Günstiges
Gelände zu
Überfällen.

Auch dem Elefanten steht man in diesem Gelände mit dieser Bedeckung oft recht plötzlich und unerwartet und recht ungemütlich nah gegenüber. — —

Ich habe, in Vervollständigung dieses Abschnittes, noch einige, zu afrikanischen Märschen einschlägige Momente zu besprechen. Die Tagebuchaufzeichnungen einer meiner Streifen geben mir hierzu die beste Gelegenheit: es ist mein Zug ins Waldland hinunter im Juni und Juli 1892 (siehe Abschnitt I, S. 24).

„Bamesson, 13. VI. 92. 6²⁰ a. m. Abmarsch mit 50 Mann, Baioko

(das war mein Diener, ein Wei), 10 Dahome, 2 Stationsdamen: Mbia und Uandi. Im Dorfe drüben von Garega herzlichen Abschied genommen; er gab mir noch einen geweihten Speer und den Schemel mit, auf dem ich bei ihm zu sitzen pflegte, ferner einen Sklaven, diesen zu schleppen, einen weiteren, um »Prinzessin Mbia« (Mbia war eine seiner vielen Töchter) über die Bäche zu tragen und zu ihrer sonstigen Bedienung eine junge Sklavin, Nungila. Nachdem er, wie er bei jedem Auszuge zu thun pflegte, noch mit geweihtem Wasser mir Gesicht und Brust besprengt und mich umarmt hatte, zog ich los. . . . Im Busch weiß man nie, was kommt, und auf zwei Monate war meine Abwesenheit von vornherein geplant. Fühlte aufs neue, wie heimisch ich da hier oben unter meinen Bali geworden. 11 bis 11³⁰ a. m. Rast auf der bekannten Höhe, 1¹⁵ p. m. Ankunft in Bameesson. Kein Regen. Im gewohnten Hause mich einquartiert. Meine Soldaten zu ihren Gastfreunden entlassen.“ —

Hier konnte ich mir diese sonst als schweren Fehler zu bezeichnende Sorglosigkeit gestatten. Der Häuptling von Bameesson, der Vater Uandis, war unser Blutsfreund und uns so treu wie Garega. Damit war auch die Verpflegungsfrage für diesen Tag aus der Welt geschafft. —

Nur bei einer so unbedingt sicheren Bevölkerung darf man sich solcher Vertrauensseligkeit hingeben; sonst auch bei befreundeten Stämmen und ihren Dörfern ist Mißtrauen und Vorsicht im Quartier stets oberste Regel.

Einmarsch, Einquartierung und Verpflegung spielt sich dann in folgender Weise ab:

Einmarsch
in ein Dorf.

Die Kolonne marschirt geschlossen bis auf den Marktplatz oder in großen Ortschaften bis zu einem freien Platz. Hier wird gehalten, die Lasten werden abgelegt, die Truppe marschirt zur Front auf und hält mit „Gewehr ab“. Ist man einmal bis ins Dorf gelangt, so hat man augenblicklichen Beginn von Feindseligkeiten kaum zu gewärtigen. Große Aufregung herrscht natürlich im Städtchen ob der Ankunft des Weißen. Ängstliche Damen und Kinder gucken nur verstohlen hinter den schleunigst geschlossenen Thüren hervor.

Die Anwesenheit der Weiber übrigens und — ungalanterweise muß ich gleich hinzusetzen — des Viehes bietet dem Buscherfahrenen eine gewisse Bürgschaft für friedliches Verhalten der Eingeborenen. Im gegenteiligen Falle werden diese beiden wertvollsten Habseligkeiten schon bei der Kunde vom Nahen der Expedition in einem der für alle Fälle stets vorhandenen Verstecke in Wald oder Gras gebracht. Man thut also gut, der europäischen Sitte auch hier treu zu bleiben

und fleißig nach den Schönen des Städtchens Ausschau zu halten. Der Häuptling erscheint mit den Ältesten des Dorfes oder man läßt ihn rufen. Unterkunft und Verpflegungsfrage wird mittels Dolmetscher vereinbart, im Graslande meist bei einem rasch improvisierten Palmweinumtrunk; alle weiteren Unterhandlungen auf später verschoben.

Die Leute dürfen niemals zerstreut untergebracht werden; möglichst sind solche Parteen des Dorfes zu wählen, welche eine Beherrschung des übrigen Teiles gestatten, also im Falle eines Angriffs eine möglichst günstige Verteidigungsstellung gewähren. Aber das führt mich über den Rahmen einer Schilderung hinaus. Ich verweise also bezüglich der weiteren, notwendigen militärischen Vorsichtsmaßregeln auf meine afrikanische Felddienstordnung (Anhang zu Abschnitt IV).

Einquartierung.

Außerordentlich wichtig ist die Regelung der Verpflegung. Seinen Leuten Tauschwaren hinausgeben und sie sich selbständig Lebensmittel dafür kaufen lassen, ist immer von Übel. Das und das Ewig Weibliche werden zu leicht eine Quelle zahlreicher Reibereien und Streitigkeiten mit den Eingeborenen, wobei meist die eigenen Leute der schuldige Teil sind. Das ist auch einer der Gründe, warum ich der Ortsunterkunft bei nur einigermaßen annehmbarem Wetter stets das Biwak vorzog. Das einzig Richtige ist: die Eingeborenen zu veranlassen, Lebensmittel zum Quartier des Führers zu bringen, der sie dafür bezahlt, und dann an die einzelnen Korporalschaftsführer bzw. Aufseher und Unteraufseher davon austeilt.

Verpflegung.

Sind die Bewohner aus irgend einem Grunde, sei es Furcht oder Übelwollen, nicht zu bewegen, Lebensmittel zu bringen, so muß allerdings Beitreibung, aber nur mit geschlossen gehaltenen Trupps eintreten. Aber auch dann habe ich, namentlich bei ersterem Grunde, stets dem Häuptling die Tauschwaren dafür übergeben oder sie beim Abmarsch auf den Marktplatz hingelegt.

Beitreibung.

Ist das Dorf bereits befreundet oder bahnen sich gute Beziehungen an, so schickt der Häuptling nach einiger Zeit ein Gastgeschenk, in mehr oder weniger zahlreichen Lebensmitteln: Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern, den verschiedensten Bodenprodukten u. s. w. bestehend, dazu eventuell Palmwein und Durrhabier. Nicht selten überbringen diese Dinge junge Frauen und Mädchen seines Haushaltes und stellen sich auch diese als lebende Gastgeschenke vor. Dann kostete es am anderen Morgen oder wenn man eben weiterzog, nicht unerhebliche Mühe, eine gewisse Verstimmung des also die Gastfreundschaft in ihrem weitesten Umfang bethätigenden Herrschers zu beseitigen, wenn die Aufnahme dieses Geschenkes nicht die vom Geber beabsichtigte war.

Gastgeschenke.

Das Gegengeschenk, in Tauschwaren bestehend, bildet gewissermaßen Entschädigung für die gewährte Unterkunft und die Einquartierungslasten. Der Neger erwartet stets, daß dieses weit wertvoller sei als seine Gabe, und nicht selten führt Meinungsverschiedenheit darüber zu unerquicklichen Verhandlungen. —

Ich fahre in meinen Tagebuchaufzeichnungen fort:

„ . . . Bei der Ähnlichkeit aller Verhältnisse hier zu Lande mit altgermanischen hiesse eigentlich Bameßon am besten Nebelheim. So oft ich noch hier war, stets ballten sich die Nebelmassen und wogten von den Schluchten und Thälern herauf bis auf den Marktplatz, alles verhüllend: der Ausgleich des gewaltigen Höhenunterschiedes in den Lüften. Das Rauschen und Brausen unsichtbarer Gießbäche an den steilen Hängen ist ganz eigen. . . . Abends kam das unvermeidliche Schwein an. Der obligate Schufs führte es seiner Bestimmung näher.“ (Auf dem Marsche die gewöhnliche, abgekürzte Schlachtmethode der vierbeinigen Liebesgaben.)

„Sabi, 14. VI. 92. Abmarsch 6⁰⁰ a. m. Rasten: 7¹⁵ bis 7⁴⁵ a. m. bei Aschu, 11⁴⁵ a. m. bis 12³⁰ bei Banti. Ankunft in Sabi 4⁴⁵ p. m. Marschzeit: 9½ Stunden.

Über Aschu geht es bedeutend steiler hinab als auf dem Wege, den ich voriges Jahr gemacht, und da ich nicht schwindelfrei bin, ward's mir manchmal unbehaglich. Prächtige Naturbilder rollten sich auf, die ich voriges Jahr beim Anstieg gar nicht ahnte. Dieser Unterschied der Wasserverhältnisse! Die Buschpfade boten das alte Lied wie immer. Glückliche ohne Regen durchgekommen. Ganz ernst stimmte mich die Stelle, wo Dr. und ich voriges Jahr ½ Tag saßen, Baum zum Übergang über den Sabibach zu fällen; heute watete ich durch. Noch liegt ein Stück des Stammes halbverfault im seichten Wasser. Erbärmlich kommen mir Menschen und Dörfer hier schon vor; oh mein schönes Grasland! In diesen verdammten Waldlandniederungen beginnen nun wieder neben den Vorsichtsmaßregeln gegen die Banyang, denen nie zu trauen (machen einen so unsicheren Eindruck, daß ich mich stets auf dem qui vive fühle) auch wieder jene gegen das kleine Viehzeug notwendig zu werden.“ —

Vorkehrungen
gegen
Insekten-
u. s. w. Plage
im Quartier.

Diese Vorkehrungen sind in der That lästig genug.

Dicht neben dem Feldbette wird ein kleines Feuer angezündet; wir pflegten es spafsweise den „Altar der Vesta“ zu nennen. Zwar reizt einem der Rauch die Augen; aber das ist immer noch erträglicher als die zahllosen kleinen Fliegen, die sich sonst in Augen, Mund, Nase und Ohren setzen. Gegen diese winzigen Quälgeister hilft auch

kein Moskitonetz; sie schlüpfen durch die Maschen. Dann läßt man sich von seinem Diener sorgfältig die Zehen absuchen und die Sandflöhe, die sich unter die Nägel eingebohrt haben, nebst Eiersack mit einem spitzen Holzsplitter herausgraben und verbindet die kleinen Wunden. Die Stiefel werden an einem Lianenstrick frei aufgehangen, sonst fressen die Ratten das Lederzeug an. Schließlich werden die Füße des Feldbettes in mit Wasser gefüllte Kalebassen oder Konservenbüchsen u. dergl. gestellt, um die Ameisen abzuhalten. Jetzt hat man noch die auf den dünnen Palmblattdächern laut raschelnden Jagden der zahlreichen großen farbenprächtigen Eidechsen über sich ergehen zu lassen, bis auch diese schlafen gehen. Und nun endlich darf man hoffen, ruhen zu können; längst bereits ist die Dunkelheit hereingebrochen (geht ja doch da drunten am Äquator die Sonne Tag für Tag um 6⁰⁰ morgens auf und um 6⁰⁰ abends unter und ist die Dämmerung von kürzerer Dauer als in unseren Breiten), stille wird's draussen und in den Hütten und in tiefer Ruhe liegt im Urwald das afrikanische Dorf. —

„Biwak südliches Ufer des Mi-Yimbibaches. 15. VI. 92. Abmarsch 6⁰⁰ a. m., zwei Rasten zu je 30'. Ankunft im Biwak 3⁰⁰ p. m. Marschzeit: 8 Stunden.“

Das Tagebuch enthält für den 15. keine weiteren Aufzeichnungen; die Schilderung eines Biwaks im Urwald, an anderweitiger Stelle meinen Aufschreibungen entnommen, mag hier Platz finden.

„ . . . Ein Biwak in der Trockenzeit: das ist auch so ein Stück echter Poesie des Marschlebens in der Wildnis. Ein geeigneter Platz am Ufer eines der unvermeidlichen Wasserläufe ist erreicht. Dieser wird noch überschritten. Nie vor einem Defilee Halt zu machen, ist hier im Busch erst recht oberster taktischer Grundsatz. Eine Anhöhe womöglich, überhaupt eine gute Lage im Gelände in militärischer und gesundheitlicher Beziehung, Nähe von Ortschaften wegen Verpflegungsrücksichten sind weitere nicht außer acht zu lassende Gesichtspunkte. Die gleichen Vorsichtsmafsregeln wie bei der Ortsunterkunft müssen beim Beziehen eines Lagers erst recht statthaben; im Biwak sind nächtliche Beunruhigungen viel wahrscheinlicher als in einer einmal besetzten Ortschaft. Darum tritt hier zur Aufstellung von Wachen und Posten u. s. w. stets noch Tag und Nacht stattfindendes Vortreiben von Aufklärungspatrouillen, Unterhalten von Wachfeuern hinzu.

Biwak in der
Trockenzeit.

Ein mächtig aufstrebender Baumwollbaum mit seinem walzenartigen, stachelbewehrten Stamm und breit ausliegender Krone gewährt

schützendes Dach, die 2 und 3 m ausstrahlenden Pfeilerwurzeln natürliche Gelasse. In diesen Naturkammern richten wir uns behaglich ein: eine wird Wohn- und Schlafzimmer, eine weitere Feldküche, in der dritten und vierten sind die Lasten untergebracht. Bald brennen die Feuer und rasch haben die Leute sich leichte Laubhütten gebaut. Die Anordnungen betreffs Patrouillengänge u. s. w. sind gegeben. Ich nehme ein erfrischendes Bad, und vertausche den Marschanzug mit dem bequemen Lagerkostüm. Beim Durchwaten des Flusses habe ich stromaufwärts eine Gruppe Affenbrotribäume und Ölpalmen bemerkt, Lieblingsaufenthalte der Meerkatzen und Graupapageien. Namentlich Ölpalmen wegen der begehrten Palmkerne sind sehr beliebt bei diesen drolligen vier- und zweibeinigen Lausbuben des Busches. Das Gewehr wird zur Hand genommen; ich möchte Abwechslung in den etwas einförmigen Speisezettel des Marsches mit seiner unvermeidlichen Buschsuppe bringen in Gestalt eines bepelzten oder gefiederten Bratens.

Die Abendstunden sind wie zu Hause so auch in den Tropen eine recht günstige Zeit, sich anzupirschen. Einen prachtvoll lasurblau gefiederten Turako lasse ich trotz günstiger Schußnähe und trotzdem auch er ein willkommenes Kochtopfobjekt ist, abstreichen, um mich der Affenschar, die ich schon höre, nicht zu verraten. Diese Enthaltsamkeit wird auch gleich belohnt; mit einem jungen Affen trete ich vergnügt den kurzen Rückweg an. Und heute scheint mir mein lang verschwundenes Jagdglück wieder zu lächeln. Zwei Graupapageien müssen auch noch daran glauben.

Ein junger Affe ist ein leckerer Bissen für den nicht verwöhnten Buschläufer, darum wird dieser jugendliche »Vetter« zum zweiten Gang bestimmt und dreht sich bald am Wischstock als saftiger Braten; die beiden Rotschwänze wandern in die Buschsuppe.

Unterdessen liege ich behaglich auf dem Feldbett ausgestreckt, schlürfe eine Tasse Thee, rauche eine aus Tabaksblättern selbst gedrehte Cigarre von unheimlichen Ausmaßen und schaue dem Treiben einer ganzen Kolonie zierlicher Webervögel zu, die ihre wunderlich, ungefähr wie ein umgekehrter Reitstiefel geformten Nester, wohl an 60 Stück an den schwanken Blattrippen einer übers Wasser sich neigenden Ölpalme aufgehängt haben. — Die Abendmahlzeit ist eingenommen, Gesang und Tanz der Leute ist verstummt. Lange bin ich dann noch manches Mal wach gelegen: der Mond sendet seine Strahlen durch das hochragende Dach des Urwaldes und flimmert im Wasser des rauschenden Flusses; im Schlummer liegt das Lager, nur

die Feuer brennen und in ihrem flackernden Schein tauchen da und dort die dunkeln Gestalten der nächtlichen Patrouillen auf. Sonst tiefe Stille ringsum, ab und zu unterbrochen durch einen des Nachts doppelt geheimnisvoll klingenden Laut der Wildnis. Mit einem Mal kracht und prasselt es durch den Urwald; sein gewaltigster Bewohner, der Elefant, bricht sich Bahn. . . .“

Weiter auf meinem Zug.

„Tintostation, 16. VI. 92. Abmarsch 6³⁰ a. m. Mi-Yimbidorf passiert 8⁰⁰ a. m. Ankunft auf Mi-Yimbistation 8³⁰. Dort geblieben (Conrau¹⁾ sitzt hier) bis 1⁰⁰ p. m. Ankunft auf Tinto 2⁰⁰ p. m. Marschzeit: 3 Stunden.

. . . . Der Mi-Yimbihäuptling, Difang-Tale, so scheu und trotzig zugleich, daß ich nichts Gutes wittere; in Zugsfronten durch seinen neu angelegten großen Ort auf der Dorfstraße marschiert. Bevölkerung größtenteils ausgerückt. Lebensmittel mit Requisition eingetrieben; trotzdem ich Baioko vorausgeschickt, solche einzukaufen; »sie hätten großen Mangel«, kein Wort wahr, Farmen stehen ausgezeichnet. Na, nous verrons.“

„Tinto, 17. VI. 92. —“

„Tinto, 18. VI. 92. Baioko nach Ntok-Difang geschickt, ob keine Kunde von der (von Zintgraff) erwarteten Karawane zu erfahren . . .“

„Tinto, 19. VI. 92. Fliegen, Eidechsen, Sandfliegen, Ratten! Abends Eidechsen, nachts Ratten; vom frühen Morgen bis Nachmittag wieder Eidechsen und Fliegen, von da ab Sandfliegen, Eidechsen und Ratten: liebliche Abwechslung! . . . Exerziert und Gewehrappell.“

„Tinto, 20. VI. 92. Mit Conrau auf Elefantenjagd: Tier mit ganz kleinen Zähnen, also nicht geschossen.

Bis heute täglich ein Tornado gegen 5⁰⁰ p. m. Nun scheint sich Regenzeit mit Macht einzustellen; seit dem frühen Morgen strömt es grau in Grau herunter . . .“

„Tinto, 21. VI. 92. O warten, was spielst du für eine Rolle in Afrika! . . .“

„Tinto, 22. VI. 92. Regengufs auf Regengufs strömt herunter: das wird wieder ein angenehmer Marsch zurück ins Grasland. So glatt wie voriges Jahr wird's kaum gehen; gestern spät Abend kam Baioko zurück unverrichteter Dinge. Von unten kein Lebenszeichen, dagegen

¹⁾ Derselbe, welcher dann 1900 von den Bangwa gefangen genommen wurde und nach einem mißglückten Fluchtversuche sich selbst erschofs.

regt sich's im ganzen Banyanglande. Ob dieses letzte Nachgrollen ob des gebrochenen, so einträglich gewesenen Zwischenhandels — denn das ist des Pudels Kern — sich in offenen Feindseligkeiten Luft macht? Quien sabe? Hoffentlich nicht vor Ankunft der ersehnten Karawane. Ich brauche Tauschwaren und Patronen notwendiger wie's tägliche Brot . . . Baioko ist ein kluger Bursche und hört und sieht gut.“ —

Plaudern
mit den
Trägern:
vorteilhaft.

Ich habe es immer für recht vorteilhaft gefunden, mich mit meinen Leuten manchmal kameradschaftlich zu unterhalten. Die Kerle hören und sehen viel mehr als der Weise und ihre Äußerungen und Bemerkungen über die augenblickliche Lage, Stimmung der Eingeborenen u. s. w. haben mir nicht selten recht wesentliche Dienste geleistet. —

„Tinto, 23. VI. 92.“ (Die Aufzeichnung dieses Tages: zu Papier gebrachte afrikanische Lebensweisheit habe ich bereits auf S. 75 eingefügt.)

„Tinto, 24. VI. 92. Ich marschiere morgen selbst der Karawane entgegen, die nicht mehr weit sein kann. Die Lage wird mir zu kritisch.“

„Tinto, 26. VI. 92. Wieder auf Tintostation!

Es ist zum Teufelholen, jetzt liege ich hier mit verbundenem Bein. Die Karawane wäre da, nun kann ich nicht. Aber hübsch der Ordnung nach.

Gestern 8⁴⁵ a. m. mit 30 Mann nach Ntok-Difang abmarschiert auf der alten Marschstrafse. Nfo-Tabe war von den Einwohnern verlassen. Das war mehr als verdächtig; also mit allen Vorsichtsmaßregeln weiter marschiert: Kriegsmarsch. Wir waren etwa $\frac{1}{2}$ Stunde marschiert, da fielen plötzlich von der rechten Seite einige Schüsse; von den Schützen nichts zu sehen. Fühlte einen Schlag unter'm linken Knie, kann aber weiter ohne Beschwerden; also nichts von Bedeutung. Zwei meiner Leute stürzten. Wieder ausgezeichnet sich benommen, sofort gehalten und Kommando erwartet. Das folgte auch prompt und in wenigen Sekunden war der Knäuel formiert und krachten Salven nach allen Seiten in das Dickicht hinein. Vom Gegner erfolgt kein weiterer Angriff. Marsch in der Haufenform fortgesetzt. Verwundung der beiden Soldaten nur leicht, beide Unterschenkelstreifschüsse. Auch ich nur leichte Verletzung, aber das Geschofs jedenfalls originell: halb im Leder des Stiefels, halb im Fleisch steckte ein Stück von einem kleinen europäischen Kofferschlüssel! Wo das der Kerl her haben mochte? Verband unnötig. Ntok-

Difang gleichfalls verlassen. Vorerst nicht weiter belästigt. Am Mbia (Calabar?) angelangt, Hängebrücke zerstört. Doch Conrau“ (dieser begleitete mich) „wufste eine Furt. Strömung ziemlich stark. Wasser bis Mitte der Oberschenkel. Furt nur schmal und rasch mußten wir hinüber. In zwei Partien; der übergehende Trupp von dem an Land gedeckt. Ich machte den Schluß, trat fehl und gleich keinen Grund mehr gefunden. Mußte ein Stück weit schwimmen, mit den langen Stiefeln ging's schlecht. Wir waren keine 20 Schritte marschiert, als wir Stimmen hörten. Sofort bereit zum Feuer. »Whiteman liebe« schrie Baioko; in der That ein Weißer wurde sichtbar: Unteroffizier Wisotzki (Expeditionsmeister) mit der Karawane, allerdings bloß 22 Mann. Also kehrt marsch. Die Schwimmpartie hätte ich mir ersparen können. Auch am Rückmarsch nichts mehr von den Banyang gesehen. Gegen 5⁰⁰ p. m. wieder auf Tinto eingetroffen.

Heute früh glücklich starke Schmerzen und Entzündung an der an sich lächerlichen Verwundung, trotzdem ich sie gestern Abend, wie auch Ntchonyoya und Yap“ (die beiden angeschossenen Soldaten) „noch verbunden habe. Hab's schon gefürchtet, heilt ja doch die kleinste Verletzung so ekelhaft langweilig und eitert wie daheim nicht das größte Loch. Kann kaum ein paar Schritte hinken, Knie ganz verschwollen . . .“

Vom 27. Juni bis 6. Juli war ich marschunfähig. Endlich war ich so weit wieder hergestellt, um für den 7. den Aufbruch nach Baliburg festsetzen zu können. Ich mußte mich wenigstens einigermaßen ausheilen, denn scharfe Kriegsmärsche in der nun mit Macht eingebrochenen Regenzeit standen bevor, Gefechte waren fast mit Sicherheit zu erwarten. —

Kriegsmarsch. Das ist hier zu Lande eigentlich ein Pleonasmus. Kriegsmärsche.

Eines überraschenden Angriffs muß in feindlichem oder unbekanntem Gebiete eine Expedition stets gewärtig sein: fast jeder Marsch im Busch wird mehr oder weniger ein Kriegsmarsch. Aber gerade die drei ihn als solchen kennzeichnenden Momente lassen sich im Urwald fast gar nicht, im Grasland nur unvollkommen durchführen: Gefechtsbereitschaft, Sicherung und Aufklärung. Die Gründe ergeben sich wohl von selbst aus meiner Schilderung des Geländes und der Verkehrswege im tropischen Westafrika. Die einzig mögliche Marschformation ist die Kolonne zu Einem, die einzige Gefechtsformation auf dem Buschpfaden dieselbe oder höchstens noch der Haufen. Auch hierüber verweise ich des näheren auf den Anhang zu Abschnitt IV. —

So begann denn am 7. der Rückmarsch ins Grasland.

„7. VII. 92. Kleines Sklavendorf eine Stunde nördlich von Mi-Yimbi. 7⁰⁰ a. m. aufgebrochen mit allen Soldaten und 25 beladenen Trägern (Wei und Dahome), diese unter Baioko gestellt. Behelfe mich mit Ntchonyoya, der kann mithinken. Yap liegt noch an seiner Wunde; mit ihm auch die beiden Weiber zurückgelassen, auf dem Marsch kann ich sie nicht brauchen. Vortrupp ich, Nachtrupp unter Landi und Ngeba.“ (Es waren dies meine beiden besten Baliunteroffiziere.) „Strömender Regen. Erstes Wasser zwischen Mi-Yimbidorf und einem Sklavendorfe bis zur Brust, zweites bereits nicht mehr passierbar. Bleibe hier, vielleicht fällt das Wasser bis morgen; auch ist mein Bein noch ziemlich steif und fühle ich mich nicht recht wohl. Kleines Sklavendorf, 20 Hütten, schöne Farmen. Leute ruhig, aber fast keine Weiber da. Zum chop blauen Fasan geschossen. Appetit schlecht; 2 g Chinin, Wunde eitert wieder etwas.“

„8. VII. 92. Noch hier. Regen. Versucht durchzukommen, unmöglich, hat die ganze Nacht geregnet. Nacht ruhig. Eine Patrouille meldet mir, daß eine halbe Stunde wasseraufwärts ein kleiner Trupp Banyang mit Vieh gezogen sei, auffallend naß, als ob sie durch den Bach gewatet wären. Vielleicht eine Furt da? Das jämmerliche Dorf-oberhaupt, das der Sicherheit halber die Ehre hat, stets in meiner Nähe zu sein, beteuert, es gäbe keine. Gut, dann bleibe ich hier, bis Baum gefällt oder Übergang möglich, und lebe auf Requisition. Plenty chop hier, meine Requisitionstrupps häufen vergnügt ganze Depots auf. Gutes Schussfeld, Rücken deckt der Fluß.

Auf- und abwärts gesucht, endlich passenden Baum gefunden, bis 4⁰⁰ p. m. hacken die Wei und Dahome daran herum: wie er fällt, fällt er nach der Seite landeinwärts! Also heute wieder nichts mit Weitermarsch. 2 g Chinin Da hocke ich nun wieder, wie schon so oft, einsam auf dem Schwellenbaum einer Negerhütte tief im Busch; das Essen, der Überrest des gestern geschossenen Fasans in Koko und Bohnen aufgewärmt, die tägliche Nahrung auf dem Marsch, auf einem schmutzigen Koffer vor mir stehend. Schauge hinaus auf die regentriefenden Bananen und die elenden Hütten darunter mit ihren Insassen; gegenüber reicht ein Weib ihrem schmutzigen Kind die schlappe Brust; das drückt daran mit den Händen, daß die Milch herunterträufelt. Die Wunde brennt; ermüdende, nur zu bekannte Märsche im Regen und gelegentliche Knallereien in Aussicht und als Endziel dieses ewige Bali, wo ich dann wieder weiter vegetiere und wozu? Wozu von zu Hause fort, ein liebes Mütterchen, das ich vielleicht nicht mehr sehe, eine zärtliche Schwester verlassen, betrübt — —

»und ein Narr wartet auf Antwort«. Auf dem Feuer brodelte das Essen meines Burschen, der davor kauert, darüber trocknet die triefende Wäsche; bin ja heute zur Abwechslung wieder ein paarmal bis zum Mund im Wasser gewesen, einen Übergang oder einen passenden Baum zu suchen, um über dieses verdammte Wasser endlich zu gelangen. Meine Stiefel hängen am Strick; die Ratten haben mir heute Nacht zwei Lederstreifen meiner Sandalen ganz aufgefressen . . .“

So geht's noch ein ganzes Ende weiter in der jedem Afrikaner wohl bekannten Gemütsverfassung, der so niederdrückenden Begleiterscheinung des Fiebers. Sehnsucht nach der Heimat, Verzweiflung geradezu an der augenblicklichen Lage und insbesondere Sehnsucht nach einem Lebenszeichen von seinen Lieben; all das steigt da überwältigend auf. Und das letztere hat schon seine gewisse Berechtigung. Monatelang lebt man ja da drinnen zu tiefst im Busch ohne jede Nachricht von zu Hause. Auf dem Marsch befindlich, darf man schon von vornherein alle Hoffnung auf Eintreffen einer Post fahren lassen. —

„9. VII. 92. Sklavendorf $2\frac{1}{2}$ Stunden nördlich von Mi-Yimbi. Ein flottes Marschtempo! $1\frac{1}{2}$ Stunden weiter wie gestern. Sitze eine halbe Stunde nördlich des Mi-Yimbiflusses fest, an dessen Südufer ich beim Heruntermarsch biwakierte.

6³⁰ a. m. aufgebrochen. Fieber und Wunde gut, damit auch die sentimentale Anwandlung weg. Nachts kein Regen, Wasser war etwas gefallen. Versuch durchzuwaten glückte mit Hülfe eines Lianenseils; Wasser reichte aber bis zum Kinn. Auch über den Mi-Yimbifluß ging's: Hängebrücke, die auffallenderweise nicht zerstört war. Am nächsten Wasserlauf, nur eine halbe Stunde weiter, war die vorhandene zerstört. Aber die Bewohner im kleinen Dorf nicht weit davon da, und so werden sie herangeholt, unter meiner Bewachung sie wieder auszubessern. Heute wird sie nicht mehr fertig. Leute ziemlich willig; so bezahlte ich die requirierten Lebensmittel. Ich gab die Stücke Zeug dem Dorfbürgermeister. Nun war's gelungen: der wollte das für sich behalten und schleppte es in seine Hütte. Jetzt ging aber ein Skandal an und es dauerte nicht lange, so war das Ende vom Lied, daß die getreuen Unterthanen ihren »König« regelrecht durchprügelten! Welch himmelweiter Unterschied zwischen diesen »kings« des Waldlandes und den Häuptlingen oben im Grasland. Hier ist der Herrscher der reinste Hanswurst, dort genügt ein Wink und eine tausendköpfige Menge ist totenstill.“

„10. VII. 92. Sabi (von hier ab erst wieder auf Baliburg nachgetragen). 6³⁰ a. m. Abmarsch. 7⁰⁰ bis 8⁰⁰ Übergang über die fertig

gestellte Hängebrücke. 10⁴⁵ a. m. in Fomum angelangt. 6³⁰ p. m. Ankunft in Sabi. Marschzeit: 12 Stunden.

Herrgott, das war ein heißer Tag in jeder Beziehung! In aller Frühe ging's schon an. Nachts nicht viel geschlafen, um Bewachung der Brücke und des Brückenbaues öfters zu kontrollieren. Wie ich gegen 11⁰⁰ p. m. von der Brückenstelle dem Orte wieder mich näherte: Geschrei, Gekreisch, schliesslich Heidenspektakel. Das Gekreisch erkannte ich bald als das eines Weibes und nun ahnte ich schon, was es sei. Und richtig, die verdammte Weibersucht eines der Träger, natürlich ein Weijunge war's wieder, hat mir ein bei der gegenwärtigen Stimmung im Lande mehr als überflüssiges palaver eingebracht. Aus dem Durcheinandergeschrei der aufgeregten Parteien schäle ich mir den Sachverhalt heraus: Ein Dörfler hatte an Jalla (das war der Attentäter) für einiges Zeug und Tabaksbündel seine Gattenrechte für diese Nacht verschachert. Als Jalla sie nun antreten wollte, war entweder die Schöne anderer Ansicht als ihr Herr Gemahl oder diesen mochte der Handel reuen oder der Gauner hat ihn geprellt, was weifs ich: der Wei blieb Sieger und nun war dies palaver fertig. Hätte ich biwakiert, so wäre diese dumme Geschichte nicht vorgekommen. Ich habe aber absichtlich mir vorgenommen, auf diesem Marsch stets in den Dörfern über Nacht zu bleiben, um den Banyang zu zeigen, dafs ich sie nicht fürchte, und vielleicht im ruhigen palaver die Sachen beizulegen. Nun mufs mir der Teufel diesen Streich spielen. Den Kerl liefs ich verhauen, die Gegenpartei wurde einigermaßen mit dash abgefunden.

Mit Tagesgrauen an der Brücke weiter gearbeitet. 7⁰⁰ a. m. konnte ich drüber. Erfahren, dafs es aufser unserer Heerstrafse noch einige andere Wege nach Sabi giebt; einen dieser neuen eingeschlagen, mich auf ihm von der Haltung eines anderen Teils von Banyang zu überzeugen. Keine Zeit und Lust heute zu steten Ablesungen. Führer ziemlich wider ihren Willen mitgenommen . . . Weg ziemlich gut, zahlreiche Dörfer und Farmen; nicht belästigt. Am alten Weg hat man keine Ahnung von all dem; neuer Beweis für die dichte Bevölkerung und verhältnismäfsig hohe Kultur des Bodens. Dörfer meist ganz frisch verlassen, acht oder neun Orte passiert . . . Bis 10⁰⁰ a. m. fast nur durch Farmen. Dann wieder Busch, welliges Terrain. 10⁴⁵ a. m. größeres Dorf aufgetaucht, an 100 Hütten geschätzt, gegen Ende zu sich auf einer Anhöhe erhebend. Auffallend viel Männer im Kriegsschmuck, ein paar Hundert. Wo kommen die her? Schöne breite Dorfstrafse, wie in allen Banyangdörfern. Ort hiefs Fomum. In Zugsbreiten durch bis

auf die Anhöhe. Hier halt gemacht, Palmwein und Lebensmittel gefordert. Widerwillig brachten einige Bewohner nach einiger Zeit eine Kalebasse an und boten mir, auf einmal dienstwillig geworden, eine Schale voll davon. Durch diesen Wechsel schon stutzig, noch mehr, daß sie nicht davon kosteten“ (es ist eine aus dem gegenseitigen Mißtrauen allmählich zur Sitte gewordene Gewohnheit, daß stets der fertige Essen oder Trunk Anbietende zuerst davon nimmt), „fordere ich sie auf, zuerst zu trinken. Auf das hin ließen sie Schale und Kalebasse fallen und liefen davon. Unterdessen hatte sich die Bevölkerung in Haufen auf der Dorfstraße, 50, 60 m entfernt, zusammengerottet. Baioko macht mich darauf aufmerksam: »war palaver liebe for come« meinte er. Ich reiße einem Soldaten neben mir das Gewehr aus der Hand und feuere. Einer stürzt. Jetzt schießen auch die drüben ihre Schlüsselbüchsen los; meinen Leuten zum erstenmal ihre Feuersdisciplin durchgegangen und schon rollt ein wahnsinniges Schützenfeuer. Drüben fallen viele und der Rest zerstreut nach allen Seiten. Mit Pfeifen und Schreien bekomme ich das Feuer wieder in die Hand. Nun den Schaden besehen. Von uns war keiner verwundet. Drüben lagen an 15 oder 16. Dem Kerl, der mir den offenbar vergifteten Palmwein angeboten, ich hatte ihn ins Bein getroffen, lasse ich in der ersten Erbitterung eine Schale voll seines Giftzeugs eingießen. Dorf truppweise absuchen lassen, da und dort Schüsse; also haben die Soldaten doch noch einzelne versteckt gefunden. Ich sah dann bei den gefallenen Gegnern nach, da hatten die Bali schon wieder ihre Arbeit gethan und ihnen die Köpfe abgeschnitten. Und wie ich zu meinem Standort zurückkehre, streckt mir Sabi, mein rechter Flügelmann, grinsend den Schädel des von mir Verwundeten entgegen: »bush people abutiti, abutiti, e ni tam fuon-nakang«. (Die Buschleute sind ganz schlecht, sie wollten den Herrn des Gewehres töten.) Da war nichts mehr zu machen, vielleicht ganz gut, denn meine erste Übereilung hatte mich schon gereut. Die Trupps kamen wieder zurück mit ihren unvermeidlichen Trophäen; Dorf und nächste Umgebung war gesäubert. Ich lasse noch die Hütten in Brand stecken.

Aber nun waren wir für den Weitermarsch ohne Führer, denn die beiden anfänglich mitgenommenen hatten den Zwischenfall in Fomum benutzt, sich aus dem Staub zu machen. Sehr weit konnte Sabi nicht mehr sein, waren wir doch schon an sechs Stunden unterwegs und die alte Strecke Mi-Yimbi — Sabi betrug etwa acht Marschstunden. Einen dem Kompaß nach die Richtung darauf einschlagenden Pfad gewählt,

und weiter. Es war jetzt 2⁰⁰ p.m. In den Farmen wieder einmal ein Wasser passiert, langsamen Lauf, Wasser bis zur Achsel, etwa 200 m stromabwärts schönen Fall. Dann Busch, fast bis zum Knie stets im Wasser. Fortwährend angeschossen, bald von rechts, bald von links. Auch mit Speeren. Keine ernsten Verwundungen. So gut als möglich in Haufenform (Vor- und Nachtrupp je ein Haufen) marschiert, mit Salven gesäubert; half immer wieder eine Zeitlang. Zwei Stunden etwa marschiert, immer noch kein Sabi. Da taucht auf einem Kreuzwege ein einzelner alter Buschkerl auf, behauptet, er wäre aus Fomum und käme gerade von Sabi. Also als Führer requiriert. Biegt nach Nordosten ab; nun, wollen sehen. Die Banyang lassen uns jetzt in Ruhe. Von 4⁰⁰ bis fast 6⁰⁰ p.m. marschiert, bergauf, bergab, miserabeln Buschweg und noch kein Sabi. Jetzt ward's mir klar, der Kerl führt falsch; wir hatten allmählich das reinste Laufschrilttempo, mußten also schon längst in Sabi sein. Mein Mißtrauen mochte sich auf meinem Gesicht ausprägen; plötzlich springt der angebliche Fomummann in den Busch seitwärts. Ein Hieb mit meinem Balispeer, den ich als Stock führte, traf ihn in den Nacken. Im Nu gepackt und in nicht mißzuverstehender Weise mache ich ihm begreiflich, wenn ich nicht heute Nacht in Sabi schlief, dann — Gebärde des Kopfabsehneidens. Sogleich schlug er eine andere Richtung ein und 20 Minuten später betraten wir die Farmen von Sabi. Ich war bei der ganzen Geschichte und dem halben Laufschrilt mit meinem Vortrupp (nur 20 Mann) dem anderen Teil weit voraus, großer Fehler; und nun, zweiter Fehler, zog ich mit dem blutenden, gebundenen Kerl und meinen paar Soldaten gleich ins Dorf ein. Großes Geschrei und Aufregung. Den Fehler einsehend, zog ich, nun absichtlich langsam gehend, feuerbereit zum Häuptlingsgehöft, ließ den Häuptling rufen (kannte ihn ja von früher), packte ihn sofort als Geisel und nun (in Sabi kenne ich mich aus) schreite ich einem erhöhten Hüttenviertel zu; dort Aufstellung genommen. Nach einer banger halben Stunde trafen Träger und Nachtrupp wohlbehalten ein. Todmüde. Nachts natürlich in Bereitschaft geblieben.“

„Banti, 11. VII. 92. Bereits um 5³⁰ a. m. abmarschiert. Sabihäuptling mitgenommen. Regen den ganzen Tag, Wege grundlos. Über den Sabibach führt Hängebrücke, an deren Zerstörung die überraschten Banyang nicht gedacht; der »Kriegsschauplatz« war wohl zwischen Mi-Yimbi und Sabi gedacht gewesen. Sabi nahm ich bis fast Banti mit, dann ließ ich ihn laufen. Marsch ohne jede Störung. 9⁰⁰ a. m. am letzten größeren Wasser vor Banti angelangt; gerade noch ging das Durchwaten, doch schon brauste es mächtig über die gewal-

tigen Felsblöcke. Nun war ich wieder im Babegebiet und in Freundesland. Hoffe die Banyang merken sich die Lektion. 9⁴⁵ a. m. in Banti angelangt; blieb hier . . .“

Am nächsten Tage ging es wieder hinauf nach Bameesson. Hier mußte ich einen Rasttag einschalten; ein Teil der Träger war in Banti liegen geblieben und schleppte sich erst im Laufe des 13. bis herauf auf die Höhen. Einer davon versicherte mir, so schlechte Wege habe er noch nie gesehen und ich lief schneller wie ein Affe! In diesem Fall war der Vergleich schmeichelhaft.

Der alte Nu-Taku (so hieß der Häuptling von Bameesson) hatte von dem ganzen palaver im Banyangland bereits Kenntnis und von ihm erfuhr ich auch die Vorgeschichte: Mehrere Banyanghäuptlinge, darunter der alte Feind des Weissen, Difang, ferner der von Sabi und Fomum hätten Blut getrunken: wenn die Trockenzeit käme, den Weissen zu bekriegen. Auch ihn, Nu-Taku, wollten sie dazu veranlassen. Nun war ich bereits in der Regenzeit im Banyangland erschienen; daher der Mangel an einheitlichem Vorgehen. Es operierte jeder der Verbündeten auf eigene Faust. So schlugen Difangs Leute auf meinem Marsch von Tinto nach Ntok-Difang los. Dann erschien ich einige Zeit später in Fomum. Da waren infolge meiner Marschverzögerungen schon etwas mehr Vorkehrungen möglich gewesen und traf ich wohl gerade an dem Tage in Fomum ein, als sich die aus dem Fomumgebiet dortselbst sammelten. Sie fühlten sich noch nicht genügend stark, gleich offen feindlich aufzutreten; deshalb der Vergiftungsversuch. Jetzt kam der in den Augen der Neger schwere Verlust von etwa 25 Mann, der um so tieferen Eindruck machte, als in wenig Sekunden durch das Schnellfeuer meiner Leute gleich 16 Mann fielen. Nun ward der letzte Trumpf ausgespielt: ein angeblicher Führer sollte mich im Busch so lange herumschleppen, bis ich irgendwo nahe bei Sabi zu biwakieren genötigt gewesen wäre. Unterdessen hätten wohl Fomum und Sabi ihre Kriegsmacht verstärkt und vereinigt und nachts das Lager überfallen. Die Plänkeleien nach Verlassen von Fomum waren keine ernstgemeinten Angriffe. Aber auch dieser schöne Plan schlug fehl: ich tauchte doch auf einmal noch in Sabi selbst auf und fing mir den Häuptling als Geisel ein.

Meine Hoffnung, die Banyang möchten sich die erhaltene Lehre hinter die Ohren schreiben, hat sich übrigens erfüllt: anstandslos verkehrten, solange ich fortan auf Bali saß, Karawanen hinauf und hinunter und die Stationen in ihrem Gebiet, Mi-Yimbi und Tinto, wurden in keiner Weise von ihnen belästigt.

Am 14. Juli 1892 zog ich wieder in Baliburg ein. — —

Wie verhängnisvoll unter Umständen die Führerfrage für eine Expedition werden kann, dafür hatte mir diese meine Streife wieder neuen Beweis geliefert.

Schwierig-
keit der
Führer- und
Dolmet-
scherfrage.

Gute, redliche Führer zu finden, sowie das Glück, ebensolchen Dolmetscher zu besitzen: beides entscheidet nicht selten über Wohl und Wehe einer Expedition. Beide Momente gehören zu den wichtigsten, aber auch zu den schwierigsten auf Reisen in Westafrika.

„Der Dolmetscher“, sagt Zintgraff, „soll den Mut und die Ehrlichkeit des Soldaten mit dem Verstand und der Gewandtheit des Diplomaten vereinigen. Fortwährenden Versuchungen und Bestechungen ausgesetzt, hat er doch gleichzeitig das Bewußtsein, in seiner Thätigkeit wenig überwacht werden zu können.“

In denjenigen Länderstrecken Afrikas, wo eine Sprache auf großen, räumlichen Ausdehnungen gesprochen oder wenigstens verstanden wird, wie z. B. im westlichen Sudan bis herunter nach Adamaua die Haufsa-sprache, kann dieses wichtige Bindeglied vom Standpunkt der einfachsten Verständigungsmöglichkeit aus allerdings entbehrt werden. Gehört doch eine wenn auch oberflächliche Kenntnis der Haufsa-sprache zu den Vorbereitungen in der Heimat. Unbedingt notwendig ist der Dolmetscher auf Reisen in Gebieten, die von verschiedensprachigen, kleinen Stämmen bewohnt sind; so in Nord-Kamerun im Waldland und in den südlichen Gebieten des Graslandes. Aber auch in ersterem Falle kann ein Dolmetscher nicht wohl entbehrt werden, weil die Schwierigkeit einer Verständigung da und dort nicht bloß in Unkenntnis oder mangelhafter Beherrschung der betreffenden Neger-sprache liegt, sondern fast mehr noch darin, in längeren gewichtigeren Unterhandlungen sich dem Gedankengang und dem Auffassungsvermögen des Negers anzupassen. Das kann nur der Dolmetscher, eben wieder ein Neger.

Nebenbei bemerkt will das im Graslande streng beachtete Hof-ceremoniell, daß der Verkehr des Häuptlings mit dem eines anderen Stammes oder mit dem Weissen nie unmittelbar, sondern stets durch Dolmetscher stattfindet, auch wenn Audienzgeber und -empfangender ganz gut derselben Sprache mächtig sind.

Gleiche Schwierigkeit bereitet die Führerfrage. Dazu kommt, daß diese stets wieder aufs neue an den Expeditionsleiter herantritt. Der Neger hockt im allgemeinen sein ganzes Leben lang zwischen seinen vier Pfählen, in Westafrika den länderdurchwandernden Haufsa-händler ausgenommen; über sein Stammesdorf hinaus, wenn's gut geht, sein

Stammesgebiet und allenfalls noch ein Stück ins Nachbarland hinein; weiter weiß er nicht Bescheid. Es hängt das innig mit dem Zwischenhandel zusammen. Aber auch auf ihm bekannten Pfaden hält es aus den verschiedensten Gründen oft, nur zu oft außerordentlich schwer, Führer zu erhalten. Stundenlanger palaver bedarf es meist, den Häuptling zu bewegen, wegekundige Leute bis zum nächsten Stamm mitzugeben; nicht selten dauert es Tage, sogar Wochen. Und dann ist der versprochene Führer beim Aufbruch so und so oft nicht da, läuft unterwegs davon oder führt aus eigenem Trieb oder auf Grund entsprechender „Weisung von oben“ falsch. Im nächsten Ort oder Gebiet beginnt der Tanz aufs neue.

Der Kompaß giebt ja wohl die Marschrichtung im großen an, gestattet annähernde Kontrolle des Führers — und wenn's sein muß, schlägt man sich nach ihm auch mal einen oder ein paar Marschtage durch die Büsche; auf die Dauer ist der Führer unentbehrlich. — —

„Die einzige, aber große und ständige Sorge des Reisenden“, habe ich am Beginn dieses Abschnittes gesagt, „ist die Überwindung der Schwierigkeiten und Hemmnisse, die Natur und Menschen entgegensetzen.“

Inwieweit erstere im Nordhinterlande von Kamerun vielgestaltig stets aufs neue Hindernisse vor dem vorwärts strebenden Forscher aufzutürmen weiß und ihm nur ziemlich spärlich bemessene, dann aber von dem ganzen unsagbaren Reiz der Wildnis durchstrahlte Lichtblicke gönnt, wollten meine Marschschilderungen veranschaulichen. Auch das zweite Kampfmittel haben sie gestreift, das Afrika gegen den kühnen Eindringling ins Treffen führt: die Menschen.

Hemmend heftet es sich ihm an die Fersen in Gestalt des einzig möglichen Transportmittels, der Träger; hemmend zumeist, aber auch nicht selten offen feindlich, tritt es in den Weg in Gestalt der Eingeborenen der zu durchwandernden Gebiete selbst.

Wie stellt sich der Eingeborene zu dem Unternehmen des Weißen, das alte Rätselland Afrika zu erschließen? Häufig geradezu feindselig, fast immer argwöhnisch, selten von Beginn an freundlich. Die thatsächlich reine Absicht des Forschungsreisenden, der reine wissenschaftliche Zweck sind ihm vollständig unerklärlich und unverständlich, also auch unglaublich. Er sucht einen materiellen Hintergedanken und da ist ihm der naheliegendste: der Weiße will Handel treiben oder Sklaven fangen. In beiden Fällen kommt er, der Neger, schlecht weg. Auch der Aberglaube läßt ihn in dem ihm unerfindlichen Gebaren des Reisenden bedenkliche und gefährdende Handlungen erblicken.

Verhalten
der Eingeborenen
gegen den
Forscher.

Religiöse und noch weit mehr materielle Furcht also erzeugt in ihm den Wunsch, daß der weiße Forscher sein Gebiet nicht betrete; veranlaßt ihn, offen und versteckt, je nachdem, gegen ihn zu arbeiten.

Wohl verstanden, ich spreche hier nur von dem thatsächlichen reinen Forschungsreisenden! Daß koloniale Absichten vom idealen Rechtsstandpunkt aus eigentlich nichts anderes als eine Vergewaltigung bedeuten, das dürfen wir — unter uns — schon eingestehen. Ihnen gegenüber befindet sich der freie Eingeborene in berechtigter Notwehr, und wir sind nichts anderes als Eindringlinge. Wenn wir auch nicht gleich den Konquistadoren auftreten, nicht mit Feuer und Schwert zerstören, wie jene ein Inkareich, ein blühendes Tenochtitlan zertrümmert haben: an der Thatsache ändert das nichts. Diese Thatsache, insbesondere die für Behandlung des Negers daraus sich ergebenden Folgerungen, dürfen wir nie vergessen; leider geschieht das bei kolonialem Vorgehen nur zu häufig.

Doch das gehört in ein anderes Kapitel.

Ist der Weiße jedoch einmal zu einem Stamm gelangt, so erwachen beim Neger neue Leidenschaften, dem Reisenden nicht minder gefährlich, ja bedrohlicher; befindet er sich doch gewissermaßen nunmehr in der Falle: Habsucht und Eitelkeit. Die Tauschwaren, die Waffen, alles, was der Weiße mit sich führt, sind in den Augen des Negers wahre Schätze; und es ist ihm wirklich nicht zu verübeln, wenn er beschließt, sich in den Besitz aller zu setzen, statt mit einem geringen Geschenk zufrieden, den Europäer weiter ziehen zu lassen. Auch die zweite Regung, der Stolz, birgt die Gefahr in sich, daß dem Weitermarsch Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Der Weiße ist dem Neger ein mit den begehrenswertesten Sachen ausgestattetes, höheres Wesen, das auch alles können und machen muß; es hat bessere Waffen, bessere „Medicin“. Daß er diesem „Gott“ dennoch in der verschiedensten Weise zu Leibe gehen will, ihn zu überlisten sucht, steht damit in keinem Widerspruch — auch Götter werden gestürzt. Nichts liegt näher, als daß er dieses Wunder sich sichern und damit den Nachbarstämmen gegenüber sich rühmen und brüsten will.

Der Reisende bewegt sich also meist zwischen Skylla und Charybdis: zuerst will ihn der Neger nicht herein- und dann nicht wieder hinauslassen.

Entschieden leichter und klarer liegt der erste Fall. Entweder bin ich zu schwach und kann also nicht weiter vordringen, oder ich bin stark genug, und es bahnt mir schließlich Gewalt den Weg.

Dann aber auch wieder heraus! O nein, durchaus nicht immer; es machen oft die verschiedensten Umstände die Anwendung des gleichen Mittels nicht mehr möglich. Ein recht beliebtes ist u. a., daß der Häuptling durch die Träger auf den Führer einen Druck auszuüben sucht, indem er auf den Sinnesmenschen in ihnen spekuliert, ihnen einerseits mit Weibern und Essen und Trinken ein wahres Kapua schafft, andererseits durch Schilderung der schrecklichsten, beim Weitermarsch unfehlbar drohenden Gefahren die Furcht weckt.

Auch ist zu bedenken, daß ein weiterblickender Häuptling, namentlich wenn er sich mächtig fühlt, die ersten Regungen des Argwohns und Mißtrauens unterdrückt und den Eintritt gar nicht sonderlich verwehrt. Dann aber schließt die Habsucht die Falle um so fester zu.

Was den Baliherrscher Garega so fest und unentwegt am Weißen halten liefs, war zum guten Teil Habsucht. Habsucht niedriger Art nach dauerndem Genuß und Zufuhr der neuen Schätze; Habsucht mit höheren Beweggründen. Im Verstand und in den Waffen des Weißen sah er das Mittel, dem Ziel seines glühenden Ehrgeizes näher zu kommen: allgewaltiger Herrscher im ganzen Grasland zu werden. Er sagte das auch mit ganz verblüffender Offenherzigkeit: „Ich könnte euch ja töten, wie eine Antilope bei den Grasbränden, ich könnte euch und eure kleine Trägerschar zermalmen, wie ein Weib das Maiskorn auf dem Stein zermalmt, aber ich will nicht eure Köpfe und eure Koffer, ich will die Klugheit des Weißen!“

Diese höhere Stufe der Habsucht kann, vom Weißen geschickt benutzt, Mittel zum Zweck werden. Im gegebenen Fall ist sie es auch geworden. Anhänglichkeit, Bundesgenossenschaft und schließlichs geradezu Freundschaft bauten sich auf ihr auf.

Ist oder bleibt die Begierde aber rein materiell, so beginnt nunmehr systematisch das schamloseste Auspressen. Mit offener Gewalt sich der Schätze des Weißen zu bemächtigen, scheut auch ein übermächtiger Häuptling in den meisten Fällen.

Gewiß stößt der Forscher nicht immer auf derartig mehr oder weniger offen feindlich gesinnte Eingeborne; auch freundliche Aufnahme vom ersten Augenblick an findet er. Aber häufiger ist, wie gesagt, das geschilderte Gegenteil der Fall.

Zum mindesten ziehen sich die Unterhandlungen über Eintritt zuerst, und dann über Weitermarsch, über Führer, ungehinderten Durchzug und Geschenke stundenlang hin. Es ist wahrlich nicht der leichteste Teil der Expeditionsführung, nach ermüdendem Marsche,

Langwierigkeit der Unterhandlungen betreffs Durchzuges u. s. w.

nach geistigen und körperlichen Anstrengungen jeder Art, neben wissenschaftlicher Thätigkeit, der Sorge für Verpflegung, den verschiedensten sonstigen palavern bis tief in die Nacht hinein beim flackernden Feuer die Führer-, die Durchzug-, die Geschenkfrage zu erledigen. Stunden der so sehr ersehnten Nachtruhe, des so nötigen Schlafes zur Gewinnung neuer Kräfte für die Ereignisse des nächsten Tages muß der Führer opfern.

Da muß sich die passive Schneid zeigen; Geduld, Geduld und nochmals Geduld und Zähigkeit. Alle afrikanischen Diplomatenkünste kommen da auf beiden Seiten zur Geltung. Gut gespielter Zorn ist nicht selten von überraschender Wirkung. Aber nur geschauspielter, bei dem man innerlich Herr über sich bleibt. Nachtigal erzählt bei Schilderung seines Auszuges aus Kuka, daß ihm ein alter Ratgeber Scheich Omars eine Strecke Wegs das Geleite und dabei eine Fülle guter Ratschläge gab, darunter ganz besonders den, „sich vor der unschicklichen und gefährlichen Heftigkeit der Weißen“ zu hüten.

Auch da, wo man durch Anwendung von Gewalt sich die Strafe für den nächsten Tag mit zweifelloser Aussicht auf Erfolg frei machen könnte, muß der Führer der so nahe liegenden Versuchung widerstehen, statt stundenlanger Verhandlungen den rauchenden Karabiner das palaver führen zu lassen. Rücksicht auf sich selbst, d. h. auf seinerzeitigen offenen Rückweg, Rücksicht auf einen allenfallsigen Nachfolger andererseits verbieten es. Gerade diesen letzteren Punkt darf der Forschungsreisende niemals außer acht lassen. Mag der Nachfolger wieder ein Forscher oder mag es der Kolonialbeamte sein; er wird es an Land und Leuten und damit am eigenen Leibe bald merken, wie sein Vorgänger „gearbeitet“ hat.

Ultima
ratio.

Die Waffe, der Kampf darf nie und nimmer etwas anderes sein als die „ultima ratio“. Unmittelbare Bedrohung, offene Feindseligkeit, Wortbrüchigkeit, die Notwendigkeit, wenn alle anderen Mittel erfolglos geblieben sind, auf Durchführung seines einmal ernsthaft kund gegebenen Willens zu bestehen, und damit die Macht und Überlegenheit des Weißen zu zeigen: das sind die Fälle, in denen das Gewehr nicht nur sprechen darf, sondern muß.

In Einzelbildern nur, mit wenig Strichen hingeworfen, habe ich versucht, westafrikanisches Marschleben in Urwald und Savanne mit all seinen Schwierigkeiten, mit all seinen Reizen zu schildern.

Nicht zum letzten in der Ecke des Golfes von Guinea ist beides, leider der Schwierigkeiten mehr als der Reize, vereint. Aber durch

sie, über sie weg geht der Weg in's Unbekannte; und mächtig lockt Unerforschtes. Im April 1901 bringe ich dieses Kapitel zum Abschluß, im April 1892 habe ich auf Baliburg in mein Tagebuch geschrieben:

„Ein schöner Blick bot sich mir heute abend auf dem Hügel. Über dem malerischen Waldthal im Osten hingen weißse Wolkenmassen tief herab, das unbekannte Land dahinter verschleiernd — vom Widerschein der untergehenden Sonne ganz blaß zuerst, dann heller und herrlicher in zartestem Rot verheißungsvoll gemalt. Das sendete seine Strahlen hinauf bis fast zum Zenith in sechs Zacken gleich einer Krone von rotem Gold, die sich dem auf die Stirne drückt, der forschend einmal eindringt in jene Gebiete, wo »das Geheimnis, selten nur entsiegelt, sich lockend um die Länder schlingt.«“

Abschnitt IV.

Auf einer Station im Innern.

Bedeutung und Aufgaben einer Station. — Anlage und Bau. — Leben, Lebensweise und Ausrüstung. — Aus Tagebüchern und Briefen auf Baliburg. — Anhang: Meine Balitruppe.

Bedeutung und Aufgaben einer Station.

Dem Schiffe auf hoher See, das vorwärts strebend mit seinem Kiel die Wellen durchschneidet, gleicht die vorwärts strebende, marschierende Forschungsexpedition. Da und dort geht das Fahrzeug vor Anker, da und dort füllt es mit neuen Schätzen und Waren die Ladungsräume — und weiter geht die Fahrt. Das Kielwasser zeigt noch seine Bahn eine Weile lang; dann glätten sich darüber die Fluten und jede Spur seiner Anwesenheit ist verwischt.

Da und dort hält der Forscher stunden-, tage-, wochenlang; wissenschaftliche Ausbeute jeglicher Art festet der Stift in Wort und Bild in der Schreibtafel; Pflanzen und Tiere bereichern die Sammlungen; Geräte und Waffen jeglicher Art, Zeugen der kulturellen Stufe, des Lebens und Treibens der fernen Völker werden aufgespeichert. Aber weiter geht wieder der Marsch, und über kurz oder lang ist die Karawane in den grünen Laubmassen des Urwaldes untergetaucht, das wogende Halmenmeer schlägt über ihr zusammen. Geraume Zeit noch ist der Weise mit seinem rätselhaften Gebaren und seinen noch rätselhafteren Instrumenten, mit seinen Waffen und begehrten Schätzen Gegenstand des Gespräches der Stämme, die er durchzogen; dann legt sich allmählich die Erregung und schließlich lebt die Kunde von dem Erscheinen des weissen Mannes als Sage fort, von den Alten den Jungen erzählt.

Der Wissenschaft ist das durchwanderte Gebiet, oberflächlich wenigstens, erschlossen; für die Praxis ist es lediglich ein geographischer, ethnographischer Begriff.

Das ist mit einem Schlage anders, wenn eine Station sich im Lande erhebt.

Der Forschungsmarsch wirft einen Lichtstrahl nur hinein in das Dunkel unbekannter Länder, ungekannter Völker; eine Station bedeutet vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Errichtung einer ständigen Lichtquelle, in deren Bereichungssektor (als Artillerist weifs ich keine treffendere Bezeichnung) allmählich volle Klarheit und Helle über alles verbreitet werden mufs; je gröfser der Radius, desto besser.

Wissen-
schaftliche
Aufgabe
und Bedeu-
tung.

Vom realen Standpunkt aus bedeutet die Anlage einer Station Besitzergreifung; den Entschlufs, festen Fuß im Lande zu fassen. Wo das Klima es nur erlaubt, soll eine Station Anschliefsungspunkt für Ansiedlungen werden; in militärischer Beziehung ist sie Stützpunkt, Operationsbasis.

Praktische
Aufgabe und
Bedeutung.

Das haben die alten Römer gewufst, drum sangen ihre Legionen:

„Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt,
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heil'ger Dienst der Laren,
Und rings erstet ein kleines Rom
Zum Staunen der Barbaren.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nah'n sich des Liktors Stäbe.
Wir bringen eine schön're Welt:
Den Ölbaum und die Rebe.

Wir bauen Strafsen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den eh'rnen Schritt, den Siegeschritt
Der Schlachtkohorten tragen.“

An ihren „Strafsen von Granit“ — Anlage von Verkehrsverbindungen, Strafsen hängt ja aufs innigste mit der von Stützpunkten, von Stationen zusammen — erhoben sich Kastelle; und diese erst machten ihnen das durchzogene Land zu eigen. Das wufste die Hansa, das wufste der Deutschritter-Orden, dessen Burgen und Festen sich überall im eroberten Preußenlande erhoben. Die Wälder Nordamerikas und seine Prairiesen sind nicht erschlossen worden durch den nomadisierenden Lederstrumpf, sie wurden gelichtet und urbar gemacht durch die Blockhäuser der Hinterwälder. So wird auch Afrika wissenschaftlich nicht und praktisch erst recht nicht in Besitz genommen durch Expeditionen (so hohen Wert auch sie vom Forschungsstandpunkt aus haben), sondern allein durch Stationen.

Von einem dritten Standpunkt aus mufs schliefslich die Anlage von Stationen betrachtet werden: vom ethischen. Daraus ergibt

Kulturelle
Aufgabe und
Bedeutung.

sich außer der wissenschaftlichen und realen Aufgabe als weitere die kulturelle.

„Wir bringen eine schön're Welt . . .“ Die wahre, echte Kultur, die vervollkommenen Werkzeuge des Friedens zu bringen und ihre Handhabung zu lehren, die Ergebnisse jahrhundertelangen Ringens höher stehender Nationen, und damit die noch auf tieferer Stufe stehenden Eingeborenen emporheben; die Religion der Menschlichkeit und der Bruderliebe zu verkündigen: das wäre die menschlich schönste Aufgabe! In solch idealer Vollkommenheit sie zu lösen, bleibt freilich ein idealer Wunsch. Um das zu können, müßten wir Kulturmenschen selbst innerlich bessere Menschen sein als die „Wilden“. Das sind wir leider nicht; wir sind nur zahmer, aber nicht besser. Was wir lehren sollen, thun wir selbst nicht. Wir verzehren unsere lieben Mitmenschen allerdings nicht mehr im buchstäblichen Sinne, wohl aber im figürlichen. Den Kampf ums Dasein kämpfen wir Kulturmenschen so gut noch wie jene Naturmenschen, höchstens weniger offen, weniger ehrlich als diese; wir kämpfen ihn „rastlos und unerbittlich verzehrend von Mann gegen Mann, von Weib gegen Weib, von Volk gegen Volk, von Klasse gegen Klasse, von Stand gegen Stand, in unzähligen und buntwechselnden Formen, aber im Wesen immer dasselbe: Krieg aller gegen alle. Im Verlauf desselben tönt dann und wann in das Höllengetöse des wüsten Kampfwirrsals eine Stimme herein wie aus Himmelshöhen und verkündet Frieden unter den Menschen; so der Buddhismus, so das Christentum. Die Völker horchen auf, staunen ob der frohen Botschaft, fühlen zerknirscht: ja so wäre es gut und schön, wir Menschen sollten Brüder sein; — — und morgen treiben sie es, wie sie es gestern getrieben“. (Scherr.)

Verzeihung für meine Abschweifung. Ich stehe schon wieder auf festem Boden; auch bei der kulturellen Aufgabe. In der Wirklichkeit bleibend, können und sollen wir sie in menschlich schöner Weise betätigen: lehren wir den Naturvölkern den Gebrauch unserer Geräte für Ackerbau und Gewerbe, lehren wir sie mildere Sitten und — halten wir ihnen möglichst lange unsere, aus der Kultur geborenen Laster ferne.

Die Station
in der Auf-
fassung der
Einge-
borenen.

Der Eingeborne wird in einer Station entweder eine Zwingburg sehen, oder den Entschluß des Weissen, ein „Dorf“ bei ihm zu bauen, mit Freuden begrüßen. Das erstere wird der Fall sein, wenn das Gewehr vorher gesprochen hat. Dann ist es Aufgabe des Stationschefs — stets eingedenk, daß eigentlich der Weiße der Eindringling ist, der Neger in gerechter Notwehr gehandelt hat —, auf friedlichem

Wege die Eingebornen an sich heranzuziehen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Durch Voranstellung der kulturellen Aufgabe muß er das thatsächlich mit Festsetzung in einem fremden Gebiet begangene Unrecht in civilisatorische Segnung wandeln.

Häufiger tritt das zweite Moment ein. Aus den am Schlusse des vorigen Abschnittes geschilderten Leidenschaften wird das Verlangen nach dem „Besitz“ des Weißen herausgeboren und der Bau einer Station befriedigt ja dieses Verlangen. Der Habsucht hält der Stolz fast die Wage. Ich finde in meinen Aufzeichnungen an verschiedenen Stellen die Bemerkung über die Freude, über den Stolz Garegas darüber, daß der Weiße bei ihm sich niedergelassen. So oft Gesandtschaften anderer Stämme zu ihm kamen, bei den großen Tänzen im Dorfe drüben bat er jedesmal durch eine feierliche Einladung um unser Erscheinen; und man konnte ihn empfindlich strafen, wenn man dieser Bitte nicht Folge leistete.

Ein weiterer Umstand tritt hinzu, den Eingebornen die Anlage einer Station begehrenswert zu machen: das Gefühl der Sicherheit, des Schutzes; zum mindesten, wie es bei Garega der Fall war, die Hoffnung auf Unterstützung bei Ausdehnung des Machtbereiches.

Das wird vielfach mit den kolonialen Interessen des Europäers zusammenfallen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß Ende 1891, nachdem die neue Feuerwaffe des Weißen bei Bestrafung verräterischer Dörfer so kräftig mitgesprochen hatte, nachdem die Salven des bestausgebildeten Zuges meiner Schutztruppe das Staunen fremder Gesandtschaften hervorgerufen und beides rasch weit im Lande bekannt geworden, einige mehrere Tagemärsche nördlich Baliburg wohnende Stämme um Anlage von Stationen bei ihnen baten. Die Veranlassung war das Gerücht von einem Krieg im Norden; wahrscheinlich eine von den Herrschern in Gaschka und Donga unternommene größere Sklavenrazzia.

In Bethätigung der drei Aufgaben nach wissenschaftlicher, realer und ethischer Richtung sind die Stationen in einer Kolonie die Träger der Aufgaben der Kolonie selbst. Denn Stationen sind das Knochengestüst einer Kolonie. Ein paar Faktoreien, ein paar Plantagen, an der Küste klebend, sind noch keine solche. —

Stationen:
Träger der
Aufgaben
der Kolonie.

Im Schall des ersten Axthiebes gegen den ersten Baum des unberührten Urwaldes, den der Weiße zum Bau einer Station fällen läßt, erklingt das Mahnwort für ihn, dieser dreifachen Pflichten fortan zu gedenken. Zugleich damit aber durchzieht ein Gefühl der Schaffensfreudigkeit die Brust, das, ebenso wie jenes der schrankenlosen Freiheit

auf einem Marsch ins Unbekannte hinein, nur der nachzufühlen vermag, der beide in vollen Zügen getrunken hat.

Mir ist auch dieser Reiz der Wildnis beschieden gewesen. Einmal im Waldland, als am 3. Juli 1891 der erste Urwaldriese auf einer Anhöhe in der Hügellandschaft von Batom zwischen Dikumi und Kokobuma krachend zu Boden splitterte, um Raum zu schaffen für die von mir dort angelegte Batomstation. Das zweite Mal oben im Grasland, als ich daran ging, die Station Baliburg auszubauen, genauer gesagt — ohne Zintgraffs Thätigkeit zu schmälern — von Grund aus um- und neu zu bauen.

Anlage und Bau.

Die angedeuteten Aufgaben treten an jede Station heran, mag sie in West- oder Ostafrika, im Süden oder Norden in unerforschten Gebieten angelegt werden.

Anders ist es mit Bau und Anlage derselben. —

Ich wiederhole meine Warnung, durch Übertragen der Schilderungen von und auf räumlich weit getrennte Gegenden, wenn auch im gleichen Erdteil gelegen, unrichtige Bilder und Vorstellungen zu schaffen; ich wiederhole, daß ich in meinem ganzen Werke eben nur vom Nordhinterland von Kamerun vom Monga ma loba bis zum Benuë, also von einem kleinen Bruchteil des äquatorialen Westafrika spreche. —

Wahl des
Bauplatzes

Die Wahl des Bauplatzes ist von verschiedenen Gesichtspunkten beeinflusst. Politische, militärische, materielle und gesundheitliche Rücksichten wollen und sollen beachtet werden. Und wie das zu Hause in ähnlichen Lagen auch der Fall zu sein pflegt: allen zugleich kann man mit dem besten Willen nicht gerecht werden. Ich meinestils bekenne mich offen zu der Anschauung, daß die beiden erstgenannten gegenüber den letztaufgeführten, insbesondere dem gesundheitlichen Moment, zurücktreten müssen. Was hilft mir die herrlichste politische und strategische Lage, wenn die ganze Stationsbesatzung, der Weisse voran, krank am Fieber liegt, weil eben der Platz ein Malariaherd ist. Nach Lage der Dinge muß abgewogen werden, welcher Gesichtspunkt im gegebenen Fall der wichtigste ist. Lassen sich alle vier berücksichtigen, um so besser; eine leidliche Übereinkunft wird der praktische, buscherfahrene Stationschef immerhin meist zu treffen imstande sein.

Zwei grundsätzlich zu beachtende Regeln sind folgende: Der Baugrund muß vollkommen trocken sein; der Platz darf sich nicht in der

Nähe von Sümpfen befinden, muß zum allermindesten vor den aus ihnen kommenden Winden, die seine Miasmen mit sich führen, vollkommen geschützt liegen. Dabei hängt es natürlich ganz von den Umständen ab, ob einer Anhöhe (was vom militärischen Standpunkt aus vorteilhaft, ja notwendig wäre) oder einer Senkung der Vorzug zu geben ist: in einem Fall kann der Platz durch einen dahinter liegenden Hügel vor den Ausdunstungen jenseitiger Wasseransammlungen geschützt sein und deshalb besser am Fusse der Anhöhe gewählt werden, während im anderen zweifellos auf dem Rücken desselben gebaut werden muß. Die unmittelbare Nähe einer Quelle, eines fließenden Gewässers überhaupt, für Trinkwasser und Badegelegenheit ist ein zweites unbedingt nötiges Erfordernis.

Von den fünf Stationen, die wir allmählich angelegt hatten: Barombi, Batom, Tinto und Mi-Yimbi im Waldland, Baliburg im Grasland, war es eigentlich nur Tinto, das den vierfachen, vorangeführten Forderungen zugleich entsprach und zwar geradezu in selten erreichbarer Vollkommenheit. Mitten im Banyanggebiet an der großen Heerstraße, in die die zahlreichen Handelswege nach und von Westen einmünden, auf einer weithin das ganze Gebiet beherrschenden Anhöhe oder vielmehr einem langgestreckten Rücken gelegen, schweifte von ihr der Blick nach Süden, Osten und Westen über ein gut Stück des gesamten Waldlandes, in dem bald da und dort aufsteigender Rauch zahlreiche, verborgene Ortschaften verrät, während im Norden und Nordosten über das Urwaldmeer bereits die Höhenzüge des Graslandhochplateaus verschwimmend den Horizont abschließen, die gewaltigen südlichen Grenzmarken West-Adamaus. Das reiche Land der Banyang bot Lebensmittel jeglicher Art in Fülle, und zwischen Station und dem kleinen auf dem gleichen Höhenrücken gelegenen Orte Tinto rieselte eine Quelle zu Thal. Der Kaufpreis für den ganzen Hügel nebst den paar Hütten von Tinto betrug 4 Steinschloßgewehre, 4 Blechbüchsen Pulver und 4 Stücke Zeug.

In diesem Falle mußte der Anlage der Station ein Kauf des Bodens vorangehen, weil der Hügel teils mit Hütten teils mit Pflanzungen, dem Häuptling von Nfo-Tabe gehörig, bedeckt war, also das Land bereits einen Herrn hatte. Mit Gewalt sich da hineinzusetzen, wäre ein schwerer Fehler gewesen; denn oberster Grundsatz muß friedliche Politik sein. Sonst d. h. auf unbebautem, ungerodetem Boden findet Kauf nicht statt, denn es ist afrikanisches Landrecht: nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst urbar macht und bebaut.

Grund-
erwerbung.

Station:
Spiegelbild
ihres Er-
bauers.

Was den Bau selbst und die ganze Anlage einer Station betrifft, kann ich dreist sagen: jede Station trägt den Stempel ihres Erbauers. Wer mit dem Busch vertraut ist, erkennt sofort, ob ein Neuling oder ein Erfahrner sie angelegt hat. Nicht in der Grösse und Ausdehnung, der Zahl der Gebäulichkeiten und dergl. kommt das zum Ausdruck; das richtet sich ganz nach dem Zweck der Station, den örtlichen Verhältnissen, der Stärke der beabsichtigten Belegung des Platzes und vielem andern mehr. Sondern im Baumaterial und den Nebenanlagen. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich von Stationen im Innern spreche. An der Küste kann man ja eigentlich nicht von Bau sprechen, was ich darunter verstehe. Da ist die Sache sehr bequem: die treffliche Firma Schmidt in Altona verpackt ein fertig gebautes Haus auf den Dampfer und draussen wird es ausgeladen, zusammengesetzt und der „Bau“ ist fix und fertig.

Anders geht das im Innern. Ich will nur ein Bindemittel nennen, ohne das man sich zu Hause auch die Aufrichtung des luftigsten Gartenholzhauses nicht denken kann: den eisernen Nagel. Den kennt man im Innern Afrikas nicht, benötigt und vermißt ihn auch nicht sonderlich. Von Kalk, Ziegelstein, Brettern u. s. w. ganz zu geschweigen; womit ich aber nicht sagen will, daß man sich diese Dinge draussen nicht schaffen soll und kann.

Einheimi-
sche Bau-
stoffe und
einheimi-
sche Bauart.

Wie bei der Verpflegung des Körpers, so muß auch beim Bau der europäischen Einzelwohnstätte im Waldland und Grasland oberstes Gesetz sein: mit dem einheimischen, also landesüblichen Material und nach landesüblicher Art zu bauen. Und wie ich dort betont habe, daß man sich die einheimischen Rohprodukte durch europäische Kochkunst ganz gut schmackhaft machen kann und soll, so sage ich auch hier nicht, daß man sich wie der Neger auf seiner Bambuspritsche rädern lassen oder in einer stockdunkeln Negerhütte hausen soll, sondern verlange geradezu, daß man sich möglichste europäische Behaglichkeit schaffe; aber eben mit einheimischen Baustoffen. Und das geht auch ganz vortrefflich.

Was für einen Ballast man sich durch Mitschleppen von Tischen, Stühlen, Betten und weifs Gott was allem behufs Ausstattung einer Station bei Befolgung meines eben niedergeschriebenen Grundsatzes erspart, bemerke ich nur nebenbei. Auch die gesundheitliche Bedeutung, wenn man selbst draussen den Schreiner, Tischler und Zimmermann macht, will ich bloß andeuten; von der Freude ob eines gelungenen, selbst gefertigten Einrichtungsgegenstandes gar nicht zu reden.

Also einheimisches Baumaterial, landesübliche Bauart!

Demgemäß wird man im Waldland die Häuser der Station aus Baumstämmen bauen und das Dach mit Palm- u. s. w. blättern eindecken; im Grasland aus den dicht gefügten, dicken Blattrippen der Raphiapalme, mit Lehm die Seitenwände aufsen und innen bewerfen und das steile, mit Gras warm und dicht belegte Dach daraufsetzen. Die Verschiedenheit der Bauart ist begründet in der klimatischen, überhaupt der ganzen topographischen Verschiedenheit. Abgesehen von letzterer — unter anderem findet sich einfach das Baumaterial des Urwaldes oben in der Savanne nicht und umgekehrt — liegt in der ersteren ein weiterer sehr triftiger Beweggrund, der Landessitte zu folgen: die gesundheitliche Rücksicht. Die jeweils übliche Bauart hat sich zweifelsohne aus Erfahrung in dieser Beziehung bei den Eingeborenen herausgebildet. In den feuchten, warmen Tropenniederungen des Urwaldes ist Hauptbedingung freier Zutritt und Durchzug der Luft (in Wohnung wie bei der Kleidung): das gestattet die leichte, luftige Waldlandhütte, die also aus sanitärem Grunde einer undurchlässigen Wandfügung aus Steinen oder Brettern weit vorzuziehen ist. Anders oben im rauhen, kalten Grasland. Hier verlangten die niedrigere Temperatur, die kühlen, geradezu kalten Nächte gebieterisch warme, dichte Eindeckungen nach oben und den Seiten: dem entspricht die festgefügte, lehm-beworfene, grasgedeckte Hütte des Hochländers.

Und nun die anzubringenden Verbesserungen an den Bauten selbst. Verbesserungen.

Die erste und wichtigste ist, den Boden der bewohnten Räume über den gewachsenen Boden zu legen, mindestens 1 m. Im Waldland läßt sich das durch eine Art Pfahlbau (Rost) leicht bewerkstelligen; im Grasland stellt man einen Unterbau von Steingeröll, Kies oder sonstigem porösen Material her, auf den das eigentliche Haus gestellt wird. Zweck in beiden Fällen ist: dem Wind ein Hinstreichen unter dem Fußboden zu verstatten, also Luftzutritt und Erreichung größtmöglicher Trockenheit. Der Pfahlbau im Waldland gewährt außerdem noch die Annehmlichkeit, die also geschaffenen, unter den eigentlichen Wohnräumen liegenden Gelasse als Aufbewahrungsräume, die unter steter Aufsicht des Bewohners stehen, zu benutzen, und spielt überdies vom Sicherheitsstandpunkt gegen etwaige zwei- und vierbeinige Angreifer eine nicht zu unterschätzende Rolle. Gelegentlich der in Abschnitt I. erwähnten Meuterei unserer Träger kam uns diese reduitartige Anlage der Mi-Yimbistation recht gut zu statten.

Dann ist, in Verbesserung der primitiven Bauart der Eingeborenen, zum Schutz der Hauswände gegen Regen, zur Ermöglichung eines

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

angenehmen, sonnengeschützten Aufenthaltes in freier Luft und zur Kühlerhaltung der Wohnräume stets eine breite Veranda, am besten ums ganze Haus herumführend, anzulegen. Die namentlich im Grasland kleinen, engen, äusserst unbequemen Thüren der Negerhütten sind in ihrer Bauweise wohl zu übernehmen, aber mit den uns gewohnten Ausmassen. Fensteröffnungen — mit Schiebeladen nach Art der Graslandshüttenthüren (siehe Abschnitt VI.) — anzubringen ist eine weitere notwendige Verbesserung; die Negerhütten haben bekanntlich keine Fenster. Desgleichen besteht eine Negerhütte stets nur aus einem bewohnbaren Raum; also wird man, um eine gewisse Anzahl solcher in einem Hause zu schaffen, einfach die Seitenlängen vergrößern und Zwischenwände einfügen. Im Grasland haben wir ausserdem in dieser Beziehung einen neuen Baustil erfunden: 2 oder 4 kleine, einräumige (also Neger-)Hütten mit einem grossen Dach überdeckt.

Schutz
gegen Feuer.

Dringend notwendig ist es schliesslich, möglichste Feuersicherheit gegen Flugfeuer, wenigstens für die Aufbewahrungsräume von Munition und Waren zu schaffen. Meine diesbezüglichen Versuche: Belegen des ebenen Dachbodens mit ausgegrabenen Grasbüschelstöcken, faschinenartig zusammengebundenem Riedgras u. dergl. litten an dem grossen Mifsstand, dafs dieser Belag immer feucht erhalten werden mußte, sollte er seinen Zweck erfüllen. In einem Aufsatze Wissmanns las ich (leider erst nach meiner Rückkehr in die Heimat) die so einfache, also doppelt beschämende Lösung dieses Kunststückes: „... Man kann eine feuersichere Decke leicht herstellen, wenn man auf die Krone der Wände unter das Dach so dicht als möglich starke Querhölzer legt und so mit einer Lehmschicht bedeckt, dafs diese letztere mit den Wänden des Hauses zusammenschliesst, damit das in Feuer aufgehende Grasdach auf diesem Boden unschädlich verbrennen kann.“

Nachteile
der einheimischen
Bauweise.

Um gerecht zu sein, dürfen auch die Nachteile der einheimischen Bauweise nicht ungenannt bleiben.

Nächst der Feuergefährlichkeit macht sich, namentlich bei längerem, mehrjährigem Aufenthalt recht unangenehm fühlbar die zerstörende Thätigkeit der Termiten und Bohrkäfer der verschiedensten Art, und insbesondere die geringe Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse, so dafs unaufhörlich Ausbesserungen und Neubauten statthaben müssen.

Wir hatten auf Baliburg recht deutlich zu erfahren, dafs gerade in den Tropen die Elemente „das Gebild der Menschenhand“ hassen. Abgesehen davon, dafs zweimal der Blitz in die Station einschlug, haben Tornadostürme uns zwei Häuser über den Haufen geworfen,

ein andermal mir ein solcher mein eben fertig gebautes Haus schlimm zerzaust und schliesslich das Feuer uns einen gleichfalls gerade fertig gewordenen Bau zerstört.

Ich habe mein Mißgeschick in einem gewissen Galgenhumor im Tagebuch vermeldet.

„Baliburg, 22. IX. 91 abds. ... »Kaum gedacht, kaum gedacht« u. s. w. — halte heute noch im Vollgefühl eines neugebackenen Hausbesitzers auf der Veranda meine Mittagsruhe, als aus Osten ein Tornado angezogen kam. Eben von der Ablesung der Instrumente wieder im Haus, braust der erste Stofs gleich so gewaltig an, dafs mein erst eine Woche altes Haus in seinen Grundfesten knackt und die Wände aus ihrer rechteckigen Form in eine Raute verschoben sind. Zugleich fliegen die Grasbüschel des Daches wie flatternde Mähnen und der, leider nicht blaue, sondern blauschwarze Himmel schaut herein. Und schon schüttet er seine Wassermassen herunter, herein in meine Gemächer. Der Tisch und alles ist im Nu überschwemmt. Zeichnung mit mühsam konstruierten Wetterkurven lag gerade auf, natürlich beim Teufel; statt der Striche hereingeregnete Grashalme. Einstweilen, bis ich das kaum Gebaute wieder neu zu bauen und einzudecken Lust habe, hab' ich über meinem »Schreibtisch« meinen wasserdichten Poncho mit Buschrob an den vier Zipfeln an der Decke aufgemacht; das Ding hat aber in der Mitte einen Schlitz zum Kopfdurchstecken und hab' ich nun ein Stück Wachseinwand, von einer Zeuglast stammend, darauf genäht: sitze also unter einem Thronhimmel. Nun ist Tisch und Bett, über dem eine alte Hängematte hängt, wasserdicht. Wenn diese zwei vollgeregnet sind, läuft das Wasser wenigstens seitlich ab. Im übrigen kann's vor der Hand 'rein und 'runter regnen nach Herzenslust ...“

Die Feuersbrunst entbehrte nicht eines gewissen dramatischen Hintergrundes; sei mir diese Abschweifung noch gestattet.

„Baliburg, 24. I. 92. Einige Tage bereits lag schon so etwas wie Pulvergeruch in der Luft; Plänkeleien zwischen den Bali und Bandeng. Bald schlichen sich kleine Trupps der erstern ins feindliche Gebiet und brachten ein paar abgeschnittene Köpfe, bald knatterte es in den nördlichen Farmen der Bali als Gegenbesuch. Auf Alarmierung gefafst, waren wir seit mehreren Tagen schon nicht mehr aus den Kleidern gekommen. Heute nacht hatte ich die Wache und gedachte von 6⁰⁰ a. m. ab 'mal gründlich auszuschlafen, zudem ein kleines Fieberchen sich durch Knacken und Ziehen der Gelenke anmeldete ... Da werde ich, es war zwei Stunden später, durch einen kolossalen Spektakel draussen, Geschrei und Prasseln wie von Feuer aufgeweckt, mein Junge

kommt hereingestürzt »fuon, fuon, mu mememe« (Herr, Herr, Feuer überall). Wie ich zur Thüre eile, flammt am andern Ende der Station ein Haus hoch im Feuer, die brennenden Grasbüschel fliegen, dazu strömen Massen dunkler Gestalten von allen Seiten an, so daß ich, noch schlaftrunken, faktisch einen Moment glaubte, die Bandeng hätten ihre militärischen Spaziergänge doch bis zu uns ausgedehnt. Doch diesmal war's noch nicht so weit. Ein dummer Dahome sollte in dem neuen Haus, in dem zum schnelleren Trocknen Feuer brannte, Wache halten, war aber eingeschlafen und die Bescherung war fertig. Es war namentlich höchste Gefahr für das dicht daneben liegende große Stationshaus, in dem alle Munition, Tauschwaren u. s. w. lagerten. Im Nu die dem Feuer abgekehrte Seite durchgestoßen, Veranda niedergerissen und die Sachen ins Freie geworfen. Da mußte man unsere Bali sehen, waren in ihrem Element. Wie die Katzen hinauf aufs Dach des gefährdeten Hauses mit ganzen Bananenbäumen und oben im Feuerregen Posto gefaßt; andere, durch Leute vom Dorf verstärkt, mit rasch abgehauenen Bananenbäumen 'ran. Massenhaft flogen die nassen, safttriefenden Bäume in die Flammen wie weithin schattende Speere; thatsächlich hier zu Land das beste Mittel, Feuer zu löschen. Und ununterbrochen zogen neue Scharen herauf mit neuen Bäumen gleich Birnams Wald, der gegen Dunsinan heranrückt. Jetzt schaut's auf der Station greulich aus . . .“ —

Und nun wieder zum Bau.

Man wird also wenigstens in den Hochländern, wo das Klima dichtgebaute Häuser nicht nur gestattet, sondern sogar fordert, durch
 Steinhäuser, solch trübe Erfahrungen gewitzigt dem Bau von Steinhäusern näher treten. Dem Grundsatz, einheimisches Material zu verwenden, wird man darob nicht ungetreu: so ein Steinhaus wird nichts anderes als eine weitere der oben genannten Verbesserungen. Wir haben uns mit Versuchen, Ziegelsteine herzustellen, redlich abgequält; aber mit wenig Erfolg. Daß das aber geht, ist ganz unzweifelhaft, findet sich doch ausgezeichneter Lehm und Thon allenthalben im Grasland. Die Schuld lag nur an unsern eben sehr geringen Fachkenntnissen und der Kürze der Zeit, die die Station bestehen durfte.

Bis zu welchem Grad in den feuchtwarmen Fiebergegenden des Waldlandes Standfestigkeit und damit Undurchlässigkeit mit den gesundheitlichen Anforderungen sich vereinen läßt, muß ich der Entscheidung des Arztes überlassen. Ich für meinen Teil würde beides in der Weise zu verbinden suchen, daß ich auf festem, gemauertem Grund (zur Abhaltung der Termiten) eine leichte, luftige Negerhütte

mit den verschiedenen Verbesserungen aufsetzte. Weht sie ein Tornado um: dann in Gottesnamen lieber wieder eine neue bauen, als in der schwülen Treibhausluft noch in einem festgefügtten Stein- oder Bretterhaus sitzen.

Der Bau einer Station im Urwald ist mühsam und währt geraume Zeit. Zintgraff giebt davon in seinem Werk „Nord-Kamerun“ eine so anschauliche Schilderung, daß es schade wäre, solche in anderen Worten zu versuchen. „Vor allem gilt es, dem Urwald für die zu errichtenden Baulichkeiten den nötigen Platz abzuräumen. Zunächst schlugen die Leute“ (Zintgraff spricht von der Erbauung der Barombistation) „mit breiten Buschhauern alles Unterholz nieder. Die stärkeren Stämme bis zu den gewaltigen Urwaldriesen blieben vorerst noch stehen, da sie durch ein dichtes Lianengewirr untereinander, wie die Masten eines Schiffes durch Taue, verbunden waren. Sorgsam wurden zunächst die Lianen, soweit man sie erreichen konnte, gekappt, da sie vermöge ihrer ungeheuren Zähigkeit nicht nur die Bäume im Fallen aufhalten, sondern ihnen beim Fall auch oft eine unerwünschte Richtung geben. War so unten Licht und Luft geschaffen, dann wurden die kräftigsten und geschicktesten Leute, gewöhnlich 3 oder 4 an der Zahl, an die einzelnen Bäume verteilt und gleichzeitig ihnen die Richtung angegeben, wohin der Baum stürzen sollte. Während diese die stärksten Stämme von oft eisenhartem Holze bearbeiteten, kerbten andere mit kleineren Äxten die Bäume geringeren Umfanges derart an, daß sie beim Fallen der großen umgebrochen und mitgerissen werden mußten. Viele Stunden währte es oft, bis eines der stärksten Exemplare, die zum Teil einen Umfang von 3 bis 4 m erreichten, so weit gebracht war, daß ein leichtes Zittern durch den Baum ging und den Augenblick des nahenden Falles verkündete. Alsdann wurden sämtliche Arbeiter zurückgerufen; nur die Baumfäller selbst führten mit äußerster Kraft die letzten, rasch aufeinander folgenden Schläge, die Wirkung jedes einzelnen Hiebes mit prüfendem Auge verfolgend. Jetzt hört man ein leises Knacken, der Baum »spricht«, sagen die Schwarzen; im Wipfel, in den Ästen, in den herabhängenden Lianen wird eine schwankende Bewegung bemerkbar; die Kraft und Schnelligkeit der Hiebe verdoppelt sich: da, auf einmal ein kurzer, scharfer Krach, die Baumfäller suchen hurtig das Weite, die Zweige bewegen sich heftiger und unter mächtig anschwellendem Knattern und Rauschen neigt sich langsam und majestätisch der Urwaldriese, um plötzlich mit donnerähnlichem, den Boden erschütterndem Getöse zu fallen, zugleich die

Stationsbau
im Urwald.

kleinern Nachbarn in seinen Sturz verwickelnd und unwiderstehlich mit zu Boden reissend. Blauer Himmel lacht nunmehr über der Stelle, die noch eben durch ein undurchdringliches Blätterdach in geheimnisvolles Dunkel gehüllt war. Nun geht es mit Messern und Äxten über das chaotische Gewirr der haushoch zum Himmel starrenden Äste her. Alles unbrauchbare Geäst und Wurzelwerk wird möglichst fern vom eigentlichen Arbeitsplatz zu großen Haufen aufgetürmt und später verbrannt. Nur die geraden Stämme und Stangen werden sogleich zugehauen und auf der nunmehr entstandenen Waldblöße aufgestapelt. So geht es fort und nach wenigen Tagen ist bereits ein ansehnlicher Platz geklärt und eine Anzahl Bauhölzer hergerichtet.“ So weit Zintgraff.

Roden und Lichten des Stationsplatzes ist der mühevollste und zeitraubendste Teil der Arbeit. Der Hausbau geht verhältnismäßig rasch von statten.

Die nachstehende Abb. 4, nach einer flüchtig von mir entworfenen Handzeichnung einer der Bauten der Mi-Yimbistation wiedergegeben, mag ein solches Stationshaus im Urwald veranschaulichen.

Abb. 4.

Erstes Haus der Mi-Yimbistation.

Hierzu noch einige Mafsangaben: Seitenlänge der quadratischen Plattform 6 m; Höhe derselben über dem gewachsenen Boden fast 2 m; Zimmerhöhe fast 2 m. Dieser Palast enthielt drei Räume oben, unten zwei Aufbewahrungsgelasse für Munition, Tauschwaren und Proviant.

Geraume Zeit noch nach Fertigstellung der Stationsbauten: Wohnhäuser für den oder die Weissen, meteorologisches Beobachtungshaus-

chen, Küche, Schuppen, Kaserne für die Stationsbesatzung u. s. w., bietet die ganze Anlage eigentlich ein Bild der Verwüstung: die gestürzten Urwaldriesen, halb abgerindete und zubehauene Bäume, 1 bis 2 m hohe Baumstümpfe, Haufen von Wurzelwerk, Lianen, Geäst und Gestrüpp. Allmählich aber klärt sich der Platz bis auf die ganz großen Stämme, die eben liegen bleiben müssen. Der beste Bundesgenosse bei den Aufräumarbeiten ist das Feuer, von dem man ausgedehntesten Gebrauch macht.

Gänzlich verschieden natürlich und um ein gut Teil rascher von statuten gehend ist der Bau einer Station im Grasland. Die langwierigste Arbeit dort unten im Waldland: das Fällen der Bäume und Entfernen des dichten, wirren Buschwerkes, fällt hier ganz weg. Ist der Platz gewählt, so wird das Gras niedergebrannt oder abgeschnitten und der Bau der Einzelgebäulichkeiten, mit dem Aufschütten des Unterbaues beginnend, kann sofort in Angriff genommen werden. In 1 bis 2 Tagen ist ein Haus im Rohbau fertig, in weiteren 3 bis 4 die Grasbedeckung sowie der Lehmewurf getrocknet, so daß es 8 Tage nach der „Grundsteinlegung“ bezogen werden kann (siehe Abb. 8, S. 188).

Stationsbau
im Grasland.

Die Einzelbauten ständen nun. Damit ist aber erst die Hälfte der ganzen Stationsanlage fertig, es folgen nunmehr die Nebenanlagen. Sie sind es zum gut Teil, in denen der erfahrene Afrikaner vom Neuling auf den ersten Blick sich unterscheidet. Zu ihnen rechne ich: Gemüsegarten, Geflügel- und Viehpark, Pflanzungen, Wege und event. Brücken in der Station und in deren näherer und weiterer Umgebung.

Neben-
anlagen.

Folgen ist eigentlich nicht das richtige Wort; mindestens gleichzeitig mit dem Bau der Häuser müssen diese Nebenanlagen begonnen werden.

„Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten . . .“

Die Durchführung dieser Arbeiten ist nichts anderes als die folgerichtige Anwendung des auch beim Marschleben stets betonten Grundsatzes: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Ich entlehne auch hier wieder Zintgraffs Worte. „Für den Europäer sind Gemüsegärten, Geflügel- und Viehzucht von allergrößter Bedeutung. Ihre Anlage überhebt ihn des Genusses der Konserven, die, selbst wenn sie sich gut erhalten, auf die Dauer doch geradezu zum Ekel werden und auch wohl vom gesundheitlichen Standpunkt aus niemals einen vollen Ersatz für frisches Fleisch und Gemüse bieten“ (und auch nie frei von den Rockschöffen Europas,

unabhängig vom Trofs einer Proviantkolonne werden lassen: füge ich hinzu). „Man hat in Afrika sowohl den einheimischen als den aus europäischen Samen gezogenen Pflanzen vom Standpunkt der Küchenchemie aus noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin überzeugt, dafs sie chemische Bestandteile aus dem Boden aufnehmen, welche die mit jedem längeren Tropenaufenthalte verbundene Zersetzung oder Verdünnung der Blutkörper, wenn nicht gänzlich verhindern, so doch auf ein geringes Mafs beschränken.

Und welcher Reiz liegt nicht mitten in der Wildnis im Anblick eines sorgfältig gepflegten Gemüsegartens! Da sehen wir die Kinder unserer Heimat in der befruchtenden Wärme der Tropensonne stark und kräftig emporschiefsen. Wir haben die Aussaat selbst vorgenommen, haben tagtäglich in der trocknen Zeit das Begiefsen überwacht, haben die Pflanzen sorgfältig gegen zu heifse Sonne, gegen die niederprasselnden Tornados geschützt und freuen uns täglich über ihr zunehmendes Wachstum, bis wir sie schliesslich als lecker bereitetes Mahl auf unserm bescheidenen Tische wieder finden. Es sind die Früchte einer nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geist bekömmlichen Arbeit, wodurch mancher Kummer und Ärger vertrieben wird.

Gerade so ist es mit der Geflügel- und Viehzucht — auch sie bieten materiellen Nutzen und zugleich eine reiche Quelle des Vergnügens und der Erholung.

Durch derartige Anlagen und Beschäftigungen erhält der Aufenthalt in der Wildnis erst etwas Wohnliches und Anheimelndes, und die Einförmigkeit des Daseins sowie der Mangel äufserer, geistiger Anregung kommt weniger zum Bewusstsein; denn im grofsen und ganzen schlägt doch auf einer Station des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr und Abwechslungen bilden die Ausnahme.“

Die Anlage von ausgedehnteren Pflanzungen mit einheimischen Produkten hat, abgesehen von vorgeschilderten realen und ideellen Vorteilen, noch eine grofse, praktische Bedeutung darin, dafs wir damit auch die Verpflegsbedürfnisse der ganzen, also auch der schwarzen Stationsbesatzung auf eigenem Grund und Boden erzielen und sicher stellen. Hierdurch verringern wir einmal die Verpflegskosten, indem wir die Lebensmittel nicht in grofsen Mengen von den Eingeborenen kaufen müssen, und dann sind wir unabhängiger von ihrem guten Willen. „Sie erfassen sehr, sehr rasch die Bedeutung der Magenfrage für den Weissen und seine Leute und sind trotz aller Abmachungen und vereinbarten Marktpreise nur zu oft und leicht zu

dem Versuch geneigt, entweder die festgesetzten Preise zu steigern oder durch gänzlichcs Einstellen des Verkaufes unter allen möglichen Ausflüchten den Fremdling ihren Wünschen und Ansprüchen gefügiger zu machen. Gerade die Sorge um das tägliche Brot und dieser Kampf ums Dasein läßt am ehesten den Weißen in den Augen seiner eigenen Leute und bei den Eingeborenen eine geradezu lächerliche und unwürdige Rolle spielen.“

Bald hatten wir auf Baliburg Überfluß an europäischen Gemüsen, auf der Station und in Farmen wuchsen einheimische Produkte als unser Eigentum; der Viehpark wies außer den vier- und zweibeinigen Bewohnern des Landes auch eine Zeitlang fünf Enten auf, die wir mit umständlichster Sorgfalt bis ins Grasland mit heraufgeschleppt hatten. Leider war ihnen nur ein kurzes, afrikanisches Dasein beschieden: eine nach der andern ward von Schlangen totgebissen.

War Zintgraff mein Lehrer im landwirtschaftlichen Ausbau einer Station, so konnte ich hinwiederum meine Berufskenntnisse verwerten bei Wegeanlagen und Brückenbau, sowie namentlich bei der Befestigungsfrage.

Manchmal habe ich zu Hause ob der Maulwurfsthätigkeit meiner Waffe, der Fulsartillerie, gegrollt; hier kam sie mir trefflich zu statten. Der bei der Truppe so oft in die Praxis übersetzte Inhalt der Vorschriften über Batteriebau und Feldpionierdienst hat mir gerade beim Stations- und Wegebau unbezahlbare Dienste geleistet. Ich finde in dankbarer Erkenntnis dessen unterm 29. August 1891 in meinem Tagebuch folgenden Eintrag: „Seitdem ich bei Besprechung der Neuanlage der Station und ihrer Befestigung meinem trefflichen Doktor den Begriff einer Faschine, eines Schanzkorbes, einer Hurde, einer Verankerung u. s. w. klargemacht habe, schwärmt auch er, der einstige Husar, für diese schönen Sachen. Das ganze Grasland hat bloß mehr eine Zukunft, und das ist der Schanzkorb. Spafs beiseite, er wird uns auch recht gute Dienste thun; aber gelungen ist es: der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht. Ich meinte doch annehmen zu können, in Westafrika im Busch, 400 km von der Küste, von Batteriebaustoffen nichts mehr zu hören, und nun: Schanzkorb ist auch hier die Parole; *«on revient toujours»* . . .“

Nun endlich kann die Station als ausgebaut bezeichnet werden. —

„Ich bin kein schneidiger Leutnant mehr, bin ein behäbiger Bauer“, hat mir mein lieber Regimentskamerad Wolfrum, der im Juni 1892 den Heldentod am Kilimandscharo gefunden, einst vom Osten zum Westen herüber in einem lustigen Gedicht geschrieben, in dem er

Militärische
Anlagen.

Die Gras-
landstation
Baliburg.

sein Zukunftsbild in Afrika malt. Gewiss, ein „Bauer“ muß der richtige Afrikaner sein oder werden. Aber der „schneidige Leutnant“ kommt deswegen nicht zu kurz. Der legt, um der militärischen Aufgabe eines Stationschefs gerecht zu werden, Geschütz- u. s. w. Schuppen, Kasernen, Exerzierplatz und Scheibenstand an; wandelt den offenen Platz in ein kleines Fort um.

Die Zeichnung veranschaulicht immer besser als viele Worte: ich füge in den folgenden Abbildungen 5 bis 7 die Pläne der Graslandstation Baliburg (seinerzeit im Deutschen Kolonialblatt vom

Abb. 5.

Geländekroki der Station Baliburg.

15. Januar 1893 veröffentlicht) ein. In ihrem von mir vorgenommenen gänzlichen Umbau und der unter meiner Leitung endlich erreichten vollständigen Fertigstellung derselben darf ich sie getrost als mein Werk bezeichnen.

Dem damals mit vorgelegten Begleitbericht entnehme ich zur Erläuterung dienende, teilweise ergänzte Angaben, soweit sie sich auf Lage und Ausbau der Station beziehen und nicht in der Erklärung auf dem Plan selbst (Abb. 6) enthalten sind.

1. Der die Station tragende Höhenrücken ist mit Gras bedeckt, soweit dasselbe nicht für die verschiedenen Nebenanlagen (Wege, Viehpark, Scheibenstand, Exerzierplatz) sowie zur Vermeidung toter Winkel

Abb. 7a.

Abb. 7b.

Maßstab 1:30000.

Profile des Hügels, auf welchem die Station Baliburg liegt. a. von W z N 7 Strich zu E z S 7 Strich, b. von N z E 1 Strich zu S z W 1 Strich.

Abb. 7a.

Abb. 7b.

Mafstab 1:3000.

Profile des Hügels, auf welchem die Station Baliburg liegt. a. von WzN 7 Strich zu EzS 7 Strich, b. von NzE 1 Strich zu SzW 1 Strich.

Anlage und Bau.

171

und behufs Übersicht entfernt ist. An allen vier Seiten fließen an seinem Fusse kleine Bäche, sämtlich überbrückt.

Gleichlaufend zu ihm zieht westlich ein (aber viel längerer) Hügel, auf dem Balidorf liegt, die Station um etwa 8 bis 10 m überhöhend, während andererseits das Dorf von dem im Süden der Station anschließenden Hügel um ungefähr 10 bis 15 m überragt wird.

Es gestaltet sich also die gegenseitige Lage, wie in dem Geländekroki (Abb. 5, S. 170) gezeichnet.

2. Zum Ausbau der Station wurde in erster Linie die Stationsbesatzung herangezogen; soweit nötig, aus dem Dorfe selbst Arbeiter gegen einen täglichen Lohn von 1 Yard Zeug angeworben.

3. Die Häuser der Station sind in gleicher Weise gebaut wie die Eingeborenenhäuser; nur sind die Thüren vergrößert, Fensteröffnungen angebracht, die Grundfläche verbreitert, um die Abteilung in mehrere Räume zu gestatten, und jedes Haus steht auf einem etwa 1 m hohen Unterbau.

4. Die Verpflegung setzt sich fast vollständig aus einheimischen Lebensmitteln nebst hier gezogenen europäischen Gemüsen zusammen, so daß europäische Konserven, mit Ausnahme von Salz, Thee, Kakao, hier und da Zucker und Milch, fast unbekannte Dinge sind.

An europäischen Gemüsen gedeihen recht gut: Kartoffeln, Spinat, Kohl, Rüben, Schneidebohnen, Kopfsalat, Rettiche, Radieschen.

Reis ist versuchsweise ausgesät; scheint gut fortzukommen.

5. Der Bestand an Vieh und Geflügel (Hühnern) wechselt je nach Verbrauch und Beschaffungsmöglichkeit.

6. Der im Süden anschließende Hügel ist als Stützpunkt bei etwaigen Angriffen in Aussicht genommen und dementsprechend zur Verteidigung eingerichtet.

Dieser sachliche Bericht nebst Plänen über die Station Baliburg soll einerseits überhaupt ein Gesamtbild einer ausgebauten Station im Innern Nord-Kameruns liefern, andererseits den Stand der Station selbst Ende 1892 angeben. —

Befestigung
von Sta-
tionen.

Es erübrigt mir noch, einer militärischen Aufgabe bei Anlage einer Station näher zu treten; der Befestigung einer solchen. Daß eine solche statthaben muß, mag die Station in Feindes- oder Freundesland angelegt werden, ist sicher.

Ich habe in dieser Beziehung nur über Sondererfahrungen zu verfügen, die keinen Anspruch auf allgemeine Geltung haben.

Im Waldland habe ich mich eigentlich nur auf dem Durchmarsch

aufgehalten. Wohl habe ich den ersten Baum gefällt zum Aufbau der Batomstation und ihr vorerst einziges Gebäude unter Dach und Fach gebracht; acht Tage später ging's aber schon wieder weiter vorwärts zur nächsten Etappe nach Nguti und nach Mi-Yimbi. Auch dort saß ich (noch dazu unfreiwillig, wie man sich erinnern wird) gleichfalls nur drei Wochen; und wie die Dinge in dieser Zeit standen, war wahrlich an einen Ausbau der Station nicht zu denken. Fast ein Jahr später erst bin ich wieder ins Waldland heruntergestiegen und habe vom 17. Juni bis 6. Juli auf der Tintostation gelegen, davon zehn Tage in des Wortes buchstäblichster Bedeutung dank dem Schuß aus einer Banyangflinte. Dann habe ich die Waldlandstationen erst wieder gesehen im Januar 1893. Da waren sie bereits dem Untergang geweiht: der Befehl des Kaiserlichen Gouvernements hatte ihre Aufhebung verfügt. Also da war für mich zu keiner Zeit Gelegenheit, der Befestigungsfrage näher zu treten; zudem gehörte das Waldlandgebiet nicht zu meinem, des Chefs im Grasland, Machtbereich. Überrascht war ich allerdings, keinerlei derartige Anlagen auf keiner Station vorgefunden zu haben. Wohl bot ja der reduitartige Bau der Stationsgebäude eine gewisse Sicherheit gegen überraschende Überfälle, und es läßt sich in ihm einem Angriff der Schwarzen schon eine Zeitlang Widerstand leisten, wie ich es selbst auf Mi-Yimbi erprobt habe; aber zu einer befestigten Station fehlte denn doch noch sehr viel: Wall oder dergl., Graben, und ganz besonders die so wichtigen Annäherungshindernisse.

Wie sah's mit all dem auf meiner Baliburg aus?

Die Station selbst, wie sie auf dem Plan (Abb. 6, S. 170) erscheint, war allerdings auch nicht befestigt. Hier lagen eben die Verhältnisse ganz eigenartig; darum sprach ich vorher von persönlichen Sondererfahrungen. Die Station war 15 Minuten von dem Dorf des Bali-stammes entfernt; die Besatzung bestand aus Angehörigen des gleichen Stammes, zu einer Schutztruppe herangebildet. So war eine feindliche Verwicklung mit diesem Stamm ausgeschlossen oder vielmehr, kam es je zu einer solchen, so war natürlich die Stationsbesatzung selbst der erste Gegner. Also gegen die Bali die Balistation zu befestigen, wäre der helle Unsinn gewesen. Gegen überraschende Überfälle der feindlichen Stämme bot der von den Bali in ausgedehntem Maße ständig betriebene Aufklärungsdienst (siehe Abschnitt VI.) große Sicherheit: Überraschung durfte man als fast ausgeschlossen betrachten; und ein Entgegentreten gegen einen erkannten Angriff konnte entsprechend der Kampfweise des Stammes, in Übereinstimmung mit dem deutschen

Befesti-
gungs-
anlagen der
Baliburg.

Offensivgeist, nur wieder im Angriff, nie in der Verteidigung bestehen. Die Station stand und fiel mit dem Stamm.

Ferner sei bemerkt, daß die Wache auf der Station nachts stets patrouillierende Posten gehen zu lassen hatte, sowie bei nur einigermaßen unsicheren Zeiten Patrouillen ins Vorgelände vortrieb. Mehr wie einmal waren wir auf einen Angriff zu jeder Stunde gefaßt, kamen tage- und nächtelang nicht aus dem Marschanzug, durfte die Stationsbesatzung nur mit Ablösung ruhen.

Um aber doch für alle, auch die unwahrscheinlichsten Fälle Vorkehrungen getroffen zu haben; namentlich aber um im Fall eines unglücklichen Gefechtes einen Stützpunkt zu besitzen, in dem ein letzter Widerstand, ein letztes Frontmachen versucht werden konnte, und somit auch dem geworfenen Stamme einen letzten Rückhalt und die Möglichkeit zu geben, sich zu sammeln, ward der an die eigentliche Station im Süden sich anschließende Hügel (siehe Abb. 5, S. 170) zu einer Art Feldschanze ausgebaut. Kegelförmig sich aufbauend, mit einer flachen Kuppe von etwa 10 m Durchmesser, mit glacisartigen Böschungen nach allen Seiten war er hierzu wie geschaffen. Schützengräben für stehende Schützen wurden in zwei Linien übereinander ausgehoben und gestatteten Etagenfeuer. Als Annäherungshindernisse legte ich zwischen ihnen, sowie am Fuße der untersten Linie Wolfsgruben mit eingerammten, zugespitzten Pfählen auf der Sohle an. Die Kuppe selbst umzog eine Schanzkorbbreustwehr mit davor befindlichem, 2 m breitem und tiefem Graben, letzterer gleichfalls mit Spitzhölzern auf der Sohle als Annäherungshindernisse versehen. Die Bermen waren mit Lehm beworfen, in dem Glassplitter, Dornen u. s. w. steckten. Im obersten Schützenringgraben, sowie im Reduit auf der Kuppe war in Blechkoffern ein eiserner Bestand von mindestens 1000 Patronen, zur sofortigen Verteilung in Päckchen gebunden, eingegraben, die wöchentlich einmal, nachts, gegen frische umgetauscht wurden. In gleicher Weise war ein Proviantvorrat (Konserven) untergebracht. Im Innenraum des Reduits waren zwei eingedeckte Untertreträume eingebaut.

Für die zweite Hälfte der Trockenzeit 1892/93 hatte ich standfesteren Ausbau dieser Befestigungsanlagen sowie die Einrichtung eines festen Blockhauses auf der Kuppe in Aussicht genommen, dessen Plattform zugleich als ständiger Aufstellungsplatz unserer Geschütze dienen sollte: die befohlene Auflösung der Station ließ diesen Plan nicht mehr zur Ausführung gelangen.

Geschütze.

Die artilleristische Armierung der Baliburg bestand aus zwei Geschützen. Am 23. Dezember 1891 traf als sehnlichst erbetenes und

erwartetes erstes ein Maximgeschütz ein. Am Rohr fehlte das Korn, der Verschluss funktionierte nur mangelhaft, das Vordergestell der Lafette war ein zerbrochener Holzbock! In besserer Verfassung befand sich ein Ende April 1892 heraufgeschafftes 3,7 cm Schnellfeuergeschütz. Dabei zeigte sich nur der kleine (?) Mifsstand, dafs wohl vorschriftsmässig mit Zinkschließsschrauben versehene Granatpatronen mitgeschickt worden waren, die Zünder aber an der Küste lagerten.

Leben, Lebensweise und Ausrüstung.

Das Leben auf einer Station geht in ruhigen Zeiten seinen regelmäßigen, gleichförmigen Gang.

Mit der Sonne wird aufgestanden, eine Viertelstunde später bläst der Hornist, zu welcher Thätigkeit ich ein paar meiner Soldaten ganz leidlich abgerichtet habe, das Signal zum Wecken. Nicht lange dauert es, und aus den Küchen der Europäer nicht minder wie aus denen der Stationsbesatzung steigen leichte Rauchwölkchen empor. Das Frühstück bestand aus Thee oder Kakao; als oder wenn beides zu Ende war, aus geschrotenem Mais und Honig zu einer kleisterähnlichen Masse zusammengekocht (übrigens ganz wohlschmeckend); für die Neger meist aus gerösteten Bananen und Palmöl. Um 7⁰⁰ ertönt als zweites Signal das zum Appell. Die militärische und Arbeiterbesatzung tritt an den betreffenden Appellplätzen an. Unterdessen werden die meteorologischen Morgenablesungen (7⁰⁰ a. m.) ins Wetterbuch eingetragen, die Instrumente neu gestellt. Nach dem Appell begann Exerzieren oder Scheibenschiefen mit den Soldaten; die Arbeiter gehen truppweise unter schwarzen Aufsehern zu den verschiedenartigen Arbeiten auf der Station oder in den Pflanzungen ab. Kranke, die des Schwindels nicht sofort überführt werden können oder thatsächlich solche sind, dürfen ins Kasernement zurückhumpeln und werden nach Beendigung des vormittägigen Dienstes untersucht. Jetzt ist dazu keine Zeit; als Stationsleiter ist man ja zugleich Arzt und Apotheker. Die Köche verschwinden in ihre Küchen und beginnen ihre Thätigkeit, bei der nicht Zuschauer zu sein im Interesse des Appetits nur vorteilhaft ist.

Um 9³⁰, spätestens 10⁰⁰, rückt die Truppe ein, die Arbeiter erst um 12⁰⁰ mittags. Die Soldaten haben zwischen 10⁰⁰ und 11⁰⁰ ihre Waffen u. s. w. in stand zu setzen; um 11⁰⁰ findet Gewehr-, Munitions- und Ausrüstungsappell statt; ein Dienst, der für die Arbeiterbesatzung wegfällt. Der Weisse schaltet in der Zeit zwischen 10⁰⁰ und 11⁰⁰ das zweite Frühstück ein. Von 12⁰⁰ bis 2⁴⁵ ruht jede Thätigkeit. Die Schwarzen verzehren ihr Mittagmahl oder schleichen sich hinüber ins

Ein Tag auf
der Station.

Dorf. Selbst liegt man nach beendeter „ärztlicher Visite“ und genommenem Bad behaglich auf seinem Feldbett, trinkt eine Tasse Thee und raucht und schläft. Um 2⁰⁰ p. m. aber heisst es für den Laubfrosch der Station, d. h. für den mit den meteorologischen Beobachtungen beauftragten Weissen wieder die gleichen Ablesungen im Beobachtungshäuschen vornehmen wie um 7⁰⁰ früh. 2⁴⁵ ruft das mehr oder weniger (meist weniger) tadelloso geblasene Signal zum Antreten. Der Dienst bzw. die Arbeit nachmittags dauert von 3⁰⁰ bis 5²⁰. Zwischen 5³⁰ und 6³⁰ haben wir dann unsere Hauptmahlzeit eingenommen. 6³⁰ zog die Wache auf.

Damit war die Tagesarbeit zu Ende; wenigstens für die Besatzung, die zum Teil ins Dorf hinübereilt zu „Muttern“ und den elterlichen Fleischtöpfen oder zu verschiedenen Stelldicheins, zum Teil auf der Station den Rest des Tages verträumt, verraucht, verschwätzt, vertanzt. Des Weissen harrten noch als tägliche Beschäftigungen Austeilung von Lebensmitteln an die Köche für den kommenden Tag, und für den Meteorologen die dritte und letzte Ablesung der Instrumente um 9⁰⁰ p. m. Daran schloß ich, die für diese Thätigkeit benötigte Laterne gleich benutzend, Prüfung der Kasernements. Da war freilich der eine oder andere noch nicht einpassiert, abgehalten durch die verführerische Nähe des Heimatdorfes mit seinen verschiedenen Anziehungspunkten. Nun, in friedlichen Zeiten mußte man ein Auge zudrücken; wenn nur beim Morgenappell alles da war.

Am Abend.

Für uns beide, nämlich Zintgraff und mich, folgten nach des Tages Mühen die angenehmsten Stunden. Wie lebhaft steigt mir doch die Erinnerung an sie auf!

Während ich dies niederschreibe, schwindet mir Raum und Zeit und ich meine, es könne erst gestern gewesen sein, daß wir nach unserer Abendmahlzeit, auf der Veranda von Zintgraffs Hause eingenommen, uns unsere Balipfeifen stopften und auf dem freien Platz vor der Station lustwandelten. Am Fusse des Flaggmastes stellten unsere Diener die Blechtassen mit Thee nieder. Von was allem sprachen da die beiden Weissen, die weit, weit ab von der Küste, von allem, was europäische Kultur und Civilisation heisst, frei und glücklich sich fühlten; hunderte von Kilometern tief drinnen im dunkeln Erdteil auf dem fernen einsamen Posten! In deutschen Lauten eilt das Gespräch von der Gegenwart in die Zukunft, zurück in die Vergangenheit; der Heimat mit ihren Lieben weit über dem Meere gelten die Worte bald, bald dem erschlossenen, erkämpften Land und seinen Bewohnern, weitreichende Pläne entwerfend. Hinauf auf den Hügel lenken sich unsere

Schritte: im Vollmondschein der Tropennacht liegt hell vor uns das weite Grasland mit seinen Menschenmassen; und im berechtigten Selbstgefühl und Selbstvertrauen werden stolze Gedanken gedacht, stolze Worte gesprochen.

Oder aber wir blieben, namentlich während der Regenzeitswochen, im Hause, den Tisch ans Feuer gerückt, das lustig in der Mitte des Raumes am Boden brannte, ich in meine Decken, mein trefflicher Doktor in seinen von mir dann stets mit neidischen Augen betrachteten Überzieher gehüllt. Das selbstgefertigte Schachbrett ward hervorgeholt und bei ihm und heißem Palmwein verflossen die Stunden.

Selbstgefertigtes Schachspiel? Jawohl. „Das Brett war bald fertig aus den Deckeln von Patronenkistchen, die Figuren sind Schrauben verschiedener Größe mit viereckigen Köpfen, auf denen sie standen; die Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt, die weiße Partie dadurch kenntlich, daß jede Schraube einen Schopf aus alter Verbandwatte bekam.“

Nicht selten war Hausball bei Zintgraff oder bei mir! Auch das schildert am besten die Aufzeichnung aus der vergangenen Zeit: „... Gelungen sind die Abendunterhaltungen, die wir jetzt schon ein paarmal arrangiert haben. Wenn wir am flackernden Feuer in unserm Hause sitzen und der mächtige Palmweintopf brodelt, so schleichen sich die Damen (wir besitzen bereits acht von Garega uns geschenkte Sklavinnen) der Station, Uandi an der Spitze, herein; auf ein Zeichen von ihr kauern sich alle nieder, klatschen dreimal in die Hände“ (die Begrüßungsart bei den Bali dem Häuptling und den Vornehmen gegenüber) „und werfen so sehnsüchtige Blicke auf den Palmweinhafen, daß wir nicht widerstehen können. Bloß eines Kopfnickens bedarf's und jede bringt im Handumdrehen eine Kalebassenschale zum Vorschein und acht schwarze Pfoten strecken sich damit entgegen. Bald taut die ganze Gesellschaft auf; es wird geplaudert, gelacht, gescherzt; wir kauderwelschen mit; übrigens lernt sich dabei gar manches von der Sprache. Schnell improvisieren die lustigen Dinger verschiedene Tänze, ganz graziös zum Teil, zum Teil — nun sagen wir — sehr stürmischer und andeutungsreicher Art. Auch die sechs Katzen stellen sich ein, an ihrer Spitze Kater Zwinkerbein mit wahrer Hiddigeigewürde.“ (Muß schon wieder einschalten: wir haben diese Tiere mit großer Mühe mit heraufgebracht und hier eingebürgert; im Grasland giebt es keine einheimischen Hauskatzen. Sie haben sich sehr gut eingewöhnt und stark vermehrt. Dem Kater gaben wir, warum, weiß ich nicht mehr, den Namen Zwinkerbein.) „Die zwei zahmen Meerkatzen von Mi-Yimbi sind auch mit bei der Partie und bald tollen

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Weiber und Katzen und Affen durch- und übereinander. Den Gipfelpunkt der Lust bildet es aber, wenn Zintgraff die altehrwürdige Expeditionsdrehorgel, pardon Symphonium, die noch von seinem früheren Zug hier herauf Garega aufbewahrt hatte, hervorholt und aufzieht. Am meisten imponiert der Radetzkymarsch. Und gestern, anlässlich einer solchen Abendunterhaltung, trat etwas ein, das den seligen Ben Akiba sicher Lügen straft: wir lehrten die Weiber oberbayrische Schnadahüpfeln und nach »der schönen blauen Donau« Walzer tanzen!“

Um 9⁰⁰, wenn mein meteorologisches Gewissen sich regte, ging's auseinander. Dann safs jeder von uns noch gar manche Stunde allein in seinem Hause und nach dem Scherz kam wieder der Ernst: wissenschaftliche Aufzeichnungen der verschiedensten Art, nicht zum letzten manche Sprachbereicherung, bei einem solchergestalt verlaufenen lustigen Abend gewonnen; Eintrag des Tagebuches, Berichte- und Briefeschreiben.

Palmöl-
lampe.

Der Beleuchtung bei all diesen vielseitigen Abendbeschäftigungen muß ich auch Erwähnung thun: ein leeres Blechgefäß, das einst kondensierte Milch enthalten, darauf ein viereckiges Stück Blech einer Blechdose für corned beef als Deckel. In diesem war in der Mitte eine runde Öffnung gemacht, darin eine abgeschossene Patronenhülse mit ausgestoßenem Boden als Dochthalter. Der Docht bestand aus zerfaserten und zusammengedrehten Zeugstreifen oder noch besser aus alter, verdorbener Verbandwatte. Palmöl vertrat die Stelle des Petroleums, und eine alte Pincette war Lichtputzschere. Das waren unsere Lampen.

Kerzen gehörten nicht selten ein paar Monate lang der Sage an; kamen wieder einmal einige Blechbüchsen mit solchen, so wurden sie sofort zum eisernen Bestand übergeführt für Marsch- und Alarmzwecke, und für die meteorologische Laterne. — —

Wie auf dem Marsch die schönen Tage zu zählen sind, so auch im Stationsleben die ungetrübten Zeiten. Ich habe mit den vorgeschilderten Abenden nur einiger Lichtseiten des Aufenthaltes auf Baliburg gedacht. Zur rechten Zeit lag der eine oder andere von uns am Fieber oder von quälenden Hautkrankheiten gepeinigt in seiner Hütte, oder schwere Palaver ließen den ganzen Ernst dort oben an Stelle gemütlicher Unterhaltungen treten. Am 5. Mai 1892 stieg Zintgraff ins Waldland hinunter; und fortan hatten für mich, solange ich noch auf Baliburg safs (bis zu meinem Abmarsch im Januar 1893), die abendlichen Zusammenkünfte und Plauderstunden ein Ende.

Die Gleichmäßigkeit des Tageslaufes ^{Eintönig-} in ruhigen Zeiten wird nicht ^{keit.} selten, wie allerorten, zur Gleichförmigkeit und Eintönigkeit. Da schaltete ich dann ab und zu größere Felddienstübungen mit meinen Soldaten ein oder die ganze Stationsbesatzung ward fortgeschickt, um Bambus (die riesigen Blattrippen der Weinpalme; nicht zu verwechseln mit dem indischen Bambus!) zu Hausbauten u. s. w. zu hauen und auf die Station zu schleppen. In letzterem Fall, oder wenn drüben im Dorfe die großen Tänze gefeiert wurden, wozu wir unsere Soldaten beurlaubten, konnte ich mich für einen oder mehrere Tage als dienstfrei betrachten. Da hat sich dann das Jägerblut in mir geregt. Mein trefflicher Doktor machte für mich den Laubfrosch und ich nahm Jagdurlaub. —

Ich lade den Leser ein, mich auf meiner ersten Elefantenjagd im Grasland zu begleiten, die außerdem eines tragikomischen Anstriches nicht entbehrte.

„Heute früh der alte, biedere Büffeljäger Kunyam“ (ein Bali) ^{Eine Elefan-} „gekommen: er hätte nicht weit von der Station die frische Fährte eines ^{tenjagd.} Elefanten entdeckt; ob der »fuon ssissa« ihn nicht schießen gehen wolle. Ich konnte mich frei machen und zog los mit Mbarra dem Koch, Sullu und Baioko, drei Weijungen, die ganz passable Elefantenjäger waren und denen man schon ein Gewehr/88 in die schwarze Pfote drücken konnte. Zwei Stunden östlich der Station bereits auf die Spur gestossen, sie führte quer über den Weg zur Königsfarm; ihr nach-Voraus Kunyam mit einer gewaltigen Steinschloßflinte, dann ich, hinter mir die drei Weijungen und mein kleiner Balidiener Banting. Die Fährte ging in eine Raphianiederung, den Lieblingsaufenthalt der Tiere. Der Führer, vielleicht sieben, acht Schritte voraus, war gerade um eine Windung gebogen, so daß ich ihn einen Augenblick aus den Augen verloren: da kracht ein Schuß unmittelbar vor mir, und bevor ich recht wußte, was eigentlich los, sehe ich schon auf dem ausgetrampelten Pfade einen Elefanten mit Rüssel hoch in seinem schwerfälligen Galopp ankommen. Gerade noch Zeit zu einem Satz seitwärts ins Gras; braust er schon vorbei an mir. Rückwärts blickend, sehe ich die Kerls hinter mir, ebenso überrascht wie ich, rechts und links in's Gras hüpfen wie Frösche in den Teich. Dann erhoben wir uns, rieben die respektiven Körperstellen und sahen uns an. Auch Freund Kunyam kam beduckt zurück; natürlich der Kerl hat die Geschichte verpatzt. Er stieß ganz plötzlich auf das gemütlich fressende Tier und in der Verblüffung brannte er seine Schlüsselbüchse auf einen höchst unweidmännischen Körperteil desselben ab. Der Elefant, sehr ungehalten ob dieser Störung seiner Mahlzeit, machte kurz kehrt und entfernte sich

auf demselben Wege, auf dem er gekommen. Nun ging's nach auf der frischen Fährte. Und nach dreistündiger Verfolgung tauchte er urplötzlich und ebenso unerwartet wieder auf wie das erstmal, auf ganz kurze Entfernung an einem Bach an uns vorbei. Es gelang mir und einem Jungen, ihm drei Schuß aufs Blatt beizubringen. Die schweißsige Spur, gelbe Körperchen in den Blutstropfen, zeigte, daß er gut getroffen war. Von neuem nach, doch nach weiteren zwei Stunden — es war 5⁰⁰ p. m. — hatte ich genug und brach für meine Person die Verfolgung ab. Die Jungen baten, weiter folgen zu dürfen. Mit Vergnügen. Um 7⁰⁰ p. m. wieder hier angekommen und schreibe jetzt um 9³⁰ bei einer Tasse Thee und meiner Balipfeife hundsmüde mein Tagebuch ein.“

„Zwei Tage später. Das war vorgestern und gestern noch eine Hetze. Jetzt habe ich die Zähne von dem Gesellen doch noch gekriegt; gewichtige Exemplare, jeder 1,73 m lang und 58 Pfund schwer. Doch hübsch der Ordnung nach aufgezeichnet; wird mir später 'mal noch Spas machen, diese Jagd zu lesen.

Ich wollte vorgestern gerade zu Bett gehen, als plötzlich Kunyam, Baioko und der Koch noch auf die Station kamen. Da hörten wir schöne Geschichten. Die Kerle hatten den Elefanten also noch weiter verfolgt, trafen ihn auch nochmals an einem Bach, wo er sich mit dem Rüssel Wasser auf seine Wunden spritzte, und knallten nun drauflos. Da hat er sich plötzlich gewendet und, ehe sie Zeit zum Fortlaufen gehabt, schon Mbarra und Sullu niedergeworfen. Den ersteren habe er mit dem Rüssel weggeschleudert gegen einen Baum (Mbarra hatte auch eine tüchtige Schramme auf der Stirn). Baioko konnte rechtzeitig hinter einen Baum flüchten. Da hätten sie beide noch gesehen, wie der Elefant auf dem armen Sullu herumgetrampelt sei; dann seien sie weiter gelaufen. Getroffen hätten sie ihn sicher, da sie alle drei zum Feuern gekommen und jeder vier bis fünf Schüsse gemacht habe.

Gestern früh nun zog ich auf das hin mit den beiden Jungen hinaus, nach dem Elefanten zu sehen und den armen Sullu, der ja zu Brei zerstampft sein mußte, einzugraben; dazu nahmen wir Spaten mit und ein Stück Zeug, die Leiche einzuhüllen. In der Richtung auf Bandeng zu ging's über Bamignie hinaus an zahlreichen, 4 bis 5 m tiefen, gut versteckten Wildgruben vorbei. In Bamignie schlossen sich, lüstern auf den winkenden Elefantenbraten, 60 bis 70 Einwohner an; auch von Bali her folgte eine stattliche Zahl, gelockt von gleichen Gelüsten und auch aus Vorsicht. Denn bald nach Bamignie ging's schon in

feindliches Gebiet; vorsichtig wurden kleine Trupps vorausgeschickt: eine Jagd, bei welcher man unter Umständen selbst das Wild werden konnte.

Aber was erfahre ich hier! Sullu nicht tot, war gestern im Dorf und heute bereits wieder fidel hinaus, sein Gewehr zu suchen. Also unsere Totengräberwerkzeuge hier gelassen, nur ein paar Beile mit zum Elefantenzerwirken. Als wir um einen Hügel herumbogen, sahen wir rings an den Hängen viele Neger in Gruppen hocken. Schon glaubten wir, es seien Feinde; da kam plötzlich unser »toter« Sullu angetrabt und nun gab's große Freude und Begrüßen; es waren auch keine Bandengs, sondern Buschleute, die den Elefanten mit aufspüren helfen wollten. Sullu hatte heute früh den Elefanten nicht mehr am Platz gefunden; er mußte also noch leben und sich hier wo herumtreiben. Der wackere Bursche war gestern allerdings von dem Tiere niedergeworfen worden, hatte aber mit seltener Geistesgegenwart, den Füßen des über ihm stehenden Tieres ausweichend, sich an ein Vorderbein geklammert, so von ihm wegschleudern lassen und sich dann hinter einen Baum versteckt.

Nun ging die eigentliche Suche an. Angeschossen war er jedenfalls schwer; von mir und den Jungen hatte er zusammen sicher seine 12 bis 15 Kugeln im Leibe: also voraussichtlich schlechter Laune. Dazu war durchaus nicht ausgeschlossen, in der linken Flanke die Bandengs auftauchen zu sehen. Einige Bali, die drei Jungen und ich pirschten durch das hohe Buschgras mit seitlichen Abständen dem Platz zu, wo gestern der Kampf war. Es war faktisch nicht gemütlich, so durch zu gehen. In dem hohen Gras konnte man das Tier ja nur in unmittelbarer Nähe erst sehen, und daß der dann heute attackierte, war wohl sicher. So kamen wir auf den Platz. Elefant nicht mehr da; alles zerstampft, Büsche ausgerissen, ein Gewehr ganz zusammengedreht, ein zerschmetterter Kolben daneben mit tiefen Bissen d'rin, große geronnene Klumpen dunklen Blutes — er nicht. Nun teilten wir uns, bachauf- und -abwärts weiter zu suchen. Bald höre ich hinter mir zwei Schüsse knallen, und Freudengeschrei. Ärgerlich, daß ich nicht auf ihn gestoßen, eile ich herzu. Da lag der Kolofs im Wasser; er war schon verendet und die Schüsse sollten nur Signal sein. Bloß der aufgetriebene Bauch sah etwas heraus, alles andere unter Wasser.

Nun, wie ihn herauskriegen? Ufer miserabel; köstliche Bilder. Die Kerle paddelten hinüber, steigen auf ihn hinauf, rutschen aus, fallen ins Wasser, wieder hinauf u. s. w. Ich übernehme, soweit mög-

lich, die Direktion, setze mich auf den überhängenden Ast eines Baumes und fange an zu kommandieren, so laut ich schreien kann, unterstützt durch einen langen Balispeer, mit dem ich zum großen Gaudium aller und selbst lachend, in die Bande hineinleuchte. Buschrobs werden gekappt; nach vielen, verunglückten Versuchen Kopf und ein Bein gefasst, in Schlingen gelegt und der Schädel wenigstens so weit außer Wasser gehoben, daß er mit Beilhieben vom Körper getrennt und ans Land gezerrt werden kann. Den Wedel, die Jagdtrophäe, hat natürlich schon längst einer unter Wasser abgeschnitten und mir als dem, der dem Tier die ersten und vielleicht auch schwersten Schüsse beigebracht hat, überreicht. Ich benutze ihn gleich als Fächer gegen die Fliegen. Nun beginnt mittels Beiles das Herausmeißeln der Stoßzähne. Unterdessen hat sich der ganze Schwarm über den an vielen Lianen hängenden, bald sich hebenden, bald senkenden Riesenleib gemacht und die Bilder und Szenen, die sich da beim Zerwirken unter so schwierigen Verhältnissen abspielten, spotten aller Beschreibung. Am meisten mußte ich über zwei Kerle lachen, die, auf dem Körper mühsam festen Fuß fassend, gleich mit ihren Messern anfangen, sich ein paar Brocken Fleisch herauszuschneiden. Der eine, scheint es, hat ein größeres Stück erwischt als der andere: darob Zwist und — kurz entschlossen, reißt der letztere dem ersteren den ganzen Brocken blutenden Fleisches aus der Hand und feuert ihn auf kürzeste Distanz dem anderen mitten ins Gesicht, daß dieser von seinem wackeligen Standpunkt kopfüber rückwärts ins Wasser schießt; aber auch der Sieger verliert das Gleichgewicht und fällt auf der anderen Seite des Elefanten ins Wasser. Ein donnerndes »ayilato«¹⁾ aus hundert Kehlen begrüßt das unerwartete Ende dieses Zweikampfes.

Ich überlasse nun den Elefantenleichenam seinem Schicksal und trete mit den inzwischen aus dem zertrümmerten Schädel herausgemeißelten Zähnen und dem Elefantenwedel den Rückmarsch nach Bali an. Unterwegs gerieten wir noch in ein tüchtiges Hagelwetter und klappernd vor Frost und patschnafs, aber nichtsdestoweniger vergnügt und stolz, und mit Freudengeschrei begrüßt, halte ich spät abends mit Zähnen, Schwanz und dem »Toten«, der grinsend den Spaten trägt, mit dem ich ihn eingraben wollte, den Einzug in Dorf und Station.“ —

Das sind erfrischende Tage und Zwischenfälle, an denen man dann wieder im gleichförmigen Stationsleben zehren kann. — —

¹⁾ Freudenruf der Bali; = das ist lustig, da muß man lachen.

Der wissenschaftlichen Thätigkeit kann der Forscher eigentlich erst auf der Station, überhaupt bei einem länger dauernden Aufenthalte, in umfassenderer und eingehenderer Form gerecht werden. Auf dem Marsch kommt naturgemäß hauptsächlich die geographische Forschung, und davon insbesondere die Wegeaufnahme auf ihre Rechnung; die anderen Aufgaben können nur flüchtiger behandelt werden. Im Vorbeigehen nur vermag der marschierende Reisende meteorologische, ethnographische, topographische, zoologische, sprachliche u. s. w. Notizen ins Tagebuch einzutragen; vielfach nur auf Grund von Erzählungen und Ausfragen der Eingeborenen, ohne sie durch persönliche Beobachtungen und Vergleichen auf ihren Wert und Unwert prüfen zu können. Nur was ihm in die Augen fällt, was ohne weiteres vor ihm liegt, kann er sammeln; gründliche, und damit richtige Einblicke in ethnographische, kulturelle, sociale, sprachliche Verhältnisse, in Tier- und Pflanzenwelt u. dergl. m. bekommt man erst nach Monaten und Jahren.

Wissen-
schaftliche
Thätigkeit.

Weil ich das aus eigener Erfahrung weiß — und jeder gewissenhafte Forscher wird es mir bestätigen —, bin ich immer entrüstet, wenn mir in dickleibigen Bänden, die noch dazu Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung machen, die Unverfrorenheit manches Reisenden entgegentritt, der nach einem Streifzug von wenigen Wochen, höchstens ein paar Monaten, noch dazu in dem Ton unbedingtester Unfehlbarkeit, eine derartige Fülle gerade von solchen Momenten zu bringen die Stirne hat, von denen jeder einzelne nur in monatelanger Beobachtung, erst nach vollständigem Vertrautsein mit Land und Leuten erkannt und richtig beurteilt werden kann.

Die in Abschnitt III, S. 127 u. f., niedergeschriebenen Grundsätze bei Bethätigung wissenschaftlicher Forschung gelten in ihrem vollen Umfang natürlich auch für die wissenschaftliche Arbeit auf einer Station.

Insbesondere nach einer Richtung kann nur eine solche gründliche Ergebnisse liefern: für die Meteorologie. Mir ist sie eine Lieblingsbeschäftigung geworden. Dank der Einführung in sie durch Herrn von Danckelman, unseren bekannten Meteorologen; und ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm für die Bearbeitung meiner Beobachtungen und die Anerkennung, die er ihnen zu schenken die Liebenswürdigkeit hatte, meinen Dank auszusprechen.

Für ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit liegen gleichfalls die Verhältnisse auf einer Station weit günstiger, als sie das Marschleben gewähren kann: für photographische Aufnahmen.

Was die Behandlung der Aufnahmen anlangt, so bin ich auf Grund gemachter Erfahrungen der Ansicht, daß man sich draussen damit begnügen muß, nur die Negative herzustellen; auf dem Marsch und auch auf der Station. Dem hiermit verbundenen allerdings großen Nachteil der Gewichtsbelastung stehen als Vorteile gegenüber: die Zahl der mitzuführenden, dem Verderb nur allzu leicht ausgesetzten Chemikalien wird wesentlich vermindert, Herstellung tadelloser Abzüge zu Hause ist gewährleistet; und andererseits ist doch die Möglichkeit gegeben, mißglückte Bilder zu erkennen und den Fehler durch Neu-aufnahmen wieder gut zu machen¹⁾. Eine Dunkelkammer auf der Station sich herzustellen, ist keine besondere Schwierigkeit und die vier roten Gläser, die man in die Wetterlaterne statt der weissen einsetzt, sind auch keine wesentliche Vergrößerung der Ausrüstung.

Das anfängliche Mißlingen unserer Aufnahmen schreibe ich, abgesehen von verdorbenen Platten u. s. w., einer zu langen Expositionsdauer zu, zu der wir uns namentlich bei bedecktem Himmel verleiten ließen. Die Lichtwirkung in den Tropen ist eben doch eine weit intensivere als in unseren Breiten.

Die Objekte, auch die lebenden, machten uns keine Schwierigkeiten; im Gegenteil. Besonders die klugen Graslandkinder, Männlein und Weiblein, hatten das größte Vergnügen, wenn sie uns „sitzen“ durften. Und das „ayilato“, wenn ihnen das mehr oder weniger schöne Konterfei auf der Platte entgegengrinste! Drollig war eine Frage der Weiber auf der Station, bevor sie selbst verewigt worden, als sie in meinem Hause auf dem Tisch zwei Bilder meiner Eltern sahen: „ob die andern Weissen in Deutschland alle so klein wären.“ —

In der kleinen Stationsbücherei befand sich der erste Band von Nachtigals Werk.

Mit welch anderen Gefühlen, mit welch anderem Verständnis liest man so etwas da draussen, selbst in der Wildnis, selbst auf Forscherpfaden! Da erst versteht man die ungeheuren, schier übermenschlichen Schwierigkeiten zu schätzen, die es gekostet haben mußte, eine solche Ausbeute nach Hause zu bringen. Neidlos, aber bewundernd schaut man zu solchen Männern auf. Zu Hause ist man vollkommen unfähig, ihre ganze Gröfse zu fassen; nicht wenige legen solch ein schlicht und anspruchlos geschriebenes Buch wohl gar beiseite: es

¹⁾ Falls Verwendung von Films bei den im vorigen und gegenwärtigen Abschnitt geschilderten Marsch-, Witterungs- u. s. w. Schwierigkeiten möglich ist (was ich nicht weifs), liegt die Sache ja viel einfacher: da hat Entwicklung lediglich der Negative nur die hervorgehobenen Vorteile ohne den (buchstäblich) ins Gewicht fallenden Nachteil.

Besseres
Verständnis
für die
Werke von
Forschern.

enthält zu wenig afrikanische Schauergeschichten von Menschenfressern und Jagdabenteuern. — —

Was Lebensweise auf der Station als Teil westafrikanischer Lebens-technik und, damit zusammenhängend, Ausrüstung anlangt, kann ich mich im großen und ganzen auf meine diesbezüglichen Ausführungen im vorigen Abschnitt berufen.

Die Gegenstände der Ausrüstung sind auch für den Aufenthalt Ausrüstung. auf einer Station die gleichen wie für den Marsch. Angaben über Zahl und Umfang lassen sich hier auch nicht annähernd geben; es hängt das von den verschiedensten Umständen, wie Entfernung von der Küste, Häufigkeit des Nachschubes, Grösse der Station und Stationsbesatzung u. a. m., ab.

Aufgabe der aussendenden Stelle bzw. des Führers einer Expedition wird es sein, schon bei Ausrüstung und Zusammenstellung einer solchen die Möglichkeit oder mehr, minder ausgesprochene Absicht einer Stationsanlage ins Auge zu fassen. Wo's dann noch fehlt, muß Nachschub die Ergänzung bringen. Ich mache ganz besonders aufmerksam auf die Wichtigkeit reicher Ausstattung einer Station mit Werkzeugen und mit ärztlicher Ausrüstung — in beiden Richtungen kann ich aus eigener, negativer Erfahrung sprechen.

Letztere ist ja nicht bloß für die eigene Person und die eigenen Ärztliche
Ausrüstung. Leute von größter Bedeutung, sondern auch für die Eingeborenen des Landes, die bei dem Weißen auf der Station Hülfe suchen; und glückliche, ärztliche Eingriffe festigen Ansehen und Anhänglichkeit rascher und nachhaltiger als manches Gefecht. Auch das habe ich selbst erfahren.

Während der im Februar und März 1892 in Balidorf wütenden Ruhrepidemie bin ich Tag für Tag mit Opiumlösung und Dowerschen Pulvern, gleich in ganzen Kalebassen angemacht, mit kondensierter Milch und Liebigschen Fleischtöpfen, mit Karbollösung zur Desinfektion von Haus zu Haus gewandert. Abgesehen von dem eben genannten praktischen Nutzen manch glücklicher Kur habe ich gerade bei dieser Gelegenheit vielfach Einblick in sociale und kulturelle Verhältnisse thun können, wie sie mir sonst vielleicht nicht möglich geworden wären. Für Übung in Wundbehandlung sorgten die unaufhörlichen Wege-
lagereien der Bali und unsere militärischen Unternehmungen. Mein erster schwerer „Fall“ in dieser Richtung war leider nicht glücklich: Noch spät nachts brachten mir die Bali einen Schwerverwundeten auf die Station; ein Speer stak ihm in der Brust, den Schaft hatten sie, wie sie das zu thun pflegen, sorgsam abgebrochen. Ich nahm alle

meine heimatlichen Lazaretkenntnisse zu Hülfe, und glaubte nach Erweiterung der Wunde die Speerspitze herausziehen zu dürfen. Ein Blutstrom aber aus dem Munde des Verwundeten übergofs mein zu ihm herabgebeugtes Gesicht und alles war vorbei. Die Speerspitze habe ich zum Andenken an diese erste Operation mir aufgehoben und ein zufälliger Blick auf sie vom Schreibtisch hat mir die Erinnerung wachgerufen. Doch habe ich immerhin manch armem Teufel Hülfe bringen können und das Vertrauen meiner Bali ging schliesslich sogar so weit, dafs eines schönen Tages ein hochschwangeres Weib in meiner Hütte erschien: „ich solle ihr helfen“! Geburtshelfer: darauf hatte ich zu Hause mich doch nicht vorbereitet. Ich sagte ihr auch, dafs ich da nichts verstehe; aber sie bat, in meinem Hause bleiben zu dürfen. Meinetwegen; und so ging die Geschichte vor sich unter meiner sehr passiven Assistenz, was wohl das Beste war.

Dafs ich während meines 20 monatlichen ununterbrochenen Aufenthaltes in der Wildnis keinen Arzt zur Seite hatte, glaube ich schon einmal gesagt zu haben.

Viel mehr als bisher sollten unsere jungen Herren Mediziner nach beendigten Studien sich bei Expeditionen und auf Stationen in Afrika ihre ersten Sporen verdienen. Abgesehen von humaner und rein medizinischer Thätigkeit kann gerade der Arzt vermöge seiner naturwissenschaftlichen Vorstudien reiche wissenschaftliche Ausbeute bringen.

Durch derartige ausgedehnte Inanspruchnahme schmolz unsere an sich nicht bedeutende ärztliche Ausrüstung bedenklich zusammen, so dafs ich schliesslich sogar ob eines Büchschens mit hypermangansaurem Kali als aseptischen Mittels froh war, das ursprünglich zu meinem Waschzeug gehörte.

Kann die Apotheke nicht gros genug sein, so empfiehlt sich bei einem anderen Ausrüstungsgegenstand eher Sparsamkeit: bei den photographischen Platten (und wohl auch Films), wegen der beschränkten Haltbarkeit.

Die bei der Marschausrüstung (Abschnitt III, S. 96 u. f.) aufgeführten Instrumente genügen der Zahl und Art nach auch für stationäre Arbeit in den bezüglichen Wissenschaften.

Instru-
mente.

Werkzeuge
u. s. w.

Neu treten hinzu gewisse Werkzeuge: und zwar die einfachsten Ackerbau- und Handwerkergerätschaften, wie Pflugschar, Hacken, Schreiner- und Zimmermannsgeräte. Auch die Mitnahme von einigen Rädern halte ich auf Grund eigener Erfahrung für höchst angezeigt, wenn man nicht in der Lage ist, gleich ganze Karren zerlegt mitzuführen. Das übrige Wagengestell und -kasten kann man sich dann

schon selbst zimmern. An der Herstellung von Rädern (ich wollte Schubkarren herstellen) scheiterte meine ganze aufgebotene Kunst trotz meiner artilleristischen Kenntnisse in den Handhabungs- und Herstellungsarbeiten. Erst als ein sächsischer Artillerieunteroffizier, Knetschke, ein sehr tüchtiger, verwendbarer Mann (gelernter Wagner), als Expeditionsmeister eintraf, gelang das Kunststück.

Nicht vergessen darf man schließlich die Mitnahme von europäischen Sämereien. Sämereien zur Anlage der Gemüsegärten.

Der im vorigen Abschnitt S. 85 beschriebene Lageranzug wird nunmehr zum Stationsanzug; solange man so schöne Sachen besitzt. Der Stationschef, das Mädchen für alles, wird nicht selten zum Schneider und Schuster und ich bin oft dagesessen, tief in Gedanken über irgend ein schwieriges Hosen- oder Stiefelproblem. „... Muß Euch doch meine gestrige Ostersonntagsbeschäftigung schildern“ — schreibe ich in einem vom 18. IV. 92 an meine Angehörigen datierten Briefe —, „damit Ihr seht, was ein königlich bayrischer Leutnant alles kann. Ich konnte die schon längst dringend notwendig gewordene Putz- und Flickstunde nicht mehr länger hinausschieben. Dr. liegt an einem kleinen Fieberchen und so entschloß ich mich gestern Nachmittag dazu. Zuerst kamen die Stiefel dran. Bald waren sie mit frischen Sohlen versehen und ein paar Absatzflecke aufgeschraubt. Das Ding kannte ich schon von den Märschen. Entschieden verwickelter war die Herstellung eines gebrauchsfähigen Beinkleidungsstückes aus zwei alten gänzlich zerrissenen Schlafhosen fürs tägliche Dasein zur möglichsten Schonung meiner einzigen noch passablen Marschhose. Als Flickmaterial verfügte ich über ein aus der Hinterlassenschaft des armen Spangenberg“ (gefallen 31. I. 91 bei Bandeng) „erstandenes tadelloses Damenhemd. Weißt übrigens der Himmel, was der mit dem Dinge da draussen vorhatte! Ich entwarf nun folgenden Kriegsplan: die vier Hosenbeine zusammen gaben voraussichtlich zwei ganze, neue; aber eine bedenkliche Blöße klaffte dann immerhin noch. Diese muß das Hemd ausfüllen helfen. Auch dessen überschießende Teile finden ihre Verwendung. Das Vorderteil kommt also auf die Hose. Was dann noch überbleibt und das Rückenblatt giebt willkommenes Verbandzeug, und damit Ihr seht, wie alles ausgenutzt wird und ein Leutnant auch hierin Bescheid weiß: die seitlich eingesetzten langen, schmalen Zwickel, wegen der Nähte als Verbandzeug nicht geeignet, sowie der Spitzeneinsatz (was er wohl für einen reizenden Busen einst bedeckt haben mochte?) werden aufbewahrt und finden nach und nach ihre Verwendung als Docht in der Palmöllampe ...“ — —

Stations-
anzug.

Der beste Feldsoldat ist nicht der, welcher stoische Unempfindlichkeit gegen Hunger und Durst und alle Strapazen zeigt, sondern der, welcher es versteht, unbeschadet jederzeitiger Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit alle Vorteile findig zu benutzen und für Schonung und Instandhaltung seiner körperlichen und damit geistigen Kräfte zu sorgen weifs. So oder ähnlich, jedenfalls in diesem Sinne lautet ein altes Soldatenwort. Im Quartier in der Heimat, in Afrika auf einer Station kommt das zur Geltung. Dafs ich damit nicht etwa meine, man müsse zur Schaffung gröfster Bequemlichkeit auf einer solchen eine Menge schöner Dinge von zu Hause mitnehmen; dieser Mißdeutung bin ich wohl nach meinen bisher entwickelten Anschauungen nicht ausgesetzt.

Habe ich durch diese eben niedergeschriebene Regel einen meiner Marschgrundsätze, den: möglichster Einfachheit des Gepäcks, für das Stationsleben etwas abgeändert, so besteht der zweite: nur mit Einheimischem zu arbeiten, hier noch mehr zu Recht als auf der Wanderung. Thatsächlich wird die Einschränkung des ersten Grundsatzes nichts anderes als weitgehendste Anwendung des zweiten. Denn alle und jede Behaglichkeit in Ausrüstung und Lebensweise mufs aus dem Lande, in dem die Station liegt, bezogen werden.

Ich verlange auf einer Station im innersten Innern Afrikas eine — es giebt wirklich keinen deutschen Ausdruck, der das alles in einem Wort so vereinigt wie das englische — komfortable Einrichtung der Europäerwohnung, eine komfortable Lebensweise. Erstere, als eigener Hände Arbeit, wird sich immer und überall, letztere meistens erreichen lassen; beides, ich wiederhole, nur mit einheimischen Materialien.

Komfor-
table Aus-
stattung.

Auf dem Marsche ist eine Negerhütte, ein Ssongo, darin das Feldbett, ein paar Blechkoffer als Tisch, Stuhl und Waschtisch, ein prächtiges Quartier. Auf der Station genügt das nicht.

Die Verbesserungen beim Hausbau selbst habe ich bereits aufgeführt. Nun kommt hierzu Fertigung von allerlei Hausgerät.

Auf Baliburg sah's in unsern Häusern bald ganz wohnlich aus. Meinen Palast (Abb. 8) z. B. beschreibe ich folgendermafsen. „Baliburg, 15. IX. 91. Heute Haus endlich fertig. . . . Vom bekiesten Weg steigt man drei Stufen hinauf zur Veranda mit breit ausladendem Sonnendach und Mattenwand auf der Windseite. An der Wand neben der Hausthüre ein breites, schönes Ruhebett aus den gespaltenen Blattrippen der Raphia; davor ein grofser Tisch auf Pfosten in der Erde. An den Verandapfeilern winken an Lianenschnüren verlockend ein paar mächtige Trauben Bananen, von denen einige bereits

Abb. 8. Mein Haus auf Baliburg
(Eindecken mit Gras).

die erwünschte, goldgelbe Farbe zeigen. Ins Innere tretend, kommt man zuerst ins Wohnzimmer, enthaltend einen Tisch, einen Stuhl (natürlich selbstgefertigt), ein altes Feldbett wieder auf ein paar neueingesetzte Beine gestellt, einen protzenhaften, gleichfalls selbstgebauten Bambuslehnstuhl. An den Wänden zwei Fenster mit Schiebeladen; Holzpföckchen als Kleiderhalter; als Wandschmuck ein paar Speere, Felle, Gehörne und meine bis jetzt erbeuteten drei Elefantenschwänze, dazu ein getrocknetes Elefantenohr, das mir zu Hause mal ein gewifs eigenartiges Rauchtischchen abgeben soll. Dann kommt das Schlafgemach: eine grofse, breite Bettstelle gleich dem Ruhebett auf der Veranda, darauf ein weicher Bananenblätterstrosack; wieder ein Bambuslehnstuhl, ein kleines Tischchen als Nachttisch, ein weiteres als Waschtisch. Neben dem Bett der stets bereite Marschanzug, Stiefel aufgehängt von wegen der Rattenbesuche, Marschkoffer, Feldbett, Rucksack u. s. w.: alles fertig gepackt. Eine kleine Thür führt von hier ins Freie unter ein Grasdach, allwo ich meine morgendlichen Abgiefsungen mir durch meinen Banting überschütten lasse. Auch intimere Schlafzimmereinrichtung ist vorhanden: eine grofse, leere Spiritusblechbüchse; der halbgeöffnete Deckel ist zugleich Griff“

Später habe ich als passende Wandverzierung noch die zerschossenen Scheiben aufgenagelt, und wir nannten das also mit Gemälden ausgestattete Zimmer scherzweise „den Ahnensaal derer auf und zu Baliburg“.

Nur das Problem der Rauchableitung blieb ungelöst. Aber schliesslich bekommt das Innere das Ansehen einer ganz hübschen, dunkeln Holztäfelung, und man wird gegen das Qualmen ziemlich unempfindlich. Jedenfalls habe ich lieber hier und da eine Thräne geweint, als nachts, und in der Regenzeit auch bei Tage, auf das lustig prasselnde Feuer, das aufser der Wärme auch ein ganz behagliches Stimmungsbild schafft, verzichtet.

Auch an zutraulichen einheimischen Hausgenossen fehlte es nicht. Von der zweifelhaften Annehmlichkeit zahlreicher Rattenbesuche abgesehen, beherbergte mein Haus nicht selten als wochenlange Gäste einige Chamäleons. Sie wurden schnell heimisch und kamen herangekrochen, wenn ich ihnen eine Fliege vorhielt; ein blitzschnelles Herausschiefsen des Züngleins — und sie war verschwunden. Ich habe viel Spafs an ihnen gehabt, wenn ich ihren ungeheuer bedächtigen, langsamen Marsch- und Kletterübungen zusah; ihre drolligen Augenbewegungen belustigten, und am meisten die bekannte cholerische Anlage der Tierchen, in der sie bei dem geringsten Ärger ihre falten-

reiche Haut in allen Regenbogenfarben spielen ließen. Und das höchste an Komfort auf meiner Station besorgte ein vierfüßiger Bewohner der Savanne. Nicht selten roch es auf den Wegen und sogar in einigen Häusern nach Bisam. Eine Zibetkatze (*Viverra civetta*) stattete offenbar der Baliburg bisweilen Besuche ab; zu Gesicht habe ich dieses lebendige Parfümfläschchen nie bekommen. —

So viel über Ausrüstung bei stationärem Aufenthalt in der Wildnis, und ihre Erweiterung. — —

Komfortable Lebensweise.

Die Lebensweise draussen überhaupt habe ich bereits in den beiden vorausgegangenen Abschnitten eingehender besprochen; auch im gegenwärtigen schon an einigen Stellen berührt. Es erübrigt mir also hier nur mehr, nachzuweisen, wie man auch in dieser Hinsicht das Leben auf der Station komfortabler gestalten kann und soll.

Dabei habe ich zunächst einmal die Magenfrage im Auge. Auf dem Marsch ist Essen und Trinken in erster Linie Mittel zum Zweck; die Marschstrapazen und -aufregungen selbst sind die beste Würze. Auf der Station ist das anders: hier wird das Essen Selbstzweck! „Pfui, wie gemein!“ klingt's mir im Geist in die Ohren. — Ich habe absichtlich so gesagt; verwahre mich aber feierlich gegen allzu materielle Verdächtigung. Man denke nur an die allenfalls annähernd damit zu vergleichenden Verhältnisse zu Hause: an Manöver- und Garnisonsleben. Sitzt man von früh bis Abend im Sattel, dann, meine ich, schmeckt auch im einfachsten Dorfwirtshaus das einfachste Essen ganz vortrefflich, und giebt's am anderen Tage im nächsten Quartier ganz dasselbe Gericht, so schmeckt es auch da wieder. Anders im weniger abwechslungsreichen, weniger anstrengenden Garnisonsdasein: da ist und ist man um ein gut Teil wählerischer. So auch im Busch. Die Tag für Tag nach anstrengenden Märschen erscheinende Buschsuppe mündet, jedesmal aufs neue sehnlichst erwartet; auf der Station will der Magen Abwechslung. Es ist hier wie dort nicht bloß Geschleckigkeit der Grund, sondern die Forderung der Gesundheit, die sich in diesem Verlangen geltend macht. Draussen natürlich um ein gut Teil mehr: da muß der in den Tropen sowieso schon ganz anders in Anspruch genommene Körper des Weißen Abwechslung in der Nahrung bekommen. Diese gebieterische Naturforderung zu erfüllen: ist Aufgabe und Pflicht sachgemäßester Lebensweise. Diese Naturforderung zu erfüllen ohne europäische Konservenbüchse, aus dem Lande selbst: ist Aufgabe und Kunst des buscherfahrenen Stationsleiters.

Unabhängigkeit von europäischen Lebensmitteln.

An Stoff hierzu aus Pflanzen- und Tierreich fehlt es draussen

wohl selten und nur zeitweise; dann wird eben der Speisezettel einfacher. Wie sehr ich in Bezug auf Mannigfaltigkeit desselben verwöhnt war, entnehme ich einer Notiz in meinen Tagebüchern, laut der einmal ich über „verdammte einförmiges Essen“ höchlichst ungehalten war: „acht Tage Schwein, fünf Tage Ziege, sechs Tage Schwein heisst es nun bereits seit ein paar Wochen.“ In meinen Marschaufzeichnungen kommt wesentlich höhere Anspruchslosigkeit zum Ausdruck und bei Beginn des Stationslebens auf Baliburg beschreibe ich noch ganz begeistert, was man doch auf der Station aus solch einem Rüsselthier sich für schöne Sachen machen kann: „... Heute wieder ein paar Stunden an der vielseitigen Verwendung eines geschossenen Schweines gearbeitet: Leber heute abend im eigenen Fett gebraten, zwei Keulen für morgen und übermorgen als frische Braten aufbewahrt, Fett ausgebraten, Kopf und Füße eingesulzt, zwei Keulen und den Ziemer als Sauerbraten eingelegt, das übrige wird dieser Tage als Kotelettes und kalter Schweinsbraten oder in der Buschsuppe verzehrt. ...“

In meinem oben (S. 170 u. f.) teilweise aufgenommenen Stationsberichte habe ich von unserer Verpflegung auf Baliburg die europäischen Gemüse bereits aufgeführt. Hier die Aufzählung der Landesprodukte selbst, nebst der Preisangabe der einzelnen (in deutsche Geldwerte umgesetzt).

Einheimische Produkte aus Tier- und Pflanzenreich.

Aus dem Tierreich:

Rindvieh; mußte von umwohnenden Stämmen gekauft werden, da die Bali solches nicht haben, 7 bis 10 Mk.

Ziegen; eine große Ziege 2,50 bis 3 Mk.

Schafe; glatthaarig, die Hammel mit langer, voller Mähne an Brust und Hals, gleichfalls 2,50 bis 3 Mk.

Schweine; ein fettes Schwein gleicher Preis wie von Schaf und Ziege. Die besten Schweine züchtete Bamefson.

Hühner und Kapaunen; ein großes Huhn 25 Pfg.

Das waren die Haustiere, die auch den Bestand unseres Vieh- und Geflügelparkes bildeten.

An Wildpret gab es: Antilopen, namentlich die zierlichen Zwergantilopen schmeckten wie zarter Rehbraten; Elefanten: war auch das Fleisch zum Essen zu zäh, so lieferte es doch eine sehr gute, kräftige Fleischbrühe, und mit Elefantenfett haben wir bei Mangel an Schweinefett stets ganz gerne unsere Braten hergestellt; bisweilen brachten die Bali ein kleines dachsähnliches Tier, das sie „ssibisi“ nannten, es hatte zartes Fleisch. Dann an Federwild: Frankolinen und verschiedene Taubenarten.

Noch reichhaltiger waren die Bodenerzeugnisse:

Bananen; zwei große Trauben 25 bis 40 Pfg.

Koko

Jams

Süße Kartoffel

Negerhirse

Mais

Erdnüsse

Bohnen

Kürbisse

in großen Körben oder Säcken von etwa 3 bis 4 Liter Inhalt: schwankte der Preis für einen Korb oder Sack zwischen 25 und 50 Pfg. und wurde gewöhnlich in Perlen verlangt.

Palmöl; eine Kalebasse von 2 bis 3 Liter Inhalt 25 bis 40 Pfg.

Pfeffer

Kolanüsse; ein Sack 25 bis 50 Pfg.

Honig; eine Kalebasse 0,50 bis 1 Mk.

„mpa“; eine walnufsartige, ölige, wie Mandeln schmeckende Frucht.

Tabak; ein Korb 25 bis 30 Pfg.

„essuga“ (kleine aus Pfeffer, mpa, Erdnüssen, Maismehl und noch einigen Gewürzen gefertigte, sehr wohlschmeckende kleine Knödel) seien als einheimische „Delikatesse“ hier auch noch genannt. (Wie und wo die letzteren, ebenso wie eine gewöhnliche Speise der Neger: die großen aus Mais, Koko, gerösteten Bananen und Palmöl zusammengekneteten Klöße, ihre rundlichen Formen erhalten, will ich doch, als von gastronomisch-kultureller Wichtigkeit, gleich hier schon einschalten: die Ballen werden von den Weibern auf dem Bauch auf und ab gerieben, bis sie die Kugelgestalt haben.)

Einheimische Getränke.

Schließlich der Getränke nicht zu vergessen: Palmwein, von der Raphiapalme, und Durrhabier, aus der Negerhirse zubereitet.

Beinahe den ganzen Bedarf an all diesen Bodenerzeugnissen konnte ich aus den Pflanzungen der Station decken; außerdem kamen zum Verkauf dieser Dinge, hauptsächlich vormittags, Männer und Weiber aus dem Dorfe auf die Station, priesen ihre Schätze an, handelten und feilschten: das ganze Getriebe eines heimischen Wochenmarktes spielte sich da oft ab. —

Ich meine, wenn man dieses stattliche Lebensmittelverzeichnis liest, sich dazu die europäischen Gemüse in Erinnerung ruft: dann muß man schon sagen, daß in den Hochländern Nord-Kameruns gerade kein Hungertod zu befürchten ist. Aus dieser Menge von Rohstoffen kann man bei nur einigermaßen vorhandenen Kochanlagen Speisezetteln zusammenstellen, auf denen sich in einer Woche kaum ein Gericht wiederholt. Und erst die Zusammensetzungen!

Aus Jams, Eiern, Maismehl und Elefantenfett, darauf Bananenschnitten, haben wir uns ausgezeichnete Pfannenkuchen gebacken; aus Bananen und Honig, Kürbissen und Honig vorzügliches Kompott bereitet. Gehacktes Fleisch (wenn's nicht mehr ganz frisch war, reichlich mit Pfeffer getränkt) in ausgehöhlten Kürbissen gedämpft, schmeckt prächtig; und geradezu stolz war ich auf meinen selbsterfundenen Kartoffeldampfhafen, aus dem tadellos aufgesprungene Kartoffeln geboren wurden und, mit Schweine- oder Elefantenfett gegessen, mir die heimatlichsten Gerichte vorführten. Ich besaß eine dunkle Erinnerung an die Konstruktion der in der elterlichen Küche hierzu benutzten Gefäße: unten ward durch kochendes Wasser Dampf entwickelt und oben dadurch die Kartoffeln gar. Endlich kam mir ein Gedanke und ward sofort in die Wirklichkeit umgesetzt: eine der Platten des Symphoniums wurde in den Kochtopf durch Zuschneiden u. s. w. eingepaßt, durch die Durchbohrungen für die Stiftchen konnte der Dampf des in der unteren Hälfte des Topfes befindlichen Wassers durchdringen und die auf der Platte liegenden Kartoffeln dämpfen.

Ganz leidlichen Essig bereitete ich mir aus Bananen: süße, reife Bananen wurden fest in einen großen Steintopf gestopft, dieser zugebunden und acht Tage stehen gelassen. Der Saft der in Fäulnis und Gärung übergegangenen Früchte dann in leere Cognakflaschen abgezogen, darin einige Tage der Sonne ausgesetzt, wieder abgezogen — und der Essig war fertig.

Auch an die Herstellung von Brot aus Maismehl habe ich mich gewagt; in Ermangelung eines regelrechten Treibmittels versuchte ich es mit saurem Palmwein. Weiter empfehlen kann ich dieses Rezept nicht, wenngleich wir auch diese — nun nennen wir es immerhin — Brote mit Appetit verspeisten; bei lebhafter Einbildungskraft konnte man, wenigstens in der Form, eine Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen heimischen Bäckergerwerbes finden.

Man wird mir nun schon aufs Wort glauben, daß ich allmählich auf europäische Genüsse, d. h. auf europäische Konserven u. s. w. gerne und ganz verzichten lernte. Aufser Salz, Thee, Kakao, etwa noch Milch und Zucker, gab's auf Baliburg nichts derartiges mehr. Ja, ich gewöhnte mich sogar derart an diese einheimische Küche, daß ich in meinen Tagebuchaufzeichnungen regelmäßig beim Vermerk des Eintreffens einer Karawane am nächsten Tag Einträge von leichtem Fieber, Magenverstimmung, Übelkeiten und dergl. finde. Dann hatte sich sicher beim Nachschub ein oder das andere europäische Genußmittel befunden, wovon zu kosten man sich verleiten liefs, schon weil

Gewöhnung
an die ein-
heimische
Küche.

der Verderb derselben einen ordentlich reute; und jedesmal quitierte der afrikanische Magen mit einem mehr oder minder leichten Unwohlsein. Schliesslich habe ich thatsächlich alles, was an europäischen Genüssen sich heraufand (viel war's ja so nie und oft trat der Fall auch nicht ein), ausser den genannten fünf Dingen unberührt gelassen und nach Auffrischung des eisernen Bestandes wieder an die Waldlandstationen zurückgegeben.

Und als einmal auch Kakao, Zucker und Milch ausgingen und ein paar Monate lang nur mehr der Sage nach auf Baliburg bekannt waren, „begann“, so schreibe ich in meinem Tagebuch, „eine neue Ara: die des Honigpappes. Jeden Morgen wird in der Stationsküche eine grosse Pfanne voll Maismehlbrei angerührt und einige Löffel Honig hinein gethan. Davon ein paar dampfende Teller voll schmeckt prächtig. Auch in die Theetasse ein Löffelchen Honig thut die gleichen Dienste wie Zucker; so dass wir also ausser Thee und Salz gar nichts Europäisches mehr verwenden“.

Diese beiden Dinge mangelten glücklicherweise nie, und so vermiste ich eigentlich nur Brot und gute Eier. Letztere kennt der Neger als Lebensmittel nicht, und man erhält selten frische. Wenn ich schliesslich auch in dieser Hinsicht meine Anforderungen herunterschraubte, so war es doch ein freudiges Ereignis, als ich endlich meinen Geflügelpark auf eine solche Zahl gebracht hatte, dass ich nicht nur für den täglichen Bedarf Eier bekam, sondern mir auch einen Vorrat anlegen konnte.

Ein paarmal war der Hühnerstall in grosser Gefahr.

Eines schönen Tages entstand auf der Station am hellen Mittag ein entsetzliches Angstgegacker und einer meiner Leute kam hereingestürzt: „massa, come quick for outside, one lapard catch all the fowls.“ Als ich mit rasch ergriffenem Gewehr aus dem Hause eilte, sah ich gerade noch den frechen, gelbpelzigen Räuber im hohen Gras verschwinden. Zum Schuss war's zu spät. Auf dem freien Platz vor der Station lagen zwei zerfleischte Hühner, eines fehlte, und die andern kreischend in alle Windrichtungen zerstoben. Noch ein zweites Mal hat eine solche Katze einen Plünderungsversuch gemacht, nachts.

Schlimmeren Ausgang, auch für mich, nahm die Gefährdung des Hühnerhofes durch weit kleineres, aber auch weit gefürchteteres Viehzeug: durch Ameisen. „Baliburg, 19. IX. 92. . . . Heute Nacht durch ganz eigenen Lärm im Hühnerstall (besitze seit drei Tagen 28 Hühner) geweckt. Erhebe mich mühsam und hinke hinaus (bin ja seit Wochen gepeinigt von unaufhörlichem Hautausschlag am ganzen Körper); sehe

aber anfänglich nichts Verdächtiges. Plötzlich fühle ich am ganzen Körper ein Beißen: die Ameisen! Sie waren in den Hühnerstall geraten, und nun auch über mich. Den rechten Arm bewegungslos eingebunden, überall sonst verpappt und verbunden infolge dieser Pustelflechte oder was es ist; und nun auch noch von hunderten von Ameisen überdeckt und zerbissen. Natürlich alles herunterreißen, auch die klebenden Verbände, und die Ameisen abstreifen. Scheußlich zerbissen, mußte ich mich dann von neuem verbinden. Das that wohl auf die offenen, wunden Flächen der Haut! Eine mehrstündige, angenehme nächtliche Beschäftigung. — Die Hühner liefs ich frei; die armen Tiere fuhren wie verrückt heraus. Aber elf Stück lagen bereits tot, erstickt und zerbissen am Boden; nur mehr schwarze, unförmliche Klumpen, so dicht waren sie von Ameisen bedeckt.“

Köstlich naiv war die Logik der Bali beim Verkauf der Eier, nachdem sie sehr schnell die Liebhaberei des Weißen für diese Lebensmittelart erfaßt hatten. Es währte nicht lange, so verlangten sie für ein Ei so viel wie für ein Huhn, und begründeten das damit, dafs aus dem Ei ja doch auch einmal ein Huhn würde.

Brot war, wie gesagt, der zweite Gegenstand, dem ich hier und da in sehnsüchtigen Gedanken nachhing. Das selbstgebackene Maisbrot besafs ja nur eine sehr, sehr entfernte Ähnlichkeit. Da war denn grofser Jubel, als sich endlich einmal eine Büchse Backpulver nach Baliburg verirrt, und steigerte sich aufs höchste, als sogar etwas Weizenmehl in der Proviantlast sich fand. Nun ging's ans Backen. Fünf Brotlaibe gab's; und einen Tag afs ich gar nichts anderes als nur Brot; den würzigen Geruch sog ich dabei mit wahrer Andacht ein, jedes zu Boden gefallene Krümchen ward sorgsam wieder aufgehoben und verspeist. Auch das Maisbrot, mit Backpulver statt saurem Palmwein angemacht, bekam nun ein ganz anderes Aussehen.

Mein trefflicher Koch Mbarra und Baioko, mein Diener, lernten bei ihrem dem Neger überhaupt eigenen Geschick zum Kochen schnell die doch vielgestaltige Art und Weise der europäischen Zubereitung einheimischer Rohstoffe. Zusehen durfte man ihnen allerdings in ihrer Hexenküche nicht allzu lange, sollte sich der Appetit nicht vermindern; abgesehen von ihrer Liebhaberei, die Hühner meist bei lebendigem Leibe zu rupfen. Auch gegen so etwas kämpft man vergebens an; in Gegenwart seines Herrn unterläfst der Neger das dann wohl, hinter seinem Rücken geht alles nach wie vor. Mitleid mit Tieren ist dem Schwarzen ein unbekanntes Gefühl. —

Ich bin fest überzeugt, dafs wir dieser Lebensweise, die uns aufser-

Europäische
Zuberei-
tung.

dem fast ganz unabhängig von Proviantnachschub machte, unseren im grofsen und ganzen recht befriedigenden Gesundheitszustand zu verdanken hatten.

Der Lebensweise, und nicht minder der steten, geistigen und körperlichen Thätigkeit.

Dieser weiteren wichtigen hygienischen Forderung für das Leben in den Tropen nachzukommen, ist auf einer Station viel schwerer als auf dem Marsche. Dort besorgt das zum gröfsten Teil der Marsch selbst; anders auf der Station. Namentlich in den langen, langen Regenzeitwochen ist die Gefahr geistigen und körperlichen Verliegens sehr grofs. Kein gröfserer Feind aber in den Tropen als Langweile und körperliche Unthätigkeit. Jede Beschäftigung ist eine Arznei. Dadurch, dafs wir Tischler, Schreiner, Zimmermann, Gärtner und oft auch Koch waren, haben wir aufer den hierdurch erreichten besonderen Annehmlichkeiten nicht zum letzten für unsere Gesundheit gesorgt. An Sonntagen oder wenn wir sonst dienstfrei waren, haben Zintgraff und ich durch „Speerwerfen“ für körperliche Übung gesorgt. Damit dieser Sport mehr Reiz hatte, mufste jeder, der das Ziel fehlte, einen Schein auf eine Flasche Sekt ausstellen. Getrunken haben wir freilich die verfallenen Flaschen nie. Spaziergänge ins Dorf hinüber, in die Farmen, Jagdstreifen u. s. w.; all das waren Zwecke nicht nur, sondern auch Mittel zum Zweck: Erhaltung der Gesundheit.

Und diese nur in letzter Linie verstattet ja, dem auch auf der Station nicht minder wie auf dem Marsch geltenden allerobersten Hauptgrundsatz afrikanischen Lebens gerecht werden zu können: stete Marschbereitschaft dem Geist und Körper nach.

Stete Marschbereitschaft auf der Station mufs gewährleistet sein auch bezüglich der Ausrüstung.

Das, was ich im vorhergehenden Abschnitt als Ausrüstung im engeren und weiteren Sinne, für die eigene Person und für eine Expedition aufgeführt habe, mufs stets bereit liegen für eine allenfällige plötzliche „Mobilmachung“. Im Geschützschuppen auf Baliburg waren die Munitionslasten in einem Raume, in weiteren solche mit Tauschwaren und Proviant, Ausrüstung der Soldaten und Träger wenigstens für event. rasch nötige Märsche von 8 bis 14 Tagen bereitgestellt. In meinem Schlafzimmer war meine gesamte Marschausrüstung jederzeit zum Anziehen und Aufnehmen fertig.

Aufs engste damit zusammenhängend ist natürlich Instandhaltung und Auffrischung dieser „Kriegsbestände“. Feldbett und Inhalt des Marschkoffers wird an schönen Tagen gelüftet, gesonnt, Proviant und

Munition und Tauschwaren werden umgetauscht und erneuert. Um das zu ermöglichen, muß von Zeit zu Zeit Nachschub stattfinden. Nachschub.

Schon aus diesen Gründen, Auffrischung und Ergänzung der Bestände, ohne die eine Station auf die Dauer nicht bestehen kann (man denke nur an das Geld: die Tauschwaren), wozu dann noch die gewichtigen politischen, kolonialen, wissenschaftlichen u. s. w. treten, ist es oberste Pflicht eines jeden Stationschefs, muß er geradezu dafür verantwortlich gemacht werden, mit allen Mitteln Verbindung mit der Küste, zum mindesten mit der etwaigen Nachbarstation, aufrecht zu erhalten. Umgekehrt ist es nicht minder Pflicht der Regierung bezw. der aussendenden Stelle, ihrerseits in jeder Weise von der Küste ins Innere Verbindung zu halten. Verbindung
mit der
Küste.

War so, dank der vorgeschilderten Lebensweise, der Gesundheitszustand auf der Baliburg im allgemeinen ein recht guter zu nennen, so fehlte es natürlich doch zu rechter Zeit auch nicht an Mahnungen daran, daß wir in den Tropen lebten. Gesund-
heitszu-
stand auf
Baliburg.

Fieberanfälle waren meist auf Rechnung eigenen Verschuldens zu setzen: europäische Genüsse in Gestalt von Konserven und dergl., Überanstrengungen bei militärischen Unternehmungen, zu scharfe Jagdstreifen, Unvorsichtigkeit gegen unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen konnten fast ausnahmslos als Krankheitserreger nachgewiesen werden. Nur bei dem Übergang von einer Jahreszeit zur andern, namentlich von der Trocken- zur Regenzeit, traten leichtere Fiebererscheinungen auch ohne die genannten Ursachen auf. Diese „Saisonkrankheit“, wie wir sie nannten, hatte insbesondere nebst den andern wohlbekannten Fieberzuständen plötzliche Anschwellung der Hand- und Fußgelenke in ihrem Gefolge. Mit dem Fieber selbst empfahl sich auch diese Beigabe.

Schlimme Gäste, qualvoll und hartnäckig, waren Hautkrankheiten, namentlich in der Regenzeit; sowie Verletzungen, verursacht durch das kleine Ungezieferheer. Ein Klagebrief darob in die Heimat eröffne das nächste Kapitel und damit den Reigen von Tagebuchnotizen und Briefen, auf Baliburg geschrieben.

Aus Tagebüchern und Briefen auf Baliburg.

Leiden und Freuden des einsamen Stationschefs da draußen, große und kleine Erlebnisse, Stimmungen und Gefühle wollen die wenigen, aufs Geratewohl aus der reichen Zahl meiner Aufzeichnungen herausgegriffenen Blätter, im Verein mit den bereits da und dort verstreut eingeschalteten, wiederzugeben versuchen.

„Baliburg, 25. II. 92. Mal wieder zur Abwechslung einen Bleistiftbrief. Da liege ich nun heute den vierten Tag auf meinem Feldbett, esse, trinke, rauche; kurz, bin pudelwohl — nur kann ich auch nicht einen Schritt gehen: diese verd Sandflöhe! Zwei Nägel am Fuß sind bereits ganz vereitert und außerdem besitze ich noch etliche, centimetergroße Löcher an den Fersen und Zehen. Jeden Morgen hinke ich wie ein Invalide auf meine Veranda; dort beginne ich die ärztliche Sprechstunde. Wie unterhaltend es dann gerade hier ist, den ganzen Tag mutterseelenallein dazuliegen — jetzt ist's gerade 7³⁰ p. m. und neben meinem Bett steht die trübselige, unvermeidliche Palmöllampe, die unruhig hin und her flackert, weil der Wind durch die breiten Spalten meines Bambuskastens (Verzeihung: Hauses) bläst — könnt Ihr Euch wohl lebhaft denken. Zu lesen gar nichts, und bei meinen Soldaten sollt' ich so notwendig sein wie 's liebe Brot; gerade kommt eine Deputation an: »wann sie wieder unter mir exerzieren dürften«. . . . Morgen versuche ich noch das letzte Mittel, schneide mir aus Büffelleder ein paar Sandalen, und wenn die größten Löcher nur einigermaßen zu sind, bandagiere ich sie mir an. Wenn man den ganzen Tag so liegt, ist's natürlich mit dem Schlafen auch nichts, und außerdem ist in meinem Hause nachts immer Schnitzeljagd einer ganzen Rattenfamilie. Neulich war's besonders lebhaft: ich war unter Stöhnen und Fluchen in mein Bett gekrochen, das ich mir frisch mit getrockneten Bananenblättern hatte füllen lassen; kaum lag ich, da türnte eine solche Menge Sandflöhe an (man spürt sie an den Beinen laufen), daß ich die Flucht ergriff und auf mein Feldbett retirierte. Eben hatte ich das Licht ausgelöscht: patsch, fiel was von der Decke herunter, patsch, nochmal was, auf den Hals; ich griff hin, da faßte ich eine lange Raupe und hatte auch schon eine Unzahl ihrer Härchen im Hals und in der Hand. Brannte wie Feuer und schwoll gleich an. Das war doch noch unangenehmer als die Sandflöhe. Also unter beiden Übeln das kleinere gewählt und wieder zu meinen Sandflöhen ins alte Bett. Soeben hatte ich mich unter die Decke gestreckt, da rührt sich was unter meinem Kopf im Strohsack; ich vermute eine Ratte, die sich da drinnen verfängt, mache Licht: aus dem Schlitz des Strohsackes ringelt sich eine etwa zwei Spannen lange grünliche Schlange heraus. Das war mir nun doch zu toll. Das Vieh war offenbar mit den trocknen Bananenblättern hineingekommen; und ich sagte diesem Bett endgültig Lebewohl. Nun wohin mein Haupt legen? Ich entschloß mich zum Raupenbett, hing eine meiner Decken darüber auf, daß mir diese lieben Tierchen wenigstens nicht

ins Gesicht fallen konnten, und so hatte ich endlich Ruhe. — Jetzt haben wir Tag für Tag p. m. wieder starke Tornados. Vorgestern in das alte Vorratshaus, wo gegenwärtig die Weiber einquartiert sind, der Blitz eingeschlagen, aber nicht gezündet. Uandi kam mit der ganzen Hexenschar entsetzt angestürzt: »neben ihr sei das Feuer heruntergefahren«. Eine Seitenwand hat der Blitz zerrissen; nun, wollte es so demnächst abbrechen.“

„Baliburg, 2. XI. 91. Droben im Norden ist heute der trübe, nafs kalte, traurige Allerseelentag mit Schnee und Regen, grau in grau. Hier lacht die Sonne und das ganze Land; die lange, lange Regenzeit ist ja zu Ende. Jeden Morgen von der Veranda meines Hauses aus aufs neue entzückt von dem wunderschönen landschaftlichen Bild. Mit der Sonne um 6⁰⁰ auf, nach erfrischendem Bad Kakao auf der Veranda getrunken. Hinter meinem Hause steigt eben die Sonne empor, frischer Tau und Morgenduft liegt über der ganzen Landschaft, die Bananen rauschen leise im Winde, Schwärme von zierlichen kleinen Vögeln zwitschern im hohen Gras, die Viduas singen ihr lustiges »Bubi, Bubi«, hoch kreisen mächtige Falken in den blauen Höhen und im Dorfe drüben kräuselt sich der Rauch. Die Hügel ringsum im weiten Grasland tauchen tauduftig auf; aus dem Dorfe ziehen die dunkeln Gestalten herüber und in die Farmen, oder in die nächsten Dörfer auf den Markt, mit elastischen Schritten, auf den langen Speer sich stützend, auf dem Rücken einen mächtigen Sack voll Bohnen, Mais und Koko: ein Bild tiefsten Friedens. Nur der Glockenklang fehlt zu einer deutschen Sonntagsmorgenstimmung. Herrlich ist auch mein Badeplatz am kleinen Bach. Das helle klare Wasser in dem kleinen Becken unter dem noch kleineren, aber reizenden Wasserfall, der Grund helle Kiesel; darüber ragen hoch auf einige Palmen, riesige Kakteen und Baumfarne; niedriges Gebüsch in üppiger Fülle säumt ihn ein. Drüber hin flattern und gaukeln prachtvolle Schmetterlinge; oben hausen Trupiale und Wildtauben, und ein paar grüne Papageitauben spektakeln auch mit; und da in der kühlen Flut wohligherumzuplätchern. . . . — Wahrhaftig; ich fühle mich hier so heimisch, so hergehörig: ich gründe ein Balireich im Grasland und sage dem alten Europa für immer Lebewohl; hätte ich meine Lieben in der Heimat nicht, ich ginge mein Lebtag nicht mehr an die Küste, geschweige nach Deutschland. Fühle mich hier so frei, so der Natur ganz zurückgegeben, dafs ich auf die europäische Vergangenheit zurückblicke, wie auf einen schweren Traum. Ich glaube immer, auch mich haben bereits die Reize der schwarzen Schönen, geheifsen »Afrika«, in ihre

Ein Gras-
lands-
morgen in
der Trocken-
zeit.

Fesseln geschlagen, jener Schönen, die mit magischer Gewalt alle, die sie geschaut, in ihre Arme gezogen. Und wer in ihnen geruht, der kehrt wieder; und sei es, daß die Lurlei unterm Kreuz des Südens ihm sein Todeslied singt. . . .“

„Baliburg, 13. XI. 91. Heute europäische Gemüse gesät (zweite Aussaat) sowie sogar (vor meinem Hause) Levkojen und Löwenmaul. . . . Zum erstenmal bereits Schneidebohnen gegessen. . . .“

„Baliburg, 14. XI. 91. Baligewand fertig geworden. Gehen morgen hinüber ins Dorf zum großen Womatanz. Die Tage her ging's eigentlich hier genau so zu wie in einem kleinen Nest zu Hause acht Tage vor dem ersten Kasinoball: wir sprachen selbst viel von dem großen Tanz und mit den Bali, Männlein und Weiblein, war vollends von nichts anderem mehr zu reden. Die Soldaten sind vier Tage beurlaubt. Vor Dr.'s Haus und dem meinen saßen zwei Tage lang ein paar Schneider und nähten an unsern Gewändern, was das Zeug hielt; man hätte uns für die schwergeprüften Papas ballfähiger Töchter halten können.“

„Baliburg, 15. XI. 91. Die paar Tage Ruhe haben gleich in unseren Köpfen den Sprühteufel der Bosheit wachgerufen; wir haben eine Zeitung herausgegeben: »Erste und letzte Nummer des Balimorgenblattes, das auf keinem Kaffeetische eines Balibürgers fehlen sollte.« Unter andern Anzughlichkeiten enthielt es im Nachrichtenteil folgende Todesanzeige:

»Gott, dem Allmächtigen, ist es nicht gelungen, den ehrengedachten, ehr- und tugendsamen Jüngling

Herrn Schama Ndumu,

Privatier in Bali,

bis zum Eintreffen der Post aus Kamerun am Leben zu erhalten.

Baliburg, 15. November 1891.« —

Die Post.

Seit Anfang August, also $3\frac{1}{2}$ Monate, waren wir ohne jegliches Lebenszeichen von der fernen Heimat.

Man kann sich das zu Hause, wo man den Inhalt der umfangreichsten Tagesblätter zweimal im Tage verschlingt, wo Telegraph und Telephon Zeit und Raum, als nicht mehr vorhanden, ausschalten, einfach gar nicht vorstellen: $3\frac{1}{2}$ Monate ohne Post. Ebenso wenig hat man aber eine Ahnung von der freudigen Erregung, wenn dieses ersehnte Ereignis endlich, endlich Wirklichkeit wird. Schon an der Küste; kein Backfisch in Europa, der täglich einmal nach einem „Brief postlagernd“ am Schalter fragt, kann ungeduldiger sein als der Weiße draußen, wenn der fällige Dampfer einmal sich einen Tag ver-

spätet. Und nun erst im Innern, hunderte von Kilometern von der Küste, in der Wildnis! Auf dem Marsche darf man von vornherein jeden Gedanken an Post aufgeben. Auf der Station giebt das seltene und unregelmäßige Eintreffen solcher den größten Festtag.

Zu dem ungleich lebhafteren, persönlichen Sehnen nach einem Lebenszeichen der fernen Lieben tritt im Innern noch ein sachlicher Umstand hinzu. Solange keine Post — in unserm Fall — aus dem Waldland heraufkam, zögerte man auch stets mit dem Absenden der eigenen. Denn im Busch ist es sehr unangenehm, wenn sich die Posten kreuzen. Befehle, Mitteilungen u. s. w. werden unter Umständen häufig oder erzeugen Verwirrungen, die zu lösen es dann wieder ein paar Monate braucht. „Das ist auch so ein Hemmschuh, nur einer von den vielen, die einem das Wörtchen Geduld stets aufs neue lehren“; steht in meinem Tagebuch bei einem der nicht seltenen Vermerke über endlos langes Ausbleiben der Post.

Hat man aber endlich einen Brief in der Hand und liest voll Freude, daß die Lieben da droben im fernen Norden sich wohl befinden: ein Blick auf das Datum — und man sagt sich unwillkürlich, ja das ist alles recht gut, so stand es vor 12, vor 15 Wochen. Was kann aber in der langen Zwischenzeit sich nicht alles ereignet haben. Und umgekehrt geht es so den Angehörigen daheim. Ich habe auf Baliburg mal zu gleicher Zeit einen Brief erhalten von meinem lieben Freunde Wolfrum aus Ostafrika, und einen aus der Heimat, in dem mir Kunde ward, daß der, dessen fröhliche Zeilen ich eben gelesen, vor Monaten schon am Kilimandscharo gefallen. — So etwas berührt eigen. Mir fällt da ein Gedicht ein:

„Des Tages Glut ist vorüber;
Es sendet der Mond seinen Strahl
Vom Himmelsdome hernieder,
Durchflutend ein kleines Thal.

Er breitet sich über die Palmen
Und über das frische Grab
Des jungen, deutschen Soldaten,
Dem man drei Salven gab. — —

Und weit, weit über dem Meere
Empfängt zu derselben Stund'
Seine Mutter von ihm ein Schreiben,
Daß er munter sei und gesund.“

Ich habe meinen Angehörigen, die über die so langen Pausen bitter Klage führten, den Gang unserer Postverbindung zu schildern versucht: „... Von Hamburg bis Kamerun oder umgekehrt: das ist

Postverbindung zwischen der Heimat und Baliburg.

das wenigste; aber von da hierherauf oder hinunter. Nehmen wir mal von der Küste hierher: den Mungo hinauf 10 Tage; dann ist der Brief in Mundame. Dort sitzt ein Faktorist von Jantzen; nehmen wir nun bei der ganzen Berechnung an, daß alles glatt geht, was aber nie der Fall ist, so schickt dieser die Post, welche meinerwegen Mittag ankommt, gleich am nächsten Tag nach Barombi. Von da geht sie in fünf Tagen nach Batom, in weiteren fünf Tagen nach Mi-Yimbi; von da in vier Tagen hierher; also mit geradezu »D« Zugsgeschwindigkeit: Kamerun bis Bali $10 + 1 + 5 + 5 + 4 = 25$ Tage, d. i. rund ein Monat. Einen Monat braucht der Dampfer von Hamburg nach Kamerun. Demnach, wenn alles so glatt und schnell geht, wie bei einem Expresbrief in Euerem paragraphenbehüteten Deutschland, kann ein Brief von Euch erst zwei Monate, nachdem Ihr ihn zugepappt, in meinen Händen sein, und beim gleichen Tempo habt Ihr in weitem zwei Monaten meine Antwort. Solch ein glattes Laufen kommt aber einfach nicht vor. Rechnet für hin und her von Baliburg bis München und zurück sechs Monate und die »schwarze Post« hat glänzend gearbeitet.

Postalische
Hindernisse.

Seht die Post diesmal: Am 1. Juni habe ich Eure teuern Zeilen erhalten. Am 3. Februar habt Ihr sie geschrieben: vier Monate ist der Brief unterwegs gewesen. Da hat vielleicht die Sache mit dem Dampfer nicht geklappt. Von Kamerun kann auch nicht mit jedem einzelnen Brief ein Boot nach Mundame rudern. Und wie ist's ihm im Busch gegangen! In Batom lag er 14 Tage; dann wurden die beiden Jungen, die die Post brachten, zwischen Nguti und Ntok-Difang angeschossen, rissen aus und schwammen über den Mbia (haben also ihre Sache ganz gut gemacht). Dabei gingen ein paar Tage verloren und der Postbeutel wurde bei der Gelegenheit voll Wasser. Dann kamen sie auf Mi-Yimbi gerade recht zu einem von Conrau geschossenen Elefanten. Jetzt wurden die Briefträger Elefantenfleischfresser, lagen wahrscheinlich dann ein paar Tage mit Verdauungsbeschwerden dort drunten. Als auch der letzte Knochen abgenagt war, fiel ihnen erst der Postbeutel wieder ein; müßten keine solchen Windhunde von Wei gewesen sein. Natürlich ward aber noch ein tüchtiger Brocken Elefantenfleisch aufgepackt, alles in eine Last: Post, stinkendes Fleisch u. s. w. lagen friedlich neben einander und gingen bei Regen und in den Bächen noch innigere Verbindungen ein. So kam die Post endlich am 1. hier an.

Durch dieses Durcheinander von Papier, faulem Fleisch, Wasser, Fett, zerflossener Tinte hat Euer so lieber, lieber Brief, wie seine

papiernen Leidensgenossen, einen derartig lieblichen Geruch angenommen, daß er mir meinen ganzen Raum verpestet und ich ihn, wenn ich ihn entziffert — was bei also geschildertem Zustand auch seine Schwierigkeiten hat — gleich verbrennen muß. Diesen meinen Brief nehme ich übermorgen selbst mit . . .“

Mit derartigen postalischen Hindernissen sollte es aber nicht genug sein. Eines schönen Tages weigerten sich meine schwarzen Postboten (ich benutzte dazu meist die gleichen Wei) nach Mi-Yimbi hinunterzugehen: zwischen Aschu und Banti treibe sich ein Elefant herum, der ohne jede Veranlassung sie nun schon zweimal angegriffen habe. Bamessonleute bestätigten dies. Das war mir denn doch zu toll, und ich machte mich selbst auf, mir diesen principiellen Gegner der schwarzen Jünger Stephans anzusehen. Und es war in der That so. An der gleichen Stelle fast, wo die Jungen attackiert worden, brauste er auch diesmal an. Es gelang mir, ihn zur Strecke zu bringen und damit wieder die Strafse für meinen „Postwagen“ gangbar zu machen. Es war ein Elefantenweibchen mit seinem Kalbe (welch letzteres einzufangen uns leider nicht gelang): daher auch die Attackenlust.

In dem Brief steht aber noch etwas: „ . . . Das freut mich, mein tapferes Mütterchen, daß Du den Zeitungen nichts mehr glaubst, wenn sie von Rückzug der Nordexpedition, schwerer Niederlage, Niedermetzlung aller Weißen im Nordhinterland von Kamerun und Ähnlichem faseln. Solange keine amtliche Mitteilung des Auswärtigen Amtes an Euch gelangt, daß einem da hier oben etwas Menschliches passiert ist, kannst getrost in den Zeitungen lesen: »Dem Leutnant Hutter ist am so und so vielen laut Aussage von 100 Augenzeugen um 2⁵⁵ p. m. der Kopf abgeschnitten und der übrige Teil aufgefressen worden.« Ihr könnt durch Vergleich dieser wahrheitsgetreuen Berichte mit meinen Briefen am besten bemessen, welch unbedingten Glauben diese Druckerschwärze verdient . . .“

Ich habe diesen Absatz aus dem Briefe noch hier aufgenommen, weil ich, an ihn anknüpfend, ein ernstes Mahnwort an die betreffenden Adressen richten möchte. Ich greife nur das persönliche Moment heraus; auf die sachliche Tragweite unrichtiger Nachrichten gehe ich gar nicht weiter ein. Möchten doch diese Herren, bevor sie leichten Herzens und mit noch leichter Feder so ein paar Weisse da drinnen in Afrika fallen lassen, des Schreckens und der Angst der Angehörigen in der Heimat gedenken. Wochen-, ja monatelang harrt die Mutter, die Frau des Totgesagten in qualvoller Ungewissheit, bis endlich ein

Verantwortung leichtfertiger Zeitungsberichte.

Lebenszeichen des Fernen sie daraus erlöst — der Herr Nachrichtenverfertiger hat schon längst vergessen, was er als Eintagsfliege, um die Spalten zu füllen, in die Welt gesetzt hat! —

Weiter.

Fehler in
der Zeit-
rechnung.

„Baliburg, 16. XI. 91 ... Will sehen, wie unser Mondpalaver ausgeht, und damit der Fehler in unserer Zeitrechnung. Am 15. November soll laut nautischem Jahrbuch totale Mondfinsternis, in äquatorialen Gegenden vollkommen sichtbar, eintreten. Wir haben das benutzt und den Bali bereits gesagt, wir wollten »den Mond töten«. Nun trat aber gestern dieses Naturereignis nicht ein! Also haben wir uns im Kalender geirrt. Das ist auch etwas, was man sich in der Heimat nicht vorstellen kann; aber im Busch kann einem so was schon passieren, wo es keine Kalender giebt und keine Kirche und keine Kirchenglocken. Als die Bali uns heute frugen, warum wir denn gestern den Mond nicht tot gemacht, halfen wir uns damit aus der Klemme, daß wir sagten: »wir hätten gestern palaver mit dem Mond gehabt und er habe uns gebeten, ihn noch ein paar Tage leben zu lassen.« Denn heute oder morgen muß die Finsternis eintreten; um so viel können wir uns doch nicht verrechnet haben ...“

„Baliburg, 16. XI. 91. Gestern abend Vollmond und nachts 1⁴⁴ a.m. totale Mondfinsternis. Dies liefs uns erkennen, daß wir im Datum seit unserer Ankunft auf Bali um zwei Tage voraus waren; daher heute diese scheinbare Rückdatierung¹⁾ ... — Schluß des Womatanzes. Gegen 4⁰⁰ p.m. kam alles auf den freien Platz vor der Station und wird uns zu Ehren bei lohenden Feuern die ganze Nacht weitergetanzt: zweifelhaftes Vergnügen. Von Schlafen ist natürlich keine Rede ...“

„Baliburg, 5. XII. 91. Beginn des Ledatanzes, des großen Waffenfestes der Bali. Heute früh hat ein Trupp Krieger, die wegelagernd gegen Bandeng sich geschlichen, zwei Bandeng eingebracht; darob große Freude drüben. Dem einen schnitten sie gleich den Kopf ab, den andern erwartet dieses Schicksal morgen beim großen Tanze. Den Kopf brachten sie, eine heulende, johlende Menge, auf die Station, ihn zu zeigen: eine Lianenstrippe durch den Mund und den Hals gezogen, trug und schwang ihn bald der eine, bald der andere. Dann ward der bluttriefende Schädel draussen am freien Platz an einen Baum gehangen und unter ihrem Schlachtgeheul hielten sie Kriegstanz

¹⁾ Bei den in dem Buche enthaltenen objektiven Zeitangaben ist der gemachte Fehler natürlich berücksichtigt.

darum. Den Gefangenen ließen wir uns abends von Garega herüberschicken, ihn auszufragen. Als er auf keine der an ihn gerichteten Fragen Antwort gab, zog Fonte (Vertrauter Garegas) sein Messer aus der Scheide, und ehe wir wußten, was er damit wolle, hatte er dem Gefangenen schon ein Ohr abgeschnitten; meinte ganz ruhig, indem er die blutige Klinge bedächtig abwischte: »da der Bandeng so schlecht versteht, was der Weisse sagt, so müsse man ihm ein Ohr abschneiden, damit er besser höre« . . .“

„Baliburg, 6. XII. 91 . . . Nachmittags mit meinem Zug hinübermarschiert zum Tanze; an 3000 Krieger da, auch Gesandtschaften von Bagam und Bafuen. Sechs Zugssalven abgegeben. Ein Murmeln der Bewunderung ging schon durch die Reihen der Tausende bei den Aufmärschen zur Front, und als die Salven glatt und rund krachten, tosender Beifall. Das wissen sie morgen in Bandeng und Bafut auch schon. Die deutsche Flagge und die des Balihäuptlings flatterten über dem Steinsitz Garegas, neben dem wir uns niederließen, die Soldaten kauerten um mich im Kreise. Weniger angenehme Nachbarschaft waren die beiden frischen Bandenschädel und einige andere, schon acht Tage alte; und in dieser stillen Gesellschaft ein paar Stunden bei fleißigem Palmweinumtrunk. Wenn die Scharen zur Begrüßung anstürmten, packten sie die Köpfe und schüttelten sie uns entgegen.

Köstlich waren zwei von den Weibern der Station. Wir hatten ihnen vor einigen Tagen zur würdigen Feier des Tanzes ein paar weiße, lange Frauenhemden (aus Spangenberg's Nachlaß) geschenkt. Nun stolzierten sie damit an. Als sie sich zu unsern Füßen zum Palmweineinschenken niederkauerten, hoben sie in gänzlicher Verkennung des Zweckes die Hemden hoch auf bis über die Hüften, damit sie ja nicht schmutzig würden! . . .“

„Baliburg, 14. XII. 91 . . . Gestern Abend auf dem Hügel schöne Nacht in ernsten Gesprächen. Der volle, glänzende Mond strahlte auf die Wildnis; die paar Häuschen der einsamen Station hell bescheinend. Dazwischen die mächtigen, dunkeln Gestalten der hohen Palmen, der großblättrigen, sturmzerfetzten Bananen, leise im Winde rauschend. In erhabener Ruhe liegt die Landschaft, in den dunkeln Thälern wallen feuchte Nebelmassen auf und nieder, aus der Tiefe in der kalten Nachtluft schwirren die großen Fledermäuse herauf, von drüben aus dem nebelverhüllten Dorfe schallt Lärm und Tanz: das ist eine Mondnacht hier draußen auf der fernsten Grenzwacht Deutschlands, wo weltabgeschieden zwei einsame Pioniere hausen. Düster, geheimnisvoll ernst, ahnungsvoll packend ist die Wirkung. Heute besonders.

Eine Tropen-Vollmondnacht.

Die Post brachte die Nachricht von Gravenreuths Tod. Zwei seiner Offiziere gestorben, einer verwundet; Rückzug. Hier vor einem Jahr vier Europäer gefallen, droben bei unsern Gegnern regt sich's aufs neue, schon sind wir drei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen; jetzt gerade, wie wir in die Landschaft schauen, knattern Schüsse im Norden, bei den Bamignie, vielleicht in den Farmen, wo gestern bereits die Bandeng sich gezeigt haben. Noch fehlt ein gut Teil der Munition; kommt's zum Losschlagen, stehen wir mit 5000 Bali gegen doppelte und dreifache Übermacht; meine 30 Männlein Truppe, die ich bis jetzt ausgebildet habe: in diesem Fall dann doch nur eine Handvoll, und werden sie im Feuer parieren? — Ernste Vergangenheit, ernste Gegenwart, ernste Zukunft.“

„Baliburg, 23. XII. 91 . . . Endlich ein Teil der großen, längst sehnlichst erwarteten Karawane mit Munition; auch ein Maximgeschütz; Herrgott, wie schaut aber das aus. Zugleich Kunde von eigentümlichem Vorgang in Bameßon: Der Häuptling eines Dorfes zwischen hier und Bameßon(?) war beim Durchmarsch der Karawane zugegen und hatte die paar Faden Zeug, die ihm der Expeditionsmeister schenken wollte, verächtlich zurückgewiesen. . . . Nachmittags plötzlich die Kunde, Mbarra der Koch und ein paar Wei seien bei Bameßon von Buschleuten angeschossen worden. Bald kam Mbarra selbst: er habe 13 Elefanten gesehen, auf 1 geschossen; da seien plötzlich viele Buschleute gekommen und hätten sie verjagt. Außerdem läßt der Bameßonhäuptling sagen, bei ihm sei der von Bamungu“ (westlich von Bameßon gelegen) „im Dorfe und habe ihn aufgefordert, gegen den Weißen Bündnis zu schließen. Auf das hin beschlossen, heute Nacht dorthin zu marschieren und den Fomungu aufzuheben.“

Erstes Ge-
fecht der
Balitruppe.

„Baliburg, 24. XII. 91. 3³⁰ a. m., sobald der Mond aufgegangen, auf, angetreten, jeder Mann 50 Patronen und mit den 30 Mann abmarschiert. Fonte und Tituat, die zwei Vertrauten Garegas, und 10 Balikrieger mit, wahre Hünen. In den taufrischen Morgen hinein; also heut' hoffentlich erste Feuerprobe für meinen Zug. Noch lag alles in Dämmerung, als ich auf einem (neuen) stark nach Westen ausbiegenden Weg zuerst über gewaltige Felsblöcke in ein schönes, weites Thal voll Farmen hinabstieg. Nach zweistündigem Marsch rötete sich der Horizont und die ersten Strahlen der Sonne fielen auf einen massigen Berg mit kahlen, schroffen Wänden; glühend rot leuchtete seine breite Steinfläche im Westen meines Weges. 10³⁰ hinter einem Hügel, etwa eine halbe Stunde von Bameßon entfernt, gelagert. Hier unter Tituat die 10 Bali gelassen, ich mit den Soldaten und Fonte durchs

hohe Gras querfeldein fast im Laufschrift hinüber an den Weg Bameßon—Bamungu. Hier mich in Hinterhalt gelegt. Fonte und noch zwei meiner Soldaten legten Waffen und Ausrüstung ab und zogen als Kundschafter, friedlichen Marktwanderern gleich, mit großen Säcken voll Mais und Kalebassen ins Dorf.

Gegen 1⁰⁰ p.m. Fonte zurück mit der Meldung, der Fomungu sei bereits heute in aller Frühe wieder in sein Dorf zurück. Nun zog ich mit beiden Abteilungen in Bameßon ein; alles abgesucht: der Vogel war uns entwischt. Gegen Bamungu, ein großes Dorf mit über 2000 Kriegern war mit der Handvoll Leute heute nichts zu machen; also Rückmarsch nach Bali. Der alte Fomeßon warnte mich noch »vor im Grase lauernden Leoparden«.

An einem versumpften Bachübergang; ein Baumstamm war die Brücke in dichter Raphianiederung: plötzlich flog ein Hagel von Speeren mit dem mir vom Oktober her noch sehr wohl bekannten sausendem Zischen in und über die Marschkolonne. (Wie man sich da artig verbeugt!) Dann kam nichts mehr. Einer meiner Soldaten fiel; aber die andern keinen Schuß abgegeben! Die Balikrieger nur knallten drauf los. Im Laufschrift hinauf auf die nächste Höhe durchs Rauchmeer der bereits den ganzen Tag über weithin qualmenden Grasbrände. Droben angelangt, sahen wir auch schon unten in der nächsten Mulde zahlreiche, an ein paar Hundert Bapigni (denn dieses Raubgesindel war es) heraufstürmen mit ihrem Kriegsgeheul. Mochten wohl nicht erwartet haben, daß wir so rasch die Höhe erreichten, bevor sie ihrem Vortrab, der am Bach versteckt uns angeschossen, zu Hilfe kommen konnten. »Marschier auf — Marsch, marsch! — Fertig! — Legt an! — Feuer!« Und zu meiner unbeschreiblichen Freude: prächtig folgte der junge Zug. Viermal stürmten die Bapigni noch an, fünf Salven krachten und die Gegner suchten nun das Weite. Auf 40, 50 m waren sie jedesmal herangekommen, gut sichtbar auf den abgebrannten Flächen. Jetzt freilich war kein Halten mehr; die Köpfe mußten geholt werden. Große Freude war noch, als ich selbst auf 200 m den Fliehenden nachfeuernd, zwei weitere niederstreckte. »fuon-nakang, fuon-nakang« (d. i. Herr des Gewehres), schrieten alle ganz aufgeregt. Mit den Trophäen, 13 Köpfen, ging's nun weiter. Jetzt erst wieder daran gedacht, daß heute ja Christabend war! ... Ringsum knatterten die Grasbrände, und die Rauchwolken verdüsterten den Himmel. Angegriffen wurden wir nicht mehr. Weiter ging's bergauf, bergab, die Nacht brach finster ein, und todmüde schleppte ich mich weiter, seit 3⁰⁰ a.m. auf den Beinen.

Im Dorf hatte man schon davon gehört, und aus allen Häusern schauten die Leute und schrieten und tanzten, als wir einzogen. Zu Garega mußte ich noch rasch, einen Schoppen Palmwein trinken. Ganz nackt, nur schnell mit Rotholz bemalt, führte er mich in sein Allerheiligstes, und die Köpfe tragenden Soldaten durften mit hinein. Funkelnden Blickes betrachtete er die Schädel und ließ sich erzählen und umarmte mich ein halbes Dutzend mal. Endlich kam ich los, rüber auf die Station. Dort freudig begrüßt; mein trefflicher Dr. hatte sogar noch eine Weihnachtsüberraschung für mich bereit: eine kleine Pfeife“ (ich besitze sie heute noch); „dann warf ich mich um 11⁰⁰ nachts todmüde aufs Lager: mein erstes Weihnachten im Busch. — Aber die Soldaten hatten gut bestanden.“

„Baliburg, 26. XII. 91 . . . Zweite größere Karawane eingetroffen: Ltnt. von Steinäcker mit 27 Dahomemännern und 22 -Weibern, wandelnde Gerippe in des Wortes buchstäblichster Bedeutung . . . Morgen werden gleich weitere 30 Rekruten eingestellt, nun ein zweiter Offizier da ist. Mein selbstgeschriebenes Exerzierreglement hat sich bewährt. Kniee lerne ich die Leute allerdings nicht durchdrücken und den schönen Griff: »präsentieren« können sie auch nicht! . . .“ — —

Ich muß noch viel mehr Tagebuchseiten und Briefe über- und unterschlagen, will ich nicht selbst dem selbst gerügten Fehler verfallen, durch langatmige Tagebuchwiedergabe schließlich zu ermüden. Machen wir also gleich einen Sprung von vier Monaten.

„Baliburg, 5. V. 92 . . . Seit 10 Stunden Alleinherrscher auf Baliburg. Heute früh Zintgraff und Steinäcker mit den Dahome und einem Zug meiner Soldaten ins Waldland hinunter. Gestern abend noch Palmweinumtrunk selbdritt bei selbstgebrautem Schnaps aus Spiritus und Ananas. »Wer weiß, wann wir uns wiederseh'n?« Hier in diesem Lande ist's ja vermessen, von einem Tag zum andern zu bestimmen. Man hat sich doch recht zusammengewöhnt.“

„Baliburg, 7. V. 92 . . . Nachmittags von 4⁰⁰ bis 5⁰⁰ wütete ein entsetzlicher Tornado. Aus Nord und Ost fegten die Hagelmassen vom Sturm gepeitscht heran, aus pechschwarzem Gewölk zuckten ununterbrochen die Blitze und rollte ohne Aufhören in krachenden Schlägen der Donner. Das Gras flog von den Dächern, die Bananen stürzten zur Erde; die Häuser wankten, und mit einem Male schmetterte das alte Stationshaus prasselnd zusammen. Die Soldaten, die bis zur demnächstigen Fertigstellung von zwei neuen Kasernen hier einquartiert waren, krochen zitternd und verstört hervor; getötet war keiner, doch einer schwer im Kreuz verletzt, einer den Arm gebrochen, der zahlreichen

Quetschungen, Abstreifen eines Stücks Kopfschwarte u. s. w. nicht zu erwähnen. Die Anlagen ums Haus, erst vor ein paar Tagen von einem Tornado zerstört und notdürftig gerichtet, sind aufs neue gründlich dahin, ganze Bananenreihen liegen am Boden; also wieder aufs neue. Hier lehren die Verhältnisse, die Menschen Geduld und Ausdauer. Und wenn das noch nicht reicht, besorgt's die Natur . . .“

„Baliburg, 8. V. 92 . . . Post! . . . Emin Pascha soll seine Seeenprovinz verlassen und sich westlich gewendet haben; sollen Ausschau nach Emin halten, weil er möglicherweise eine Durchquerung versucht; und da er bei einer westlichen Marschrichtung hier wo auftauchen könnte, ihm event. entgegen kommen . . .“

„Baliburg, 10. V. 92. Gestern abend noch 8 Bafut mit 1 großen Elefantenzahn und dito Ring. Auch 20 Bagam und 40 Bali N'kunbat sind da. Morgen empfangen ich die Gesandtschaften auf der Station bei unvermeidlichem »Umtrunk«; das erste Treffen, 24 große Kalebassen Palmwein und ein paar Säcke Kola, steht bereits draussen auf der Veranda. . . . Heut' ist Jahrestag meiner Ausreise nach Kamerun! Ein Jahr verstrichen, daß ich die Heimat verlassen und Euch, meine Lieben. Um diese Zeit etwa, 8⁰⁰ p. m., habe ich den letzten Gruß meines deutschen Landes gesehen, den Leuchtturm von Cuxhaven: da zieht ein Strom von Gedanken mir heute durch den Kopf.

Mit der letzten Post kam auch, freudig begrüßt, ein Heft einer illustrierten Zeitschrift herauf. Mit der Stationsbücherei ist's schlecht bestellt: ein nautisches Jahrbuch, Dickens' Pickwickier und Coopers letzter Mohikaner, das ist alles! Den »Nachtigal« hat mir Zintgraff mitgenommen. In den Lasten wird nach jedem bedruckten Papierfetzen gefahndet; die lange Regenzeit mit ihren trostlosen Abenden steht ja vor der Thüre.

Zu Hause scheint es ja mächtig zu gären; einen Aufsatz fand ich da d'rin: »Der Geist der neuen Zeit.« Wie wohl thut doch 'mal wieder geistige Anregung. Hier in der Wildnis fällt sie auch auf denkbar besten Boden; und weit, weit weg vom Getriebe der Zeit, ist der Blick und das Urteil auch klar und frei: ein seitab stehender Beobachter. Was dieser Aufsatz sagt, es ist das, was in der Brust eines jeden, tiefer veranlagten Menschen, mein' ich, sich regt: Sehnsucht nach Rückkehr zu der Natur. Wohl mir, daß ich diesem Zuge gefolgt bin. — —“

„Baliburg, 14. V. 92. Wieder sind vier Tage weiter verstrichen und mein schwarzes Dasein nimmt seinen gewohnten Verlauf. Gestern abend kamen wieder 'mal ein paar Trupps Bali von einer Wege-

Afrikanische Kriegführung.

lagerei gegen Bagangu heim unter Freudengeknall, und präsentierten ein paar frisch abgeschnittene Schädel und 5 rechte Mannshände (zum Beweis, dafs sie wirklich 5 getötet). Man gewöhnt sich fast, mufs ich leider sagen, an so etwas, so dafs man so einen Kopf, ohne 'was besonderes daran zu finden, anschaut, ob es auch der eines Mannes ist (Zähne vorn spitz zugefeilt, während die Weiber sie ausgebrochen haben). Für jeden Bandeng- und Baganguschädel (männliche) erhalten die Bali einen Faden Zeug. Jeder Feind weniger ist Verstärkung für uns. Ich seh' Euch den Kopf schütteln; es ist hart, das ist wahr; aber das ist eben vorerst noch Afrika. An afrikanische Kriegführung darf man nicht europäischen Mafsstab legen. Hier gilt das Gesetz der Wildnis: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Dem Gegner ist jedes Mittel recht, so mufs man selbst jedes anwenden, will man nicht im Nachteil sein . . .“

„Baliburg, 15. V. 92. Hoffte heute bereits Nachricht von Dr. zu erhalten, wie's unten ausschaut, und es Garega mitzuteilen, gelegentlich meines sonntäglichen Abendschoppens bei dem alten Herrn. Da könnt Ihr mich jeden Sonntag aufsuchen in Gedanken. In seinem kleinen Palmweinhause, vor uns ein grofser Topf Palmwein brodelnd und wir beide fleifsig den Becher leerend. Frau Fe kredenzt mit der holdseligsten Miene, ein paar vom Rate kauern da und rauchen, und der Leutnant Hutter raucht auch aus der Balipfeife und trinkt aus dem Balihorn trotz einem Eingeborenen. Meinen Stammplatz habe ich auch da; der gleiche Schemel wird flugs, wenn ich erscheine, an den gleichen Platz stets hereingeschleppt. Da plaudern wir, ich in Schlafhose, Hemd und Strohkäppchen und Garega in seinem Hausrock, einer weiten dunkeln Tobe, eine gestrickte Mütze wie eine Zipfelkappe auf, gemütlich über alles Mögliche. Die ernsten palaver sind stets nachts in verschlossener, abgesonderter Hütte oder auf der Station. Jetzt sind wir ohne Amt und Würden: zwei gute Bekannte bei Palmwein und — Rettichen, die Garega leidenschaftlich gern verspeist; als Zeichen besonderer Huld nur ab und zu 'mal einem des Rates ein Stück oder den abgebissenen Rettichschwanz zuwerfend. Ich lustwandle, meist auf Umwegen durch das Dorf schlendernd, hinüber. Alles grüfst ehrfurchtsvollst; begegne ich einem Soldaten, steht er stramm still und folgt mir nach, so dafs ich fast stets mit einem kleinen Gefolge im Königsgehöft anlange. Nicht selten grüfsen auch Nichtsoldaten durch flottes Frontmachen, nicht selten klingt aus einem Gehöft ein deutsches Kommando ans Ohr, mehr oder weniger verkauderwelscht: »Stillstand«, »Vorwärts morning«; auch kräftigere Exerzierplatzausdrücke sind schon

erfreulicherweise in die Volkssprache übergegangen; »Sakrament« und »heiliges Gewitter« tönt's anheimelnd da und dort! Auch sonst ist deutsches Soldatenleben zu bemerken; beim Exerzieren umsteht den Platz oft eine ganze Zahl neugierig guckender Mägdelein und Kinder — wie zu Hause das zweierlei Tuch magnetisch fescche Kindsmädchen mit ihren Wägelchen ans Kasernengitter bannt.“

„Baliburg, 28. VII. 92. Garega hat heute auf meinen Wunsch zur Volksversammlung blasen lassen. Mit den Soldaten hinüber. Ringsum kauerte die tausendköpfige Menge, rauschend und brausend wie ein ferner Wasserfall. Rede vom hohen Stein.“ (In der Mitte des weiten Marktplatzes ist ein Steinhaufen um zwei geweihte Baumstrünke aufgetürmt, von wo aus zum Volke gesprochen wird.) „Nach Rücksprache mit Garega das Gesetz verkündet, dafs kein Bali ohne schriftlichen Erlaubnisszettel ins Waldland hinunter dürfe. Gab eine Salve ab, dann auf den Stein gestiegen. Plötzliche Ruhe in der tosenden Masse, Totenstille. »Wer das thäte, dessen Haus in Bali würde niedergerissen, und der Schuldige und seine Hausgenossen als Sklaven verkauft.« Zum Schlufs wieder eine Salve.

Wenn ich so auf dem Königsplatz stehe, vor mir meine blind ergebenen Soldaten; der einzige Weisse inmitten dieser tausende un-^{Hochgefühl.} gebändigter, raublustiger Schwarzen, die meinen Worten lauschen und zu mir aufblicken, der ich durch nichts als meine Persönlichkeit diese Macht mir geschaffen habe: da wallt in meiner Brust ein so freudiges Hochgefühl des Stolzes, dafs ich mich höher recke und was vom Herrscher in mir verspüre! Und heimisch, hergehörig in dies mein selbstgeschaffenes Reich fühle ich mich zugleich . . .

Abends noch kamen 28 Bali und baten um Urlaub. Schrieb Abmeldezettel wie ein Bezirksfeldwebel . . .“

„Baliburg, 11. VIII. 92. Wetter einen Tag scheufslicher als den andern: Regen, Sturm, naß, feucht, kalt, Nebel; halt Regenzeit. Ich kann mich heuer gar nicht erwärmen, rolle mich in der Hütte in meine zwei Decken ein; hätt' ich beim Exerzieren nur meinen Mantel hier. Die Kälte in Afrika setzt mir weit mehr zu als die Hitze. Wenn ich 'mal heimkomme, kauft nur gleich ein paar Pelzmäntel; laßt den Wagen heizen und mit Wärmflaschen auspolstern. . . In drei Tagen ist's doch schon ein Monat, dafs ich von meiner Tintostreife zurück bin, und noch immer erinnert mich die schmerzende Stelle am Fuß an den verdammten Kerl mit seiner Knallbüchse . . .“

„Baliburg, 7. IX. 92 . . . Wie rasch vergeht doch die Zeit, meine Lieben. Noch drei Monate; und auch das Jahr 92 ist zu Ende. Frei-

lich, was in den drei Monaten alles hier in Afrika geschehen kann, wissen die Götter. Schnappe ich aber dann noch Luft, so naht allmählich die Zeit, wo ich vielleicht der Heimkehr gedenken darf nach fast zweijährigem, ununterbrochenem Aufenthalt im Innern. Einmal in Kamerun, bin ich ja bereits wieder mitten d'rin im Weltgetriebe der Zeit, und — »zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«. Die eine zieht mächtig der Heimat mich zu; die andere aber — und die ist die stärkere — läßt mich mit Trauer des Scheidens von der freien, großen, schönen Wildnis mit all ihren tausend Reizen gedenken. Ich beschwichtige sie nur mit der Hoffnung auf Wiederkehr. Wohl habe ich hier verlebt und verlebe wohl noch manch' ernste, einsame Stunde; aber fasse ich alles zusammen: ich bin hier im Busch frei, glücklich und zufrieden. Nur ein Gedanke drückt nieder: daß das schöne, große Werk, das wir hier aufzubauen strebten, dessen Grund sich langsam zwar, aber sicher festete, wankend gemacht, ja vielleicht umgestürzt wird — durch die Schwarzen nicht, wohl aber durch die Weissen ... —

Hier geht jetzt alles wieder seinen Gang. Was es Neues hier gäbe und gab, mag ich dem Briefpapier nicht anvertrauen. D'rum nur ein paar innere, harmlose Ereignisse. Die eine Stationssau hat 6 Junge neulich geworfen; ich bin nun von allen Seiten von Wöchnerinnen umgeben; im Hause 5 junge Katzen, draussen 6 Glücksschweinchen ...“

„Baliburg, 12. IX. 92. Noch keine Post! Die gestrige Nacht war wieder 'mal etwas lebhafter. Ich zünde gerade meine Wetterlaterne an, da entsteht draussen im Hofe ein Gekreis und Geflatter meiner zwei Hühner (das ist zur Zeit mein ganzer Geflügelhof), und wie ich hinausseile, liegt eines zerzaust am Boden, das andere fehlt; im weichen Sand die frische Fährte eines Leoparden! Da war nichts mehr zu machen als sich diese Teilung des Hühnerbratens gefallen zu lassen. Doch hoffte ich, der Räuber käme vielleicht noch einmal, sich auch das zweite Huhn zu holen, und setzte mich, im Schatten des Daches, auf den Anstand. Bald höre ich auch etwas, doch im Innern, in der Nähe der als Vorratsraum benutzten Hütte. Schleiche mich vorsichtig um die Ecke der Veranda: eine dunkle Gestalt sucht die Thüre des Vorratsraumes zu öffnen. Ich schieße natürlich, und der Kerl stürzt. Es war ein Bali, der nächtlicherweise billig einkaufen wollte. Verbinde ihn und lasse ihn noch nachts zu Garega hinüberschleppen. »So ginge es jedem, der glaube, daß der Weise schlief.« Tags darauf erschien die bekannte Dreizahl (meist kamen stets die

gleichen drei Vertrauten Garegas zu allen palavern auf die Station), brachte ein Schaf, sonstige Lebensmittel und Entschuldigung des alten Herrn . . .

17. IX. Den Anfang meiner täglichen Plaudereien wifst Ihr nun schon bald: keine Post . . .

19. IX. Anfang siehe oben! Nun sind es wieder einmal 50 Tage seit dem letzten Lebenszeichen von der Küste. Jetzt schicke ich Post fort, kann nicht mehr länger warten; meinetwegen mögen dann die Posten sich kreuzen oder zusammenrumpeln . . . Dieser Hautausschlag ist zum Verzweifeln; dazu die Füße und Unterschenkel voll näfsender Kratzwunden infolge steten Juckreizes; an den Zehen Sandflöhe! . . .“

„Baliburg, 22. IX. 92. Gestern liefs mir Garega mitteilen, er habe zwei Bali ertappt, die ohne Erlaubnis im Waldland gewesen und dort sogar ihre Gewehre und Patronen verkauft hätten; schickte zugleich die beiden gebunden mir herüber. Ich beschlofs ein Beispiel aufzustellen, dafs das Gesetz vom Juli nicht leere Drohung gewesen; marschierte mit einem Zuge hinüber, zerstöre die Häuser der beiden, ihre Ziegen und Hühner wandern auf die Station; die beiden nebst ihren Weibern übergebe ich Garega »zur weiteren Behandlung.« Eigentlich doch viel, dafs sich das die Bali in ihrem Dorf von dem Weifsen gefallen lassen, und die Soldaten ohne Widerrede gegen ihre eigenen Stammesgenossen sich so verwenden lassen.“

„Baliburg, 28. IX. 92. Meine Elefantenjagd vor vier Tagen wohl für ein paar Wochen die letzte gewesen. Wäre er nicht so nahe bei der Station aufgetaucht, hätte ich ihm wohl kaum nachhinken können. Denn allmählich reizender körperlicher Zustand: Ellenbogen und Gelenk des rechten Armes, Knie und Gelenk des linken Fufses Pustelflechte hochgradig; an den noch freien Extremitäten am selben Platz im Anzug. An den Füfsen eine Art Nesselausschlag. Im ersten Fall Höllensteinlösung und Öl und einbandagiert; im zweiten Jodoform und Heftpflaster. Ferner am linken Oberschenkel zwei tiefe, eiternde Löcher: Jodoform und Verband. Am linken Gesäfs Geschwüre, so dafs ich nur mit Schmerzen sitzen kann, desgleichen im Kreuz: Zinkblumen versucht; (nebenbei) recht bequeme Behandlungsplätze. Am ganzen Körper scheufsliches Jucken. Folge von diesem netten Gesamtzustand natürlich vollständige Schlaflosigkeit und davon wieder: stetes Einnehmen von Chloralhydrat . . . Vorgestern brachten sie die Zähne: eine afrikanische Abnormität. Der Elefant selbst ein grofser, alter Geselle; der eine Zahn 1,92 m, der andere ganz klein, nur vielleicht zwei Spannen lang.“

Hautkrank-
heiten.

An der
Küste tot
geglaubt.

„Baliburg, 28. X. 92 . . . Mein körperlicher Zustand bessert sich allmählich, so daß ich hoffentlich nächsten Monat meine geplante Streife nach Westen machen kann. Kurierte seit August mit allen möglichen hochweisen Medicinen herum; seit 8 Tagen reibe ich mich mit einer Buschmedizin ein, die mir Fonte gebracht, und schon ist's bedeutend besser . . . Grofse Weihnachtspost abgeschickt, nachdem heute früh Post von unten kam, aber nur von Kamerun. In Hamburg soll die Cholera herrschen? — Da drunten an der Küste ging das bestimmte Gerücht, die Bali hätten mich tot geschlagen. Bedaure, leider noch nicht. . . . Jetzt bereits beginne ich, Weihnachtsvorbereitungen zu treffen; hoffentlich wird der Abend heuer friedlicher als voriges Jahr; quien sabe? Milch, Zucker, Honig, Kerzenstümpfchen: alles wird zusammengespart. Sogar als Zuckerbäcker mache ich Vorübungen: in eine mit Fett ausgeschmierte grofse Kugelzange kommt Kakao- und Honiggemeng hinein, etwas am Feuer getrocknet, die Zange geöffnet und ein Praliné ist fertig. . . .“

„Baliburg, 31. X. 92. Vormittags plötzlich furchtbares Geschrei draussen, ich 'raus; was war's? Eine zottige dunkle Masse braust durch die starke Fenz vorn herein und durch Anlagen und Beete durch, daß die Bananenbäume nur so rechts und links fliegen. Und schon war es auch durch die jenseitige Wand neben meinem Gartenhaus verschwunden, ein zweites grofses Loch in die Umzäunung reißend. Es hatte Form und Gröfse eines Schweines. Ein zahmes konnte es nicht gewesen sein; die drei Rüsseltiere der Station lagen friedlich in ihrem Koben, auferdem waren sie blond und kurzhaarig; der grobe Störenfried aber rötlich dunkel und an den Seiten langbehaart; also wahrscheinlich ein Pinselohrschwein. Die Bali riefen auch gleich: »kunyam, kunyam« (d. i. Schwein) . . .“

„Baliburg, 25. XII. 92 . . . Gestern mittag Tornado aus Nordwesten mit Hagel. Die hohen Fenzen meterweise eingelegt. Steinäckers Haus (nach seinem einstigen Bewohner noch immer so genannt) war mit seiner Veranda als Christabendplatz ausgedacht, wo ich mit dem gerade anwesenden Expeditionsmeister Knetschke ein ganz nettes Bäumchen zusammengestellt hatte. Es war aus Bambus in Tannenbaumform gezimmert, und Stamm- und Zweiggerippe mit Stechpalm- und Baumfarnzweigen dicht grün belegt. Auf den Deckeln von Zündhütchenschachteln standen die zusammengesparten Kerzenstümpfchen, Goldflitterschmuck gab's aus den Tauschwaren. Das hatten wir uns vormittags schon so aufgebaut. Stofs auf Stofs brauste das afrikanische Gewitter; bald flatterten die Grasbüschel der Veranda und

der Häuser, wolkenbruchartiger Regen und Sturm fegte das Bäumchen uns weg und schüttete sein Wasser in unsere wankenden, wackeligen Hütten; reihenweise stürzten draussen auf dem freien Platz die neu gepflanzten Laubbäume; und auf einmal ein Schlag, daß ich taumelnd an die Wand fliege: der Blitz hatte den Flaggmast vor der Station zersplittert und den Steinhaufen an seinem Fusse nach allen Seiten auseinander geschleudert: ein Omen?? Abends die Station ein Bild der Verwüstung. . . vormittags bis nachmittags 4⁰⁰ Heuschreckenschwärme aus Nordwesten, aber in solchen Massen, wie ich sie noch nicht hier gesehen, bedeutend stärker wie im Februar. Jetzt abends liege ich auf meinem Bett; Erbrechen u. s. w., leichtes Fieber. — Das ist mein zweites Christfest im Busch! — —

Damit schliesse ich die bruchstückweise Wiedergabe meiner Stations-tagebücher und Briefe.

Acht Tage später traf die verhängnisvolle Post aus Kamerun ein und brachte den Auflösungsbeehl für die Nordexpedition. Nun wufte ich, was der zerschmetterte Flaggmast bedeutet hatte! — —

Leicht war sie nicht, die Aufgabe des einsamen Stationschefs da draussen tief in der Wildnis auf dem vorgeschobensten Posten — dem verlorenen Posten.

Allein ist der Stationschef, auch wenn ein weißer Untergebener ab und zu auf der Station sich befindet, ein weißer Karawanenführer ab und zu eintrifft. Unbedingt nötig ist schroffe Absonderung, weit mehr als zu Hause bei der Truppe. Dort steht dem Vorgesetzten das eiserne Gefüge der Subordination zur Seite, hier ist er auf selbstgeschaffene Autorität angewiesen. Diese mindert sich rasch und versagt leicht, giebt man der begreiflichen Neigung zu auserdienstlichem Verkehr nach. Der Chef allein hat die Verantwortung, allein die Leitung.

Der Tag vergeht ja wohl rasch; aber die einsamen Abendstunden sind lang, recht lang namentlich in der langen, einförmigen, trüben Regenzeit bei der elenden Palmöllampe. Eintrag der Tagebücher, Festlegung wissenschaftlicher Ausbeute, Fertigung von Berichten nimmt doch nur einen Teil der Stunden in Anspruch, fällt oft naturgemäß ganz weg, mangels Stoff. Mit Lektüre ist's schlecht bestellt. Vor 9⁰⁰ abends kann man sich nicht zur Ruhe begeben, weil noch die abendliche meteorologische Ablesung gemacht werden muß. Da freut man sich denn wochenlang auf den Festtag einer ankommenden Post, und schreibt selbst viel und gern. Einen ganz eigenen Reiz hat es für

Schroffe Absonderung.

Einsame Abende.

mich gehabt, in meinen Briefen in die Heimat heimatliche Bilder mir vors Auge zu führen und mit der Feder auszumalen. „Man macht sich so förmlich eine camera obscura und guckt hinein“, nenne ich das einmal in meinem Tagebuch.

Heimats-
gefühl in der
Wildnis.

Andererseits aber kann ich sagen: selten ist das Gefühl wirklicher Einsamkeit, das Gefühl des Verlassenseins über mich gekommen. Durch alle meine Tagebücher und Briefe weht der Hauch der Freiheit und des Glückes, die beide ich draussen gefunden habe. Und noch etwas: heimisch geradezu bin ich geworden auf meiner Baliburg, bei meinen Bali.

Das ist vielleicht nicht zum letzten Germanenart. Der Wandertrieb führt den Deutschen hinaus übers Meer; draussen dann schafft und baut er sich eine neue Heimat.

Am Tage meines Abmarsches von der Baliburg steht als letzter Eintrag in meinem Tagebuch: „Ein Gefühl tiefen Heimwehs ergriff mich, als ich von der Höhe aus die Station zum letztenmal sah, die 16 Monate lang meine Wohnstätte in Afrika gewesen. Hier war ich frei und glücklich, hier war ich heimisch. Vorbei — — —“

J. Rutter

Anhang.

Meine Balitruppe.

Ich möchte von meiner Station Baliburg nicht scheiden, ohne der auf ihr zurückgelassenen „schwarzen Kameraden“ noch besonders zu gedenken: ich meine die von mir geschaffene und herangebildete Balitruppe.

Sie besitzt nur mehr ein historisches Interesse. Die Baliburg steht längst nicht mehr, die Soldaten haben sich längst in ihr Dorf verstreut und erzählen als alte Veteranen vielleicht noch ab und zu von ihrem einstigen Führer.

Im Rahmen einer Forschungsexpedition, wie die Nordexpedition amtlich hieß, ist diese meine Thätigkeit eigentlich eine Sonderaufgabe gewesen; daß sie allmählich geradezu zu einer meiner Hauptthätigkeiten heranwuchs, hatte seinen Grund in den Verhältnissen, die ich im Abschnitt I gedrängt berichtet habe. Sie läßt sich auch kaum mit der Thätigkeit des Chefs einer Militärstation z. B. in Ostafrika vergleichen. Zwei Momente bedingten eine wesentlich andere Auffassung und Durchführung der Aufgabe:

1. Die Balitruppe war der erste Versuch, die Eingeborenen eines Gebietes in ihrem eigenen Lande zu Soldaten heranzubilden.

2. Der fast gänzliche Mangel an Ausbildungs-Unterpersonal; weitaus die längste Zeit war ich ganz allein.

Ich arbeitete, in Anlehnung an die deutschen Bestimmungen, vereinfachte Vorschriften aus, die durch die eigene Lehrzeit in Krieg und Frieden draussen manche Abänderung erfuhren. (Nachstehend die wichtigsten Abschnitte.)

Bewaffnung und Ausrüstung: Jägerbüchse M/71; Koppel mit 2 Patronentaschen (50 Patronen Taschenmunition); große Balitasche als Rucksack (in ihm eiserner Bestand an Munition: 50 Patronen, sowie an Proviant: für 2 Tage).

Die Kommandos wurden in deutscher Sprache gegeben.

Die Ausbildung war nur auf geschlossene Verwendung berechnet. Die Balitruppe hatte nicht die Aufgabe, selbständig, allein z. B. Angriffe auf feindliche Dörfer zu unternehmen, sondern sollte in solchem Falle nur Unterstützungstrupp sein, an dessen Salven sich Gegenstöße brechen, der mit seinen Salven und nachrückend den Angriff ohne Stocken durchführen hilft, der im Fall eines Rückzuges eine lebende Aufnahmestellung bildet und unter dessen Schutze und dessen Feuer die weichende, irreguläre Masse des Balistammes sich wieder zu sammeln vermag. Diese Irregulären, die Krieger des Stammes, bildeten die „Schützenlinie“.

War so Durchführung eines Angriffes ohne die Mitwirkung der Stammeskrieger überhaupt nicht gedacht, so war die Balitruppe auf dem Marsch in ihrer geschlossenen Ausbildung vollkommen befähigt zur Abwehr eines Angriffes. In diesen Fällen ist ja eben die geschlossene Masse die einzig richtige taktische Formation für den Busch.

Aus den Bestimmungen für die Ausbildung der Balitruppe.

Vorbemerkungen:

1. Man darf nie vergessen, daß man es mit der Ausbildung von Negern in ihrem eigenen Lande zu thun hat, denen jede Idee militärischen (ja nicht kriegerischen!) Sinnes fehlt, und muß infolgedessen stets eingedenk sein, daß eine ganz unsägliche Geduld, Ruhe und gleichmäßige, auf das ganze Wesen des Negers überhaupt Rücksicht nehmende Strenge der einzig sichere Weg ist, das Ziel: Gehorsam in allen Fällen, Feuersdisciplin und Schießfertigkeit, zu erreichen.

2. Man muß hier ganz besonders den Grundsatz befolgen, nur das zu befehlen, was unbedingt verlangt werden kann, und muß, mit steter Rücksicht auf den ganzen Charakter des Negers, seine Lebensweise und Anschauungen, auf die unmittelbare Nähe des Heimatdorfes, sich hüten, europäisch-militärischen Maßstab nur irgendwie anzulegen.

3. Das mangelnde Ausbildungspersonal und die Kürze der Zeit — denn nie darf man aus dem Auge verlieren, daß es sich darum handelt, in möglichster Raschheit eine möglichst gefechtstüchtige Truppe zu haben — werden mehr einen Drill in der Masse und somit weniger exaktes Arbeiten des Einzelnen bedingen, doch ist stets trotzdem der Eifer des Einzelnen anzuregen durch Vergünstigungen u. s. w. verschiedener Art.

4. Die Diensterteilung ist nach folgenden Anhaltspunkten zu regeln:

Täglich: 2 bis 3 Stunden Exerzieren, 2 bis 3 Stunden Schießen und hierzu vorbereitende Übungen, 1 Stunde Instruktion und Appelle u. dergl.

Bei fortschreitender Ausbildung können diese Zeiten verringert bzw. teilweise zu Arbeitsdienst: Scheibenstände bauen und in Stand halten, Scheiben anfertigen, Patronen laden u. s. w. verwendet werden.

Felddienst wird eigens befohlen.

Unter allen Umständen hat jeder Mann in jeder Woche mindestens eine Übung abzuschießen; die ausgebildeten Mannschaften in jeder Woche an mindestens einer Felddienstübung teilzunehmen.

5. Taktische und Dienst-Einheit ist der Zug; möglichst nicht über 50 Mann stark; für den inneren Dienst in Korporalschaften (farbige Unteroffiziere als Korporalschaftsführer) gegliedert.

A. Exerzieren.

1. Die Ausbildung erfolgt im Zug; zuerst ohne, dann mit Gewehr in einem Glied, dann mit Gewehr in zwei Gliedern.

2. Die Kommandos sind langsam bzw. scharf, und recht deutlich zu geben, zwischen Ankündigungs- und Vollzugskommando ist lange Pause zu machen.

3. Es ist weniger auf peinliche Genauigkeit der Ausführung im einzelnen als auf Richtigkeit und Raschheit des Erfassens und der Ausführung im ganzen zu sehen; ganz besonders bei den Ladegriffen.

4. Grundstellung ist einzeln mit den Leuten zu üben und hierbei auch annähernd gleichmäßige Gewe rhaltung und -übernehmen anzustreben.

5. Beim Marsch; Vorübung: Bambusstange vor den Leib bzw. in die Hände beim Front- bzw. Reihemarsch geben, desgleichen bei den Schwenkungen ist sehr gut, weil dadurch die Leute an annähernde (nicht eigens geübte) „Richtung“ und an das Nebeneinanderbleiben gewöhnt werden.

6. Als Maß für den Gliederabstand zeigt man den Leuten des zweiten Gliedes: Unterarm vorstrecken, die Entfernung vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers. Der Gliederabstand ist im Marsch meist zu groß, im Halt meist zu klein; desgleichen der Abstand in der Reihenkolonne.

7. Ein Hilfsmittel bei den Wendungen ist das Legen von Pflöckchen

8. Es giebt nur zwei Formationen: Linie und Reihe.

9. Der Laufschrift ist viel anzuwenden, bei Front- und Formationsänderungen stets.

10. Durch Zeichen, Winken mit dem Säbel u. s. w. ist das Kommandowort, wo angängig, zu verdeutlichen.

11. An Signalen kommen zur Anwendung:

a) der Pfiff: während des Marsches: „Halt!“, während des Feuerns: „Stopfen!“, wenn je kommandolose Feuerabgabe eingetreten ist,

b) das Hornsignal: zum Antreten, Sammeln beim Führer, dessen Standpunkt es anzeigt.

12. Grundstellung. Kommando: „Stillgestanden!“ — „Rührt Euch!“ Ausführung: der Mann steht in möglichst gerader Haltung: Fersen geschlossen, Schultern zurückgenommen, Blick geradeaus, ruhig. Das Gewehr ist übergenommen; auf „Rührt Euch!“ wird zugleich Gewehr bei Fuß genommen.

13. Auf das Kommando: „Weggetreten!“ entfernt sich der Zug rasch nach der durch Zeigen befohlenen Richtung im Laufschrift; auf „Halt!“ oder Pfiff bleibt er stehen. Auf „Angetreten!“ kommt er im Laufschrift und tritt dem Kommandierenden gegenüber an; wenn nichts weiter befohlen, stets in Linie.

14. Richtungen werden nicht eigens geübt und befohlen; bei jeder Übung ist möglichst gerade Linie bzw. Deckung zu verlangen und zu üben, die Leute müssen sich nach jedem „Halt!“, jeder Wendung u. s. w. selbst rasch ausrichten, indem sie nach der Nase des rechten Flügelmanns sehen; desgleichen Gliederabstand, Aufschließen u. s. w. selbst rasch machen.

15. Wendungen werden nur auf der Stelle ausgeführt. Kommando: „Rechts — um!“ „Links — um!“ „Bataillon — kehrt!“ Ausführung: die Drehung wird auf dem Ballen des linken Fußes ausgeführt.

16. Marsch. Kommando: „Vorwärts — Marsch!“ oder: „Laufschrift — Marsch, marsch!“ „Halt!“ oder Pfiff. Ausführung: auf „Marsch!“ bzw. „Marsch, marsch!“ wird mit dem linken Fuß

angetreten, Schrittlänge reguliert sich von selbst, desgleichen Tempo. Die Kniee brauchen nicht durchgedrückt zu werden.

Beim Reihemarsch marschieren die Leute gedeckt mit Gliederabstand; bei schmalen Wegen schiebt sich ohne weiteres Kommando das zweite Glied zwischen das erste, der Mann des zweiten Gliedes hinter seinen Vormann im ersten Glied; wird der Weg breiter oder auf „Halt!“, ist stets die zweigliedrige Formation wieder herzustellen.

17. Laden und Feuern. Kommando: „Geladen!“ „Legt — an!“ „Feuer!“ Ausführung: auf „Geladen!“ (kurz zu kommandieren) bringt der Mann möglichst rasch das Gewehr an die rechte Hüfte, senkrecht zur Frontlinie und ladet möglichst rasch; zugleich setzt er den rechten Fuß rückwärts seitwärts. Das hintere Glied deckt sich auf die Lücken des vorderen und tritt hart an dieses heran. Auf „Legt — an!“ (gedehnt zu kommandieren) wird das Gewehr in Anschlag gebracht. Auf „Feuer!“ (kurz zu kommandieren) wird abgedrückt und bleibt das Gewehr in Anschlag.

Oder (wenn bereits geladen war) Kommando: „Fertig — Legt an!“ u. s. w. Auf „Fertig!“ (kurz zu kommandieren) geschieht das Gleiche, wie oben auf „Geladen!“ (statt des Ladens wird entsichert).

Kommando: „Geladen!“ „Das Gewehr — über!“ Ausführung: auf „das Gewehr!“ wird gesichert, auf „über!“ die ursprüngliche Stellung eingenommen.

Das Laden im Marsch erfolgt auf das Kommando: „Geladen!“ Ausführung: das Kommando wird gedehnt gegeben, es wird während des Marsches geladen, gesichert und das Gewehr übernommen.

Soll aus dem Marsch zum Feuern übergegangen werden, so erfolgt stets vorher das Kommando: „Halt!“ Dem Laden und Feuern im Knieen geht das Kommando „Nieder!“ bzw. „Halt!“ „Nieder!“ voraus. Ausführung: auf „Nieder!“ läßt sich der Mann rasch auf das rechte Knie (oder auf beide) nieder; das Gewehr wird an der rechten Seite mit dem Kolben auf den Boden gesetzt; zugleich deckt sich das zweite Glied auf die Lücken des ersten. Auf „Auf!“ wird die alte Grundstellung eingenommen, event. vorher noch gesichert.

Als kommandierte Feuerart kommt nur die Salve zur Anwendung.

Bei allen Kommandos zur Feuerabgabe sind lange Pausen zu halten, damit der Mann Zeit zum Zielen hat, und ganz besonders zur Aufrechterhaltung der Feuerdisziplin.

18. Frontveränderungen finden statt durch Wendungen und Schwenkungen. Kommandos und Ausführung wie bei der Truppe zu Hause.

19. Formationsänderungen durch Wendungen (nur auf der Stelle) und die Kommandos: „Zug formiert — Marsch, marsch!“ (Bildung der Linie); „Reihe formiert — Marsch, marsch!“ (Bildung der rechts abmarschierten Reihenkolonne). Ausführung: wie in der Heimat.

Soll die Linie oder Kolonne rasch nach allen Seiten Front machen, so erfolgt nach eventuellem vorhergegangenen „Halt!“ das Kommando: „Kreis formiert — Marsch, marsch!“ Ausführung: die Flügel biegen sich, in der Reihenkolonne von der ursprünglichen Frontseite ausgehend und gleichzeitig die Wendung nach aufsen machend, soweit zurück, daß sie sich berühren. Es kommt gar nicht auf genaue Kreisformation an (meist wird es ein Knäuel oder Haufen werden); sondern nur darauf, rasch nach allen Seiten Front zu haben.

B. Schiessen.

Die Leute kennen nicht den Begriff des Zielens. Für Manche existiert vielleicht das Korn, für Keinen aber eine Visierkimme; sie schauen deshalb einfach nach der Scheibe, unbekümmert, ob sie dabei Visier und Korn sehen oder nicht. Im besten Falle nimmt einer oder der andere gröbstes Vollkorn: also durchweg Überschießen. — Die Gewehre werden fast allgemein rechts verdreht. Die Leute mucken. Abziehen geschieht nicht langsam, sondern mit heftigem Ruck: also Rechtsvorbeischießen. — Wie zu Hause zeigen auch hier manche grose Erregtheit beim Scharfschießen. — Allgemein schießen die Leute (stehend und knieend) freihändig besser als aufgelegt. — Im Verlauf der Ausbildung erzielt man viel früher gute Höhen- als Seitenrichtung (meist rechts vorbei). — Beim Scharfschießen bessert sich der Mann sichtlich von Schuß zu Schuß, wenn er mehrere Schüsse hintereinander machen darf. — Der an sich auch hier vorhandene Eifer wird erhöht, wenn man dem Manne sagt, erst wenn er gut zielen gelernt habe, dürfe er scharf schießen. — Vielfach richten die Leute am Sandsack gut, beim Anschlag schlecht; sie müssen erst da wieder auf's neue lernen, Visier, Korn, Ziel und Auge in eine Linie zu bringen. —

1. Es wird vorläufig genügen (bei dem Mangel jeglicher Schießfähigkeit und Treffsicherheit der einzustellenden Bali), auf

Entfernungen von 50, 100 und 150 m in den verschiedenen Anschlagarten einen Treffer-Prozentsatz von 50 bis 60 Proz. zu erreichen; dementsprechend sind auch die Übungen und der einzuschlagende Ausbildungsgang ausgearbeitet.

2. Ob der Mann ein Auge oder beide offen hat, ist gleichgültig, er muß nur gut richten.

3. Gleichgültig ist es ferner, ob der Mann das Ziel von oben, unten oder seitwärts faßt.

4. Anschlagarten: a) stehend freihändig, b) knieend.

Den Leuten ist völlig freier Spielraum in der Haltung des Körpers u. s. w. zu gewähren; der Mann muß nur richtig visieren und gut schießen. Namentlich beim Anschlag knieend ist es ihm zu überlassen, ob er auf ein oder beide Kniee sich niederlassen will, linken Ellenbogen aufstützt oder nicht. Die Gewohnheit der Leute von ihrem frühern Schießen her, den Gewehrlauf mit der vollen, linken Faust zu umfassen, darf natürlich nicht geduldet werden; dagegen hatte die weitere, daß sie mit dem Mittel- oder Ringfinger abziehen, keine sonderlich beeinträchtigende Wirkung: ist also gestattet.

5. Visier: Es giebt nur Standvisier (die große Visierklappe nebst Feder ist abgenommen, kleine Klappe angelötet).

6. Haltepunkt: Ziel aufsitzen lassen; beim stehenden ganz sichtbaren Gegner ist erlaubter Spielraum: zwischen Ziel aufsitzen bis zum Unterleib.

7. Schulschießen. Übungen:

I. 50 m stehend freihändig	5 Schußs	3 F	ganze Figurscheibe
II. 100 „ „ „	8 „	4 „	„ „
III. 100 „ knieend	5 „	3 „	„ „
IV. 50 „ knieend, Feuer auf Kommando	5 „	3 „	„ „
V. 100 „ stehend freihändig	6 „	3 „	Rumpfscheibe
VI. 100 „ stehend, Schnellfeuer	5 „	2 „	verschwindende Rumpfscheibe
VII. 100 „ stehend, Feuer auf Kommando	6 „	3 „	ganze Figurscheibe
VIII. 100 „ knieend, Feuer auf Kommando	6 „	3 „	„ „
IX. 150 „ knieend	5 „	3 „	„ „
X. 150 „ stehend freihändig	6 „	3 „	„ „

Einteilung in Schießklassen giebt es vorerst nicht; die besseren Schützen schießen die gleichen Übungen mit verschärften Bedingungen, im Feuer auf Kommando oder Schnellfeuer; zu zwei, drei und mehreren zusammengekommen.

8. Gefechtsschießen: im Zug; und mit Felddienstübung verbunden.

9. Schiefspreise:

- a) jeder Schütze bekommt für jede Figur über die geforderte Zahl von Figuren bei einer Übung innerhalb der ausgeworfenen Patronenzahl 1 Yard Zeug = 25 Pfg.,
- b) außerdem bekommt wöchentlich der beste Schütze der verflossenen Woche 5 Yard Zeug = 1,25 Mk. oder eine gleichwertige Quantität anderer Tauschwaren.

Befreiung von Arbeitsdienst, dienstfrei u. s. w. sind weitere Vergünstigungen für gutes Schiessen.

10. Der Patronenverbrauch ist so zu regeln, daß jederzeit ein eiserner Bestand von 300 Patronen für jeden Mann der Truppe auf der Station lagert.

C. Felddienst¹⁾.

Durch die afrikanischen Verhältnisse bedingt, beschränkt er sich auf die einfachsten Formen. Zwei Punkte sind ganz besonders wichtig, weil man eigentlich jederzeit auf einen Angriff gefaßt sein muß: Sicherung und Gefechtsbereitschaft. Beide lassen sich aber, namentlich auf dem Marsche, nur sehr mangelhaft durchführen. Die in dieser Hinsicht im nachstehenden angegebenen allgemeinen Mafsregeln werden sich je nach der Lage und den Verhältnissen vielleicht etwas ändern bzw. ergänzen lassen: das ist Aufgabe des Führers.

I. Marsch. 1. Als Marschformation wird nur die Reihenkolonne anzuwenden sein; die Linie ist bereits Gefechtsformation.

Für gewöhnlich wird auch die Reihenkolonne zu zweien noch zu große Breite besitzen; die Leute setzen sich dann ohne weiteres Kommando in die Kolonne zu einem, indem der Mann des zweiten Gliedes hinter seinen Vormann des ersten Gliedes tritt.

2. Sobald „Halt!“ kommandiert bzw. „aufmarschiert“ wird, ist stets ohne weiteres Kommando die betreffende zweigliedrige Formation anzunehmen.

3. Mit Rücksicht auf das ganze Wesen des Negers haben grundsätzlich möglichste Erleichterungen u. s. w. einzutreten, soweit Gefechtsbereitschaft und Sicherheit dies irgend gestatten; andererseits muß aber mit Strenge die auf folgende Punkte sich beschränkende Marschdisziplin verlangt werden:

¹⁾ Der Sache nach mehr für den Führer bestimmt. Ebenso wenig wie früher bei der Ausrüstung (Abschnitt III), mafe ich auch hier mir nicht an, hiermit eine allgemein gültige „westafrikanische Felddienstordnung“ zu geben; ich lege lediglich meine Erfahrungen, zu Vorschriften für meine einstige Truppe verarbeitet, nieder.

- a) Der Marsch ist geschlossen anzutreten; auch während desselben darf mindestens bei Abteilungen bis zur Stärke eines Zuges kein Abreißen der Kolonne eintreten.
- b) Selbständige Vermischung der Marschkolonnen mit Mannschaften anderer Züge oder mit anderweitig Mitmarschierenden darf nicht stattfinden.
- c) Während des Marsches hat jeder Soldat seinen bestimmten Platz in der Kolonne stets beizubehalten.
- d) Jeder Mann, der aus irgend einem Grunde austreten muß, hat dies dem die betreffende Kolonne schließenden Weissen zu melden. Das Gleiche gilt beim Eintreten an seinen vorgeschriebenen Platz. Austreten, um sich mit Essen zu versehen oder zu trinken, ist nicht erlaubt.
- e) Der Soldat trägt nur seine vorschriftsmäßige Bewaffnung und Ausrüstung, und zwar am vorschriftsmäßigen Platz; erlaubt sind außerdem die kleinen Balimesser am Gehäng.
- f) Rauchen, Singen, Sprechen ist gestattet.
- g) Das Gewehr kann beliebig getragen werden.

4. Ob und in welchen Pausen u. s. w. Rasten eingeschaltet werden, ist dem Ermessen des Führers des Ganzen anheimgestellt; doch wird bemerkt, daß den Leuten jede mögliche Gelegenheit zum Essen und namentlich zum Trinken gestattet werden soll.

II. Unterkunft und Verpflegung. 5. Wann, wo u. s. w. Quartier bzw. Biwak bezogen wird, richtet sich vollständig nach Gegend, Zweck des Marsches u. s. w., und ist dem Führer des Ganzen das darauf Bezügliche überlassen.

6. Alarmplätze, Alarmsignale sind bekannt zu geben; gegebenen Falls den Mannschaften die Plätze anzuweisen, die sie bei etwaigem Alarm sofort einzunehmen haben.

7. Ist die Dauer des Aufenthaltes eine längere, so ist innerer und äußerer Dienst — soweit irgend mit dem Zwecke des Aufenthaltes u. s. w. vereinbar — dem auf der Station möglichst ähnlich zu gestalten.

8. Ein wichtiges Moment ist die Verpflegung. Kann die betreffende Ortschaft vorher in Kenntnis gesetzt werden, so ist das um so günstiger, und dann sind gleich die Quartiermacher mit Ankauf von Proviant und Anlagen solcher Depots zu betrauen. Ist der Aufenthalt ein längerer, so wird die stete Ergänzung dieser Depots und Entnahme aus diesen die geregeltste Art der Verpflegung sein.

9. Müssen Requisitionen eintreten, so sind sie möglichst geordnet, etwa durch Entsendung einiger zuverlässiger Leute, auszuführen und dürfen nie in ein Plündern ausarten. Vergehungen in diesem Punkte sind streng zu bestrafen.

III. Sicherung. a) Auf dem Marsche: 10. Mit der Sicherung zusammenfallen wird hier zu Lande fast immer die Aufklärung. Je besser und weiter letztere jedoch noch außerdem durchgeführt werden kann (Nachrichten von den Eingeborenen, Abfangen Angehöriger feindlicher Stämme, weitere Entsendung von Patrouillen u. s. w.), desto vorteilhafter ist das natürlich.

11. Auch die Gefechtsbereitschaft ist nicht viel mehr als möglichste Sicherung. Sie beschränkt sich darauf, daß natürlich mit geladenen Gewehren marschiert, ein aus den tüchtigsten Leuten und besten Schützen zusammengesetzter Vor- und Nachtrupp abgeteilt wird, die Trägerkolonne in der Mitte eingeschoben ist.

12. Bei einem Angriff wird sofort gehalten, die einzelnen Züge (Trupps) bilden durch Vorwärtseilen zum bezüglichlichen Spitzenmann Haufen mit Front nach allen Seiten, also den Igel der alten deutschen Landsknechtsfechtart. Die Träger werfen die Lasten ab und verfahren in gleicher Weise.

Wenn nur irgend möglich, soll nur Feuer auf Kommando, also Salven abgegeben werden. Die Gefahr ist sonst zu groß, daß ein blindes Patronenverknallen beginnt, das nur mit der letzten Patrone endet.

13. Eine gewisse Sicherung und Aufklärung wenigstens nach vorn kann man erreichen, wenn man bei annähernd bekannter Marschstraße oder bekanntem, d. h. mit Genauigkeit zu bezeichnendem Marschziel kleine Trupps auf ziemliche Entfernungen, also ohne unmittelbare Fühlung auf den nach vorwärts und seitwärts führenden Wegen vortreibt. Der Flankenschutz wird aber auch in diesem Fall, wie stets, der wunde Punkt bleiben.

b) In der Ruhe: 14. Einzelne der für Sicherung auf dem Marsch gegebenen Bestimmungen sind auch hier anwendbar; so bezüglich Alarmsignal u. s. w.

15. Nie ist vor einem Defilé (Fluß u. s. w.) Halt zu machen.

16. Beim Ein-(auch Durch)marsch in eine Ortschaft marschiert die Truppe bzw. Karawane stets geschlossen, wenn möglich zur Front aufmarschiert. Wird Ortsunterkunft bezogen, so erfolgt Halt auf einem freien Platze des Dorfes, Aufmarsch und Warten mit „Gewehr ab“. Die Träger legen die Lasten ab.

17. Die Leute müssen stets geschlossen untergebracht werden.

18. Stets sind solche Punkte im Gelände oder solche Viertel im Dorfe zu wählen, welche im Fall eines Angriffes gute, beherrschende Stellung und Feuerwirkung gestatten. Gegebenen Falls dürfen Verteidigungseinrichtungen (Schufsscharten, Freimachen des Schufsfeldes u. s. w.) nicht verabsäumt werden. Lieber zu vorsichtig als das Gegenteil!

19. Ausstellen von Wachen, Posten, Ausschicken von Patrouillen und Unterhalten von Wachfeuern — die beiden letzteren Vorsichtsmafsregeln namentlich im Biwak — haben stets stattzufinden.

20. Das Quartier bezw. der Lagerplatz des Führers muß stets kenntlich sein (Flagge, Laterne).

21. Auch bei nur vorübergehenden Rasten während des Marsches wird es oft nötig sein, Sicherheitsmafsregeln zu treffen.

D. Instruktion.

a) Ehrenbezeugungen und Schicklichkeitsregeln. 1. Vorerst ist die einzige Ehrenbezeugung „Frontmachen“; mit Gewehr: mit „Gewehr über“; und zwar vor allen Europäern; gleichgültig, ob der Vorgesetzte oder der Soldat geht oder steht oder sitzt.

2. Bei Betreten eines Kasernenraumes durch den Vorgesetzten erheben sich die darin befindlichen Leute rasch und stehen still.

3. Bei dem allgemeinen Respektsgefühl der Bali sind keine weiteren Schicklichkeitsregeln mehr zu verlangen. Ausweichen, respektvolles Folgen bei Begleitungen, Aufheben eines zu Boden gefallen Gegenstandes, Thür öffnen u. s. w.; alle diese Punkte beobachtet der Bali sowieso schon dem Weißen gegenüber.

b) Gewehrinstruktion. 4. Sie erstreckt sich auf die deutsche Benennung der Hauptteile, Zusammensetzen und Auseinandernehmen des Schlosses, Heraus- und Hineinschrauben des Stockes, Reinigung.

5. Zum Zerlegen des Schlosses hat der Mann die Ausdrehung oben im Stock zum Aufsetzen des Schlagbolzens zu benutzen. Im allgemeinen zeigt der Bali hierzu viel Geschick, und das zweite oder dritte Mal wird er die Sache bereits richtig machen.

6. Reinigung. Auch hier zeigen die Bali viel Geschick und Eifer. Palmöl ist ein sehr gutes und überall zu erlangendes Putzmittel. Man hat die Leute nur darauf aufmerksam zu machen, nicht zu viel davon zu verwenden, desgleichen die Patronenausbohrung mit einem stärkeren Pfropfen zu reinigen als den gezogenen Teil.

E. Innerer Dienst.

a) Appelle u. s. w. 1. Erstere sind mit dem Antreten zum Dienst bzw. zur Arbeit zu verbinden. Gewehrappell ist jeden Tag einer abzuhalten; desgleichen treten die Mannschaften, welche Scheiben geschossen, nach der unmittelbar darauf vorzunehmenden Gewehrreinigung zur Revision wieder an. Jeden Sonntag zwischen 7⁰⁰ und 9⁰⁰ morgens ist Löhnungsappell. Es bekommt jeder Mann, Unteroffiziere eingeschlossen, jede Woche 1 Yard Zeug = 25 Pfg. zum Essenkaufen. Jeder Unteroffizier erhält 5 Yard Zeug = 1,25 Mk.; jeder Mann, der vier Wochen gedient hat, von da ab 2 Yard Zeug = 50 Pfg. als Löhnung für eine Woche.

Die allgemeinen Appelle haben sich auf Bewaffnung, Ausrüstung und Körper zu erstrecken.

2. Der Morgenrapport wird beim ersten Antreten entgegengenommen.

3. Wecken. Das Signal hierzu wird täglich um 6¹⁵ früh geblasen.

4. Erst nach ganz beendigtem Tagesdienste dürfen die Leute in's Dorf gehen, nicht aber in den Pausen. Beim Antreten am Morgen des nächsten Tages hat alles wieder da zu sein; überhaupt ist darauf hinzuwirken, daß die Leute auch in ruhigen Zeiten nachts möglichst auf der Station bleiben.

5. Beurlaubungen einzelner Leute treten nur ein bei Krankheits- und Todesfällen ihrer nächsten Verwandten, und zwar muß das immer durch einen Vertrauensmann des Häuptlings bestätigt werden. Beurlaubungen der ganzen Truppe sind möglichst einzuschränken, doch ist andererseits den Sitten (Festen und Tänzen) Rechnung zu tragen.

b) Strafen. 6. Dieselben bestehen in: Nachexerzieren, Beschäftigung in der Freizeit, Arbeit an Sonntagen, Stationsarrest, Arrest im Arrestlokal, Abzug an der Löhnung; ausnahmsweise Binden, und in ganz schweren Fällen: Peitschen.

c) Wachdienst. 7. Nachts zieht stets eine Wache auf: ein farbiger Unteroffizier und sechs Mann; sie giebt einen Posten vor dem Geschützschuppen, sowie einen patrouillierenden Posten.

8. In unsicheren Zeiten ist die Wache auch tags über aufgezo- gen, wird nachts verstärkt und treibt Patrouillen ins Vorgelände.

9. Die stets abzustellenden Posten sowohl, als etwaige weitere haben nachts jeden sich Nahenden mit „Halt!“ anzurufen, worauf mit „Bali!“ zu antworten ist. Wer das nicht thut und sich dem Posten nähert, auf den wird geschossen.

10. Alarmsignal ist mehrmaliges Schiessen.
11. Vor allen Europäern erweisen die Posten Ehrenbezeugung, und zwar durch Stillstehen mit „Gewehr über“.
12. Jeder Mann der Wache, Wachbefehlshaber eingeschlossen, bekommt in ruhigen Zeiten fünf Patronen. Die Posten haben stets geladen.

Die in diesen allgemeinen Bestimmungen für den Mann einschlägigen Kommandos u. s. w. sind meinen Bali in Fleisch und Blut übergegangen. Als ich nach einer längeren Pause (veranlaßt durch eine im Dorf wütende Ruhrepidemie) die Uebungen wieder aufnahm, arbeiteten die Soldaten zu meiner eigenen Ueberraschung sofort wieder sicher nach den deutschen Kommandos, und auch die Schiessleistungen hielten sich auf der Höhe der vordem erreichten.

Die Schiessausbildung war der geduldheischendste Teil der ganzen Ausbildung. Ich setze als Beispiel für die erzielten Erfolge Auszüge aus den Schiesskladden dreier meiner Soldaten her, und wähle die meines besten, meines schlechtesten und eines mittleren Schützen, der somit die Durchschnittsleistung darstellt:

Bester Schütze U. O. Schama.	Mittlerer Schütze U. O. Landi.	Schlechtester Schütze Samotu.
I. <u>FF00; FF00F</u>	I. <u>FFFFF</u>	I. <u>000; 0F00FF</u>
II. <u>F0F00; 0FF00F0F</u>	II. <u>F00FFF00</u>	II. <u>000F000; F0F00</u> <u>F000; 0F0000;</u> <u>0F00F0F0F</u>
III. <u>FFFFF</u>	III. <u>0F00F00F00FF</u>	III. <u>F00FF</u>
IV. <u>FFFFF</u>	IV. <u>FFFFF</u>	IV. <u>FF000; 00F00;</u> <u>0000FF0F</u>
V. <u>00FF00F</u>	V. <u>F0F0000F000FF</u>	V. <u>000000; FF0000;</u> <u>0F00F0F</u>
VI. <u>FFF00</u>	VI. <u>FFF00</u>	VI. <u>00000; F0000;</u> <u>00000; FFF00</u>
VII. <u>FF00FF</u>	VII. <u>F000FF</u>	VII. <u>0000F0; F00F0F</u>
VIII. <u>FFFFF0</u>	VIII. <u>FF0000; F000;</u> <u>FFFFF0</u>	VIII. <u>000000; F00000;</u> <u>FFFFF00</u>
IX. <u>00FF0F</u>	IX. <u>000F0FF</u>	IX. <u>F00FF0F</u>
X. <u>FF0FFF</u>	X. <u>0F00F000;</u> <u>0F0FFF</u>	X. —

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer köstlichen Frage eben des mit seinen Schießergebnissen vorstehend verewigten Unteroffiziers Landi, als ich ihn wieder einmal zur Anfertigung von Scheiben (aus gespaltenem Bambus und, mit Rufs und Palmöl darauf gemalten Figuren bestehend) kommandierte. Bemerken muß ich noch, daß wir ein paar Tage zuvor einige Bandeng gefangen eingebracht hatten. „Es wäre doch nicht mehr nötig, noch Holzscheiben zu machen, nachdem wir ja nunmehr lebende Scheiben hätten!“

Zu statten kam mir bei der Ausbildung der kriegerische Sinn der Bali, ihre körperliche Gewandtheit, Geschicklichkeit und Abhärtung gegen Strapazen, worin sie unseren heimatlichen Bauernbuben weit über sind, sowie der Umstand, daß ihnen Knallereien ganz und gar nichts Neues waren, sie also eine Feuertaufe weit weniger nötig hatten als ich selbst. Andererseits aber befürchtete ich gerade in ihrer Kampfweise (wie ich sie in Abschnitt VI näher schildere) ein schweres Hindernis in Erreichung der Feuerdisziplin zu finden. Der Disziplin überhaupt mußten schwere Anfechtungen drohen: einmal der Umstand, daß ich die Leute in ihrem eigenen Lande auszubilden hatte, die verführerische Nähe des Heimatdorfes und der Mangel an disziplinarem Rückhalt. Dazu kam noch, daß die Bali ja noch nie militärischen Drill auch nur gesehen hatten, ihnen also vorerst namentlich die Exerzierbewegungen unverständlich und wertlos erscheinen mußten. Das letztere ward mit einem Schlag anders, als ihnen das Gefecht am Weihnachtsabend 1891 die Wirkung der neuen Kampfweise zeigte. Nun war das Vertrauen hierzu, das Vertrauen zum Führer gewonnen. Die Disziplin, der Gehorsam war von Anfang an wider Erwarten tadellos.

Ein gewichtiges Beispiel, wie festgewurzelt die Anhänglichkeit war, hat Dr. Zintgraff in seinem Werke bereits angeführt; ich nehme es hier herüber. Es ist die bereits (Abschnitt III) erwähnte Unternehmung gegen Bagangu am 1. Mai 1892. „Ich“ (Zintgraff) „hatte eine kriegerische Aktion gegen ein Dorf im Graslande geplant und rückte ohne Wissen des Häuptlings Garega mit 40 Soldaten, geführt von Leutnant Hutter, aus. Der Häuptling, welcher das Unternehmen mit so wenig Leuten zu gefährlich fand, schickte Boten nach, »wir möchten doch wieder zurück kommen und erst einen Kriegsrat halten, damit noch viele irreguläre Bali mitgehen könnten«. Wer die Gebräuche der Eingeborenen kennt, wird das Ansinnen des Häuptlings richtig finden. Auch direkte Sorge um unsere eigene Sicherheit war es, uns abzuraten, mit einer Handvoll Leute gegen einige Hundert vorzugehen. Ich ging nach Balidorf zurück, befahl

jedoch Leutnant Hutter, jedenfalls bis an die Farmen des feindlichen Dorfes zu gehen und daselbst weitere Befehle zu erwarten. Während ich beim Häuptling saß, erschien der älteste Sohn Garegas, Tita N'Yi, bei unseren Balisoldaten. Tita N'Yi genießt fast eine ähnliche absolute Verehrung wie der alte Garega selbst; außerdem befanden sich an zehn zu seinem Haushalt gehörige Leute als Soldaten unter dem Kommando des Leutnants Hutter in der mittlerweile bezogenen Vorpostenaufstellung. Obgleich nun dieser Königssohn aus Leibeskräften auf die Balisoldaten einsprach und sie durch Bitten und Drohen dazu zu verleiten suchte, nach Bali zurückzukehren, blieben die Leute, treu dem Befehle ihres Offiziers gehorchend. Erst später wurde die Abteilung durch mich zurückberufen.“

Ein andermal bemerkte ich beim Exerzieren, daß der linke Flügelmann ängstlich nach dem nahen Gras zu schielte. Ich folgte der Richtung seines Blickes und gewahrte, ihm ganz nahe, eine Schlange auf den freien Exerzierplatz herauskommen. Es war gerade die Zeit der Grasbrände, und da wird es in dem Schilf allenthalben lebendig. Wer weiß, ob ein deutscher Rekrut bei dieser Ueberraschung so standgehalten hätte?

Ich habe nur zwei Fälle erlebt, in denen die Disziplin versagte. Der eine war gelegentlich des Vergiftungsversuches in Fomum (siehe Abschnitt III), wobei meinen Soldaten die Feuerdisziplin durchging, und sie ohne Kommando zu einem tüchtigen Schnellfeuer sich fortreißen ließen. Der andere trat ein, als ich bei einem Marsch in ein starkes Hagelwetter geriet. Da löste sich die ganze Kolonne auf; mit über den Kopf gehaltenen Gewehren, Rucksäcken u. s. w. suchten sich die Leute gegen die niederprasselnden Körner zu schützen, bargen sich da und dort im Gelände, ohne der vorwärtstreibenden Kommandos mehr zu achten. Wer den Neger kennt und seine Empfindlichkeit gegen derartige Elementarereignisse, wird diesen an sich ja schweren Fall milder beurteilen.

Dem Zusammengehörigkeitsgefühl, das mich allmählich immer mehr mit meiner Truppe verband, haben beide keinen Eintrag gethan.

Heute noch gedenke ich gern und oft der gemeinsam bestandenen Strapazen und Unternehmungen; und daß auch die Bali sich noch meiner erinnern, habe ich erst jüngst erfahren: die einstigen Soldaten erkundigen sich heute noch, wenn sie als Arbeiter auf die Plantagen der Viktoriagesellschaft kommen, nach dem „Herrn des Gewehres“.

FORSCHUNGEN.

„Jedes Erforschen ist nur eine
Stufe zu etwas Höherem.“

Vorbemerkungen.

1. Zur größeren Anschaulichkeit und schärferen Hervorhebung der Gelände- und Völkergliederung Nord-Kameruns — in Richtung meiner Marschstrafse — habe ich in der Einleitung des nächsten Abschnittes (V) einen diesbezüglichen Gesamtüberblick dem eigentlichen Inhalt desselben vorangestellt.

2. Vereinzelte sachliche Wiederholungen in den Abschnitten V und VI mit Dr. Zintgraffs Werk „Nord-Kamerun“ sind, soweit unsere Beobachtungen nicht auseinandergehen, unvermeidlich, da wir beide uns größtenteils auf der gleichen Marschstrafse bewegt haben.

3. Was die Vollständigkeit bzw. Lückenhaftigkeit meiner in den folgenden Abschnitten niedergelegten Forschungsergebnisse anlangt, wolle man nicht vergessen, daß ich das Waldland auf dem Durchmarsch, das Grasland in stationärer Thätigkeit kennen gelernt habe.

Abschnitt V.

Das Waldland und seine Bevölkerung.

Ueberblick über das Gebiet zwischen der Mungomündung und dem Benuë.

Das Waldland: I. Das Gelände: a) allgemeine; b) orographische; c) hydrographische; d) topographische Gestaltung. — II. Die Menschen: a) Völkerscheiden; b) ethnologische; c) anthropologische; d) ethische; e) statistische Angaben; f) politische Verhältnisse; g) sociale Gliederung; h) Märkte; i) Wegeanlagen; k) Ansiedelungen; l) Farmen; m) Haustiere; n) Sitten; o) Gewerbethätigkeit; p) religiöse Verhältnisse.

Ueberblick über das Gebiet zwischen der Mungomündung und dem Benuë.

Von der Jofsplatte in Kamerun den Mungo stromaufwärts und von da in nordnordöstlicher Richtung ins Innere vordringend, werden zwischen der Küste und dem Benuë, also auf einer Strecke von rund 650 km, drei Gebiete, nach Gelände und Menschenschlag ausgeprägt voneinander verschieden, durchschritten. Doch deckt sich die geographische Dreiteilung nicht mit der der Bevölkerung.

Die geographische Dreiteilung tritt zu Tage in dem stufenförmigen Aufbau des Landes und in der Bedeckung.

Geographische Dreiteilung.

1. Das Küstengebiet: von der Einmündung des Mungo in das Sammelbecken des Kamerunflusses bis Mundame; rund 50 km. Eine geraume Strecke vom Küstenrand landeinwärts findet sich nur ein Mittelding zwischen Wasser und Land: die Wattenregion, deren schlammiger, von der Flut größtenteils überschwemmter Boden durch das verwickelte Wurzelgeflecht der Mangrovedickichte zusammengehalten und überkleidet wird. Durch diese Sumpfniederungen ziehen eine Anzahl von Wasserrinnen, sogenannte „Krieks“, in die der eigentliche Stromlauf des Mungo bereits 10 bis 15 km landeinwärts sich verliert. Dann erst beginnt festeres Schwemmland, bis Mundame zu einer Höhe von 110 m ansteigend. Die Bewachsung desselben besteht anfänglich noch aus Mangroven, dann aus undurchdringlichem

Buschwald mit vereinzelt Hochwaldbäumen und Palmen (Kokos-, Oel-, Wein- Fächerpalmen) durchsetzt. Die Wasserrinne des Mungo wird ein ausgeprägtes, vielfach gewundenes Flussbett, in dem der Strom zu Thal geht. Dieses Küstengebiet bildet die erste Stufe.

2. Das Waldland: von Mundame bis zum Babefluss südlich von Banti, also bis zum Fuß des Steilabfalles der westafrikanischen Hochebene; rund 200 km. An sich teilweises Hügelland, muß es mit Rücksicht auf die nach ihm folgenden hochgelegenen Gebiete als Niederland bezeichnet werden. Der fast ununterbrochene Urwaldgürtel, der es bedeckt, ließ uns ihm den Namen geben. Das ist die zweite Stufe. Nach Ersteigung der mit ausgedehnten Oelpalmenwäldern bedeckten Steilhänge folgt

3. Das Grasland: von Bameßon, also vom Südrand des nun folgenden Hochlandes bis zum Benuë; rund 400 km. Der Südrand, rund 1500 m über dem Kamerunfluß gelegen, wird durch eine etwa 80 km nördlich in Richtung Nordwest-Südost streichende Bergkette mit breitem Rücken um ungefähr 300 bis 400 m überhöht. Von hier ab beginnt die Abdachung gegen das Benuëgebiet. Die Bedeckung ist im südlichen Teil fast ausnahmslos, im nördlichen Teil überwiegend 1,0 bis 2,5 m hohes schilfartiges Gras; daher die Bezeichnung dieser dritten Stufe: Grasland.

Ethno-
graphische
Dreiteilung.

Ich sagte, daß ich auch in Bezug auf die Bevölkerung eine unverkennbare Dreiteilung gefunden.

Bevor ich diese ausführe, habe ich die Anschauungen, die mich bei dieser Einteilung leiteten, darzulegen. Auf der reinen Rassen- und Sprachentheorie fußt diese meine Dreiteilung nicht. Ich muß mich überhaupt zu der ketzerischen Ansicht bekennen, daß in meinen Augen diese Kriterien, allein angewendet, Theorie mit der mephistophelischen Nebenbedeutung sind.

Im Nordhinterland von Kamerun sind mir Vertreter der sogenannten Banturasse sowie der Sudannegerrasse (in Gestalt der Haussa) zu Gesicht gekommen. Ich habe — außer der Sprache — keine, weder äußerliche noch innerliche in die Augen fallenden Verschiedenheiten zu entdecken vermocht, die ich als praktisch zu verwertende, scharf ausgeprägte Unterscheidungsmerkmale ansprechen könnte. Wohl aber habe ich innerhalb der vom rein anthropologischen (bezw. linguistischen) Standpunkte aus als zur gleichen Rasse gerechneten Stämme tiefgehende geistige und körperliche Verschiedenheiten festgestellt. Gerade hier im Hinterlande der Ecke des Meerbusens von Guinea haust ein Gewirr von Völkerschaften, ähnlich und doch wieder ver-

schieden, daß man meiner Ansicht nach mit allzu theoretischen Rassenmerkmalen, mit kleinen Unterschieden im Längenbreitenindex, mit etwas verschiedenem Prognathismus, mit Sprachwurzelunterschieden allein nicht viel zur praktischen Klärung beiträgt.

So glaube ich denn mit Fug und Recht — im Rahmen der Wissenschaft bleibend — meine Dreiteilung aufbauen zu dürfen: auf geographischen und kulturellen und ethnographischen und sprachlichen Verschiedenheiten zusammen.

Gerade der erstgenannte Punkt wird meines Erachtens vielfach zu wenig gewürdigt. Die Natur eines Landes drückt seinen Bewohnern ein ganz bestimmtes Gepräge auf: auf trockenen, rauhen, freien Hochebenen finden wir im allgemeinen magere, elastische Gestalten, dabei kräftig und sehnig, auch enthaltsamer und widerstandsfähiger; in feuchtwarmen Niederungen schlaffe, fleischige, weichliche Körperformen, sinnlichen Genüssen mehr hingegeben. Auch geistig geweckter, schon durch den steten Kampf mit der rauheren Natur, werden erstere sein. Ja ich gehe noch weiter: auch auf Sprechweise, Denkart und Sprachidiom bleiben bedeutende geographische, namentlich orographische Verschiedenheiten nicht ohne Einfluß. Und da sollten sich nach Generationen bei ursprünglich gleichen Stämmen nicht tiefgreifende Verschiedenheiten in Körper und Geist entwickeln? Das habe ich zu Hause in meinen bayerischen Bergen beobachtet, das habe ich draußen im Wald- und Grasland als zutreffend erkannt. —

Wie erwähnt, deckt sich die Dreiteilung der Bevölkerung nicht mit der des Geländes.

Die erste und zweite geographische Stufe, Küstengebiet und Waldland, bilden zusammen die erste Völkerzone. Die dritte geographische Stufe, die Hochebene bis zum Benuë, zerfällt ethnographisch in das südliche, etwa 100 km breite Gebiet zahlreicher, meist voneinander unabhängiger, aber starker Völkerschaften der eigentlichen Graslandstämme: zweite Völkerzone; und in das nördliche, etwa 300 km breite, nach Westen und noch mehr nach Osten sich ausdehnende Adamaua (oder „Adamava“, wie die Eingeborenen das Wort aussprechen): dritte Völkerzone.

Das Waldland.

Nun zu den einzelnen Gebieten; und zwar gleich zur zweiten geographischen Stufe: dem Waldland mit seiner Bevölkerung.

Auf das Küstengebiet einzugehen, liegt außer dem Rahmen meines Buches. Es ist auch schon von verschiedenen Seiten eingehend geschildert, und so ziemlich allgemein bekannt. Ich möchte fast sagen, zu bekannt! Ich habe gefunden, daß der beliebte Fehler, von einem Stück Afrika auf ein anderes frischweg alles zu übertragen, gerade betreffs Kamerun recht oft gemacht und so ein ganz falsches Bild von dem von der Küste so ziemlich in jeder Hinsicht verschiedenen weiteren Hinterland geschaffen wird.

I. Das Gelände.

a) Allgemeine Gestaltung.

In dem Aufbau des Nordgebietes bildet das Waldland die zweite Stufe. In einer durchschnittlichen Höhenlage von 300 m erstreckt es sich rund 200 km tief gegen Norden. Der südliche Beginn desselben scheidet sich naturgemäß nicht in der gleich schroffen Weise von dem Küstenstrich ab, wie es im Norden seine jähe Grenze an den steilen Wänden des Hochlandes findet.

Immerhin tritt gleich hinter Mundame (abgesehen von der beginnenden anderen Bodenbeschaffenheit und dem teilweise anders gearteten Waldcharakter) die dieser Stufe eigene Reliefgestaltung zu Tage. Auf der Strecke Mundame—Mukonye, d. i. auf 7 km Horizontalentfernung, beträgt der Höhenunterschied 130 m. Von Mukonye bis Dieka, also auf einer Länge von etwa 50 km, schwanken die Höhenverhältnisse zwischen 240 m und 300 m, mit Zwischenerhebungen bis zu 340 m (Mambanda), 320 m (Barombistation): diese Strecke kann als eben bezeichnet werden. Oestlich davon, höchstens 2 bis 4 km von der Marschstrasse entfernt, und mit ihr annähernd gleichlaufend, muß ein von Nord zu Süd ziehendes Thal, wenn auch nur wenig niedriger, gelegen sein, in dem der Mungo nach Süden fließt. Hoch- und Buschwald deckt den meist festen, sandigen Boden. Es folgt der Abstieg in das 2 bis 3 km breite Niederungsthal des Mungo. Nun beginnt das Hügelland von Batom in einer nördlichen Ausdehnung von etwa 30 km, bis über Konfi hinaus: eine Nord-Süd Völker- und Wasserscheide zugleich.

Diese etwas lichtere und stellenweise freieren Ausblick bietende Hügellandschaft geht, noch einzelne Ausläufer nach Norden aussendend, über in ein nunmehr sich nordnordöstlich anschließendes zweites, fast ebenes Gebiet von einer ungefähren Länge von 40 km in Richtung der Marschstrafse, bis Nguti reichend. Die steil geböschten, schluchtartigen Ufer zweier breiter Wasserläufe, des Mbia und Saro, kennzeichnen den Anfang eines zweiten Hügellandes, welches mit dem jäh abfallenden westlichen Ufer des Fi endigt. Seine Ausdehnung in Nordost Richtung beträgt an 30 km; ich halte dieses im Banyangland gelegene oder vielmehr einen Teil seiner westlichen Grenze bildende Hügelgebiet für eine Nordwest-Südost Völkerscheide. Mit dem östlichen Ufer des Fi, an 20 m niedriger als das westliche, beginnt wiederum ein langer und breiter, großenteils wohlangebauter Streifen ebenen Landes, das von zahlreichen Wasserläufen mit morastigen Ufern durchzogen ist und, in der geringen Höhe von 150 bis 200 m, den Charakter einer Niederung in einem weiten Thale trägt. Es reicht bis zum ersten Fluß nordöstlich von Sabi, ist also etwas über 50 km lang.

Jenseits dieses Wassers ändert sich das Landschaftsbild wesentlich. Querthäler durchfurchen das Gelände, in ihnen rauschen Gebirgsbäche in reißender Strömung nach Westen zu Thal; Geröll und Stein bilden den Boden, auf dem Stamm an Stamm die Hochwaldriesen sich in die Lüfte strecken. Bergauf, bergab, im ganzen aber scharf steigend führt der Weg an fast 10 km. Mächtiges fernes Rauschen kündigt ein Wildwasser an von noch größerer Stärke als die zahlreichen, bisher durchschrittenen. Scharf geht es hoch in einer Mure und auf einer Meereshöhe von etwa 600 m braust ein gut 15 m breiter Gebirgsstrom über Felsengeröll und mächtiges Gestein nach Westsüdwest, stromaufwärts in 30 bis 40 m hohen Fällen herunterdonnernd: der Babe, die Nordgrenze des Waldlandes.

Es ergibt sich aus dieser allgemeinen Geländeschilderung — natürlich immer in der Richtung meiner Marschstrafse — folgende orographische Gliederung des Waldlandes.

b) Orographische Gestaltung.

Nach einer etwa 60 km langen Strecke, die — auf durchschnittlich 270 m Meereshöhe gelegen — als ebenes Land angesprochen werden kann, erhebt sich ein Hügelgebiet mit Höhen bis zu 500 und 600 m bei einer Horizontalausdehnung von ungefähr 30 km. Dann folgt ein zweites ebenes Stück Land, an 40 km lang, in fast gleicher Höhenlage wie das erste; diesem eine zweite Hügellandschaft mit ebenfalls gleichen

Höhen wie die erste, und ebenso lang; sodann ein drittes ebenes Geländegebiet mit einem fast 100 m niedrigeren Niveau als die beiden vorherigen; seine Längenerstreckung mit etwa 50 km kommt der der erstgenannten fast gleich. Kettenrücken als die äußersten nach Süden ausstrahlenden Ausläufer des Hochlandabfalles gestalten den letzteren nicht ganz 10 km langen Abschnitt des Waldlandes zu einer Art Vorbergsgebiet des nunmehr folgenden Hochlandes.

Vom reinen orographischen Standpunkte aus muß diese letzte Strecke vom Waldland getrennt und zum Südhang des Hochlandes gerechnet werden. Aber die Bedeckung, und namentlich ethnographische Momente ließen mich dasselbe noch in's Waldland hereinnehmen.

Das Hügel-
land von
Batom.

Auf das Hügelland von Batom näher eingehend, glaube ich demselben eine ungefähr kreisförmige Gestalt zusprechen zu sollen, soweit der (namentlich nach Osten) durch die Waldbedeckung sehr beschränkte Ausblick solchen Schlufs zuläßt. Die von Ikiliwindi sowie von Kombone aus gepeilte Bergkette im Westen dürfte nach dieser Richtung hin die Grenze sein. Von Babri aus scheint das Gelände ostwärts sich zu senken, ohne wieder anzusteigen, so daß sich also als Länge der Ost-West Achse etwa 35 km ergibt bei einer Nord-Süd Ausdehnung von etwa 30 km. In dem mir für Beobachtung zugänglichen Teil dieses Berglandes habe ich zwei Längsthäler, von Nord zu Süd streichend, festgestellt, östlich und westlich der Wegstrecke Kokobuma—Kombone; das westliche mit sanften Böschungen, das östliche auf der der Marschstrasse zunächst liegenden Thalseite ziemlich steil abfallend. Auf dieser Strecke liegt auch die Pafshöhe der Süd-Nord Strasse durch das Land: bei Dipundu II in 460 m Höhe. Der westliche Teil des Landes scheint keine Täler mit größeren Längsausdehnungen zu besitzen, sondern aus einem Konglomerat von Hügeln ähnlich dem westlich von Kumisi eingezeichneten, mit sanften Kuppen zu bestehen. Nord- und Südhang der Landschaft böschte sich steil zu den bezüglichen ebenen Gebieten ab. An- und Abstieg ist infolgedessen beschwerlich trotz der an sich ja nicht bedeutenden Erhebungen. Die schroffen Böschungsverhältnisse, noch verschlimmert durch glitscherigen, lehmigen Boden erschweren den Marsch in Batom sehr. Mehr als einmal habe ich mich in den schluchtartig eingerissenen Wegstrecken und Bachbetten tüchtig überschlagen.

Das Hügel-
land von
Banyang.

Eine wesentlich andere orographische Anordnung zeigt das Hügelland in der Banyanglandschaft. Durch Querthäler mit schluchtartigen Flussbetten sind die einzelnen Hügelstöcke voneinander getrennt. Beim südlichsten derselben, dem Apiung, kommt das ganz besonders

scharf zum Ausdruck: der in Richtung Südwest-Nordost langgestreckte Hügel baut sich wie eine isolierte Erhebung auf. Das Massiv der Akudekaberge mit ausgesprochener Südwest-Nordost Längsachse sendet gegen Osten und Nordosten langgestreckte Rücken mit Rückfallkuppen aus, auf deren einer die weit in's Land hineinschauende Tintostation lag. Der von hier aus sichtbare, östlich von Ntok-Difang beginnende schwache Höhenzug dürfte wohl an den nordöstlich von Fomum nach Süden führenden sich anfügen, und so in nordöstlicher Richtung ein weites Thal einschließen. Eine nordwestliche Höhereinrahmung desselben zu konstatieren, hinderten von Tinto aus die Rückenausstrahlungen der Akudekaberge, und so lange man im Thal selbst marschiert, die dichte Bewachsung mit Urwald, die gerade auf der ganzen Strecke von Tinto bis Banti fast jeglichen Ueber- und Ausblick unmöglich machte. Die gleichfalls nur von Tinto aus gegen Ost und Ostnordost sichtbaren ganz bedeutenden Erhebungen in ziemlicher Entfernung (wohl 50 bis 60 km) bin ich geneigt als in ähnlich orographischem Zusammenhang mit einer Hochebene stehend zu bezeichnen, wie die oben erwähnten südlichen Ausläufer der der Baliländer. Vielleicht ist die erstere die südliche Fortsetzung der letzteren?

Die bedeutenderen Täler (des Mbia, Saro) des Banyanghügellandes streichen in Ost-West Richtung, welche Neigung sich auch im Laufe der Wasser zwischen Mi-Yimbi und Sabi zeigt, und, scharf ausgeprägt, dann weiter im Terrain des Vorberggebietes, sowie oben im Hochland selbst, wie wir sehen werden, hervortritt.

Betrachtet man die beiden Hügelgebiete von Batom und Banyang, in der Karte eingezeichnet, auf ihre geographische Lage, möchte man sie fast in Verbindung mit dem Kamerunberg bringen. Füllt man nämlich die Lücke zwischen diesem und dem Batomhügelgebiet mit den von mir von Batomstation und Kombone aus gepeilten Rumbibergen(?) aus, so hat man ziemlich ungezwungen in letzteren und den beiden geschilderten Hügelländern einen vom Kamerungebirgsstock gegen Nordnordost ausgeschickten abdachenden Höhenzug vor sich.(?)

Zusammenhang mit dem Kamerunberg?

c) Hydrographische Gestaltung.

Zu den hydrographischen Verhältnissen des Waldlandes übergehend, habe ich in ihm zwei Stromgebiete beobachtet: in der südlichen Hälfte das des Mungo, in der nördlichen das des Mbia. Die Wasserscheide ist das Hügelland von Batom.

Zwei Stromgebiete.

Das Flusssystem des Mungo, an sich nicht sehr verzweigt, liefs sich auf der von mir eingeschlagenen Marschstrafse gut verfolgen.

Stromgebiet des Mungo.

Bis Mundame habe ich den Strom selbst benutzt; von hier aus ging der Landmarsch verhältnismäßig stets nahe des Oberlaufes, ihn in seiner Dreiteilung mehrfach überschreitend.

Ich bezeichne den das Waldland durchströmenden Teil als Oberlauf bis zu den nahe bei Mundame befindlichen Stromschnellen und -fällen; von da ab bis zur Mündung in das Kamerun-Sammelbecken als Unterlauf. Die Stromlänge des letzteren beträgt in gerader Linie gemessen etwa 50 km, jene des Oberlaufes etwa 80 km.

Die allgemeine Stromrichtung ist Nord-Süd.

Von Mundame bis Ebulu ist der Oberlauf des Flusses entschieden auf ein Bett beschränkt. Die ihm auf der Strecke zwischen Mundame und Ikiliwindi, auf welcher der Fluß wahrscheinlich etwas nach Osten ausbiegt, zuströmenden Gewässer sind, wenn auch manche von ganz ansehnlichen Breiten und Tiefen, offenbar nur Nebenflüsse. Auch die einstimmige Aussage der Eingeborenen bestätigt dies. Von Ikiliwindi bis Ebulu fließen ihm nur ein paar kleine Bäche zu; und nähert sich Flußlauf und Marschstraße so sehr, daß man fast auf der ganzen Strecke sein Rauschen vernimmt, an manchen Stellen, unter anderen an der Einmündung des Manga, seinen Wasserspiegel sieht. Der Manga ist wohl der bedeutendste seiner westlichen Zuflüsse. (Mir persönlich ist dieses tückische, reisende Gewässer in recht guter, schlimmer Erinnerung: es ist das Grab meines Marschkoffers. Requiescat in pace; zusamt seinem Träger.)

Kurz südlich von Ebulu beginnt eine Zweiteilung des Oberlaufes. 1 km nördlich von Ebulu überschritt ich einen 25 m breiten Wasserlauf mit starker Strömung, der sich in dem Thal ein gut Stück weit Nordnordwest mit den Blicken verfolgen liefs. Der mir genannte Name „Munyo“ liefs mich ihn vorerst als den Mungo ansprechen. Doch machte mich wieder stutzig die bestimmte Aussage, „daß derselbe nahe bei Ebulu in einen noch größeren Fluß, „Muanya“, sich ergießt; denselben, den wir bisher rechts vom Wege hätten fließen hören“. Es währte nicht lange, so traf ich auf einen Nordwest-Südost gehenden, kleineren Bach, „der auch in den Muanya ginge“. Nun nahm der Weg zuerst östliche, dann nordnordöstliche Richtung, und bald nachdem ich Nyambo passiert hatte, hörte ich nahe im Osten wieder starkes Wasser rauschen. „Muanya close“ (der Muanya ist in der Nähe) übersetzte mir einer der Leute die Antwort auf meine Frage an den Führer. Das Rauschen tönte fort, ein paar nach Ost und Ostsüdost fließende Bäche wurden durchwatet, und von Kombone zu Thal steigend traf ich wieder auf einen an 20 m breiten,

voll daher fließenden Strom: „Das wäre der Munyo.“ Auch ihn konnte der Blick eine Strecke weit thalaufwärts gegen Norden verfolgen.

Diese Beobachtungen, in Verbindung mit der Namensbezeichnung der Eingeborenen lassen mich eine vorläufige Zweiteilung des Mungo-oberlaufes, von Ebulu stromaufwärts, als unzweifelhaft annehmen.

Auf die Namengebung der Eingeborenen lege ich im allgemeinen aus früher dargethanen Gründen für gewöhnlich keinen besonderen Wert; ist sie günstigstenfalls richtig, so erfreut sie sich einer äußerst lokalen Beschränktheit. Auch hier glaube ich in den Worten „Munyo“ und „Muanya“ (letzteres vielleicht Verstümmelung des ersteren oder umgekehrt) nicht die Flusnamen erfahren zu haben, sondern in ihnen vielmehr die Sammelbegriffe für eine größere, fließende Wassermasse sehen zu müssen. Aber eben der Umstand, daß an verschiedenen Stellen annähernd gleich starker Wasserläufe — wir werden es noch weiter stromaufwärts gleich wieder hören — die gleichen Bezeichnungen genannt wurden, läßt mich, mit dem, was ich mit eigenen Augen sah, zusammengehalten, zu dem vorstehend gezogenen Schluß kommen.

Weiter. Nach Erkletterung des Steilanstieges von Batom unter manchem Schweißstropfen und manchem Ausgleiten höre ich wieder das Rauschen nahe östlich des Weges tief unten im Thale. Der soeben überschrittene Fluß konnte es so schnell nicht wieder sein; der floß in dem Thal westlich des den Weg links begleitenden Höhenzuges. Bis Dipundu III begleitete mich dieser Ton. Als Name wird mir zuerst „Dibungu“, dann wieder „Munyo“ genannt. Halbwegs zwischen Dipundu III und Kokobuma beginnt die Gegend lichter zu werden und rechts vorwärts glitzerten sich rasch überstürzende Wellen, nach Süden eilend: also wieder eine Verzweigung des Mungo, oder ein Nebenfluß desselben. Auf meinen von Kokobuma aus nach Osten und Westen behufs Wahl eines Platzes für die anzulegende Zwischenstation gemachten kurzen Streifen bin ich bei Babri sowohl wie bei Dikumi auf ganz kleine, nach Süden fließende Quellbäche gestofsen. Nach Norden senkte sich das Land mit Ausnahme der Höhe kurz vor mir. Auf ihr traf ich auch dementsprechend auf keinen Wasserlauf mehr, der nur annähernd südliche Richtung gehabt hätte. So hatte ich wohl die Gewißheit, in den beiden eben erwähnten Quellbächen die des sogenannten Mungo gefunden zu haben. Der bei Ebulu fließende Mungo hat zweifelsohne seinen Ursprung gleichfalls in den südlichen Hängen der Batomhügel.

Ich glaube also für den Oberlauf des Mungo eine Dreiteilung feststellen zu können.

So viel über das Stromgebiet der die südliche Hälfte des Waldlandes und das Küstengebiet durchziehenden, etwa 130 km langen Wasserstrafse.

Mit dem Abstieg aus Batom beginnt ein zweites Flußsystem: das des Mbia.

Stromgebiet
des Mbia.

Liefs bei dem des Mungo die (westliche) Richtung der Zuflüsse auf höher gelegenes Land im Westen der Marschstrafse schliessen, so springt nunmehr dieses Verhältnis nach Osten um. Hydrographische Momente ergänzen so die orographische Beschreibung, indem sie in diesem nördlichen Teil des Waldlandes auf höher gelegene Gebiete im Osten, auf ein Tiefland im Nordwesten hinweisen.

Im südlichen Waldland war kein Zweifel, welcher Flußlauf als der Stamm des Stromgebietes anzunehmen sei; hier liegt die Sache weniger klar. Dafs ein bedeutendes Wasser nicht allzu fern im Westen des Banyanglandes strömt, das wissen wir aus den Forschungsergebnissen der Engländer. Becroft und King haben einen solchen Strom (den sie „Kalabar“ oder „Cross River“ nannten) bis zu seinen Stromschnellen an der deutsch-englischen Grenze befahren, d. i. bis etwa 5° 40' nördl. Breite und 9° 15' östl. Länge. Von da bis zu meiner Marschstrafse ist eine mittlere Entfernung von 45' = 80 km. Wie sich auf dieser Strecke der Oberlauf des Kalabar — denn auch hier handelt es sich wieder um den Flußoberlauf — gestaltet, wissen wir nicht. Die durch die Forschung festgestellte Thatsache, dafs im Westen ein großer Fluß fließe, bestätigen auch die übereinstimmenden Aussagen der Mabum und Banyang. Als Namen wurden mir genannt: „Manyu“, „Mbia“, „Monyum“; am häufigsten „Mbia“. Bei der Suche nach dem Stammstrom des Oberlaufes des Kalabar können auf Grund eigener Beobachtung und der Auskünfte der Eingeborenen vier der zahlreichen von mir passierten Wasser in Frage kommen: der Doppellauf des Mbia südlich von Kope und südlich von Ntok-Difang, der Fu und Ano zwischen Mi-Yimbi und Sabi, und schließlich auch der Gebirgsstrom Babe, hart südlich von Banti. Meinem geographischen Gefühl nach wäre der Ano der Hauptfluß, also der Oberlauf des Kalabar. Dafür spricht weiter die Aussage der Eingeborenen, „dafs nordwestlich der Akudekaberge ein großes Wasser fließe“; dagegen steht die Benennung desselben: „Mbia“.

Ich entschliesse mich nun für die natürlichste und darum wahrscheinlichste Lösung, d. i. für die Annahme einer Drei- oder Vier-

teilung des Kalabaroberlaufes: die gleiche Lösung, wie ich sie beim Oberlauf des Mungo feststellen konnte. Die Plätze, wo die Viertelung in Dreiteilung u. s. w. übergeht, zu finden, überlasse ich späterer Forschung. Als Name für dieses Stromsystem in unserem Waldland schlage ich aber die häufigst gehörte Wasserbezeichnung „Mbia“ vor.

Die allgemeine Stromrichtung des Oberlaufes ist zweifelsohne Ost-West.

Nach Entwicklung meiner Anschauung über das Stromsystem wende ich mich den einzelnen Wasserläufen selbst zu.

Vom Hampa bis zum Babe, der als ausgesprochener Bergstrom daherbraust, tragen sie sämtlich, sogar der eine Strecke weit in morastigen Ufern strömende Ano, das Gepräge von Bergwassern, die, aus hochgelegenen östlichen Gebieten kommend, durch die Banyanghügellandschaft insbesondere, aber auch in den südlich und nördlich davon befindlichen, flacheren Landstrichen in Erosionsthälern nach Westen sich durchgearbeitet haben. Schluchtartig sind meist die Betten eingerissen, steil der Abstieg und Aufstieg zu und von dem Wasserspiegel, soweit nicht Lianenbrücken in hohem Bogen über die Fluten führen. Wo der Ausblick nicht durch scharfe Flußkrümmungen bald abgeschlossen wird, sieht man nicht selten in schäumenden Fällen die Wasser sich über Felsriegel herabstürzen und in weißkochendem Gischt auf mächtigen Blöcken im Bette zerstieben. Solch landschaftlich herrliche Bilder habe ich an dem von den Höhen des Apiungberges kommenden Ohompe, von der Mi-Yimbistation aus auf den durch felsige Engen in rasender Eile durchschießenden Fi in die Tiefe blickend, von der schwanken Lianenbrücke über das wilde Bergwasser des Babe in vollen Zügen genossen. Und am üppigsten in der üppigen Pracht des Tropenpflanzenwuchses sind die Wände dieser Waldthäler bekleidet.

d) Topographische Gestaltung.

Ich bin kein Botaniker und kein Geologe, und so wird in der topographischen Beschreibung des Waldlandes die Schilderung des Laien überwiegen.

Der erste flache Geländeabschnitt zeigt größtenteils festen, sandigen Boden, mit Hochwald bestanden; nur einzelne morastige Strecken bei Ikiliwindi und Ebulu mit hohem, starkem, übelriechendem Schilf. An den Rändern dieser Strecken wächst niederer Busch, bald wieder

Boden und
Bedeckung
von Mundame bis
Batom.

zum Buschwald bei Ikiliwindi, zu Parklandschaft mit folgendem Hochwald bei Ebulu übergehend.

Grundgestein habe ich nur in den Betten und zum Teil an den Ufern der Wasserläufe anstehen gesehen. So zeigte der Kumba-, Ngovebach, dann der Manga steinigtes, felsiges Bett und Ufer. Am Mungo nördlich von Ebulu fand ich gleichfalls, bei morastiger Beschaffenheit der ganzen Gegend, Felsenufer — ich habe sie für Granit gehalten — mit ausgeprägten Wassermarken. Die übrigen Wasserläufe auf dieser Strecke hatten tiefen, sandigen Grund mit Ausnahme (?) des Mungo nördlich von Kombone, dem ich Grundproben wie bei den meisten übrigen durch Tauchen, wegen der schlammigen, lehmigen Ufer nicht entnehmen konnte.

Boden und
Bedeckung
in der
Batomland-
schaft.

Die morastige Mungoniederung nördlich von Kombone geht sehr bald in steilgeböschte, lehmige Hänge über und bleibt diese den Marsch in der Regenzeit ganz außerordentlich erschwerende obere Bodenbeschaffenheit ein getreuer Begleiter durch das ganze Batomhügelland. Beim Einmarsch in dieses Gebiet ist dieser schlechte Tausch um so empfindlicher, als gerade auf der letzten Strecke vorher, Dieka—Kombone und Bulu—Kombone, der Weg über festen, stark eisenhaltigen Boden führt.

Lehm und Letten, und wieder Lehm und Letten ist die geologische Losung für ganz Batom; nicht einmal in den zahlreichen, tief eingegrissenen Hohlwegen quer und längs des Weges eine Spur von felsigem, auch nur steinigem Untergrund. Die Insel im Mungo bei Kombone ist lediglich Lettenanspülung, mit Schilfgras und niederem Buschwerk bedeckt. Dafür entschädigt allerdings die lichtere, freiere Ausschau gewährende Bodenbedeckung: ausgesprochene Parklandschaft, die aber gerade auf den Höhen bei Babri und Dikumi, wo man weiten Ausblick in's Land und Einsicht in seine Reliefgestaltung zu gewinnen hofft, heimtückischerweise in Busch und Hochwald übergeht.

Boden und
Bedeckung
zwischen
dem Batom-
und
Banyang-
hügelland.

Auf lehmigem Abstieg gleitet man hinunter in das zweite Flachland; bis zum Hampa glitscht und schlittert man über dieses ver wünschte gelbe Parkett. In diesen Niederungen ist's erst recht fatal. Ganz gleich, ob ich in der Regen-, ob in der Trockenzeit durch diesen Landstrich kam, zwischen dem Dibobi bis zum Hampa und ein gut Stück noch darüber nordwärts: stets traf ich schlammiges Ueberschwemmungsgebiet mit seinem dichten, stinkenden Schilf, seiner langweiligen Einrahmung durch Busch und Buschwald. Von Bakun an endlich knirscht, ein gut Stück freilich noch unter Wasser, Sand unter der Sohle des Wanderers; dann sagen wir dem feuchten Element gottver-

gnügt Lebewohl und marschieren bis Nguti im Hochwald; in der Hoffnung, solchen bei sandigem Boden wieder anzutreffen, nicht getäuscht. Die Wasserläufe, vom Hampa angefangen gegen Norden haben sandigen Grund; der Hampa selbst schiebt Quarzstücke von ziemlicher Größe.

In der Banyanghügellandschaft tritt nun wieder in den Flussbetten und den steilen Uferböschungen der Wasserläufe festes, felsiges Gestein zu Tag; mit der schroffen westlichen Böschung des Fi, wie abgeschnitten, endend.

Boden und
Bedeckung
des
Banyang-
hügellandes.

Die Akudekaberge scheinen felsiges Knochengerüst zu besitzen; an einigen Stellen standen an der Marschstrasse von mir für Granit gehaltene Felswände, ähnlich wie am Elefantensee, an. Das Fleisch um diese Steinknochen (um im Bilde fortzufahren) ist freilich wieder größtenteils Lehm, [der auch die obere Bodenschicht des ganzen Banyanglandes bildet. Doch ist er nicht mehr in dem Masse schlüpfrig durchknetet wie in Batom, sondern grobkörniger.

Was die Bodenbedeckung anlangt, so ist von Nguti bis Ntok-Difang das dichtbevölkerte Land so fleissig angebaut, daß auf dieser Strecke der Marsch fast nur durch Farmen geht. Jenseits derselben schließt Hoch- und Buschwald den Blick ab. Dann folgt bis zur einstigen Mi-Yimbistation, die, ein stolzes Waldkastell, auf den unten schäumenden Fi herunterschaute, teilweiser Geröllboden; auf ihm ragender Hochwald.

In das dritte Niederungsgebiet herabgestiegen, wechselten bis zur Gabelung meiner Marschstrasse nordöstlich von Mi-Yimbi Farmen und Buschwald auf lehmigem Boden. Von hier bis Sabi habe ich auf den beiden eingezeichneten Wegen zwei, was Bedeckung anlangt, überraschend verschiedene Gebiete kennen gelernt; beide im gleichen Niederungsland, dem weiten, oben geschilderten Thale gelegen. Bei ursprünglich sehr ähnlichen sonstigen Bedingungen des Bodens, der Wasserverhältnisse u. s. w. führt der westliche Weg durch Morast mit hohem Buschgras zuerst, und dann durch Buschwald auf Sand und Lehm, der östliche Weg bis über Fomum hinaus ununterbrochen durch Farmen und die sauberen Banyangdörfer, links allmählich in reinen Buschwald übergehend, während rechts an den sanften Thalhängen Hochwald solchen überwölbt.

Böden und
Bedeckung
des
Banyang-
nieder-
landes.

Von Sabi aus setzt sich das Gelände in gleicher Beschaffenheit wie auf dem eben beschriebenen westlichen Weg bis zu einem breiten Wasserlauf mit schlammigen Ufern fort; drüben ändert es sich bald ganz wesentlich.

Boden und
Bedeckung
des Vorberg-
gebietes.

Ich entnehme seine Beschreibung meinen Aufzeichnungen:

„ . . . Gelände ziemlich beschwerlich, landschaftlich sehr schön, immer Hochwald, steinige Pfade und Geröll. Wohl an 20 Wildwasser schicken in schäumenden Fällen oft 15, 20 m hoch ihre Wasser zu Thal; sie müssen alle durchwatet werden, soweit der Marsch nicht in ihren Steinbetten mit oder gegen die Wasser führt. Bergauf, bergab auf Felstrümmern und über sie weg; es erinnert vielfach an Partien bei Murnau in der Totklamm Endlich nach scharfem Anstieg in dem Schuttgeröll einer Mure am Ufer eines reissenden Bergstromes. Vor uns, gen Norden, geht es nach allen Seiten hinauf zu Höhen wie fast Herzogsstand und Benediktenwand. Die Wände machen einen um so großartigeren Eindruck, als trotz des nackten Gesteins allenthalben gewaltige Urwaldriesen sich hoch in die Lüfte recken“ Der Bergstrom, von dem ich da spreche, ist der Babe, der mehrerwähnte nördliche Abschluß des Waldlandes. (Siehe übrigens auch nächsten Abschnitt VI, S. 303, sowie S. 310 u. ff.)

Salz.

Eine Gesteinsart habe ich noch zu nennen, nicht auf Grund eigener Anschauung des Minerals, sondern nur des daraus gewonnenen Produktes, sowie der Aussage der Eingeborenen: „an dem großen nordwestlich der Akudekaberge fließenden Wasser, sowie südöstlich derselben gäbe es Salz.“ Aus Salzseen, wie Nachtigal vom Tsâde berichtet, kann es unmöglich gewonnen werden; eine solche Wasseransammlung müßte bedeutende Ausdehnung besitzen, und ich hätte von den Eingeborenen davon gehört. Also müssen es salz- oder vielmehr natronhaltige Mineralien (vielleicht bereits in Wasser — Salzquellen — gelöst?) sein, aus denen das Salz gewonnen wird. Das mir gezeigte Produkt hielt ich auch, nach Farbe und Geschmack, für Natron. Läßt das auf vulkanische Gesteinsbeschaffenheit schließen? — In den von Tinto aus in Ost- und Ostnordost Richtung gepeilten Bergen schließlich „soll es Eisen geben“. (Siehe auch weiter unten S. 267 und 293).

Eisen.

Die Bodenbedeckung der Urwaldstufe überwältigt zu Anfang durch ihre Großartigkeit und Neuheit, und gestattet vorerst nur einen Gesamteindruck.

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchert in üppigster Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen

Abb. 9. Ufer des Mungo in der Nähe von Mundame.

Abb. 9. Ufer des Mungo in der Nähe von Mundame.

dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan, oder hängen in wüstem Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Ueber all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden gesehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald über'm Walde.“ (Pechuël-Loesche „Die Loangoexpedition“.)

So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägt verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Dann trifft man da und dort auf zwei weitere Bedeckungsarten der Waldlandstufe: auf Parklandschaft und Morast.

Einzel-
formen der
Gelände-
bedeckung.

Anknüpfend an die Schilderung des Gesamteindrucks eines Tropenurwaldes in Nord-Kamerun überhaupt, läßt sich der Unterschied zwischen Hochwald und Busch, kurz gefaßt, am besten in der Aufzählung der hier bezw. dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der vorangedeutete Wald über dem Wald; die Riesenstämme dichter aneinander gerückt. Lianen durchranken ihn, Gesträuch und Gestrüpp fehlt größtenteils, an ihre Stelle treten blattpflanzenartige dichte Bestände niederer Farne und Moose; der Boden ist meist sandig. — Der Buschwald ist der Wald unter dem Wald. Dichtes Unterholz und Lianen und Gestrüpp, wie vorgeschildert, füllt ihn in reichstem Wachstum. Meist traf ich ihn auf morastigem und lehmigem Boden, sowie üppig emporschießend auf ehemaligen, von den Eingeborenen aufgelassenen Farmen. — Vielfach gehen natürlich beide Formen ineinander über, und für diesen Mischwald stimmt obige Schilderung. An den Ufern der Flüsse finden wir solchen am häufigsten (Abb. 9).

Den Hochwald in seiner schönsten, reinsten Gestaltung traf ich am Elefantensee, am Südfuß der Akudekaberge bei Nguti und in den Vorbergen des Hochlandes. Das Fehlen von Verbindungsgliedern zwischen dem Boden und dem 40 und 50 m über ihn emporgehobenen Blätterdach einerseits, das Massige und Riesenhafte der Pflanzengestalten andererseits giebt dem Tropenhochwald ein ernstes, groß-

Der Hoch-
wald.

artiges Gepräge. Was aber den im ersten Moment naheliegenden Vergleich mit einem deutschen, hoch aufgeschossenen Nadelwald doch wieder ganz und gar umwirft, ist der eben das Massige der Erscheinung hervorbringende Pfeilerbau der Riesenstämme, sowie die seltsamen, im Hochwald deutlich erkennbaren, gespenstischen Gebilde der Lianenarten (darunter nicht zu vergessen die *Landolphia*, die *Gummiliane*).

Baumwoll-
baum.

Den Pfeilerbau bringt am kräftigsten zum Ausdruck der Baumwollbaum (*Eriodendron anfractuosum*). 3 bis 6 m über dem Boden treten allmählich tafelähnliche Strebepfeiler wie Wände hervor, nach unten weiter und weiter bis zu 3 und 4 m Entfernung vom eigentlichen Stamm, ausstrahlend. Bald radial verlaufend, bald seltsam gekrümmt und gewunden, bilden sie drei bis fünf und mehr geräumige Naturgelasse. Gar manches Biwak habe ich in ihnen mir behaglich eingerichtet. Er ist überhaupt ein stolzer Baum von gigantischem Wuchs. „Gerade aufstrebend“, schildert ihn Nachtigal, „cylindrisch, mit mächtigen, fast wagrecht liegenden und in mehreren Etagen angeordneten Ästen, die aber erst in bedeutender Höhe vom Boden beginnen, führt er seinen Namen von seiner ungefähr 15 cm langen, spindelförmigen Frucht mit graugelber, holziger und unebener Schale, welche sich bei der Reife öffnet wie die Früchte der Baumwollstaude — Schote — und einen kurzfasrigen, wolligen und seideglänzenden, weiß oder gelblich weißen Inhalt zeigt, dessen Weichheit der der Eiderdaunen nahezu gleich kommt. Der Stamm trägt auf seiner grauen Rinde kurze, breitbasige, kegelförmige Stacheln, welche nach oben zu verschwinden. Der Inhalt der Früchte wird in den Haussastaaten zur Polsterung der Kissen und Sättel u. s. w. verwendet, auch zur Füllung der Wattepanzer.“

Außer diesem typischen Hochwaldbaum, einigen mahagoniholzartigen Stämmen von schönem, schlankem Wuchs, sowie verschiedenen Gelb- und Rotholzarten (und der oben genannten *Landolphia*) vermag ich keinen der so verschiedenartigen Hochwaldstämme mit nur halbwegs wissenschaftlichem Namen anzusprechen.

Das ist ja auch eine weitere Verschiedenheit unserer Waldungen und der Urwälder Nord-Kameruns, daß diese nicht wie erstere aus einer oder doch nur aus einigen, wenigen Holzarten bestehen, sondern aus einem reichen Gemisch der verschiedensten Baumarten.

Der Busch-
wald.

Vom Buschwald ein nur annähernd erschöpfendes Bild zu geben, ist schwer. Fangen wir unten am Boden an mit dem dichten, unentwirrbaren Unterholz. Die Hauptmasse sind immergrüne, förmlich ineinander verwachsene rankenartige Gewächse bis zu 3, 4 m

Höhe, dann niedere Farne, zwischenhinein Baumfarne bis zu 5 und 6 m hoch. Erdorchideen schiefen dazwischen empor, und hochstaudige Scitamineen bilden undurchdringliche Dickichte. Gräser sowie Moose habe ich im Buschwald fast nie beobachtet, nicht selten dagegen oft dichte Strecken der mir von den Blumentischen in der Heimat her wohl bekannten *Canna indica*. Darüber erheben sich die eigentlichen Bäume des Buschwaldes. Die verschiedenartigsten Schlinggewächse, darunter auch wieder zahlreich die *Landolphia*, klettern zu ihnen hinauf, hinunter und schaukeln sich in Bögen bald, bald sind sie straff gespannt wie eine Saite.

Die Bäume müssen sich, kräftig dieses Gewirr durchbrechend, in die Höhe arbeiten, und schliessen dann 20 und mehr Meter hoch oben ihre Laubkronen dicht aneinander: der Buschwald ist fertig.

Akazienarten mögen wohl zum grossen Teil die Waldbäume des Buschwaldes sein; auch einzelne Affenbrotbäume sah ich über das Niederzeug ihr vielgestaltiges Astgerüst ausbreiten, doch nur da, wo andere Laubbäume fast

fehlten; ihr Reich ist die offene, lichtere Gegend, dort werden wir sie häufiger treffen. Bäume mit walzenartigem Stamme und hochgegabelten Aesten, desgleichen solche mit Pfeilerbildung habe ich im Buschwald seltener gesehen; verhältnismässig nieder über dem Boden — im Vergleich zum Hochwald — beginnt bereits die Verästung der oft knorrigen, unregelmässig geformten Stämme.

Einen eigenartigen Baum (Abb. 10) habe ich im Buschwald am Ufer des Mi-Yimbiflusses Anfang Juli 1892 (Mitte der Regenzeit) gefunden. Ich setze Zeichnung und Beschreibung aus meinem Tagebuch hierher: „Am Ufer steht ein Baum mit seltsamgeformter Laubbildung, wenn diese Bezeichnung in diesem Fall gestattet ist; Stamm ist glatt; keine Akazie (im Laiensinne), keine Fächerpalme; Blätter wie sehr lange

Abb. 10.

Eigenartiger Baum am Ufer des Mi-Yimbiflusses.

Kiefernadeln, ganz dicht und fein, büschelförmig, so daß eine breite, ziemlich schattige Krone sich bildet.“

Eine weitere, mir (als botanischem Laien) auffallende Erscheinung möchte ich gleichfalls nicht unerwähnt lassen: Zwischen Kokobuma und Ikiliwindi, und dann wieder zwischen Mukonye und Mundame wehte mich auf den Buschwaldstrecken häufig ein Geruch genau wie von starkduftenden Walderdbeeren an, sehnsüchtige Erinnerungen weckend. Es war im Januar 1893, also in der Trockenzeit. Den Erreger dieser heimatlichen Düfte vermochte ich nicht zu finden; *Landolphia* war es nicht, deren starker Geruch war mir wohlbekannt. Weder zu anderer Jahreszeit noch an anderen Buschwaldpartien habe ich diese Beobachtung gemacht.

Die in der Parklandschaft häufiger und in der Nähe der Ortschaften, von den Bewohnern gepflanzt, in ziemlicher Menge vorkommende Oelpalme (*Elaeis guineensis*) findet sich im Buschwald nur vereinzelt (wohl infolge Verschleppung des Samens durch Vögel); etwas häufiger die Weinpalme.

Arznei-
pflanzen.

Vom einheimischen Arzneistandpunkt aus ist eine Pflanze des Buschwaldes nennenswerth, deren Blätterabsud die Eingeborenen als schweißstreibendes Mittel gegen Fieber vielfach anwenden. Ich habe es gleichfalls versucht und bei ein paar leichten Malariaanfällen gute Wirkung verspürt. Auch meine Bali, die als Hochländer in den Urwaldniederungen nicht selten stark am Fieber zu leiden hatten, übernahmen den Gebrauch dieses Mittels von den Waldlandleuten. Ich habe die Pflanze in den Regenzeitmonaten Juni und Juli, sowie im Januar (also in der trockenen Jahreszeit) mir zeigen lassen: ein einzelwachsener, unscheinbarer, niedriger Strauch mit graugrünen, etwa 6 cm langen, 3 cm breiten ungezahnnten Blättern mit stumpfer Spitze; Blüten oder Früchte habe ich zu keiner der genannten Zeiten an ihm gesehen. — Von einem Waldbaum, „ndakwa“ genannt, verwenden die Banyang die Rinde zu medicinischen Zwecken: der Absud derselben soll ein Heilmittel gegen leichtere Geschlechtskrankheiten (Tripper) sein.

Die Park-
landschaft.

Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer endlich der Fuß wieder freiere, lichtere Gegend betritt; das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut, und ein frischerer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Bei Ebulu, dann im Batomland bei Kokobuma, und von da an wenigstens ab und zu sind solche ersehnten Unterbrechungen: Parklandschaft. Aus Gras, Buschwald oder nur dem als Unterholz des-

selben geschilderten pflanzlichen Durcheinander, dem reinen Busch, setzt sie sich zusammen in der Form, daß die waldigen Parteen inselartig im hohen Grase liegen. Im ganzen betrachtet ist das Verhältnis zwischen Wald und Gras etwa $\frac{1}{2} : \frac{1}{2}$.

Dieses Gras der Parklandschaft ist einerseits natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen, andererseits aber auch fast ebenso sehr von der Grasbedeckung der Hochland-Graslandgebiete. Hier im Waldland ist es niedriger, harmloser und ^{Gras.} weit weniger dicht wie oben, wo die Grasmeere als typische Bodenbedeckung die Stelle der Urwaldmassen einnehmen. In der Parklandschaft ist das Gras schmiegsam, ja weich, unter Mannshöhe, und verstatet verhältnismäßig müheloses Wandern querfeldein. Gramineen, etwa 1 m hoch, bilden die Hauptmasse der Grasbedeckung einer Parklandschaft. In vereinzelt Büscheln sind die starren Schilfhalm der Panaceen — des ureigensten Bestandteiles der Hochlandsgrasgebiete — eingestreut. Größere Flecke von 50 und mehr Meter Durchmesser fand ich besetzt mit dem westafrikanischen Tropenunkraut: der *Canna indica*. Diese Bestände deuteten sumpfigere Bodenbeschaffenheit an, während Panaceen und Gramineen einträchtiglich auf gleichartigem Boden nebeneinander wachsen. Das frische, satte Grün unserer heimatlichen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften; Blumen habe ich nicht gesehen; wenigstens finde ich in meinen Aufzeichnungen nichts darüber, und auch in der Erinnerung suche ich vergebens nach diesem Schmuck. An ihre Stelle treten verstreute Einzelpflanzengebilde, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Ersterer findet seinen Vertreter in der Zwergakazie (*Anona senegalensis*); — streng genommen auch ein Baum, der aber in seiner verkrüppelten Gestaltung mehr den Eindruck eines vielverzweigten Gesträuches mit großen, steifen, blaugrünlchen Blättern macht.

Als schroffster Gegensatz sei gleich der Affenbrotbaum, die mächtige *Adansonia digitata*, auch „Baobab“ genannt, daneben gestellt: das Wahrzeichen der Parklandschaft. Ueber Kokobuma hinaus habe ich übrigens keinen mehr beobachtet. Die *Adansonia* ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigten Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Aeste in den manigfaltigsten Verrenkungen wagerecht hinaus. Gleich dem Eriodendron war auch sie mir stets ein gern gesehener und benutzter Biwakbaum. Bot jener natürliche Kammern, so hatte der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Naturregenschirmes. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln,

Affenbrotbaum.

aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hängen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter. Ich habe einmal irgendwo einen treffenden Vergleich dieses richtigen Vertreters der übermächtigen Tropenvegetation gelesen: der Affenbrotbaum ist der Elefant unter den tropischen Bäumen.

Eine bereits abgestorbene *Adansonia* war es auch, an der ich die ungebändigte Lebenskraft der Tropen so recht auffallend beobachtete (Abb. 11).

Abb. 11.

Junger Baum auf dem Seitenast einer abgestorbenen *Adansonia*.

Kokospalme.

Nördlich von letzterem Orte sind mir keine Kokospalmen mehr zu Gesicht gekommen; wie sie denn überhaupt auch an den gefundenen Standplätzen eine nur vereinzelte, untergeordnete Rolle spielen. Die *Cocos nucifera* ist eine charakteristische Tropenfigur. Besonders schön und graziös kann man sie gerade nicht nennen, und die Fruchtklumpen, aus den bekannten großen Nüssen bestehend, die zu drei, vier und fünf an kurzen Stielen nebeneinander wachsen und

Auf einem ihrer kahlen Seitenäste wuchs in einer Höhe von etwa 30 m über dem Boden ein junger, frisch grünender Baum, bereits an 10 m hoch, mit den Wurzeln zum Teil den Ast der Baumleiche umklammernd.

In der Parklandschaft endlich findet man auch die nach heimatlichen Begriffen zu einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in größerer Zahl: die bereits genannte Oelpalme, die Wein- und Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermischt. Auch den palmenähnlichen Melonenbaum (*Carica papaya*) traf ich an einer Stelle zwischen Kombone und Kokobuma. Hochstämmige Palmen mit ganz kleiner Büschelkrone finden sich gleichfalls zu zweien und dreien nebeneinander stehend (Fächerpalmen?).

in einem Haufen unter der dürrtigen Krone an den Stamm geprefst sind, geben kein sonderlich anmutiges Bild. Als durstlöschende Frucht war sie mir stets willkommen und ich habe mir sie nicht selten in abgekürzter Pflückweise mit ein paar Schüssen herabgeholt.

Die Weinpalme, als typische Palmenart des eigentlichen Graslandes, will ich im nächsten Abschnitt eingehender besprechen.

Die Oelpalme habe ich gleichfalls als eine derartig typische Pflanzenform Nord-Kameruns gefunden, daß ich nicht zum letzten mit Rücksicht auf ihr Verbreitungsgebiet und die Art ihres Vorkommens meine geographische Einteilung des Hinterlandes gründete. Bis zur Nordgrenze des Waldlandes findet sie sich bald einzeln, bald in Gruppen, in ziemlich bedeutender Zahl in der Nähe der Ortschaften, nie aber in geschlossenen Beständen, in Wäldern. Im eigentlichen Grasland oben fehlt sie vollständig. Zwischen dem Babefluß und dem südlichen Rand des Hochlandes an den Hängen, in den Schluchten, an den Ufern der Gebirgsbäche erstrecken sich ungemessene Waldungen nach Osten und Westen, nur aus Oelpalmen bestehend. Bei der Geländebesprechung dieses Zwischengebietes im nächsten Abschnitt wäre also eigentlich der Platz, die dasselbe deckende Pflanzenform eingehender zu beschreiben; da ich aber auch bei Schilderung der Bewohner des Waldlandes ihre so außerordentlich vielseitige Verwendung und Wichtigkeit für die Eingeborenen berühren muß, sei sie hier bereits vorgestellt.

Mit ihrer breiten vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen, meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist die *Elaëis guineensis* eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15, 20 m und darüber. Die die dichte Krone bildenden 5 und 6 m langen Wedel strahlen, 20 bis 25 an der Zahl, gleichmäßig nach allen Seiten aus. In den Blattachsen der Krone setzen die massigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge (oft mehrere Hundert) fest sitzender, eng aneinander gedrückter und deshalb abgeplatteter Einzelfrüchte von Pflaumengröße bestehen. Erstere erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 kg. Zwischen den zusammengeprefsten Kernen starren kurze Stacheln hervor. Diese, und der Umstand, daß diese Fruchtstände, etwa von der Form einer riesigen, länglichen Erdbeere, nicht herabhängen, sondern aufwärts wachsen, geben einer tragenden Oelpalme ein bizarres Aussehen. Die Einzelfrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter

Oelpalme.

Schale umgebenen, haselnußgroßen eigentlichen Palmkern, in das Fruchtfleisch eingebettet. (S. übrigens ferner S. 285 u. f.)

Der Morast.

Die letzte topographische Abwechslung, die das Waldland bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen stets begrüßt wurde. Morastige Strecken, in den Niederungsebenen leider nicht selten und stundenlang, erschweren das Vorwärtskommen ganz außerordentlich durch ihren Pflanzenwuchs ebenso sehr fast wie durch den schlammigen, lehmigen, schlüpfrigen Boden selbst. Dschungelartig schießen 2 und 3 m üppigwachsende Schilfgräser der verschiedensten Formen auf und verpesten mit dem faulenden Brackwasser zusammen in scharfen ekelhaften Gerüchen die Luft. Schwarzerdig bald, bald lettig und glitscherig ist der Boden. Namentlich ein cannaähnliches (vielleicht *Canna* selbst?) Schilf wächst hoch und dicht in Mengen. Nässe- und sumpfliebendes Gesträuch und Gestrüpp mengt sich darunter; und der Pflanzenwuchs, so aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich.

Dazu kommt, daß derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Sulen benutzt werden; und welch metertiefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dickhäuter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz- und Schlammbrei sich durcharbeiten muß, in dem die hohen Stiefel bei jedem Tritt fast stecken bleiben.

Genug davon. — Wenden wir uns zu den Bewohnern des geschilderten Geländes.

II. Die Menschen.

In dem gedrängten Gesamtüberblick über die Bevölkerung der Waldlandstufe zu Eingang dieses Abschnittes habe ich dieselbe auch in Bezug auf Menschen als ein Gebiet bezeichnet.

a) Völkerscheiden.

Wie ich aber bei näherem Eingehen auf das Gelände dieses einen der großen Landabschnitte in Nord-Kamerun mehrere untergeordnete Gliederungen nachgewiesen habe, so auch bei eingehenderer Betrachtung der eingeborenen Stämme.

Ethnographische und kulturelle Verschiedenheiten lassen vier, mehr oder weniger scharf ausgeprägte Völkerscheiden erkennen. Ebenso unverkennbar sind sprachliche Unterschiede, wohl meist nur dialektischer Art; dabei aber immerhin so wesentlich, daß z. B. die

Sprachen der südlich der Batomlandschaft sitzenden Stämme von den nördlich wohnenden Banyang nicht verstanden werden, und umgekehrt.

Auf die Feststellung dieser Thatsache beschränken sich, nebenbei bemerkt, so ziemlich meine wortsprachlichen Beobachtungen im Waldland: Folge meiner marschierenden Thätigkeit hier unten.

Eine Völkerscheide namentlich kommt ziemlich scharf zum Ausdruck: am Nordfusse des Batomlandes. Eine zweite deckt sich mit dem Bergstrom des Babe. Sie ist noch schroffer als die ebengenannte; kommt doch hier zu den ethischen, kulturellen und sprachlichen Trennungsmerkmalen noch das geographische hinzu: diese Völkerscheide fällt zusammen mit der Nordgrenze des Waldlandes überhaupt. Die beiden übrigen sind mehr auf den verschiedenen Stammesbenennungen seitens der Eingeborenen selbst gegründet (welches Moment natürlich bei den andern gleichfalls vorhanden ist), als auf tiefer gehenden Unterschieden.

Es läßt sich also das Waldland — ich halte auch hier die Einschaltung: stets in Richtung meiner Marschstrasse, nicht für überflüssig — in folgende vier Bevölkerungsstufen, von Süden nach Norden, gliedern:

Bakundugebiet: (noch ein gut Stück in das Küstengebiet übergreifend) von Mundame bis zum Mungo nördlich von Kombone.

Batomgebiet: über die Batomhügellandschaft sich erstreckend.

Mabumgebiet: vom Nordfusse des Batomlandstriches bis zum Mbia-Mbia nordöstlich von Nguti.

Banyangebiet: vom Mbia-Mbia bis zum Babe südlich von Banti.

b) Ethnologische Angaben.

Auf den allgemeinen Habitus der Neger einzugehen, der selbstverständlich allen Waldlandstämmen zukommt, kann ich mir ersparen.

Wohl aber möchte ich diese Gelegenheit benutzen, um falschen Vorstellungen über den Körper (und Geist) des Negers, wie sie zu Hause so häufig getroffen werden und meist in der Ueberhebung der weißen Rasse ihren bewussten oder unbewussten Grund haben, entgegenzutreten. „Nicht wahr, der Neger ist recht häßlich?“ Diese Frage gehört zu der langen Kette wissensdurstiger Anzapfungen, die jeder Afrika-fahrer über sich ergehen lassen muß. Meine gewöhnliche Antwort darauf: „nicht mehr wie wir“, wirbelte dann meist unwilliges Erstaunen auf. Auch hier verfällt eben der Fragesteller in den so häufigen Fehler, von einem ihm 'mal im Bilde oder auch in Person zu Gesicht

Unrichtige
Vorstellungen über
den Neger.

gekommenen Vertreter der schwarzen Rasse auf alle ihre Angehörigen zu schliessen. Der dabei begangene Irrtum ist um so gründlicher, als der besagte Vertreter meist einem Küstenstamme oder den amerikanischen Negern angehört; beide haben mit dem tiefer im Innern des dunkeln Erdteils lebenden vielfach nicht viel mehr gemein als die Hautfarbe. Dann wird mit Vorliebe ein recht hässlicher Afrikaner mit einem weissen Apollo verglichen. Man betrachte sich einmal einen stumpfsinnigen Bauernbuben, ein Weib aus den unteren Schichten der Bevölkerung — nicht eine der „prächtigen Volkstypen“, wie sie meist nur in der Einbildungskraft der Maler vorkommen — von oben bis unten: ich weis nicht, wer bei dem Vergleich schlechter wegkommt, der oder die Schwarze oder Weisse. Und endlich frage ich, wie einst Pilatus frug „was ist Wahrheit?“, „was ist Schönheit?“ Haben wir allein die Berechtigung, ein Schönheitsideal aufzustellen und zu sagen: „was nicht so ist, ist hässlich?“

Die Schädelbildung des Negers, überhaupt der Kopf mit seinen so ganz anders gearteten Formen stösst im Anfang, solange wir noch im Banne der kaukasisch-ästhetischen Schönheitsgesetze stehen, ab; gewiss. Sehr bald aber lernen wir die hier eben anders zu formulierenden Normalbegriffe, und finden dann unter den Schwarzen eben-
sogut schöne und hässliche Gesichter, wie wir das auch unter unseren weissen Mitmenschen uns erlauben. Was aber die Körperformen anlangt: da bewahrt uns zu Hause die verhüllende, nachhelfende Kleidung oft vor recht unangenehmen Enttäuschungen; der Körper des Negers zeigt sich unverhüllt mit seinen schönen Formen, mit seinen Gebrechen.

Gleiche Fehler werden begangen beim Vergleich geistiger Eigenschaften und Fähigkeiten. Zu den nämlichen Vergleichen auf diesem Gebiet mit den nämlichen Versuchsobjekten wie oben, fordere ich auch hier auf: die Ergebnisse werden die nämliche, gleich fragwürdige Ueberlegenheit der weissen Gattung ergeben. Wir lachen über manchen Aberglauben der Schwarzen, über ihre Fetische; wir brauchen gar nicht bis nach Afrika zu gehen, um das alles in schönster Blüte zu finden!

Ich stehe nicht an, geradezu zu behaupten: der vorurteilsfreie Vergleich eines geistig und körperlich gut entwickelten Vertreters aus dem Volke eines weissen (kaukasischen) Stammes und eines geistig und körperlich gut entwickelten Vertreters eines der Hochlandstämme im Hinterland von Nord-Kamerun fällt nicht zum Nachteil des letzteren aus. Nehmen wir in den beiden Farben minderwertige Repräsentanten, so komme ich zu dem nämlichen Ergebnis. Und solche Vergleiche allein sind gerecht. —

An diese Bemerkungen allgemeiner Art füge ich, an der südlichen Grenze des Waldlandes — als der Völkerschwelle des Innern — stehend, eine (in der Richtung meiner Marschstrasse) unverkennbar in die Augen springende Beobachtung an. Einmal, je weiter ich in's Innere gekommen bin, desto mehr nahm die Bevölkerungsdichtigkeit zu. Dann, fast in einem gewissen fortlaufenden Verhältnis mit dieser Zunahme fand ich Steigerung der Kulturstufe (das Wort „Kultur“ im weitfassendsten Sinne genommen), die die immer stärker werdenden Stämme einnehmen. Und das ist eigene, nicht dem Weissen abgelernte und abgeschauter Kultur.

Bevölkerungs- und Kulturzunahme

Schließlich betone ich, daß ich bei diesen meinen ethnischen Vergleichen und Beobachtungen die Küstenbevölkerung — in meinem Fall die Dualla — als ausgeschaltet betrachte. Diese wenigstens sind mir, in ihrer gegenwärtigen, erwachsenen Generation ein Zerrbild, geschaffen aus zwar gut entwickelten, aber geistig verschlagenen, körperlich verweichlichten Naturanlagen und aufgepfropfter, unverstandener und unverdauter europäischer Kultur. —

Nach dieser Abschweifung zurück zu unseren Waldlandstämmen.

Die Bewohner der vier aufgezählten Gebiete tragen also, wie gesagt, den allgemeinen Negertypus. Um so auffallender erscheint darin eine kleine andersgeartete Völkerinsel. Die Bewohner von Baduma, im Bakundugebiet, erinnern auffallend an die Fullani in Süd-Adamaua (siehe den im nächsten Abschnitt VI, S. 328 in Abb. 40 wiedergegebenen Typus). Ich habe mich dort zu vorübergehend aufgehalten, um dieser Erscheinung auf den Grund kommen zu können, halte es aber für ausgeschlossen, daß wir hier Reste von früheren Ureinwohnern oder größerer Einwanderermassen aus dem Norden vor uns haben, und glaube eher, daß es ehemalige Sklaven aus den nördlichen Gebieten sind, die zufälliger Weise hier in größerer Zahl sich zusammengefunden haben. Sieht man übrigens genauer zu, so findet man bei den genannten Waldlandstämmen (am deutlichsten bei den Banyang) immerhin einen nicht zu verkennenden Unterschied im Körperbau und auch in der Hautfarbe; nicht so fast zwischen den einzelnen Stämmen, als vielmehr innerhalb der socialen Bestandteile eines jeden Stammes selbst, nämlich zwischen den freien Stammesangehörigen (den Herren) und den Sklaven. Auf die ersteren, als die naturgemäß eigentlichen Vertreter der genannten Stämme selbst, bezieht sich der weitere Verlauf dieses Abschnittes; die Sklaven, der offenbar fremde Bestandteil, sollen hier besprochen werden.

Fremde Bestandteile der Waldlandstämmen.

Die Waldlandsklaven.

Im Banyangland nennen sie sich Bayong, und sollen aus nörd-

Sklaven-
dörfer.

lichen Gegenden, deren Schilderung ganz mit der der Grasländer übereinstimmt, stammen. Sie sind größer, kräftiger und sehniger gebaut als ihre Waldlandherren; auch ihre Hautfarbe ist dunkler. Mit meinen Bali haben sie sich sogar zum Teil in der Balisprache verständigt. Es sind also offenbar Grasländer, die als Sklaven in das Waldland hinunter verkauft worden sind; zum Teil wohl schon seit Generationen: darum ist der körperliche Unterschied zwischen ihnen und ihren Herren nicht mehr so schroff. Er würde noch mehr verwischt, und diese fremden Bestandteile würden vielleicht bereits gänzlich im jeweiligen Stamme aufgegangen sein, wenn nicht hier unten im ganzen Waldland eine eigenartige Trennung zwischen Freien und Sklaven herrschte. Namentlich bei den Bakundu und den Banyang, weniger konsequent durchgeführt bei den Batom und Mabum, wohnen die Sklaven in eigenen Dörfern, in Nähe der Hauptdörfer, also meist in den Farmen gelegen. Der von den Eingeborenen hierfür genannte Grund: „damit die Sklaven nicht die Herren werden wollten“, will mir nicht recht einleuchten; denn dadurch, daß der unfreien Kaste auf diese Weise ein Bewußtsein ihrer Masse und Macht kommt, scheint mir diese Gefahr erst recht naheliegend zu werden. Ich halte diese Anordnung eher in sonstigen socialen oder kulturellen Momenten begründet.

Bei den Bakundu heißen diese Sklavendörfer „ninga“ (Verstümmelung aus „nigger“?), bei den Banyang und bereits schon bei den Mabum „batan“ („bata“?, „batang“?). Siehe auch Abschnitt VI, S. 325.

Soviel über diese fremden Bestandteile in den Waldlandstämmen.

c) Anthropologische Angaben.

Körpermaße
und -Bau.

Die eigentlichen Angehörigen der Waldlandstämmen sind durchweg von Mittelgröße; dieses Maß überragende Gestalten habe ich selten gesehen.

Die Batom sind der am wenigsten schön entwickelte Menschen-schlag. Von der nebenstehenden Abbildung (Abb. 12) eines Batomnegers, eines halbwüchsigen Burschen, darf übrigens nicht auf den ganzen Stamm geschlossen werden, wie ja das eigentlich bei vereinzelt Typen weder nach der positiven noch der negativen Seite gethan werden soll; so wenig wie bei uns auch. Der allgemeine Körperhabitus allerdings ist typisch, jedoch nur für die gleichen Lebensalter wie das Objekt, das etwa 14 bis 15 Jahre zählte.

Unter den Bakundu und namentlich den Banyang fand ich häufig kräftige, gedrungene Gestalten, meist freilich mit Neigung zu Fett- und übermäßiger Fleischbildung. Hierin, überhaupt im Körperbau und

Zu Seite 260.

Abb. 12. Neger aus dem Batom-Stamme.

Abb. 12. Neger aus dem Batom-Stamme.

Gesichtsausdruck, ähneln die Banyang ganz außerordentlich den Dualla, und kann ich geradezu auf diesen ja ziemlich bekannten Stamm als Typ für erstere verweisen. Es trifft sich diese Thatsache für mich um so günstiger, als gerade die beiden Aufnahmen, die wir von Angehörigen des Banyangstammes gemacht haben, uns verloren gegangen sind; leider aber mit ihnen auch die von Dorfanlagen dieses Stammes, wofür mir ein ähnlicher hinreichender Ersatz nicht zu Gebote steht.

Auffallend ist die geringe Breite der mittleren Körperpartie um Hüften und Becken, namentlich beim weiblichen Geschlechte, so daß man, hinter einer Zahl Neger gehend, auf den ersten Blick die beiden Geschlechter nicht von einander zu unterscheiden vermag.

Unter den Männern fallen viele mit übermächtig stark entwickelter Nackenmuskulatur (Stiernacken) auf. Ich glaube, für diese Erscheinung nicht in einem „Rassenmerkmal“ der Schwarzen, sondern ungewollt in der Folge der Gepflogenheit, von früher Kindheit an alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, Erklärung zu finden.

Gleicher Grund besteht meiner Ansicht nach auch für das häufige übermäßige Hervortreten des Unterleibes bei Weibern und Kindern, und die vielfach damit verbundene starke Krümmung der Wirbelsäule. Ich erinnere nur an die gleichen, häufiger konvexen, aber nicht weniger unschönen Mißbildungen, die wir zu Hause bei den abgearbeiteten Klassen der Landbevölkerung jeden Tag sehen können.

Ueberraschend klein und wohlgestaltet sind, namentlich bei den Banyang, Hände und Ohren.

Die Hautfarbe ist bei den verschiedenen Stämmen gleich wechselnd; sie spielt von Schokoladebraun bis zu einem schmutzigen Gelb (letztere Schattierung selten). Albinos habe ich mehrere gesehen; der Gesichtsausdruck war stets blöde; der ganze Mensch machte einen kretinartigen Eindruck.

Die Ausdünstung des Waldlandnegers, überhaupt eines jeden Negers, ist mir, wenn der nackte Körper nicht erhitzt war oder vielmehr keine Schweißabsonderung zeigte, nie aufgefallen. Dann aber war sie stark und von widerlich süßlichem Geruch. Ich möchte auch das nicht zum Schaden der Schwarzen gesagt haben; denn seien wir ehrlich: auch die vom schwitzenden Körper des Weißen ausgehenden Ausdünstungen wird kein Mensch als wohlriechend bezeichnen; sie riechen wohl ausgesprochen anders, unsere Nase ist mehr daran gewöhnt, aber sie riechen nicht besser. Und eines hat der Neger des Waldlandes und Graslandes voraus: größte Reinlichkeit des Körpers.

Hautfarbe.

Ausdünstung des Negers.

Die — nun wir wollen sie Wasserscheu nennen, die bei uns in recht breiten Schichten der Bevölkerung herrscht, kennt der Neger Nord-Kameruns nicht; wo nur immer ein Bächlein rieselt, ein Tümpel sich findet, da badet und plätschert alles, Grofs und Klein, fleifsig und mehrmals des Tages.

Behaarung.

Behaarung an anderen Stellen als auf dem Kopf und an der Scham, ist bei den Waldlandnegern selten; auch in den Achselhöhlen ist sie bei beiden Geschlechtern spärlich. Bartwuchs fand ich bei den Banyang und Mabum, aber gleichfalls nur spärlichen Anflug von Backen- und (öfters) Kinnbart; nur einmal, in der Mabumlandschaft sah ich einen Mann mit langem Kinnbart, den er in zwei Zöpfechen geflochten hatte.

Nabelbrüche.

Nabelbrüche sind bei beiden Geschlechtern häufig. Mir fehlen dafür natürlich vergleichende Beobachtungen; doch haben mir Aerzte versichert, dafs einmal auch in Europa diese Mifsbildungen bei Kindern sehr häufig vorkommen und ihr späteres Verschwinden nur sachgemäfsener frühzeitiger Behandlung zu danken ist, dann aber auch, dafs eben nur — unsere verhüllende Kleidung uns diese Erscheinung am Neger, der ihrer entbehrt, auffallen läfst.

Brüste.

Die gleichen Sachverständigen haben meine Ansicht betreffs eines anderen Körperteiles bestärkt: der Brüste der Negerinnen (überhaupt), die bei meist starker Entwicklung sehr bald Neigung zum Sinken zeigen. Auch hier haben wir es nicht mit einer nur der schwarzen Rasse eigenen Erscheinung zu thun, sondern wieder nur [die Hülle zeitigt eine ungerechtfertigt sich überhebende, immerhin angenehme Selbsttäuschung der Weifsen. Allerdings habe ich bei den Negerinnen des Waldlandes ganz auffallende Mifsbildungen in dieser Beziehung gesehen; ich erinnere an die in Abschnitt III, S. 125 beschriebenen; und Brüste, bis über den Nabel herunterhängend, sah ich nicht selten.

Mifs- und Ueberbildungen.

Mifsbildungen des ganzen Körpers, wie Höcker, Verwachsungen und dergleichen habe ich keine gesehen; wohl aber nicht selten Ueberbildungen unter den Formen der Elephantiasis und Hypertrophie. Erstere beobachtete ich nur am männlichen Geschlecht, und zwar am Hodensack. Das auffallendste Beispiel hierfür bot der Häuptling von Nguti. Der bis zur Gröfse eines reifen Kürbisses angeschwollene Körperteil hing bis zu den Knien herab und gestattete ihm nur mühsam einige Schritte mit weitgespreizten Beinen zu gehen. In Ebulu fand ich vor einer Hütte einen alten Mann liegen, bei dem dieser Teil fast die gleiche Gröfse erreicht hatte und vollkommen in Eiterung übergegangen war. Hypertrophische Bildungen kamen mir an den

II. Die Menschen: c) anthropologische; d) ethische; e) statistische Angaben. 263

unteren Extremitäten beider Geschlechter mehreremale zu Gesicht in Form von Wuchs vollständig entwickelter sechster Zehen, und zwar hatte sich diese sechste stets zwischen der großen und der nächstfolgenden entwickelt.

Krebsartige Erscheinungen sah ich gleichfalls einigemale im Banyangland. Beim weiblichen Geschlecht waren der Herd der Krankheit die Brüste, in mehr oder weniger vorgeschrittenem Grade; beim männlichen die Nase. Der durch vernachlässigte Sandflohunden hervorgerufenen Gewebeerstörungen habe ich bereits im Abschnitte III, S. 112 u. f. Erwähnung gethan. Krebs u. dergl.

Anderweitige Krankheitsbilder sind mir bei meinen ja nur flüchtigen Durchmärschen durch das Waldland nicht zu Gesicht gekommen. Dafs Fieber und geschlechtliche Erkrankungen existieren, schliesse ich aus den oben angeführten pflanzlichen Mitteln. (Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an die von mir beobachtete und in Abschnitt III, S. 118 geschilderte Verabreichung einer Eingiefsung in den After bei einem Kinde). Von epidemisch auftretenden Krankheiten habe ich zu den Zeiten meiner Aufenthalte im Waldland nichts erfahren. Sonstige Krankheiten.

d) Ethische Angaben.

In geistiger Beziehung nehmen unzweifelhaft die Banyang die höchste Stufe unter den Waldlandstämmen ein; ihnen kommen zunächst die überhaupt sehr viel Ähnlichkeit mit ihnen zeigenden Mabum, und unter diesen wieder die Ngutileute. — —

Mein Urteil über die Waldlandbevölkerung im Ganzen in einem Vergleich zusammenfassend: stelle ich sie in körperlicher und geistiger Beziehung auf die Stufe niedrigerer Schichten des kaukasischen Menschengeschlechtes. Spricht man von geistiger und körperlicher Vollentwicklung der weissen Rasse, werden auch diese als fast ausgeschaltet betrachtet, — und doch müssen wir zugeben, dafs sie einen recht beträchtlichen Ziffernwert in der Gesamtstärke einer europäischen Nation bilden. Gesamturteil.

e) Statistische Angaben.

Ueber die Bevölkerungsstärken lassen sich auf Durchmärschen höchstens annähernde Einzelangaben machen. Nur soviel habe ich, wie schon gesagt, auf meiner Strecke festgestellt, dafs die weiter im Innern wohnenden Banyang wesentlich volkreicher sind als die zuerst berührten Stämme. Ich habe möglichst in jedem Orte, den ich passierte, die Hüttenzahl festzustellen gesucht, und glaube nicht sehr viel fehl

Fruchtbarkeit.

zu gehen, wenn ich als Durchschnittskopfstärke der Familie im engeren Sinne fünf bis sechs Köpfe annehme (die beiden Eltern und drei bis vier Kinder). Die Fruchtbarkeit der schwarzen Rasse ist nicht so bedeutend als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Es gehört das zu den vielen falschen Anschauungen, die über die geschlechtlichen Beziehungen der Neger beliebt sind.

Auf ersterer Voraussetzung fußend, errechne ich als annähernde Einwohnerzahl der von mir passierten Ortschaften

im Bakundugebiet	5000,
„ Batomgebiet	1500,
„ Mabumgebiet	1700,
„ Banyanggebiet	10000 im ganzen;
und zwar: 3000 Difangleute, 1500 Lewanleute, 1800 Mi-Yimbileute, 1800 Sabileute, und auf der Oststrecke zwischen Mi-Yimbi und Sabi (über Fomum) 1500 Bewohner.	

Diese Angaben geben aber eben nur die ungefähre Bevölkerungsziffer einer Summe von Ortschaften des betreffenden Stammes, nicht jedoch die des ganzen Stammes.

f) Politische Verhältnisse.

Stellung der Häuptlinge.

In politischer Beziehung kommt im Waldland fast jeder Ort für sich in Betracht. Die mehrgenannte Stammeseinteilung hat vom politischen Standpunkt der Neger aus, strenggenommen geringe Bedeutung. Wohl in Sitten, Sprache, Bauart der Wohnstätten u. s. w. unverkennbare Zusammengehörigkeit zeigend, entbehren ihrer die Stämme in staatlicher Hinsicht. Von einer politischen Einheit ist keine Spur. Selbst bei nur vorübergehendem Aufenthalt springt diese Zersplitterung, dieser Mangel an Gemeinsinn in die Augen. Unsicherheit des Besitzes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und Aberglaube kennzeichnen ferner und beeinflussen in hohem Grade die staatlichen Zustände des Waldlandes. Bezeichnend für das Gefühl der Unsicherheit sogar bei den Häuptlingen ist der Umstand, daß sie größere Geschenke stets bei Nacht und unter ängstlichen Vorsichtsmaßregeln gegen die lüsternen Augen ihrer getreuen Unterthanen in Empfang nehmen. Hand in Hand damit geht ekelhafte Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit gegen den Weissen einerseits, geringes Ansehen und Macht ihren Unterthanen gegenüber andererseits. Die Waldlandhäuptlinge sind nichts besseres wie jämmerliche Dorfschulzen.

Nur die Banyang unterscheiden sich, wie in allem und jedem, so auch in offenbar größerem [Einfluß des Herrschenden auf das Volk und ganz besonders im staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihr Gebiet ist sehr beträchtlich, sehr gut bevölkert, und ein gewisser Stammesgemeinsinn unverkennbar. Und zwar hat mich derselbe an eine Art Gauvereinigung erinnert. Vier solcher Gaue habe ich selbst durchschritten, von einem fünften mir erzählen lassen. Nach ihren damaligen Häuptlingen nenne ich sie: 1. die Difangleute zwischen Tamba und Tinto, 2. die Lewanleute am östlichen Fulse des Apiung-berges, 3. die Mi-Yimbi mit dem Hauptort Mi-Yimbi, 4. die Sabi mit Sabi als Hauptort. Vom 5. Gau konnte ich nur den Namen erfahren: Bahuang; östlich des Difanggebietes. Ausdrücklich wurden mir aber diese noch als „Banyang“ bezeichnet. Die beiden erstgenannten bestanden aus einer ganzen Reihe von größeren und kleineren Dörfern. Wie weit die zwischen Mi-Yimbi und Sabi als den beiden Gauvororten liegenden zahlreichen Dörfer dem einen oder anderen Häuptling unterstanden, vermochte ich nicht festzustellen. Die als Gauvorsteher anzusprechenden Häuptlinge verfügen, wie gesagt, über einen ziemlich bedeutenden Machteinfluß; die Unterhäuptlinge der einzelnen Dörfer sind die gleichen Schattenkönige wie im übrigen Waldland. Ich habe bei der Schilderung des Marschlebens erzählt, wie in einem der Mi-Yimbidörfer die Leuten ihr Dorfoberhaupt einfach durchgeprügelt haben.

Ganver-
bände der
Banyang.

Kleine Reibungen sogar innerhalb der Gaue scheinen aber trotzdem, wie im ganzen übrigen Waldlande, an der Tagesordnung zu sein. So haderten, als wir im August 1891 auf der Mi-Yimbistation festsafsen, die Leute zweier Difangdörfer miteinander und schlugen sich die Köpfe wund, und die nachmalige Station Tinto [hatte nicht selten Gelegenheit, in solche innere Zwistigkeiten einzugreifen. Die Gründe werden wohl zum Teil die nämlichen sein, wie sie auch oben im Grasland oft genug die Kriegsursache bildeten. Zum großen Teil aber sind sie hier unten in dem Fetischismus mit seinen Auswüchsen begründet, von dem der Grasländer ziemlich frei ist; sodann in der Zwischenhandels-eifersucht und nicht zum letzten im „Ewig Weiblichen“. Letzteres war auch z. B. damals im August die Veranlassung: Leute aus Nfo-Tabe, und zwar solche des Häuptlings Tagwa selbst hatten eine Frau aus Difangs Haushalt in ihre Farmen gelockt, dort mißbraucht und sie dann wieder zurückgeschickt. Difang legte seinem Unterhäuptling, der sich also an dem Harem seines Gebieters vergriffen hatte, eine Buße in Sklavinnen und Flinten auf. Tagwa weigerte sich sie zu entrichten —

Stete Reibe-
reien.

und der „casus belli“ war gegeben. (Im Uebrigen pflegen sonst die Waldstämme in dieser Beziehung ein ziemlich weites Gewissen zu haben, und das Familienoberhaupt oder der Ehemann sucht nicht eben selten aus den Reizen seiner weiblichen Angehörigen durch Anbietung derselben zum Beischlaf Kapital zu schlagen.)

Gegen auswärtige Feinde aber scheinen diese Banyanggaue geschlossen aufzutreten. Ein solcher Feind war und ist den klugen Banyang stets der Weifse, der eben den Zwischenhandel zu brechen droht. Das haben Zintgraff und ich zu verschiedenen Zeiten erfahren.

Die Banyang scheinen überdies Ausdehnungsgelüste an den Tag zu legen, die sie jedoch damals noch, als ich das Waldland durchzog, mehr in friedlicher Weise bethätigt haben. Und in der That, ihre entschieden weit höhere Kultur mag nicht ohne Einfluß auf ihre Nachbarstämme sein. So zeigte der nördliche Teil des Mabumgebietes in Bauart der Dörfer und Häuser, Instandhaltung der Wege u. s. w. ganz entschieden Anklänge an die Banyangart; die politische Unabhängigkeit aber hatte sich auch der ihnen zunächst sitzende Häuptling von Nguti noch zu erhalten gewußt.

g) Sociale Gliederung.

Eine solche genau anzugeben wäre natürlich nur nach längerer Beobachtung möglich. Bei flüchtigerem Einblick liegen klar nur die Gegensätze zwischen Häuptling und Volk, Freien und Sklaven zu Tage. Doch scheint ein Gefolgschaftswesen, ein Hörigkeitsverhältnis auch bei den Waldlandstämmen zu bestehen, wie wir es ausgeprägt im Hochland vorfinden werden.

Die Form der Sklaverei ist mild; das geht schon aus der Sitte, die Sklaven in eigenen Dörfern wohnen zu lassen (siehe S. 260), zur Genüge hervor. Auch hier hat die Haussklaverei ein patriarchalisches Verhältnis angenommen. Man darf überhaupt die Bewohner eines Landes, in dem die Eltern ihre Kinder zum Verkauf als Sklaven anbieten, wie ich es selbst einigemal im Waldland erlebt habe, nicht mit unserem, bisweilen übertriebenen Gefühlsmaßstabe messen. Sklavenjagden giebt es nicht, nur Einzelverkauf und Wegfangen einzelner, sowie Verwendung kriegsgefangener Männer und Weiber als Sklaven; wobei ich betone, daß die Kriege nicht zu diesem Zwecke geführt werden.

h) Märkte.

Lebhaft entwickelt ist der Handel, namentlich bei den Banyang. Ich sehe hier ganz ab von dem mit Europäern getriebenen, sondern

Abb. 13. Ein Bakundudorf.

Abb. 13. Ein Bakundudorf.

habe nur den Marktverkehr der Stämme untereinander im Auge. Auf die örtliche Beschränktheit infolge der Zwischenhandelssperre brauche ich nicht noch einmal aufmerksam zu machen. Die Mabum, Batom, Bakundu treiben hauptsächlich Palmöl- und Gummihandel, welcher letzterer bereits in den Faktoreihandel einschlägt. Im Banyanggebiet werden regelmäßige Märkte an bestimmten Tagen abgehalten, ^{Markttage.} meist mit achttägigen Zwischenräumen, an den einzelnen Plätzen aber zu verschiedenen Zeiten, so daß die Märkte allseitig besucht werden können. So war zur Zeit meines Aufenthaltes im Waldland bei Mi-Yimbi jeden Dienstag, bei Sabi jeden Donnerstag Markt.

Merkwürdig ist, daß ein solcher bei keinem Stamme in einem <sup>Markt-
plätze.</sup> Dorfe stattfindet, sondern an einem freien lichten Platze im Urwald, nicht selten in ziemlicher Entfernung von den nächstliegenden Orten. Wahrscheinlich verträgt der gegenseitige Neid nicht eine derartige Bevorzugung der einen oder anderen Ansiedelung; auch unparteiische Verteilung der Weglängen mag mit Ursache sein. (Ähnliches hatte übrigens z. B. im bayerischen Ammergau bis vor kurzem statt: nicht in einem der Städtchen oder großen Dörfer, sondern auf einer flachen, weit ausgedehnten Rasenkuppe wurden förmliche Märkte [sog. „Dulten“] im Freien abgehalten.) Ich habe solch einen Marktplatz zu besuchen, nur einmal Gelegenheit gehabt; im Banyangland südwestlich der Mi-Yimbistation.

Kleinvieh, Farmprodukte, Palmöl, Gummi und das oben be- <sup>Markt-
produkte.</sup> schriebene Natronsaltz waren die Hauptgegenstände. Auch ein paar Messer, in der Form der sogenannten „cutlasses“, wurden von Händlern, die offenbar keine Banyang waren, feilgeboten. Sie sollen aus dem von Tinto in Ost Richtung gepeilten Bergland gekommen sein; die Arbeit war auch zweifelsohne einheimische. Eine bedeutende Ausdehnung hatte der Markt nicht. Ware wird gegen Ware, wozu ich auch Perlen, Zeug u. s. w. rechne, umgetauscht.

Drollige Bilder spielten sich bei den von der Mi-Yimbistation aus mehrfach beobachteten Uebergängen der Marktleute über die Hängebrücke des unten rauschenden Fi ab, namentlich wenn sie mit lebender Ware beladen kamen. Die Ziegen, Schafe oder Hunde wurden einfach fest in die „kingar“ verschnürt, daß nur mehr der Kopf heraus- sah, und unter lebhaftester Protestation der also behandelten Vierfüßler ging der Uebergang vor sich. Manchmal brachte dann das lebende Packet den Träger in's Schwanken, und hilflos und laut schreiend lag er in das Netzwerk der Brücke verstrickt, bis entweder Hülfe kam oder das geängstigte Tier sich vollends frei gemacht hatte und in die

Fluten hinunterstürzte. Dann war das Geschrei ob des Verlustes erst recht groß.

Hunde waren häufige und sehr begehrte Ware. Die Banyang sind große Liebhaber von Hundefleisch und für einen fetten Hund ward der gleiche Preis bezahlt, wie für eine Ziege.

Der Gummi, in der in Abschnitt II, S. 58 beschriebenen Form zu Markt gebracht, kann hier noch zum innern Betrieb gerechnet werden, zum Handelsgegenstand selbst allerdings durch europäische Nachfrage gemacht. Entweder kaufen ihn die westlich gelegenen Nachbarstämme, um ihn ihrerseits wieder an die nicht sehr entfernt liegenden englischen Faktoreien am Mbia-(Kalabar-) Unterlauf abzugeben, oder er sickert nach Mundame und der Kamerunküste durch die Mabum-, Batom- und Bakunduzwischenhändler. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Preisunterschiede auf letztgenanntem Handelsweg kennen zu lernen: im Banyangland [kostete ein Stück Gummi drei bis vier kleine, weiße Porzellanhemdknöpfchen, im Mabumland bekam man sechs Stück für einen Faden Zeug, in Batom drei Stück, und in Mundame (also in Bakundu) eines!

i) Wegeanlagen.

Trotz dieses lebhaften Handelsverkehrs sind die Wege und Brücken im Waldland zum weitaus größten Teil unbeschreiblich schlecht. Ich verweise auf meine diesbezüglichen Schilderungen in Abschnitt III. Der Grund ist hauptsächlich in dem Mangel an Gemeinsinn und stumpfer Gleichgültigkeit zu suchen (dank welcher negativen Eigenschaften übrigens z. B. auch die reinen Ortsverbindungs- und Feldwege in unserer lieben Heimat, die nicht der Aufsicht staatlicher Organe unterstehen, sich eben nicht selten in einer mehr als zweifelhaften Verfassung befinden).

Angenehm sich von diesem allgemeinen, landesüblichen Zustande abhebend, müssen auch hier wieder Banyang (und Nord-Mabum) genannt werden, wo die Wege ja allerdings noch weit entfernt sind, die Bezeichnung „gut“ zu verdienen, aber doch wesentlich besser gepflegt werden als im übrigen Waldland. Der Unterschied war immerhin so, daß ich bei Niederlegung meiner Marschstrecke auf der Karte im Banyangland die Wegstunde zu 5 km statt wie in den andern Gebieten zu 4,5 km annehmen durfte.

k) Ansiedelungen.

Die Stätten des Gemeinwesens, Dorf und Einzelbehausung, sind in ihrer Anlage die auch beim flüchtigsten Durchwandern mehrerer

Volksgebiete am meisten in die Augen fallenden Merkmale von Stammverwandtschaft bzw. -Verschiedenheit.

Die Ansiedelungen im westafrikanischen Urwald, wozu natürlich auch die Pflanzungen, die Farmen gerechnet werden müssen, sind so recht deutlich der Gegenbeweis gegen die gedankenlose Mär von der Faulheit der Neger; sie widerlegen aufs gründlichste die Redensart, daß in den Tropen den Leuten Alles einfach in den Mund wächst. Die Ansiedler mußten und müssen schwer arbeiten. Ich erinnere an meine Schilderung im vorigen Abschnitt von dem Bau und der Anlage einer Waldlandstation: das hat Mühe und Arbeit, angestrenzte Arbeit gekostet, und bietet im Vergleich zu einer ganzen Ortschaft, wenn sie auch bloß aus einigen 20, 30 Hütten besteht, nur ein Bild im Kleinen. Dabei darf man nicht vergessen, daß wir mit ganz anderen Werkzeugen arbeiteten als solche dem Eingeborenen zur Verfügung stehen, der auf seine primitiven kleinen Aexte, ähnlich denen im Grasland (siehe Abb. 57, S. 372), und schlecht geschmiedeten Messer angewiesen ist. Aber trotz der mit Rodung und Bau verbundenen mühevollen Anlage von Dörfern findet im Waldland geradezu häufige Verlegung derselben statt. Die Veranlassung hierzu sind wohl vielfach kriegerische Verwickelungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat sich nicht so ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen, ein großes Sterben hat stattgefunden: alles das sind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, sich anderswo anzusiedeln. Auch abergläubische Vorstellungen, meist infolge unaufgeklärt gebliebener epidemischer Krankheiten, sind eben nicht seltene Beweggründe. So erscheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr z. B. wieder, dieselbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf sich reihte, verödet und verwüstet. Ein paar Kilometer seitlich haust aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter. Zur Anlage der Dörfer und Farmen werden im ganzen Waldland bis Sabi mit Vorliebe die Kessel, Täler oder Mulden gewählt. Ich fand nur einige wenige, so Kombone, Tinto und Fomum auf bzw. an Hängen angelegt. Größerer Schutz gegen die Tornadostürme, größere Fruchtbarkeit und günstigere Bewässerungsverhältnisse dürften die Hauptgründe dafür sein. Dann wird es kein Dorf geben, das nicht für Kriegszeiten sich wohlgeborgene Verstecke im Busch mehr, weniger nahe dem Orte, geschaffen hat, wohin nötigenfalls die wertvollste Habe, Weiber, Vieh und sonstige Schätze gebracht werden.

Verlegen
der Ortschaften.

Lage der
Ortschaften.

Verstecke.

Und nun zur Bauweise der einzelne Stämme.

Dorfanlage
der Ba-
kundu.

Die Bakundudörfer (Abb. 13) sind fast ausnahmslos gleichartig angelegt. In der gerodeten Lichtung, auf der auch die gewaltigen Wurzelstöcke der gefällten Urwaldriesen sorgfältig entfernt, der Boden überhaupt geebnet worden ist, befindet sich eine 10 bis 20 m breite Strafe, gerade, oder bei großer Ausdehnung des Dorfes gekrümmt. Diese ist rechts und links eingefasst von großen, geräumigen Hütten, die eine Länge von mindestens 8, nicht selten bis zu 12 m, eine Tiefe von 4 bis 5 m und eine Firsthöhe bis zu 3 m besitzen. Die Hütten, oft auf geraume Strecken dicht aneinander gebaut, dann auch wieder einzeln oder nur zwei, drei nebeneinander, liegen stets mit der Längsseite an der Dorfstraße. Hinter diesen Hauptwohnhäusern befindet sich nicht selten ein kleiner, viereckiger Hof, von mehreren kleinen quadratisch gebauten Häuschen umgeben. Diesen entlang an der Rückseite zieht sich ein schmaler Streifen von Bananenpflanzungen, Öl- und Weinpalmen (keine Farmen!); daran schließt sich der Urwald. In der Mitte der Dorfstraße sind je nach der Größe der Ortschaft ein bis drei Versammlungshäuser, von gleicher Bauweise wie die Familienhäuser, nur weit umfangreicher, drei- und viermal so groß. Nicht selten auch steht daneben oder frei für sich ein oder die andere mächtige *Adansonia* oder sonst ein breitästiger Urwaldbaum: die Dorf-

Abb. 14.

Sitz vor den Hütten in Bakundu, Batom
und Süd-Mabum.

linde. Der Ort dehnt sich nur in der Längsrichtung aus, Parallelstraßen giebt es nicht und manchmal ist diese Längsausdehnung eine ganz beträchtliche; Ikiliwindi z. B. streckt sich eine gute halbe Stunde Weges in Nord-Süd Richtung. Die „Baulinie“ ist dann nicht sehr sorgfältig eingehalten. Vor den Wohnhäusern findet man häufig lange, runde Baumstämme auf zwei Gabelstöcken (Abb. 14), auf welchen, wie in den oberbayerischen Bauernorten auf Bänken, die Dörfler die abendliche Kühle und Ruhe beschaulich und plaudernd genießen. Ein solches Walddorf bietet ein freundliches, friedliches Bild.

Latrinen.

Einer Anlage, die ein Beweis für den Reinlichkeitssinn der Neger ist, muß ich noch Erwähnung thun: der Aborte. An verschiedenen Stellen sind lange Schneusen in den Wald gehauen; an deren Ende sind lange Baumstämme, entweder bei großen Stärken auf dem Boden liegend, oder wie die oben abgebildeten Sitze vor den Häusern; dahinter meist tiefe Gruben: also genau die Latrinenanlagen unserer Truppen-Biwakplätze. Aber die Art und Weise der Benutzung hat mich,

als ich sie das erstemal zu sehen Gelegenheit hatte, in einen minutenlangen Lachanfall gebracht. Sie findet nämlich nicht in der bei uns gebräuchlichen Art statt, sondern Männlein und Weiblein, durcheinander, steigen rücklings vorsichtig und bedächtig hinauf, um dann glücklich oben angelangt, die Hockstellung mit tiefer Kniebeuge einzunehmen! Wie Spatzen auf einem Telegraphendraht hat mich so ein Gruppenbild angemetet.

Die Sklavendörfer sind in jeder Beziehung ähnlich angelegt wie die ihrer Herren.

Nur zwei Bakundudörfer fand ich, die von dieser Anlage abweichend gebaut waren: Ebulu und Bakundu ba N'konye. In diesen beiden Orten lagen die Häuser einzeln ganz verstreut und unregelmäßig durcheinander, auf freigelassenen Plätzen standen die Versammlungshäuser. Letzterer Ort, zugleich einer der größten im Bakundugebiet (ich zählte an 400 Hütten), war — der einzige im ganzen Waldland — außerdem von einer starken, lebenden Hecke aus dichtem, mannshohem Unterholz umgeben.

Die Bauart der einzelnen Häuser ist im ganzen Bakundugebiet gleich. Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle (etwa unterarmdick und 1,8 bis 2 m hoch) werden gleichlaufend zu einander, in der beabsichtigten Hausbreite entfernt, fest in den Boden gerammt, und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Oelpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen. Das sind die beiden Längswände des zukünftigen Hauses, in deren einer, der Straße zugekehrten ein Ausschnitt als Thüröffnung bereits angebracht ist. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4 bis 5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben; die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längsseiten, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer, und auf beiden Seiten über die Bodenfläche überragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknickt und oben an die Längswände festgebunden, etwa $\frac{1}{4}$ m über sie hinausstehend. Der Rohbau ist fertig. Das flache Dach wird mit aus Palmblättern gefertigten viereckigen Mattenstücken, etwa 2 m lang, 0,50 m breit, eingedeckt, wobei von unten gegen den First zu begonnen wird. Durch diese schuppenförmige Anordnung mit teilweisem Uebergreifen der Matten wird Dichte des Daches gegen Regen bezweckt und auch fast vollständig erreicht; das an den Längsseiten überragende Dach schützt die Seitenwände gegen Wasser und unmittel-

Hausbauweise der Bakundu.

bare Sonnenbestrahlung. Die Seitenwände werden zum Teil auch aussen (innen stets) gleichfalls mit solchen Matten verkleidet, wobei mit dem Anbinden und Uebergreifen von oben nach unten begonnen wird, zum Teil werden sie durch weitere, wagerecht hineingeschobene Palmblattrippen ausgestopft. Als Thür dient ein der Oeffnung entsprechendes Stück von gleicher Herstellungsart wie die Hauswände; dieselbe wird einfach von innen oder aussen nach Bedarf angelehnt. Diese leichten, luftdurchlässigen Hütten haben nur einen grossen Innenraum.

Einrich-
tungsgegen-
stände.

Die Einrichtungsgegenstände beschränken sich auf Efs- und Kochgeräte; bestehend aus flachen Holzmulden (ganz ähnlich unseren Bäckermulden), sowie grossen und kleinen, nach verschiedenen Richtungen

Abb. 15.

Schöpföffel (aus Holz geschnitzt) der Wald- und Graslandstämme. $\frac{1}{8}$ nat. Gr.

aufgeschnittenen, und so mannigfaltige Formen und Schalen darstellenden Flaschenkürbissen (Kalebassen). Dazu tritt noch ein Wasserschöpföffel von nebenstehender Form (Abb. 15), an der Wand hängend. Besen aus den Fiederblättern der Oelpalme fehlen in keiner Negerhütte. Nur selten habe ich niedere Gestelle

aus gespaltenen, dicht aneinander gefügten Palmblatttrippen gesehen, die dann als Schlafstätten für je eine Person dienen. Die Feuerstelle mit drei oder vier grossen Steinen, zwischen denen das Feuer brennt, befindet sich meist in der Mitte der Hütte; für Rauchabzug ist nicht gesorgt, und bald sind die Dachmatten innen braun und schwarz gebeizt.

Die Art, wie die Eingeborenen, um ihre wenigen und kostbaren Aexte zu schonen, das Feuerholz zu zerkleinern pflegen, zeigt recht deutlich, dafs der Neger in der glücklichen Lage ist, mit der Zeit nicht geizen zu müssen, und über ein gut Teil Geduld verfügt. Mit einer Langmut, die mich als unbeteiligten Zuschauer geradezu aufregte, sah ich ihn nicht selten ein gröfseres Stück Holz so lange und so oft auf die Steine der Feuerstelle hinwerfen und hinschlagen, bis es endlich in die gewünschten kleineren Stücke splitterte. Ebenso spart er auch sein Pulver und seine Feuersteine. Ist einmal in einer Hütte der „göttliche Funken“ ausgegangen, so geht er zum Nachbar, sich dort ein glimmendes Holzscheit zu borgen, mit dem er unter geduldigem Anblasen seine erloschene Hausflamme wieder entzündet. Hat auch der Nachbar keines, so geht es weiter durch's ganze Dorf, ja sogar hinaus in das nächstgelegene.

Abb. 16. Versammlungshaus in einem Bakundudorf.

Abb. 16. Versammlungshaus in einem Bakundudorf.

Die stets freistehenden, weit größeren Versammlungshäuser (Abb. 16) sind in gleicher Weise, nur bedeutend sorgfältiger gebaut, und auf einer Giebelseite offen oder nur mit angelehnten 1 bis 2 m hohen Gitterwänden ohne Mattenverkleidung versehen. In jedem steht in der Mitte gleich am Eingang entweder eine Holzsäule oder ein Basaltstein von etwa Manneshöhe. Er ist meist mit weißen und schwarzen Vierecken bemalt, bedeckt mit einer Mütze und behangen mit Schädeln, Fetischen und Amuletten (ich mußte unwillkürlich an die in den bayerischen Bergen und namentlich in Tyrol so häufigen kleinen Votivkapellen mit ihrem Kram von Weihgeschenken, wächsernen Händen und Füßen und dergleichen denken). Offenbar haben diese Säulen eine fetischartige Bedeutung; das geht schon daraus hervor, daß sie als Freistätten gelten, an denen ein wegen irgend eines Vergehens Verfolgter Schutz wenigstens gegen unmittelbare Lebensbedrohung findet, wenn es ihm nur gelingt, mit den Fingerspitzen diese Säule zu berühren. Die im Versammlungshaus von Bakundu ba N'konye sah ganz scheußlich aus. Es war ein Basalt; oben auf ihm stand ein ganz braun geräucherter Schädel; der Stein selbst war mit Rotholz bemalt, und auf diesem roten Untergrund ganz gut erkennbar das Skelett eines menschlichen Körpers mit weißer Farbe aufgetragen; unten standen, um die Sache recht natürlich zu machen, an den Stein gelehnt, zwei wirkliche, menschliche Schienbeinknochen.

Versamm-
lungshäuser.Fetisch-
säulen.

Der Stamm der Batom zeigt genau die gleiche Bauart und Einrichtung der Wohn- und Versammlungshäuser. Die Sitzbänke davor finden sich auch hier; die oben beschriebenen Latrinen habe ich nicht gesehen. Die Dorfanlage ist weniger regelmäÙig als dort, die Dorfstraße kommt nicht so scharf mehr zum Ausdruck; die Häuser liegen mehr verstreut und einzeln, und kleine Bananen- und Palmengruppen schieben sich innerhalb der Ortschaft zwischen den Einzelwohnstätten ab und zu ein. Die Anlage hat also mehr Ähnlichkeit mit der von Ebulu z. B., wenngleich die Unregelmäßigkeit in diesem Bakunduort um ein gut Teil mehr auffällt als in den Batomdörfern.

Dorfanlage
und Haus-
bauweise
der Batom.

Konfi, das letzte von mir passierte Dorf der Batomlandschaft, zeigt noch ganz und gar in Bezug auf Anlage und Hausbauart das bisher gefundene Gepräge. Nach Ueberschreitung des Dibobi beginnen bald Farmen, und nicht lange darauf zeigt sich das erste Sklavendorf, zu Mabesse I gehörig.

Wir haben die Mabumlandschaft betreten und hier ist Dorfanlage und Bauart der Einzelwohnstätten grundverschieden.

An Stelle der langgedehnten Dorfstraße, die ja auch in Batom

Dorfanlage
der Süd-
Mabum.

immerhin noch gut erkenntlich war, mit den zu beiden Seiten liegenden Häusern, tritt nunmehr ausgesprochen die Hofanlage. Jedes Gehöft liegt für sich allein, einige Minuten vom Nachbarhaus entfernt, und bildet ein aus mehreren, aber zusammenhängenden Wohnräumen bestehendes, meist vollständig geschlossenes Rechteck, in das nur zwei sehr enge Ein- und Ausgänge führen, gewöhnlich in der Mitte der langen Seiten. Diese Durchgänge sind unter das Dach der Hütten mither-eingenommen. Der Grundriss eines solchen Gehöftes gestaltet sich also folgendermaßen: Abb. 17. Aus solchen Einzelanlagen setzt sich das

Abb. 17.

Grundriss der Gehöfte in Süd-Mabum.
a, a Wohnhäuser; b Hofraum; c, c Durch-
gänge (durch die Hausdächer mit ein-
gedeckt).

Hausbau-
weise der
Süd-Mabum.

Die einzelnen Häuser, aus denen diese Gehöfte bestehen, zeigen dasselbe Gitterwerk wie die Bakunduhütten; die Seitenwände sind aber aufsen und innen mit Lehmballen beworfen. Da diese nicht geglättet oder irgendwie gefälliger gestaltet werden, so macht ein auch ganz neues Haus bereits einen verfallenen Eindruck. Die Dächer, wobei je eine Längsseite zusamt dem Durchgang unter ein langes Dach zusammengefaßt wird, sind von gleicher Anordnung wie bei den Bakundu. Die Häuser haben wesentlich kleinere Ausmaße nach Länge und Breite (höchstens 4 bzw. 2 m), die Firsthöhe ist nicht vermindert. Auch die oben beschriebenen Sitzgelegenheiten, hier gegen den Hofraum zu, sind häufig. Die Thüren gleichen ebenfalls denen der Bakunduhäuser. Feuer- und Rauchabzugverhältnisse, ebenso die Art der Einrichtungsgegenstände, sind hier wie dort.

Dieser Typ von Dorfanlage und Gehöftbau findet sich bis Bakun II, also in der ganzen südlichen Hälfte der Mabumlandschaft. Wie aus dem folgenden hervorgeht, ist er als unvollkommener Ausläufer der ungleich höher stehenden Banyangbauweise anzusprechen.

Als abweichend ist mir aufgefallen am Wege zwischen Mabesse I und Babensi ein einzeln stehender Hof, dessen Grundriss Abb. 18 zeigt.

ganze verstreute Dorf zusammen. Zwischen den Gehöften sind teilweise Bananenpflanzungen, zum Teil freie Plätze. Eigene Versammlungshäuser habe ich nicht bemerkt, das Gehöft des Häuptlings wird hierzu benutzt; auch sah ich hier keine Fetischsäulen mehr. Die Latrinenanlagen der Bakundu habe ich hier wieder beobachtet zusamt der landesüblichen Benutzungsweise.

In Nord-Mabum wird Anlage und Hausbau immer ähnlicher der Banyangart; bereits in Bakun II fand ich deren Dorfanlage und einzelne Verbesserungen im Hausbau: die Lehmبانک, die eigene Feuerstelle, den Lehmstuhl daneben, sowie Anfänge von Wandmalerei, in roten dicken Kreisen mit weißen Ringen bestehend. Nguti gleicht ganz und gar einem Banyangdorf.

Dorfanlage
und Haus-
bauweise
der Nord-
Mabum.

Es giebt nichts Saubereres und Netteres als ein Banyangdorf. In peinlicher Genauigkeit der ganzen Anlage, in Reinlichkeit, sorgfältigster Bauart und geradezu

Abb. 18.

Grundriss eines Gehöftes in Süd-Mabum.
a, a Wohnhäuser; b Hofraum; c, c Durch-
gänge (durch Ueberragen des Halbkreis-
daches eingedeckt).

komfortabler Ausstattung der Häuser in jeder Beziehung sind die Banyang unübertroffene Meister. Die südlich wohnenden Waldlandstämme überragen sie sowieso in jeder Beziehung; aber auch die Grasländer bis hinein nach Süd-Adamaua könnten in Dorf-, Wege- und Hausbau sehr, sehr viel von ihnen lernen. Mir hat es damals im Juli 1892, als ich in-

folge der feindseligen Haltung der Bewohner von Fomum den Ort in Brand stecken ließ, geradezu leid gethan, als ich diese Kunstwerke afrikanischen Hausbaues in Flammen aufgehen sah. Infolge ihres ausgeprägteren Gemeinsinnes, der sie gern nahe beisammen wohnen läßt, der außerordentlich dichten Bevölkerung und der infolgedessen ganz bedeutenden Ausdehnung ihrer Farmen müssen die Banyang haushälterisch mit den Bauplätzen umgehen. Deshalb findet man in einem Banyangdorf als Grundgedanken der ganzen Dorfanlage eigentlich das in Süd-Mabum herrschende Hofsystem des Einzelgehöftes untergelegt. Oder vielmehr, mit Rücksicht auf die geistigen Urheber der Bauweise, die Banyang, richtiger umgekehrt: das spärlich bevölkerte Süd-Mabum übernahm die Dorfanlage der Banyang für Anlage der Einzelwohnstätte; Platz genug gab es ja.

Dorfanlage
der Banyang.

Bei Betrachtung der Banyangortsbauart muß zwischen den kleinen Dörfern im Difang- und Lewan-Gau und den großen Hauptorten wie Mi-Yimbi und Sabi unterschieden werden. Das heißt, eigentlich sind letztere nichts anderes als mehrere kleinere Dörfer nebeneinander gesetzt; aber der dadurch entstandene — sagen wir immerhin — Stadtplan mit gleichlaufenden und sich kreuzenden schnurgeraden Straßen, in die sich noch die außerordentlich ausgedehnten Gehöfte der Gau-

häuptlinge einschieben, bietet doch ein wesentlich anderes Gesamtbild als ein kleines Banyangdorf.

Sehen wir uns 'mal ein solches näher an. Die Grundrifsanordnung der ganzen Dorfanlage gleicht, wie schon gesagt, ganz genau der eines Gehöftes in Süd-Mabum, nur ist die Zahl der einzelnen Häuser natürlich eine gröfsere, und befinden sich die Durchgänge nicht in den Längsseiten, sondern an der Ecke dieser mit den Schmalseiten. Auch hier sind diese Pforten so eng, dafs ein Mann nur mit Mühe hindurchkommen kann. Was beim Mabumgehöft dann Hofraum war, ist hier

Abb. 19.

Abb. 20.

Grundrisse der Banyangdörfer.

a, a Wohnhäuser; b, b Versammlungshäuser; c Dorfstrasse (6 bis 8 m breit); d, d Durchgänge (eigens eingedeckt).

Häuptlings-
gehöft.

Dorfstrasse (erster Grundrifs, Abb. 19). Manchmal findet sich auch eine kleine Abweichung (zweiter Grundrifs, Abb. 20). Das Häuptlingshaus, meist ein oder auch mehrere Häuser in der Mitte der Längsseite, fügt sich gegen die Dorfstrasse zu vollständig in die schnurgerade Baulinie ein, nach rückwärts besitzt es bald gröfsere, bald geringere Tiefe dadurch, dafs es sich ganz in der Art der Mabumgehöfte ausdehnt, also ein Banyangdorf im Kleinen senkrecht zur Dorfstrasse bildet.

Die grofsen Banyangorte, wie Sabi und Mi-Yimbi bestehen nun aus einer ganzen Anzahl solch kleiner, teils geschlossener, teils offener Dörfer, gleichlaufend miteinander und senkrecht zu einander stehend. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel; ausgedehnte Anlagen

mit vier ja sechs hausumrahmten Höfen, also mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden.

In der Breitenausdehnung der Dörfer findet vor Beginn des Baues sorgfältiges Ebnen des Platzes statt; in der Längsrichtung werden geringe Höhenunterschiede des Geländes belassen, so dafs, von der Seite gesehen, ein Dorf nicht selten in sanften Terrassen oder in Wellenlinie sich zeigt. Die mehrerwähnten Aborte fehlen bei keinem Banyangort. Das oder die Versammlungshäuser bilden, wie aus den Grundrissen ersichtlich, stets die Abschlußbauten der Schmalseiten, und sind gröfser und dementsprechend höher (bis zu 6 m). Sie sind vollständig leer; auch keine Fetischsäulen finden sich darin. Hierfür bauen die Banyang nahe denselben oder nächst dem Häuptlingsgehöft eigene kleine Fetischhäuser (Näheres hierüber siehe S. 295, Abb. 32). Die Dorfstrafse ist stets rein gekehrt und glatt wie eine Tenne.

Die Sklavendörfer haben ganz gleiche Anlage wie die der Freien. An das Dorf schliessen unmittelbar die Farmen an.

Abb. 21.

Grundriss eines Banyanghauses.

a Thüroffnung mit Schwellbaum; b kleine Hinterthüre; c, c Lehm-bänke (30 bis 40 cm hoch, mit Armlehnen c₁. Profil durch letztere in der Längsrichtung der Bank:); d kleine Kammer (zur versteckten Aufbewahrung wertvoller Habe. Von ihr führt die Hinterthüre gleich ins Freie); e Feuerstelle zwischen Lehm-mauern (also eine Art Herd. Am Boden mehrere große Steine, auf welche große Lehm-töpfe zum Kochen aufgesetzt werden. Ueber ihr, an Lianen aufgehängt, befinden sich Darren und Trockenvorrichtungen aus viereckigen Bambus-platten [1 bis 2 m im Quadrat], nicht selten in zwei Reihen übereinander); f Lehmsitz (1 m hoch mit Seitenlehnen [entsprechend der Ofenbank in bayerischen Bauernhäusern]); davor: g Schemel aus Lehm (als Fußbank); g₁ ebenfalls Lehm-schemel zum Sitzen; h, h Hauswände; i Boden (fest und glatt gestampfter Lehm, die Dorfstrafse um einige Centimeter überhöhend).

Versamm-
lungs-
häuser.Fetisch-
häuschen.

Hausbau-
weise der
Banyang.

Wie auf Anlage des ganzen Dorfes, so, womöglich noch mehr, verwenden die Banyang die peinlichste Sorgfalt auf den Bau des Einzelhauses. Auf vollkommen geebnetem und gereinigtem Boden wird der Grundriß, ein Rechteck von 6 bis 8 m Länge, 3 bis 4 m Breite, abgesteckt. Aus ähnlichem, nur wesentlich dichterem und dünnerem Gitterwerk wie bei den Bakunduhäusern werden die Seitenwände; Dach und Dachpfosten in derselben Art wie dort, nur ungleich sorgfältiger, hergestellt. Die Firsthöhe schwankt zwischen 4 und 5 m. Die Seitenwände sind

Abb. 22.

Wandverzierung der Banyanghäuser.

innen und außen mit Lehm beworfen, der vollkommen geglättet wird. Die Thüröffnung, 2 m breit und von der Höhe der Hauswand, befindet sich stets an der Längsseite, der StraÙe zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite ist ein weit kleineres Schlupfloch angebracht.

Die Thüren selbst sind aus dünnen Palmblattrippen gefällig hergestellte, dichte Schiebethüren. Am Eingang, der ganzen Thürbreite entsprechend, liegt, etwas eingegraben, ein abgerindetes, glattes, rundes Stammstück von etwa $\frac{3}{4}$ m Durchmesser als Schwellbaum. Er soll jedenfalls einer-

Abb. 23.

Ornamentenmuster der Banyang.

seits das Eindringen von ablaufendem Regenwasser in das Innere verhindern, anderseits vertritt er die Stelle der Baumbänke vor den Häusern der andern Stämme. Die Häuser der Dorflangseiten sind Wand an Wand gebaut, die Dächer gegenseitig übergreifend.

Das Haus-
innere.

Ganz besondere Sorgfalt verwenden die Banyang auf die innere Ausstattung und Einteilung. Letztere veranschaulicht am besten wieder ein Grundriß (Abb. 21, a. v. S.). Was dem Hausinnern, abgesehen von diesen festen Einrichtungsgegenständen, besonders wohnliches, behagliches Gepräge giebt, sind in erster Linie die Wandmalereien. Sowohl über dem Ofensitz als über den Lehm-bänken an den Längsseiten sind die mannigfachsten Muster in rot, weiß und schwarz angebracht. Hier als Beispiel die Zeichnung (Abb. 22) über einem Ofensitz im Häuptlingsgehöft von Mi-Yimbi. Häufig sind auch Muster

von der in Abb. 23 wiedergegebenen Art: abwechselungsweise schwarze und weisse Quadrate mit weissen und schwarzen Schneckenlinien. Zum wohnlichen Eindruck tragen ferner die Einrichtungsgegenstände bei, die hauptsächlich aus Elsgeschirren bestehen. Zum Teil sind es die oben bei den Bakundu (S. 272) bereits beschriebenen Kalebassen, Elsmulden und Wasserschöpfelöffel; dazu treten aber hier bei den Banyang verschiedene neue Geräte. Da ist zu nennen einmal der bei Abb. 21 erwähnte Lehmtopf in den verschiedensten Gröfßen in ähnlicher Form wie die in Abb. 43, S. 345 dargestellten gebrannten Töpfe im Grasland, nur mit weiterem Hals. Dann verschiedene Kochlöffel (Abb. 24), ganz hübsch aus Holz geschnitzt, sowie aus Lehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Henkelgefäße (Abb. 25 und 26, a. f. S.), mit geschmackvollen Mustern verziert, welch letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rotholz bestrichen werden. Diese Gefäße dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, bzw. zu verkochender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen u. s. w. Alle diese verschiedenen, in verschiedenen Gröfßen in einem Haushalt mehrfach vertretenen Geräte liegen oder stehen nicht in den Hütten unordentlich umher, sondern sind an den zahlreichen Hängevorrichtungen an den Wänden untergebracht. Diese Vorrichtungen finden sich in allen Banyanghäusern und sind schräg aufwärtsstehende Bambusstücke, an denen die Blätteransätze, als Widerhaken dienend, stehen gelassen wurden, oder kleine Astgabeln. Sie werden beim Hausbau in den noch weichen Lehm tief eingesteckt; trocknet dieser dann, so halten sie so gut wie eingeschlagene Nägel. Dafs bei der peinlichen Sauberkeit der Banyang auch die Hausbesen nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Endlich habe ich im Banyangland ganz hübsch und eigenartig

Abb. 24.

Kochlöffel (aus Holz geschnitzt) der Banyang und der Graslandstämme. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Einrichtungsgegenstände.

geschnitzte Stühle oder, genauer, Hocker (Schemel) gefunden. Sie sind aus einem Stück gearbeitet, ebenso wie die bisher beschriebenen Holz-

Abb. 25.

Henkelgefäß (aus Lehm gebrannt) der Banyang und Graslandstämme. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Abb. 26.

Henkelgefäß (aus Holz geschnitzt) der Banyang. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

geräte; meist wird eine harte Holzart (Mahagoni oder Eisenholz) hierzu verwendet. Die Zeichnungen an diesen Hockern, sowie die Sitzflächen sind dick mit Rotholz belegt. Das färbt zwar ab, aber das macht nichts; ist doch auch der hierbei am meisten in Mitleidenschaft gezogene

Abb. 28.

Abb. 27.

Schemel (aus Holz geschnitzt) in Süd-Banyang. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Schemel (aus Holz geschnitzt) in Nord-Banyang. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Körperteil gleichfalls reichlich mit Rotholz eingerieben. In Nord-Mabum, wo ich solche Stühle zuerst beim Häuptling von Nguti sah, im Difang- und Lewan-Gau, sowie auch noch in Mi-Yimbi, hatten sie die Form, wie sie Abb. 27 zeigt: ein dreibeiniges Gestell mit muldenförmigem Sitz auf Vollboden. Von Mi-Yimbi an jedoch (und auch schon in diesem Orte) finden wir diese Einrichtungsgegenstände bereits wesentlich vervollkommneter hergestellt: der Boden zeigt einen Ausschnitt, die Füße sind fratzenhafte, fetischartige Gestaltungen (Abb. 28). Immerhin sind diese Hocker selten, und habe ich sie fast nur in den Gehöften der Häuptlinge

Abb. 29.

gesehen.

Diese Häuptlingsgehöfte weisen auch eine Verfeinerung der Anlage insofern auf, als meist die einen der Höfe umschließenden Häuser nach der Hofseite zu ohne ausgefüllte Hauswände sind, also vollständige Hallen oder Lauben bilden. In dieser, geradezu vornehmen Eindruck machenden Anordnung erinnern solche laubenumgebenen Höfe an die gleichen Anlagen in den spanischen Häusern oder den Kreuz-

gängen von Klöstern. Uebrigens habe ich auf der Strecke Mi-Yimbi—Fomum in den zahlreichen Niederlassungen auch an den einfacheren Häusern wenigstens Versuche dieses Laubenbaues gefunden, die allerdings über eine kleine Art Vorhalle nicht hinausgekommen sind. Der Grundriß gestaltete sich wie in Abb. 29 wiedergegeben. Die Tiefe dieser Vorhöfe war meist gleich jener des eigentlichen Hauses, manchmal geringer; bei einigen Häusern sogar um das Doppelte größer.

1) F a r m e n.

An die Besprechung der Wohnstätten des Gemeinwesens und der Einzelnen hat naturgemäß jene der Farmen sich anzuschließen.

Abb. 29.

Grundriss eines Banyanghauses mit Vorhalle.

- a* Hausinneres (genau wie bei Abb. 21 beschrieben);
b Hauptthüre; *c* Vorhalle (über welche das Hausdach sich erstreckt).

Diese, die Pflanzungen und Felder der Eingeborenen, sind bei den Bakundu und Batom in mehr oder weniger großer Entfernung von den Hauptdörfern der Freien gelegen. In ihnen finden sich zumeist die Sklavendörfer, da ja die hauptsächlichste Arbeit der Leibeigenen eben in der Bewirtschaftung der Pflanzungen besteht. Sie liegen, wie die Dörfer, in gerodeten Urwaldlichtungen; auch bei großer Nähe am Dorf stets durch Streifen Waldes von ihm geschieden. Im allgemeinen sind sie an den Orts Verbindungswegen, d. h. diese führen durch sie hindurch, so daß man also zuerst mehrere solcher Farmlichtungen, in ihnen die Sklavendörfer, passiert, bevor man in das Hauptdorf gelangt. Dem Auge des Europäers machen sie einen gänzlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort: Pflanzungen, Felder u. dergl. die Anschauung, daß die Menschenhand da gewissermaßen Ordnung geschaffen hat in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt. Hier ist's gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, vielfach infolge der Pfeilerbildung am Wurzelende ganz bedeutend breiter als etwas weiter oben, werden deshalb von den Eingeborenen in einer Höhe von etwa 3 bis 5 m über dem Boden geschlagen. In den Farmen fällt es ihnen dann gar nicht ein die gefällten Stämme, Wurzelstöcke u. s. w. zu entfernen, wie auf den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Äste und Zweige nur zum Teil abgehauen und weggeschafft: und die Farm ist zum Anbau fertig. Wo dann der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Wie nicht anders zu erwarten, zeigen die Farmen der Banyang eine weit sorgfältigere Anlage. Die Mabum bilden auch in dieser Hinsicht den Uebergang. Die Wurzelstöcke stehen zwar noch hie und da, und auch der eine oder andere Stamm liegt hingestreckt, aber von Ästen und Zweigen gereinigt, und das durch die Gewalt des Sturzes zu einer wirren Masse zusammengeschmetterte Geäst und zersplitterte Holz ist beiseite geschafft. Auch bei ihnen liegen die Farmen an den Ortswegen. Bei der Bevölkerungsdichtigkeit aber und der infolgedessen notwendigen ganz außerordentlichen Ausdehnung der Pflanzungen beginnen dieselben unmittelbar im Anschluß an die Dörfer und erstrecken sich nach allen Seiten. Ganz Banyangland ist eine große Farm. Die Felder selbst sind wohlgepflegt; und zwar werden sie — wie übrigens auch bei den andern Stämmen — nicht gefurcht, sondern gehäufelt. Verwendung des Mistes der Haustiere als Dünger habe ich bei keinem Waldlandstamme beobachtet.

Die in diesen Farmen gezogenen Pflanzen, die einheimischen Kultur-
Kultur-
gewächse.
gewächse.
Mag sein, daß der eine oder andere Stamm diese oder jene Farm-
pflanze überwiegend baut; ein vollständiges Nichtvorkommen einer der-
selben in einem Gebiet habe ich nicht beobachtet. Die Ananas habe
ich nur bei Nguti, da aber in ziemlicher Menge, gefunden — und mir
auch aus lauter Freude gründlich mit ihr den Magen verdorben! Von
der *Musa paradisiaca* bekam ich größere Mengen erst ebenfalls von
Nguti an zu Gesicht. Beide Fruchtarten sind übrigens keine eigent-
lichen Farmprodukte; überhaupt mehr für den Weißen als für den
Neger von Interesse.

An Kulturgewächsen, die der letztere zum Lebensunterhalt und
damit auch mehr, weniger zum Markthandel baut, habe ich gesehen:
Knollenfrüchte: Koko (*Arum esculentum*), Maniok (*Manihot utilisima*),
Yams (*Dioscorea sativa*), süße Kartoffel. — Hülsenfrüchte: Erdnüsse
(*Arachis hypogaea*), Bohnen, Mais. — Baumpflanzen: Oelpalme, Wein-
palme (*Raphia*) und Banane (*Musa sapientum*). — Ferner werden ge-
pflanzt zur Herstellung von Schüsseln und Schalen: die Flaschen-
kürbisse (*Lagenaria*). Von den Bakundu und Banyang, wohl auch
von den beiden anderen Stämmen, wird in geringen Mengen Tabak
gebaut, der übrigens auch wild wächst. Pfeffer (Arten von *Capsicum*-
pfeffer) und die Kolanuß — welch letztere wir als typisches Genusmittel
der Grasländer kennen lernen werden — sind von den Waldland-
stämmen als solche gleichfalls geschätzt. Trotzdem werden Pfeffer-
strauch und Kolabaum nur wenig angebaut. Allerdings genügen von
den aromatischen und scharfen Früchten des ersteren leicht geringe
Mengen, und die *Sterculia acuminata* soll wild wachsen. Die Oelpalme
findet sich, wie auch die *Raphia*, nicht so fast in den Farmen, als
weit mehr in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Letztere hat ihre
hauptsächliche Bedeutung für den Waldlandneger nur als Bau-
material, wozu sich die ungemein langen, leichten Blattrippen vor-
trefflich eignen; ihre Rolle als Palmweinspenderin steht im Waldland
in zweiter Linie.

Der größere Teil dieser afrikanischen Kulturgewächse ist jetzt
bereits ziemlich allgemein bekannt. Ich greife nur ein paar zu
näherer Beschreibung heraus, die für den Neger oder auch für den
Weißen (für letzteren als Handelsprodukt) von besonderer Bedeutung
sind.

Da stehen an erster Stelle: die Banane und die Oelpalme.

Nicht zum letzten das Vorkommen der Oelpalme, die Eigen-

schaft der Banane als Hauptnahrungsmittel, trägt bei zur Schaffung des dem Waldland zukommenden Eigengepräges. Dem Waldlandneger ist die Oelpalme unentbehrlich, im eigentlichen Grasland oben fehlt sie; das charakteristische Nahrungsmittel für den Hochländer ist der Mais und die Hirse, für den Waldlandbewohner die Banane. Auch in Hinsicht auf den Unterschied des Getränkes spielt die Oelpalme mit herein. Der Graslandsohn zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Wäldler schlürft ihn aus dem Naturfafs der Oelpalme.

Die Neger-
banane.

Eine eingehendere Beschreibung der Musa ist wohl überflüssig. „Auch die herrliche, aromatisch schmeckende Frucht, die Banane, kennen wir sehr wohl“, höre ich den Leser sagen. Verzeihung! Die Banane, die eben die Hauptnahrung des Negers im Nord-Kameruner Urwald bildet, kennen Sie nicht; abgesehen davon, daß auch alles das, was Sie als Banane nach einem guten Mittagstisch verzehren, meist nur eine schwache Ahnung von dem würzigen, duftigen Wohlgeschmack der frisch vom Baume gepflückten und ein paar Tage in der Tropensonne ausgereiften Frucht giebt. Die Negerbanane, wie ich sie nennen will, unterscheidet sich von der edlen eben durch den Geschmack, dann durch die Gestaltung und Gruppierung der Früchte; sonst durch nichts. Die Früchte sind bei der ersteren länger, dünner und verjüngen sich stark an beiden Enden; der Querschnitt: ein Fünfeck, ist schärfer ausgeprägt. Die 50 bis 100 Früchte der Negerbanane sitzen kranzförmig in Etagen an dem mächtigen Traubenstiel, so daß zwischen den einzelnen Etagen immer wieder der grüne Schaft sichtbar ist, während bei der edlen Banane der ganze Traubenbüschel einen großen, sich nach der Spitze zu verjüngenden Klumpen bildet. Roh ist die Frucht der Negerbanane nicht genießbar. In Palmöl gekocht oder am offenen Feuer geröstet, sowie zu Mehl gerieben ist sie das Hauptnahrungsmittel der Waldlandneger. Die Banane besitzt überraschende Lebenskraft und außerordentlich schnelles Wachstum. Vom Wurzelstock aus schießen neben dem Hauptschaft vier und sechs und acht neue Schößlinge seitlich heraus und strecken sich bald in die sturmzerfetzten Blätter der Mutterpflanze hinein; aus dem abgehauenen Stumpf selber bricht ein neuer Trieb heraus. Außerordentlich wasser- und saftreich ferner ist dieser Baum; schneidet man den weichen Stamm an, so quillt ein ganzes Bächlein hervor.

Bei den Bakundu, Batom und Süd-Mabum finden sich die Bananenpflanzungen teils längs des Dorfrandes gegen den abschließenden Urwald zu, teils verstreut in den Farmen; bei den Nord-Mabum

und den Banyang bilden sie einen wesentlichen Teil der Farmen; Bananenhain reiht sich an Bananenhain, und das Rauschen der mächtigen Blätter ähnelt täuschend einem niedergehenden starken Regenschauer.

Die Oelpalme ist dem Waldländer gleichfalls vom Standpunkt der Nahrung aus, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich. Die Oelpalme.

Ich habe ihr in diesem Abschnitte schon manche Seite eingeräumt; muß mich aber trotzdem eben wegen ihrer vielseitigen Verwendung, und weil namentlich über sie oder vielmehr ihre Früchte als Handelsgegenstände vielfach unklare Vorstellungen herrschen, hier nochmals mit ihr beschäftigen.

Sie liefert das Oel und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel; aus den abgeschnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. Schon nach wenigen Stunden nämlich geht die Flüssigkeit in Gärung über, bekommt dann einen scharfen Geschmack und wirkt berauschend. Vertilgt wird der Palm-saft in beiden Stadien. Die Blattrippen finden Verwendung beim Hausbau; die Fiederblätter einerseits bei Herstellung der Palmblattmatten und der Tragegestelle für Lasten (sog. „kingar“), andererseits werden sie ferner verwertet als Flechtmaterial für Körbe, und zusammengebunden geben sie die oben bei den Einrichtungsgegenständen genannten Besen. „So ist die Oelpalme als Wahrzeichen menschlicher Wohnsitze zu betrachten. Wie die Ruinen in Kulturländern kennzeichnet sie noch verlassene Stätten, an welchen einst das rasch wechselnde Geschlecht gehaust hat“ (Pechuël-Lösche).

Anknüpfend an die S. 255 u. f. gegebene Beschreibung der Frucht der Oelpalme füge ich hier die der Verwertung derselben ein.

Die Gewinnung des Palmöles geht in der Weise vor sich, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Palmnüsse, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen (ausgehöhlten Baumstücken) mit Stampfen und Stößeln oder auch den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt dann das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgepresste Oel oben, wird abgeschöpft, und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgeseiht. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Oel wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, die dann mit Bananenblattstöpseln verschlossen werden: es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr rasch dickt es ein; wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig. Palmöl.

Das in Westafrika vom Eingeborenen in den Handel gebrachte Palmöl ist also stets aus dem den eigentlichen Palmkern umgebenden Fruchtfleisch gewonnen.

Diese eben geschilderte Zubereitungsweise findet im Waldland in eigenen Hütten, nach allen Seiten offen, nur mit einem Mattendach versehen, statt (Abb. 30). Solche Oelkochereien habe ich nie in den Dörfern selbst, sondern meist an einem freien Platz im Urwald nahe an einem Wasser vorgefunden. Ganze Berge von noch zu verarbeitenden oder bereits ihres Fleisches ledigen Palmkernen sind rings umher aufgeschüttet.

Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weißen Kaufleuten erst nochmals in großen Kesseln ausgekocht zur Ausscheidung von Unreinigkeiten, die bei dem primitiven Durchsieben sich noch finden, dann in Fässer gefüllt, und so auf die Schiffe verfrachtet.

Palmkerne
und Palm-
kernöl.

Die Palmkerne nun, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mittels Steine aufgeklopft und der bläulich-weiße, stark ölige Nufskern, in Körben zum Verkauf angesammelt. Das sind die sog. „Palmkerne“, wie sie im Handel heißen; streng genommen also die Nüsse der Palmkerne. Auch aus ihnen wird Oel gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa: das Palmkernöl.

Die Erd-
nufs.

Nur noch eines der aufgezählten einheimischen Kulturgewächse berühre ich mit wenig Worten: die Erdnuss (*Arachis hypogaea*). Die niedere, wickenartige Pflanze trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich stets zwei etwa 2 cm lange längliche Kerne mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äußerst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Sehr stark ölhaltig, liefern sie bei nur leichtem Drücken mit einem Steine klares, reines Oel. Eben wegen dieser wichtigen Eigenschaft bin ich fest überzeugt, daß sich diese Pflanze zum Plantagenanbau, also zur Kultivierung im großen, ganz vorzüglich eignen würde, und man dann diesem Landesprodukt eine Zukunft mit Sicherheit voraussagen darf. —

Pflanzen-
kost:
Hauptnah-
rung.

Das sind die Nahrungsmittel der Waldlandstämme aus dem Pflanzenreich und, da der Neger dieser Gebiete als Vegetarianer angesprochen werden muß, die Hauptnahrungsmittel. Uebrigens scheint er das zu sein, mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“; wenigstens ist ihm Fleisch jederzeit ein Leckerbissen. So wird also wahrscheinlich beim Reichen auf der Tafel zu rechter Zeit Fleisch

Abb. 30. Palmölstampfe und -kocherei im Waldland.

Abb. 30. Palmölstampfe und -kocherei im Waldland.

erscheinen, während der Aermere nur selten diesen Genuß sich verstatten kann — wie bei unseren Bauern auch. Darum ist auch die Freude so groß über einen erlegten Elefanten; da fällt dann doch für jeden ein erkleckliches Stück ab.

m) Haustiere.

Ich fand demgemäÙ Haustiere bei allen Stämmen gezogen; von den Wohlhabenden zum Verspeisen, von den Dürftigen zum Verkauf.

Ziegen, Schafe und Hühner sowie Hunde giebt es im ganzen Waldland. Das Schaf ist glatthaarig, und besitzt nur kurze und kleine Hörner; die Hammel tragen an Brust und Hals eine stattliche Mähne. Ziegen und Schafe sind meist schwarz und weiß gezeichnet. Den Genuß des Eies kennen die Waldlandneger nicht; um so auffallender war mir, daß im Banyangland die Leute viel Eier zum Verkauf anboten; wahrscheinlich werden sie dort zur Zucht eigens gesammelt, was die anderen Stämme vielleicht nicht thun, und konnten so als gewinnbringender Artikel in größeren Mengen beim Weißen an den Mann gebracht werden. Die Hunde sind meist herrenlos; frech und zudringlich und diebisch: häßliche Köter von nicht bestimmbarer Rasse; eine annähernde Aehnlichkeit mit den Foxterriern läßt sich schließlich herausfinden, auch in den Farben; viele sind ganz gelblich. Daß sie von den Banyang gern verspeist werden, habe ich bereits mitgeteilt.

Rinder habe ich im Bakundugebiet nur in Ikiliwindi gesehen, in Batom in mehreren Ortschaften. Sie sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weiß gezeichnet, und besitzen sehr lange, schwach gebogene Hörner. In Mabum und Banyang sind mir keine zu Gesicht gekommen. Ebensowenig wie den Genuß des Eies kennen die Waldlandstämme den der Milch. Und da infolgedessen die Kühe nicht gemolken werden, geben sie Milch nur so lange, als das Kalb an der Mutter trinkt.

Pferde, Schweine und Katzen giebt es im Waldland nicht. Auf den Banyangmärkten in Sabi sind die von den Bamessonleuten heruntergebrachten Schweine gesuchte Leckerbissen.

n) Sitten.

1. Lebensweise. Die Zubereitung der Speisen ist bei allen Stämmen gleich und gleichförmig. Das Fleisch wird entweder in Mahlzeiten, Wasser gesotten oder am offenen Feuer etwas angebraten oder — was

meist der Fall ist — in Palmöl gekocht. Die Pflanzennahrung wird gewöhnlich gleichfalls in Palmöl gekocht. Vielfach werden aus den Knollenfrüchten allein oder auch mit Mais, Maismehl, Erdnüssen und Bananenmehl zusammengeknetet, Klöße geformt, die ihre rundliche Form durch Reiben an den Bäuchen der die Küche besorgenden Weiber erhalten, und in Palmöl gesotten. Aus der heißen Oeltunke werden sie dann mit den gespreizten Fingern geschickt ganz oder in Stückchen, die noch rasch mundgerecht geknetet werden, herausgefischt; wie sich der Waldlandneger überhaupt nur der fünfzinkigen Naturgabel bedient. Pfeffer spielt bei allen Speisen eine große Rolle; als Salz dient das Natronsalz. Das Maismehl wird durch Zerdrücken und Schroten der Körner mittels runder Handsteine auf flacher Steinfläche gewonnen. Allgemein habe ich hier unten sowie im Grasland beobachtet die Scheu, dem Weißen beim Essen zuzusehen. Will man sich von der oft lästigen Neugier der Eingeborenen am raschesten befreien, so darf man nur Anstalten zum Essen treffen: sofort zieht sich alles zurück. Zur Einnahme der Mahlzeiten kauern die Eingeborenen in Kreise um die auf den Boden der Hütte gestellte umfangreiche Esmulde in der bekannten Hockstellung nieder. Das ist bei allen Stämmen gleich, wie auch diese Stellung sonst ihnen allen gemein ist. Stunden verbringen sie so, die Arme um die Kniee geschlungen; die Männer stecken sie auch vielfach unter den Knieen durch, und halten mit den Händen die Geschlechtsteile. Der Reinlichkeitssinn der Neger am eigenen Körper zeigt sich auch bei oder richtiger nach den Mahlzeiten: sorgfältig werden die Zähne gestochert und sehr häufig noch des weiteren durch Reiben mit Holzstückchen gesäubert. Einheimische Getränke sind der beschriebene Palmmost und Palmwein sowie Wasser.

An Genußmitteln kennt der Waldlandneger außer der Kolanuß nur den Tabak, von dem er ein leidenschaftlicher Liebhaber ist. Aber in der Art seines Gebrauches finden wir einen weiteren ethnischen Unterschied zwischen ihm und dem Bewohner der Grasgebiete. Letzterer raucht den Tabak, ersterer schnupft ihn. Nur bei den Banyang fand ich einzelne im Besitz und Gebrauch von Pfeifen, meist in den Sklavendörfern, also bei dem fremden Bestandteil der Waldlandstämme. Die sehnlichst begehrten Tabakblätter — der eigene Anbau ist ja fast gleich Null — werden in kleine Stücke zerpfückt und diese mit einem Stein zu feinem Pulver verrieben. Das Schnupfen ist eine förmliche Leidenschaft, und ohne Schnupftabaksdose sieht man fast keinen Wäldler. Hierzu werden große Schneckengehäuse verwendet und

Scheu, beim
Essen zu-
zusehen.

Hock-
stellung.

Getränke.

Schnupf-
tabak.

mit Holzdeckel verschlossen oder noch lieber die kleinen runden Blechdosen, die im ganzen Waldland (namentlich bei den Bakundu und Batom) sehr gangbare Tauschgegenstände sind und bei keinem Geschenk fehlen dürfen. Die Prise wird entweder wie bei uns mit Daumen und Zeigefinger genommen, oder der Tabak auf die Innenseite der flachen Hand geschüttet und so hinaufgeschnupft, oder endlich mit dem zu diesem Zweck ungeheuer lang wachsen gelassenen Daumennagel herausgeschöpft und in die Nase hinaufgeworfen. Der Mi-Yimbihäuptling z. B. hatte sich den Nagel des rechten Daumens gerade um die doppelte Länge herangezogen, und schnellte mit diesem vollgehäuften Naturlöffel unter einer urkomischen hastigen Bewegung den Tabak in die Nasenlöcher.

2. Bekleidung. Unsere Waldlandstämme gehören noch mit zur stattlichen Zahl jener glücklichen, afrikanischen Völker, denen die Bekleidungsfrage kein allzu großes Kopfzerbrechen verursacht. Die Kultur, „die alle Welt beleckt“, wird übrigens über kurz oder lang auch in dieser Beziehung sich bemerkbar machen. Das beobachtete ich damals schon an dem südlichsten, also der Küste zunächst gelegenen Stamm der Bakundu. Der Oberkörper ist bei beiden Geschlechtern stets nackt. Das Hüftentuch aber hat infolge der reichlicheren Zufuhr von Zeug eine immer größere Länge angenommen und schleift nicht selten am Boden nach. Dieses Hüftentuch, nur wesentlich kürzer, tragen auch die Batom und Mabum; bei den Banyang, wahrscheinlich infolge ihrer Handelsbeziehungen zu den englischen Faktoreien im Westen, wird es wieder länger und reicht bis über die Kniee. Doch habe ich bei diesen drei Stämmen auch sehr oft Abweichungen davon gesehen: bei den Männern ein ganz schmales Lendentuch um den Leib und zwischen den Schenkeln stramm durchgezogen, bei den Weibern gleichfalls ein solches, oder nur vorne einen kleinen, drei- oder viereckigen Zeuglappen.

Eine ganz eigenartige Koptbedeckung sah ich einmal auf dem Marsche zwischen Fobia und Nguti, also im Gebiet der Mabum. Des Weges kam ein Zug Marktleute, darunter eine Anzahl Weiber, die hohe Pelzhauben aus glänzenden langhaarigen (Affen- oder Ziegen-) Fellen trugen. Die ganze Form war so täuschend ähnlich der mir in oberbayrischen Gauen wohlbekannten Sonntagsstaatshaube der dortigen Bäuerinnen, daß ich einen Moment lang sie ganz verblüfft betrachtete. Auf meine Frage: woher sie kämen u. s. w. erhielt ich natürlich wie gewöhnlich die bestimmte Auskunft: „them be bushpeople“ (es sind Buschleute)!

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Einreiben
mit Rotholz.

In das Kapitel Bekleidung ist geradezu einschlägig die Sitte der Waldlandstämme, sich den Körper reichlich mit Rotholz einzureiben. Hergestellt wird dieser Anstrich aus dem grobfaserigen, brüchigen Holz des Rotholzbaumes, das zu Pulver verrieben und mit Wasser oder Palmöl angerieben wird. Namentlich die Banyang beiderlei Geschlechts huldigen dieser Sitte sehr und bringen ganze Farbeffekte. So sah ich manche Weiber einherstolzieren: der Oberkörper zeigte die braune Naturfarbe, die Füße und Beine waren bis zum Gesäßs herauf leuchtend rot eingerieben.

Scham-
gefühl?

Ueberhaupt in der Verschiedenheit der Bekleidung läßt sich, die vorbeschriebenen Pelzmützen vielleicht ausgenommen, durchaus kein Stammesunterscheidungsmerkmal erkennen; sie unterliegt ganz dem Geschmack und der Wohlhabenheit (oder dem Gegenteil) des Einzelnen. Das ist sicher, daß die Kleidung oder vielmehr diese einzelnen Kleidungsstücke ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen. Bei Farmarbeiten, beim Baden legen Männer und Weiber jegliche Bekleidung ab und sind vollständig nackt. Um zu pissen, was bei beiden Geschlechtern in der Hockstellung geschieht, geht weder Waldlandneger noch -Negerin abseits; das verhüllende Tuch wird weggeschoben und das natürliche Bedürfnis verrichtet. Ich erinnere auch an die gemeinschaftliche, gleichzeitige Benutzung der S. 270 u. f. beschriebenen Aborte seitens beider Geschlechter. Nicht selten habe ich beobachtet, wenn die Marktleute in langen Zügen, Männer und Weiber, von einem Platze zum anderen ziehend, einen Fluß durchwateten mußten, wie die Männer eine äußerst komische Procedur, unbekümmert um die anwesenden Weiber, vornahmen. Bevor eine solche Karawane in das Wasser steigt, wird immer ein kleiner Halt gemacht: es giebt Verschiedenes zu ordnen, Gewehre, Pulverhörner müssen auf den Kopf genommen werden u. s. w. Als weitere Vorbereitung seitens der Männer wird häufig das Glied unter dem Lendentuch entweder mit diesem oder eigens mit einer Schnur am Bauch hochgebunden. Am anderen Ufer wird dann alles wieder bedächtig in bequemere Lage gebracht. Zweifelsohne beruht diese Sitte auf irgend welchem Aberglauben. Um das hier gleich zu erwähnen: die Beschneidung scheint im allgemeinen üblich zu sein, doch sieht man nicht selten Ausnahmen. —

Beschnei-
dung.

Eher glaube ich auf anderen Gebieten als dem der Bekleidung stammscheidende Merkmale annehmen zu dürfen: in der Haartracht, Tättowierung und Bearbeitung der Zähne. Bezüglich des ersten und

letzten Momentes möchte ich es mit Bestimmtheit behaupten. Nach diesen zwei Richtungen habe ich unverkennbare, ausnahmslose Verschiedenheit zwischen den Nord-Mabum, Banyang einerseits, den Batom, Bakundu andererseits beobachtet.

3. Haartracht. Die Bakundu und Batom rasieren sich die Schädel ganz kahl, Männer wie Weiber, oder lassen die Haare wachsen, bis sie sich zu rollen beginnen, was bei dem Kraushaar der Neger sehr bald eintritt. Höchstens, daß sie im zweiten Fall ein oder zwei konzentrische Kreise, mit dem Scheitel als Mittelpunkt ausrasieren. Nebenbei bemerkt, die Neger Nord-Kameruns schneiden sich die Haare nicht, sondern schaben sie mit kleinen Messern ab. Die Nord-Mabummänner ausnahmslos, die der Banyang vielfach tragen die Haare lang und in etwa 8 bis 12 cm langen Zöpfen. (Siehe auch S. 262!) An den Enden sind Perlen, Glocken, kleine Amulette eingeflochten. Im Mabumgebiet sah ich einmal eine Frau mit Locken: ganz ähnlich unseren sogenannten Titusköpfen. Die Banyangweiber (und zum Teil auch die -Männer) gefallen sich in den tollsten Haartrachten. „Wollte man sie alle beschreiben, so gäbe es ein eigenes Buch und ein noch dickeres mit Zeichnungen derselben, denn mit Worten kann man diese Figuren nicht wiedergeben“. In diesem Satz fasse ich in meinem Tagebuch das Gesamtergebnis meiner Beobachtungen in dieser Hinsicht zusammen. Arabesken, gerade und krummlinige Ornamente, Schneckenkreise, Ringe, Quadrate u. s. w. findet man auf den Köpfchen der Banyangschönen und vieler nicht minder eitlen Herren der Schöpfung aus diesem Stamm kunstvoll dargestellt. Man vergegenwärtige sich die verschiedengestaltigsten Arabesken-Tätowierungen, wie wohl Jeder sie in Museen, auf Abbildungen u. s. w. an Südseeinsulanern gesehen hat, übertrage davon, was nur auf einem Schädel Platz hat, auf die Banyangköpfe: und man bekommt eine Vorstellung von ihren Haarfrisuren.

Rasieren der Haare.

4. Tätowierung. Die Vorliebe für Tätowierung fand ich gleichfalls bei den Banyang beiderlei Geschlechtes am lebhaftesten ausgeprägt, doch üben auch die anderen Stämme diese Sitte. Ausgesprochene Verschiedenheiten habe ich nicht feststellen können.

Darauf mache ich jedoch aufmerksam, daß bei nur flüchtigem Ansehen nicht eben selten Narben infolge ärztlicher Eingriffe (meist vom Schröpfen) mit Tätowierungseinschnitten verwechselt werden können.

Bei den Banyang aber, die ich zweimal unfreiwillig mir etwas länger zu betrachten Gelegenheit hatte, sah ich zahlreiche und ganz hübsch ausgeführte Tätowierungen. Ausnahmslos sind sie orna-

mentaler Art; tierische und menschliche Abbildungen bemerkte ich nie. Die Zeichnung selbst, das Muster, wird durch längliche, erhabene Narben hergestellt. Am häufigsten habe ich sie auf Brust, Bauch und Oberschenkel gefunden, seltener an den Oberarmen.

5. Bearbeitung der Zähne. Allgemein durchgeführt habe ich eine solche gleichfalls nur bei den Banyang und den Nord-Mabum beobachtet. Bei Männern und Weibern sind die inneren Kanten der beiden oberen Schneidezähne gefeilt, entweder jede halbrund: oder beide zusammen einen Halbkreis bildend:

6. Schmuck. Die Vorliebe hierfür, und die dieselbe befriedigenden Gegenstände sind im Waldland „international“. Was ich bisher über Bekleidung, Haartracht u. s. w. gesagt habe, gehört ebensogut unter diese Aufschrift. Perlen sind als Halsketten, zur Verzierung der Stöcke, Messerscheiden, Pulverhörner, Gewehrkolben beliebt. Die Banyang sind auch hierin den übrigen Stämmen voraus. Sie verarbeiten vom Kalabar her bezogene, etwa bleistiftstarke Messingstangen zu Arm- und Fußringen sowie zu Halsketten. Beim Mi-Yimbihäuptling fiel mir ein großer Stab von fast Manneshöhe auf mit dickem Messingknopf, offenbar eine Art Scepter. Wenn er uns auf die Mi-Yimbistation Lebensmittel als Geschenk herübersandte (solche freigiebige Anwendungen hatte er allerdings nicht sehr oft), so trug jedesmal ein Mann diesen Stab zum Zeichen, daß Difang-Tale (so hieß der Häuptling) diese guten Sachen schicke.

7. Bewaffnung und Ausrüstung. In der Bewaffnung der einzelnen Stämme habe ich Unterschiede weniger in der Art als in dem Ueberwiegen der einen oder anderen Waffe — Speer oder Gewehr — bei diesem oder jenem Stamm gefunden. Bogen und Pfeile sah ich nie. Ein Unterscheidungsmerkmal kann dieser Umstand wohl kaum genannt werden; er wird seinen Grund, wie die mehr weniger umfangreiche Bekleidung, in den Handelsbeziehungen haben. Damit hängt natürlich der verschiedene Grad der Gewandtheit in der Handhabung zusammen. Doch kann man darunter eigentlich nur den Gebrauch des Speeres verstehen, denn vom Schießen mit einem Gewehr hat kein Neger eine Ahnung. Entweder hält er die bis zum Bersten vollgeladene Schlüsselbüchse mit ausgestreckten Armen vor sich hin oder er setzt den Kolben an der Hüfte auf, und knallt so los. Nur dadurch, daß der Schuß eben Schrotschuß ist, hat er Aussichten zu treffen.

Die Bakundu führen überwiegend Gewehre als Fernwaffen. Es sind durch den Handel zu ihnen gekommene, lange Steinschloßflinten

Hand-
habung der
Schußwaffe.

zum größeren Teil, zum geringeren Kapselgewehre, also Vorderlader mit glatten Läufen. Als Pulverhörner tragen sie an Baststricken über die Schulter kleine längliche oder kugelige Flaschenkürbisse; meistens mit einem kurzhaarigen Fell, Haare nach aufsen, überzogen. Die Schrotmunition, aus harten Steinen, Eisenstückchen und allem Möglichen bestehend, ist in Felltaschen untergebracht. Als Nahwaffe und zu sonstigen Zwecken dient ein breites Haumesser in gleichfalls mit Fell überzogenen Holzscheiden aus Bambus. Die Messer der Bakundu sind grösstentheils europäischen Ursprungs. Bei den Batom sah ich sehr wenig Gewehre, meist nur Speere. Sie sind ganz ähnlich wie die der Grasländer; ob sie örtliches Erzeugnis oder vielleicht aus der Eisengegend im Nordosten bezogen sind, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Ich halte letzteres für wahrscheinlich, schon wegen der an die Hochlandgebiete erinnernden Arbeit. Die Mabum und insbesondere die Banyang sind wieder ausgesprochen gewehrführende Stämme. Waffe und Ausrüstung gleicht ganz der der Bakundu. Zum größeren Schutz der Schlosspfanne gegen Regen und Feuchtigkeit schieben sie, das ganze Schloß und noch einen Teil des langen Kolbenhalses deckende Fellkappen über, die vor dem Schuss erst entfernt werden müssen. Kriegerischen Sinnes, wie namentlich die Banyang sind, sieht man selten einen Mann ohne seine lange Flinte ausgehen. Die Messer der Batom, Mabum und Banyang sind von ähnlicher Form wie die der Bakundu, die der Banyang und auch zum Teil der Mabum einheimische Arbeit aus dem Bergland im Osten.

Kein Stamm trägt das Gewehr an einem Riemen oder dergleichen; Tragweisen
der Waffe. entweder wird es in der Hand getragen (wie für unsere Schützenlinien vorgeschrieben) oder noch häufiger über eine Schulter gelegt, Kolben nach hinten. Die Tragweise der Haumesser ist bei allen Stämmen gleich: an kurzem Baststrick oder Fellstreifen über einer Schulter auf dem Rücken.

o) Gewerbethätigkeit.

Wie aus der Beschreibung der Nahwaffen, der verschiedenen Einrichtungsgegenstände u. s. w. hervorgeht, kann im Waldland, namentlich bei dem dort „an der Spitze der Civilisation marschierenden Volke“, den Banyang, sehr wohl von einer Gewerbethätigkeit gesprochen werden. In die verschiedenen Handwerke: des Schmiedes, des Töpfers u. s. w. schlagen die hergestellten einheimischen Erzeugnisse ein. Wieweit man es jedoch mit Hausindustrie, bei der jeder sich all das selbst nach Bedarf anfertigt, wieweit mit ausgesprochen dies

oder jenes Gewerbe Treibenden zu thun hat, darüber mangelt mir jegliche Beobachtung.

Der Erzeugnisse eines weiteren Gewerbes: des Flechthandwerkes habe ich noch Erwähnung zu thun. Bei den Mabum und auch bei

Abb. 31.

Geflochtene Tragekörbe der Batom und Mabum. Etwa $\frac{1}{15}$ nat. Gr.

den Batom sah ich ganz hübsch geflochtene Körbe von nebenstehender Form (Abb. 31); etwa 1 m hoch, oben 50, unten 20 cm breit (der Querschnitt ist aus dem oberen Teil der Abbildung ersichtlich). Die Flechtweise gleicht ganz der der Grasländer; als Material werden dünnere Blatt-rippen und die Fiederblätter der Oelpalmen verwendet. Ich sah nur Weiber solche auf dem Rücken schleppen. Die doppelt und dreifach gedrehten Baststricke, an denen sie getragen werden, haken sie sich vielfach innerhalb der

Brüste ein, so daß erstere nicht abrutschen können. Zur schönen

Entwicklung der Formen trägt diese Tragweise allerdings nicht bei. Ein eigenartiges Flechtwerk sind die Bambusregenschirme der Banyang. Es ist das ein aus gespaltenen, dünnen Bambusrippen hergestelltes Schild von quadratischer Form mit etwa 1 m Seitenlänge. Nach den vier Seiten leicht eingebogen ist diese Schildwölbung auf ein Gitterwerk von Baststricken und kleinen, flachen Bambus gespannt in dem ein kreisrunder Ausschnitt sich befindet. Dieser hat den Zweck, das ganze originelle Machwerk wie einen Hut aufsetzen zu lassen, besitzt also die entsprechende „Kopfweite“: der Hutregenschirm ist fertig. Doch sah ich nur wenige Besitzer eines solchen; im allgemeinen schützen sich auch die Banyang gleich wie die übrigen Stämme gegen den Regen — wenn überhaupt — in einfacherer Weise dadurch, daß sie ein frisch gebrochenes, unversehrtes Bananenblatt auf den Kopf legen und es mit der Hand festhalten.

Regen-
schirme.

Ferner habe ich in Nguti und in den Dörfern eine Strecke weit südlich die Eingeborenen hübsch gestrickte Netze aus Pflanzenfasern, ganz gleich unseren Fischernetzen, verfertigen sehen. Augenscheinlich sind sie auch für gleichen Zweck bestimmt.

Als in Zusammenhang damit stehend schalte ich die Beobachtung ein, ^{Keine Kanu.} daß mir jedoch im Waldland nie Fische angeboten wurden, ich auch von den Eingeborenen nie welche verzehren sah; und die weitere, daß ich trotz der zahlreichen und oft recht bedeutenden Flüsse nirgends Kanus gefunden habe, ausgenommen am Elefantensee.

p) Religiöse Verhältnisse.

Es erübrigt mir noch, das Wenige, was ich über religiöse Verhältnisse in Erfahrung bringen konnte, anzuführen. Einen Einblick in diese, oder gar in die religiösen Anschauungen zu gewinnen, hält beim Neger überhaupt schwer. Einmal ist er sich selbst über vieles gar nicht recht klar, und dann ist er in diesem Punkte sehr zurückhaltend. Ich habe aus diesen Gründen sogar oben bei meinen Bali, wo ich doch als ihr Blutsbruder und vom ganzen Stamm getragen, fast 18 Monate saß, wenig mehr als lückenhafte Beobachtungen machen können; um wieviel weniger hier unten im Waldland. Meine Mitteilungen beschränken sich also eigentlich fast nur auf Angabe der sichtbaren Kultgegenstände.

Bezüglich der in den Versammlungshäusern aufgestellten Fetisch- ^{Fetische.} säulen bei den Bakundu und Batom verweise ich auf S. 273 dieses

Abschnittes. Bei den Mabum fand ich keinerlei Darstellungen dieser Art. Bei den Banyang habe ich etwas mehr beobachtet und gehört. Bei ihnen ist die Fetischdarstellung häufig und mannigfaltig. Sie bauen ihren Fetischen eigene, kleine Häuschen meist neben dem Versammlungshaus oder (und) neben dem Häuptlingsgehöft. So sah ich in Sabi ein solches mit zwei darunter befindlichen aus Holz geschnitzten Fetischen

Abb. 32.

Fetischhäuschen der Banyang.

von beistehender Form (Abb. 32). In Fomum stand unter einem Gerüst, das aus drei hohen, starken Stämmen mit rohen Schnitzereien und einem Querbalken darüber gezimmert war, ein Doppelfetisch, wie ihn Abbildung 33 (a. f. S.) giebt. Solche Doppelfiguren, meist die beiden Geschlechter zeigend, habe ich überhaupt häufig gefunden. Auch die Stuhlfüße weisen nicht selten derartige Darstellungen auf.

Phalluskult?

Abb. 33.

Musikinstrumente.

Doppelfetisch (aus Holz geschnitzt) der Banyang. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Stets sind diese Fetische aus Holz geschnitzt. Manche der Figuren, namentlich männliche, hatten weit über das Verhältnis zur ganzen Gröfse gehende Geschlechtsteile; männliche immer im erigirten Zustande. Auf letztere Thatsache, auf der weiteren, dafs sie recht wohl

auch in dieser Hinsicht proportionierte Körper zu schnitzeln verstehen, und schliesslich auf der (S. 290) beschriebenen Sitte, sich bei gewissen Gelegenheiten das Glied hochzubinden, gründe ich meine Vermutung, ob wir es nicht mit einem mehr oder minder klar zu religiöser Vorstellung gestalteten Phalluskult zu thun haben? Dafs an der Westküste, ich glaube auch im Togogebiet oder östlich davon, ein solcher existiert, wissen wir; warum also nicht auch hier?

Zu den Kultgegenständen dürfen bei allen Völkern bis zu einem gewissen Grade auch die Musikinstrumente gerechnet werden. Bei den Negerstämmen hängen die Tänze innig mit Kultakten zusammen, bezw. letztere bestehen in ersteren. Bei allen Waldlandstämmen fand ich die Negertrommel. Sie ist bekannt;

darum erlasse ich mir die nähere Beschreibung. Bei den Banyang habe ich weitere trommelähnliche Geräte gesehen. Ich habe versucht, so ein musikalisches Stilleben abzuzeichnen (Abb. 34); es stammt aus dem Versammlungshause von Mi-Yimbi. Die grofse Trommel war etwa 1,5 m lang und hatte an der eigentlichen Trommelfläche einen Durchmesser von etwa 25 cm. Aufser einer ziemlichen Zahl der nämlichen Instrumente hingen hier auch zwei kleine, aus feinem Bast geflochtene länglich-runde Säckchen mit einer Bastschnur verbunden; jedes zur Hälfte mit kleinen Steinen gefüllt. Gerüttelt, stand dieses Gerät nach Kräften dem übrigen Orchester zur Vergröfserung des Lärms bei.

Amulette aus pflanzlichen und tierischen Bestandteilen sah ich Aberglaube vielfach bei allen Stämmen.

Der Glaube an übernatürliche Kräfte, mittels deren einer dem anderen an Leib und Leben und Eigentum Schaden zufügen kann, umgekehrt aber mit gleicher Hülfe dieser nicht nur abgewendet wird, sondern sogar auf den ersten zurückfällt, ist allgemein. Ausgemacht ist, daß sich z. B. ein dieser Gewalten Kundiger in einen Elefanten verwandeln kann, seinen Feind zu zertrampeln oder wenigstens seine Farmen zu zerstören. Als Gegenmittel gegen solche „Medicin“ werden Einreibungen mit weißer Farbe in bestimmten Figuren auf dem Körper getragen. Als bei den Banyang gesehen habe ich mir die in Abb. 35 wiedergegebenen vermerkt. Uebrigens wird derartige auch als Gegenmittel gegen Krankheiten angewendet; also eine Verwechslung leicht möglich. Im gegebenen Falle wurde mir allerdings bestimmt oben mitgeteilter Grund versichert.

Beim gleichen Stamm soll der Glaube herrschen, daß man gewisse Vögel nicht töten dürfe, „weil es tote Menschen sind“. In weiterer Ausführung erfuhr ich folgendes: „Wenn ein Banyang fern von zu Hause stürbe, so verwandle er sich in einen Vogel und käme so wieder in seine Heimat. Nach einem“, (nach anderen) „nach zwei Mondmonaten verwandle er sich aus dem Vogel wieder zum Menschen und sähe dann ganz so aus wie zu

Abb. 34.

Musikinstrumente der Banyang.
Etwa $\frac{1}{15}$ nat. Gr.

Seelen-
wanderung?

Abb. 35.

Abergläubische Körperbemalung der Banyang.
a am rechten Oberarm hart an der Achsel,
b an der rechten Körperseite. Natürl. Gr.

Lebzeiten. Man könne aber erkennen, daß er »ein Geist« wäre“ (so verdolmetschte mir das einer meiner Leute), „indem man ihm Speisen vorsetzte. Aefse er, dann wäre er thatsächlich lebend wieder heimgekehrt, äfse er aber nicht, dann wäre er eben ein Geist“.

Märchen.

Die Banyang scheinen auch sagen- oder märchenartige Geschichten zu besitzen. Einige habe ich in Erfahrung bringen können. Der einen läßt sich die Ueberschrift „der unsichtbare Mann“ geben; diese, sowie eine zweite erinnert lebhaft an unsere Neck- und Nixenmärchen.

„Der unsichtbare Mann. Im Urwald zwischen Mi-Yimbi und Tinto ist ein freier, lichter Platz neben einem kleinen Weiher; auf ihm befindet sich eine Säule aus Holz; daran hängt eine Trommel. Will nun ein Neger etwas verkaufen, so geht er damit an diesen freien Platz, legt die Sachen oder bindet sie an die Säule und trommelt. Hierauf muß er wieder abgewandten Blickes fortgehen und darf überhaupt nicht mehr hinsehen. Dann kommt bisweilen ein Mann aus dem Wasser, aber unsichtbar, schaut die Sachen an und trommelt, was er dafür giebt. Nach einer Weile geht der Verkäufer, aber fortwährend zu Boden sehend, wieder hin und giebt gleichfalls mit der Trommel Antwort, ob ihm der Preis recht ist bezw. was er dafür verlangt; sodann entfernt er sich wieder. Führt nun dieses Handeln zum gegenseitigen Einverständnis, so findet der Verkäufer, wenn er zum Schluß wieder hingeht, den Kaufpreis an der Säule liegen; die Gegenstände sind verschwunden. Jetzt darf er auch wieder frei umhersehen. Thäte er das, während der ganze Handel noch im Gang ist, so würde er von dem Manne erwürgt. Hier und da hat ein Jäger den Mann auch schon gesehen; er hat lange Haare und ist ganz hell“.

Trommel-
sprache.

An dieser Geschichte ist einmal bezeichnend, daß der Neger als eingeffleischer Handelsjude auch in seinen Sagen vom Feilschen und Schachern nicht lassen kann. Was mir aber das Wichtigere war: wenn anders mein Junge mir dieses Märchen richtig verdolmetscht hat, so haben wir die ethnographische Thatsache, daß es auch hier bei den Banyang eine Trommelsprache giebt. Im gewöhnlichen Leben habe ich im ganzen Waldland nichts davon beobachtet. Auffallend war aber stets, wie rasch sich Nachrichten verbreiteten. Die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Bandengschlacht am 31. Januar 1891 war am 3. Februar bereits in Kamerun bekannt; Gravenreuths Tod bei Buea wußten wir in Bali fünf Tage später; und so könnte ich mehrere derartige Fälle anführen. Der Gedanke an irgend ein

optisches oder akustisches Signalisieren liegt also nahe; aber wie gesagt, diesbezügliche Beobachtungen mangelten mir.

Haben wir in dem mitgeteilten Märchen einen Wassermann kennen gelernt, so fehlen auch die Wassernixen nicht. „Sie hausen gleichfalls in kleinen Tümpeln im Urwald, und manche Jäger haben sie schon erblickt. Sie sind rot und haben lange gelbe Haare; sobald sie sich aber entdeckt sehen, tauchen sie schnell unter“.

Dem Umstand, daß uns auf Mi-Yimbistation einmal eine Schlange einen nächtlichen Besuch abstattete, verdanke ich die Kenntnis zweier Schlangenmärchen. Wie das auch bei uns so geht: im Anschluß an die stattgehabte Aufregung drehte sich das Gespräch mit unseren Leuten und den Banyang am folgenden Tag um diese Reptilien. Hier sind die beiden Märchen.

„Wenn zwei Schlangen miteinander kämpfen, und die eine hat die andere totgebissen, so erfährt sie darob Reue. Sie eilt tiefer in den Wald“ (»far away«; dolmetschten meine Leute), „reißt von einem Strauch einen Zweig ab, und mit diesem bestreicht sie die tote Schlange. Diese wird wieder lebendig und beide gehen dann in den Wald. Der liegen gelassene Zweig aber ist ein sicheres Heilmittel gegen Schlangenbiss; doch genügt dann nicht das bloße Bestreichen, wie es die Schlange gethan, sondern der Gebissene muß davon essen“.

Mit der Wiedergabe der anderen, geradezu lieblichen Sage schliesse ich diesen Abschnitt. Sie hat mich heimatlich angeweht: klingt sie doch wie unsere anmutigsten Märchen. „Der Schlangenkönig. Es giebt einen Schlangenkönig, der trägt einen schönen, glänzenden Stein auf dem Kopfe. Wenn er nun in's Wasser geht sich zu baden, legt man ein frisch gebrochenes Bananenblatt an's Ufer und bleibt versteckt in der Nähe. Der Schlangenkönig legt sein Steinkrönchen darauf und badet. Nun nimmt man geschwind Blatt und Stein und läuft davon, was man laufen kann. Aber wehe, wenn er es sieht; dann pfeift er und alle Schlangen kommen und beißen den Räuber tot. Der Stein aber ist eine grofse Medicin gegen viele Krankheiten und namentlich gegen Schlangenbiss.“

Abschnitt VI.

Das Grasland und seine Bevölkerung.

Gliederung des Graslandes: Adamaua — Die Baliländer oder das eigentliche Grasland.
Das eigentliche Grasland: I. Das Gelände: a) allgemeine; b) orographische; c) hydrographische; d) topographische Gestaltung. — II. Die Menschen: a) Völkerscheiden und -Verschiebungen; b) anthropologische; c) ethische; d) statistische Angaben; e) politische; f) sociale; g) Wehr-Verhältnisse und Kriegführung; h) Märkte; i) Wegeanlagen; k) Ansiedelungen; l) Die Familie (im engeren und weiteren Sinn); m) rechtliche Verhältnisse; n) Lebensweise; o) Ackerbau und Viehzucht; p) Gewerbe; q) Sitten und Gebräuche; r) ärztliche Kenntnisse; s) religiöse Verhältnisse.

Gliederung des Graslandes: Adamaua — Die Baliländer oder das eigentliche Grasland.

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen hinter Bameßon Halt machend, den Blick nach Norden und Süden wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge steil ab in Thäler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Oelpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschrittene Urwaldgebiet da unten; vorwärts nach Norden, Osten und Westen Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Thäler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab. Dieses windgepeitschte Grasmeer mit seinen 2, 3 m hohen Halmen, mit seinen nebelumwallten Höhen, mit seinen Hirsefarmen giebt die frohe Gewissheit, die Süd Grenzgebiete West-Adamauas erreicht, betreten zu haben.“ Zum erstenmal am 25. August 1891 selbst auf diesen Höhen stehend, habe ich diese Worte in mein Tagebuch geschrieben.

Und in der That; hiermit ist der gewaltige Bergriegel erstiegen, der sich zwischen Waldland und Grasland lagert; oder vielmehr hier ist der Absturz eines West-Innerafrikanischen Hochplateaus. Gen Süden liegt das Tiefland, nach Norden das Hochland Nord-Kameruns.

Ein Stück Weges von der Nordgrenze des Waldlandes bis hierherauf — und ein recht schwieriges dazu — habe ich übersprungen, um von diesen Höhen aus überblickende Umschau über Wald- und Grasland bieten zu können.

Um einen Uebersichtspunkt über das Grasland allein zu gewinnen, muß ich einen weiteren Sprung von etwa 80 km Länge machen, und stelle mich auf den nördlichsten von mir erreichten Punkt, 15 km nördlich von Bamungu, auf etwa 1600 m Meereshöhe¹⁾ gelegen.

Anläßlich des dem vorigen Abschnitte vorangestellten Gesamtüberblickes habe ich gesagt, daß das Gebiet zwischen dem Südrand des Hochlandes und dem Benuë zwar im Ganzen als eine geographische Zone angesprochen werden muß, dabei aber bereits angedeutet, daß eine Unterteilung in zwei Regionen unverkennbar ist. Ferner sagte ich an gleicher Stelle, daß das Grasland als drittes geographisches Gebiet die zweite und dritte ethnographische Zone enthält. Die Mittelgrenze dieser ethnographischen Hauptzweiteilung des Graslandes deckt sich fast mit der der geographischen Unterteilung.

Geographi-
sche und
ethno-
graphische
Zweiteilung.

Von genanntem Punkte aus nun vermag ich am anschaulichsten diese Zweiteilung des ganzen Graslandes nach Gelände und Bewohnern zu beschreiben. Wir stehen auf einem etwa 10 km breiten, in der Richtung Nordwest-Südost streichenden, langgezogenen Höhenrücken. Gegen Süden, genauer gegen Südwesten — ich gliedere das Land ja stets nur in Beziehung zu meiner Marschrichtung — liegt vor uns die erste geographische Stufe des Graslandes; gegen Norden, etwa 25 km von unserem Standpunkt ab, beginnt die Abdachung des Geländes gegen den Benuë zu, also die zweite geographische Stufe; und um eben diese Strecke weiter nördlich läuft scharf ausgeprägt die Nord-Süd Völkerscheide.

Es ergibt sich demnach folgende Gliederung des Graslandes:

Erste geographische Stufe: vom Südrand des Hochlandes (nebst seinen Südhängen) bis zum Nordfufse des nördlich von Ba-

¹⁾ Leider konnte ich bei meinen zweimaligen Streifzügen in dieser Richtung keine Siedepunktbestimmungen machen, da das Instrument beschädigt war. Die Höhenangaben, auf dem Aneroid fußend, sind also nur Näherungswerte.

mungu in Richtung Nordwest-Südost streichenden Berg-Plateaus: rund 100 km.

Zweite geographische Stufe: von genanntem Nordfusse bis zum Benuë: rund 300 km.

Erste ethnographische Zone: mit der ersten geographischen Stufe sich deckend (und vielleicht da und dort etwas weiter gen Norden über sie hinausgreifend?): rund 100 km breit.

Zweite ethnographische Zone: von der Nordgrenze der ersten bis zum Benuë: rund 300 km.

Zur schärferen Auseinanderhaltung wähle ich fortan für den schmäleren Süd Streifen des Graslandes (erstes geographisches und erstes ethnographisches Gebiet) die Bezeichnung: „*eigentliches Grasland*“ oder „*die Baliländer*“, für den breiten Nord Streifen den Namen: *Adamaua*.

Die Bezeichnung „*eigentliches Grasland*“ nehme ich von der Bedeckung dieses Gebietes her, welche fast ausnahmslos in Gras besteht; jene „*die Baliländer*“ von dem hier eine Art Vorherrschaft führenden und mir am genauesten bekannten Stamme der Bali. Die Berechtigung der Benennung „*Adamaua*“ für den Nordteil des Graslandes näher nachzuweisen, ist wohl überflüssig; hier ist eben die Nordwest Ecke jenes ausgedehnten Ländergebietes des West-Sudan, das den Namen „*Adamaua*“ trägt; eigentlich richtiger: „*Adamava*“ (nach der Aussprache der Bewohner).

Adamaua selbst kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Wie Moses vom Berge Nebo im Moabiterland nur hinabsehen durfte in's Land der Verheißung, so stand ich auf den Höhen, von denen ich sehnsüchtig über mein gelobtes Land meine Blicke schweifen liefs. Und als ich mich zögernd wandte, wieder zu Thal zu steigen, hoffte ich sicher im folgenden Jahre (1893) an der Spitze meiner Bali wieder hier oben zu stehen und — nicht nach Süden, nein, nach Norden in *Adamauas* reiche Gebiete niedersteigen zu können. Das Geschick hat es mir damals nicht vergönnt. — —

Ich habe also in diesem Abschnitt nur das *eigentliche Grasland*, die *Baliländer* zu schildern. Diese können aber, namentlich in ethnographischer und geschichtlicher Beziehung, nicht getrennt von *Adamaua* besprochen werden. In geographischer Hinsicht ist das weniger der Fall; der Vollständigkeit halber schicke ich jedoch ein flüchtiges Geländebild *Adamauas* in den allgemeinsten Umrissen der eingehenden Terrainbeschreibung des *eigentlichen Graslandes* voraus.

Allgemeines
Geländebild
Adamauas.

Meine Bezugsquellen sind: eigener Einblick in das Land von der mehrgenannten Höhe aus, eingezogene eingehende Erkundigungen bei den Eingeborenen der Baliländer, sowie namentlich bei kenntnisreichen Haussa, die ich in Bamungu, ja sogar Bafuen getroffen habe. Ihre Angaben werden durch die Flegels und Zintgraffs grösstenteils bestätigt.

Adamaua weist nach Nordwest, Nord und Nordosten keine so bedeutenden Erhebungen auf wie jene, von der ich in das Land hineinsah. Die von diesem Standorte aus in Nord- und Nordost Richtung gepeilten niedrigeren Bergketten dürften wohl die Ufer des Flusses südlich Takum (oder des Garbo?), an deren Oberlauf begleitende Höhenzüge sein. Hügelketten von ähnlichen Formen und Ausdehnungen wie die nördlich und nordöstlich von Bamungu sollen sich noch mehrere in nordöstlicher Richtung weiter finden und etwa gleichlaufend zu dieser ziehen. „Einen Tagemarsch Nordnordwest von meinem Standpunkt ist ein breiter steiniger Berg, »der Vater des Katsena Allah«. Von da ab nach Norden senkt sich das Land stetig. Jenseits Takum beginnt eine große Ebene, die bis zum Benuë reicht und von vielen großen, breiten Flüssen durchzogen ist, welche mit Booten befahren werden. In dieser Ebene ist es auch viel wärmer als in Bamungu“, also wie in den Baliländern; und die Haussa, die ich in diesem Orte traf, klagten bitter über die empfindliche Kälte hier.

Das Gras — und hiermit komme ich zu einem wesentlichen topographischen Unterscheidungsmerkmal — ist selten mannshoch, also weit niedriger als im eigentlichen Grasland und mehr dem der Parklandschaften des Waldlandes ähnlich. Es scheint überhaupt diese letztere Art Bodenbedeckung wieder mehr aufzutreten bei allerdings immerhin überwiegendem Graswuchs. Schon im Bamunguthal sah ich ausgedehntere Waldpartieen, und das gleiche konnte ich von der nördlich davon liegenden Höhe aus allenthalben beobachten. Zwei Baumpflanzen, die im eigentlichen Grasland gänzlich fehlen, waren den Haussa wohl bekannt: die Oelpalme und der Affenbrotbaum.

Das eigentliche Grasland.

I. Das Gelände.

a) Allgemeine Gestaltung.

Ich knüpfe an den Schluss der allgemeinen Schilderung des Waldlandes im vorigen Abschnitte (S. 239) an.

Der Babe ist überschritten, und eine Stunde später nach be-

Anstieg zum
Grasland.

Oben im
Grasland.

schwerlichem Anstieg eine der Einzelkuppen erstiegen, auf welcher das erste kleine Gebirgsdorf Banti liegt. Und nun wird das Gelände mit jedem Schritte schroffer. Durch und über Wildwasser geht's, bergab, bergauf; nicht selten derart steil, daß der über den Steinschutt im ausgewaschenen Giebsbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam Hinanklimmende über sich nichts sieht als die nach einem festen Halt vorsichtig tastende Fußsohle seines Vordermannes. Der Ausblick ist beschränkt; nur so viel erkennt man, daß zwischen die Waldriesen immer häufiger Oelpalmen sich einschieben. Nach fünfstündigem Hinauf- und Hinunterklettern auf der kurzen Horizontalentfernung von etwa 10 km ist der eigentliche Fuß des Hochlandabfalles erreicht; das Auge vermag das nicht festzustellen, man schließt es nur aus dem nunmehr steten Bergansteigen. Nach weiterem zweistündigem Anstieg betritt man eine flache Rückfallkuppe von etwa 100 m Ausdehnung. „Wenn gerade eine frische Brise die stets in diesen Thälern und Schluchten wallenden Nebelmassen auf kurze Zeit in Fetzen auseinanderreißt, bietet sich hier in weiter Ausschau ein prächtiges, wildschönes Bild. Nach drei Seiten geht es hinab in die Schlünde, aus denen das Rauschen und Brausen unsichtbarer Wasser herauftönt, im Rücken steigt steil die Wand auf's neue in die Höhe, nach Süden, Osten und Westen schweift der erstaunte Blick über ein Palmenmeer; mit Oelpalmen, nicht mehr mit den nur zu wohl bekannten Urwaldbäumen sind Hänge, Thäler und Berge ringsum bedeckt . . .“ (Tagebuch.) Der Aufstieg muß noch zwei Stunden fortgesetzt werden; ist man dann auf einem gratartigen, grasbewachsenen Rücken angelangt, beginnen endlich die Böschungsverhältnisse sich zu mildern. Einzelne Hütten, kleine Häusergruppen, von Bananen umgeben, werden da und dort an den sanfteren Hängen, in Kesseln und Mulden, in welche Formen die Schluchten und Thäler allmählich übergehen, sichtbar. Nach fast einstündigem Weitermarsch ist Bameßon erreicht, das auf einer Höhe von 1470 m gelegen ist. Von hier aus steigt das Gelände Ostnordost immer noch stetig an, bis mit 1550 m östlich von Bameßon der höchste Punkt des Südrandes der Hochlande erreicht ist. Durch Gras und Farmen führt der Weg, den seit Beginn des steten Anstieges nur zwei Wasserläufe mehr gekreuzt haben. Zehn Stunden angestrengten Kletterns, elf Stunden Marsch sind nötig, um die Strecke von der Nordgrenze des Waldlandes bis zu diesem Punkt zurückzulegen: eine Entfernung von etwas über 20 km in der Luftlinie gemessen.

Ich habe dieser Geländeschilderung meinen Ostweg zu Grunde

gelegt; die westliche Strecke zeigt ganz ähnliche Verhältnisse, nur zieht sich der letzte, stetige Anstieg in Serpentinien bis Bamesson und ist nicht unwesentlich sanfter geböschet als der beschriebene.

Nun die Hochlandgebiete betreten sind, ergibt sich für das ganze eigentliche Grasland ein einheitliches, gleichartiges Geländegepräge. Vom Marschstandpunkt aus begrüßt der Forscher mit Freuden die im Vergleich zum Waldland ungleich größere Gangbarkeit des ganzen Gebietes, den festen, harten Boden. Hier giebt es keine hemmenden Flußläufe, keine schwierigen Bodenerhebungen mehr. Weiche, wellige Hügel, dazwischen Thäler und ausgedehnte flache Mulden sind die bezeichnende Reliefgestaltung des eigentlichen Graslandes. Erst der Auf- und Abstieg der Wadjoberge ist wieder steiler, und das Hinaufklettern auf die Höhe nördlich von Bamungu weckt an manchen Stellen die Erinnerung an die Bamessonhänge. Zahlreiche Wasser durchrieseln das weite Gebiet. Den Ufern entlang ziehen sich theils kleinere Waldpartieen, theils langgedehnte, schmale Raphiahaine. In raschem Lauf eilen die Bäche zu Thal, stürzen sich oft fünf, zehn und noch mehr Meter in schönen Fällen in's nächste. Ab und zu tritt an einer schroffen Hügelwand rot schimmerndes Gestein zu Tage, gleich rötlichen Bändern ziehen sich, nach den Grasbränden weithin sichtbar, im jungen Grün die Wege durch das Land, oder wogendes Schilfmeer wiegt sich im frischen Winde über den maßlosen Flächen.

b) Orographische Gestaltung.

Der orographische Aufbau gestaltet sich demnach folgendermaßen: Das eigentliche hügelige Hochland fällt in einem Steilhang ab. Riegelartig sind ihm Querthäler und -Rücken bald, bald einzeln sich erhebende Berge in wirrem Durcheinander vorgelagert; mit um so schrofferen Formen, je näher sie dem Fufse der Hochlandswand sind. An der Nordgrenze des Waldlandes, am Babefluß, zeigen sie allmählich weichere Gestaltung und nehmen im letzten Teil des Waldlandes mehr vorbergartigen Charakter an.

Südhang
und -Aus-
läufer des
Hochlandes.

In Bezug auf Relief muß dieses letzte Stück Waldland (vom ersten Wasserlauf nördlich Sabi an) von diesem getrennt und hier mit herein-
genommen werden. Es ergibt sich dann folgendes Höhendreieck (Abb. 36). Daraus errechnet sich allerdings nur ein Böschungswinkel von etwa 3°.

Abb. 36.

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Für die thatsächliche Geländegestaltung hat dieser aber natürlich gar keinen praktischen Werth. Infolge der kettenförmigen Anordnung des ganzen Vorberggebietes bis zum Fusse des eigentlichen Abfalles verzehnfacht sich dieser Winkel nicht selten bei den Böschungsverhältnissen der Einzelteile. Leider finde ich in meinen Aufzeichnungen keine einwandfreie Höhenangabe für den Fuß des eigentlichen Abfalles. Höher wie 800 m liegt er auf keinen Fall. Hieraus ergibt sich ein Höhenunterschied von 750 m, der bei einer Horizontalentfernung von nicht ganz 5 km überwunden werden muß; denn man darf nicht vergessen, daß schon eine Stunde vor Bamesson das Gelände bedeutend ebener wird, also bis dahin der Hauptunterschied bereits stattgefunden hat. Mit der Höhe von 1550 m ist — immer in der Richtung meiner Marschstrasse — der höchste Punkt des Südrandes der Hochlandgebiete erreicht. Seine Entfernung in der Luftlinie von Beginn der Vorberglandschaft an beträgt nicht ganz 30 km, von der Nordgrenze des Waldlandes etwas über 20 km.

Das eigent-
liche Gras-
land.

Das nunmehr folgende eigentliche Grasland ist ausgesprochenes Hügelland. Die Höhenverhältnisse schwanken zwischen 1200 m und 1600 m. Es sind im allgemeinen in Nordwest-Südost Richtung streichende Ketten; ich erinnere daran, daß auch die Rücken der Vorberglandschaft gleiche Richtung zeigen. Häufiger ist die zusammenhängende Form, eben in Ketten, wobei die Rückenlinien teils die Kuppen der einzelnen Hügel noch deutlich erkennbar zeigen, zum Teil aber auch in fast ebenen Linien ziehen. Weiter im Grasland, bereits östlich von Bali, zeigt sich auch die Einzelform; aber immerhin ist die Nordwest-Südost Achse länger als die in Richtung Südwest-Nordost. Die dazwischen gelagerten Thäler sind dementsprechend entweder Längsthäler oder erweitern sich zu Mulden und Kesseln, in denen dann nicht selten kleinere isolierte pilz- und hutförmige Erhebungen wie große Warzen auf der Erdoberfläche aufsitzen. Die Formen der Ketten und Einzelhügel sind im ganzen weich (Böschungsverhältnisse siehe Abb. 7a und 7b auf S. 171), gleich den letzten Ausläufern des südbayerischen Vorberggebietes. Nicht selten jedoch sind entweder die Kuppen infolge Absplitterung des schieferigen Gesteins schroff und felsig ohne jede Pflanzenbedeckung, oder es fällt die eine oder andere Seite des Hügels in steiler geböschten nackten Wänden ab, über die ein kleiner Wasserlauf in schönen Fällen zu Thal stürzt. So rauscht am steilen Südwesthang des langgestreckten Hügels, auf dem Bali liegt, ein Wasserfall an 20 m hoch herab. Gegen Nordost zu ändert sich die Gestaltung insofern, als über Bafuen hinaus die Böschungen

steiler werden und die Hügelketten massivere, zusammenhängendere Formen mit ziemlichen Breiten- und Längenausdehnungen annehmen: das Hügelland wird zum Bergland. In nördlicher und noch mehr nordwestlicher Richtung scheint das weiche, offene Hügelland sich sehr weit fortzusetzen.

Ich stehe damit hier vor der orographischen Schwierigkeit, als was die Wadjoberge, und noch mehr der lange und breite Höhenzug nördlich und nordöstlich von Bamungu anzusprechen ist; wie und ob und wo Zusammenhang vorhanden, überhaupt ob wir es hier mit einer höherliegenden Stufe, mit einem Randgebirge, mit, den bisherigen Nordwest-Südost streichenden gleichen, nur weit massigeren Hügelketten zu thun haben, oder endlich ob hier ein plateauartiger Bergstock im Grasland lagert, der nach verschiedenen Richtungen langgestreckte, breite Rücken ausstrahlt.

Ein Bergstock-Plateau?

Von einer Stufenbildung kann nicht gesprochen werden; dafür fehlt die wesentlichste Bedingung: die gleichbleibende Höhenlage auf größere Ausdehnung (im Verhältnis zu der in diesem Fall in Betracht kommenden Ausdehnung des ganzen Landes bis zum Benuë). Diese größere Ausdehnung ist auch dann nicht gegeben, wenn ich den Höhenrücken meines Standpunktes etwa als eine (südlichste) Terrainwelle einer „Terrasse“ annehme; denn schon bald — „1 Tagemarsch weiter“, d. i. höchstens 25 km — „senkt sich das Land wieder“ (siehe S. 303). Ebenso ist bei eingehenderer Erwägung und auf Grund eigener Anschauung der im ersten Augenblick sich aufdrängende Gedanke von der Hand zu weisen, daß sich hier vielleicht ein Randgebirge befinde, das dann also die nach Nordosten und im Bogen über Norden nach Südosten biegende Fortsetzung des bei Bamesson erklommenen Randes der Hochlande wäre. Der von jenem gänzlich verschiedene Aufbau und die anders gestaltete Anordnung sprechen allein schon zur Genüge dagegen. Als weitere Gegengründe sind anzuführen: der nach Südosten und Osten gerichtete Flußlauf des Bamum, und die Ost von Tinto im Waldland gepeilten Berge, die mit großer Bestimmtheit auf ein nahe dahinter liegendes Randgebirge schließen lassen. Dieses Randgebirge ist jedenfalls eine weit ungezwungenere südliche Fortsetzung des bei Bamesson erstiegenen als die eben angedeutete kühne Biegung (vergl. auch vorigen Abschnitt S. 241).

Bleiben also noch die beiden letzten möglichen Gestaltungen: unzusammenhängende Hügelketten, oder Bergstock-Plateau. Mein Einblick war zu mangelhaft, um mit Bestimmtheit für die eine oder andere dieser Gruppierungen mich zu entscheiden. Für die Annahme eines

Bergstock-Plateaus sprechen vier Gründe: 1. wird das Thal von Bamungu gegen Nordwesten enger, nach Südosten weiter; 2. steigt das Gelände von meinem Höhenstandpunkt nördlich von Bamungu nach Nordwesten an; 3. berichteten mir die Haussa von einem Nordnordwest liegenden „Berge, dem Vater des Katsena Allah“ (siehe S. 303); 4. schliesslich dürften auch die steileren Böschungen der Wadjokette und des nordöstlich ihr gleichlaufenden Rückens für eine grössere selbständige, also zusammenhängende Erhebungsgruppe sprechen.

Ich entwerfe von diesem angenommenen Bergstock-Plateau — die nördlich von Bali gepeilten Berge mit hereinbezogen — folgendes Bild: der Kern, zugleich die höchste Höhe, an 2000 m, liegt 60 bis 80 km nordnordöstlich von Bali. Nach Norden und Nordosten sendet es keine Ausläufer, sondern lagert breit, sich nach diesen Richtungen abdachend. Ein gröfserer Ausläufer geht vielleicht nordwestlich; ein anderer rein westlich: die von Bali aus nördlich gepeilten Bergketten. Von zwei weiteren massigeren Ausstrahlungen geht die eine südsüdöstlich: die Wadjoberge; die andere, sich in ihrem südlichen Teil verbreiternd nach Ostsüdost. Zwischen den beiden letzteren liegt das Thal des Bamumflusses; zwischen dem Westausläufer und der Wadjokette ein groses breites Thal, in dem die nördlich und nordöstlich von Bali eingezeichneten Orte und kleineren Höhenzüge und Hügel liegen. Die Wadjokette trifft auf die Erhebungen des Süd Randgebirges (das sich von Bameesson östlich fortsetzt), und schafft so, in Verbindung mit einem langgestreckten für sich bestehenden Höhenzuge 30 km östlich von Bali, das Thal westlich von Bagangu.

c) Hydrographische Gestaltung.

Die Wadjokette, überhaupt der ganze soeben gezeichnete Bergstock, nicht minder das Randgebirge von Bameesson spielen eine wichtige Rolle bei Betrachtung der Wasserverhältnisse des eigentlichen Graslandes; erstgenannter Bergstock greift wahrscheinlich in dieser Hinsicht auch nach Adamaua hinein über. Beide sind Wasserscheiden.

Wasser-
scheide
zwischen
Mbia und
Benuë.

Das Süd Randgebirge ist eine Hauptwasserscheide in Nord-Süd Richtung: es trennt das Stromgebiet des Mbia im Waldland von dem des Benuë. Die von den Hängen nach Süden, Südosten und Südwesten sich ergießenden gröfseren und kleineren Bergwasser sind wohl unzweifelhaft nördliche Zuflüsse des Babe. Im Hochland angelangt, sieht man bis zur Wadjokette alle die zahlreichen Bäche in nordwestlicher und westlicher Richtung strömen, also offenbar dem Katsena Allah, dem bedeutenden südlichen Nebenflufs des Benuë, zu.

Jenseits der Wadjokette strömt der Bamum in Südost Richtung ab. Dafs dieser in einem kühnen Bogen sich plötzlich wieder nach Westen wendet und so ins Waldland hinuntergeht, ist nach der geschilderten orographischen Gestaltung gänzlich ausgeschlossen. Auch die bestimmte Aussage der Eingeborenen steht dagegen. Dann aber mufs er zu einem anderen Stromgebiet gehören, und dieses kann kein anderes sein als das des Mbam (Lom oder Sannaga), wenn wir nicht hier den Ursprungslauf des Mbam selbst vor uns haben?? Das ist aber jedenfalls sicher, dafs die Wadjokette zusamt dem von ihr ausgesendeten Bergmassiv, und verlängert mit der nach Süden biegenden Fortsetzung des Randgebirges der Hochlande eine weitere Wasserscheide bildet, und zwar die Ost-West Hauptwasserscheide zwischen den Stromgebieten des Mbiam und des Mbam.

Wasserscheide zwischen Mbiam und Mbam.

Den breitgelagerten Höhenrücken, auf dem mein nördlicher Standpunkt liegt, mit seinem Westausläufer darf ich wohl, ohne auf das gefährliche Gebiet abenteuerlicher Vermutungen zu geraten, als Nordost-Südwest Nebenwasserscheide ansprechen, die zum mindesten den Biya von dem südlich Takum dem Katsena-Allah zuströmenden Wasser (dem Oberlauf des Katsena-Allah selbst?) trennt.

Eine Nebenwasserscheide.

Die dem Katsena Allah bzw. dem Biya zueilenden zahlreichen Wasserläufe sind hier in ihren obersten Oberläufen natürlich schmal und seicht. Keiner ist breiter als 4 bis 5 m, bei höchstens 1 bis 2 m Tiefe; infolgedessen giebt es im eigentlichen Grasland auch keine Kanus. Sie haben meist starkes Gefälle, und rauschen in klaren, frischen Wellen über steinigen, felsigen Boden in eingeschnittenen Betten, in die man oft 4 bis 6 m tief hinabsteigen mufs. Die orographische Gestaltung zwingt sie nicht selten, in Fällen von oft ganz beträchtlichen Höhen (bis zu 30 m) zu Thal zu gehen. So befindet sich an der fast 30 km östlich von Bali streichenden langen Hügelkette ein fast 30 m hoher Wasserfall: aus einem Felsenloch an der Westwand, das einen Durchmesser von gut 1 m besitzt, stürzt sich eine ziemliche Wassermasse im Bogen herab; es mufs also offenbar eine unterirdische Wasseransammlung und, aus der starken Strömung zu schliessen, eine Strecke unterirdischen Laufes vorhanden sein. (Mich erinnerte diese Erscheinung lebhaft an die sogenannte „Kuhflucht“ bei Partenkirchen.)

Die Wasserläufe im eigentlichen Grasland.

Keine Kanu.

Der Bamum, der bei Bamungu eine Breite von nur 4 bis 5 m hat, vergrößert sie rasch; und schätzte ich sie, etwa 25 km weiter Südost, wo er aus seinen waldbedeckten Ufern wieder sichtbar wurde, auf 10 bis 15 m. Er hat in dem mir bekannten Stück seines Oberlaufes mittleres Gefälle (etwas mehr als 1 m).

d) Topographische Gestaltung.

Bodenbeschaffenheit. Das Grasland ist „die rote Erde“ Nord-Kameruns. Rötlich schimmern die nackten Felswände; gleich großen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem saftigen Grün der Bananenhaine weithin die großen, freien Versammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die schmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über sie hinweggegangen sind, oder durch das junge frische Grün, mit dem die tropenkräftige Natur sie bald wieder schmückt.

Laterit-
gebiet.

Wir haben es mit einem weitausgedehnten Lateritgebiet zu thun, das nicht nur auf das eigentliche Grasland beschränkt ist. Das Randgebirge, seine Vorbergskette nach Süden gehören dazu bis fast zum ersten Fluß nördlich von Sabi; nicht bloß orographisch, sondern auch was Boden- und Gesteinsart anlangt, gliedert sich diese Strecke mehr dem Hochland als dem Waldland an. Nach Norden erstreckt es sich bis Balimudi (Takum); wenigstens muß ich das aus den Aussagen und Beschreibungen der Graslandstämme und der Haussa schließen.

Die Steilböschungen der Hänge des Randgebirges, ebenso jene mancher Hügelwände im Hochland oben, lassen deutlich erkennen, aus welchen Gesteinsarten sich dieses Verwitterungsprodukt, das viel thonige Bestandteile aufweist, gebildet hat. Vom Sabifluß bis hinauf zur Höhe von Bamungu herrscht krystallinischer Schiefer, Gneifs und thonartiger Sandstein als feste Gesteinsunterlage. Die Mächtigkeit der darauf ruhenden Zersetzungsschicht, eben des Laterits, ist an verschiedenen Stellen ganz verschieden; nicht minder verschieden das Stadium der Verwitterung. In den weiten Thälern und Kesseln des eigentlichen Hochlandes ist die Schichthöhe nicht selten ein, zwei und noch mehr Meter stark bei weit vorgeschrittenem Zersetzungsprozeß. Diese Stärken finden zum Teil ihre Erklärung auch darin, daß die heftigen Regengüsse den Laterit von den Thalwandungen u. s. w. in die Niederung heruntergeschwemmt und dort angehäuft haben; Sand, Lehm und Aschendünger ist häufig beigemischt, oder darauf gelagert. An einzelnen Stellen ist der Laterit an den Hängen noch liegen geblieben, namentlich da, wo die Auflösung noch nicht sehr weit vorgeschritten ist: das sind dann die weithin leuchtenden roten Flecke an den Böschungen. Die Kuppen sind nicht selten in mächtigen, schiefrigen Platten abgesprengt, so daß also dann auf der kurzen Strecke vom Gipfel eines Hügels bis hinunter zur Thalsole alle Stadien, vom gesunden Felsen bis zum vollkommenen Laterit, klar zu Tage liegen. Auch in der reinen

Senkrechten kann man diese Beobachtungen machen: an den meist eingeschnittenen Wasserläufen des eigentlichen Graslandes. Ueber felsigen Boden — vielfach Gneifs — rauscht der Bach, und die fast senkrechte Uferböschung zeigt von unten nach oben gleichfalls die ausgesprochenen Zwischenstufen von dem unzersetzten Gestein durch Horizontalschichten von Brauneisenstein (?), rötlichem Sandstein und Thon bis zum reinsten Laterit.

Die Oberfläche des Bodens ist in dem Berggebiet zwischen dem Quarz. Sabifluß und den Höhen von Bameßon mit großen und kleinen Quarzbrocken übersät und auch durchsetzt; im eigentlichen Grasland oben deckt Quarzgeröll das Land auf weite Strecken. Scharfkantige Stücke, von den Eingeborenen „Eisenstein“ genannt, mit bedeutendem spezifischen Gewicht sind zahlreich darein verstreut. Auf diesen Eisensteinen und auf dem unzweifelhaften Eisengehalt des Laterits selbst gründet sich die hochentwickelte Eisenindustrie; auf der Thon- und thonigen Sandsteinhorizontalschicht unter ihm die nicht minder hochstehende Thonbearbeitung in den Baliländern. Der Umstand, daß in den östlich von Tinto liegenden Bergländern gleichfalls Eisenindustrie statthat (siehe Abschnitt V, S. 248 und a. a. O.), läßt auf gleichen geologischen Aufbau jener Gebiete berechnigte Schlüsse ziehen.

Ein mir als Laien unbekanntes metallisches Gebilde, wenn anders Zinn? es nicht Zinn ist, muß ich noch nennen. Nicht selten sind die Pfeifenrohre, sowie die als Trinkgefäße benutzten Büffelhörner mit einem papierblattdünnen, nickel- oder stanniolähnlichen Ueberzug versehen. Die Erklärung der Leute: „Sie gewannen Stücke solchen Metalles in Gruben und hämmerten es dann in dünne Blättchen“, liefse auf genanntes Metall schließen. Wenn ich mich recht erinnere, hat übrigens Conrau bei den Bangwa oder bei den Basosi Gleiches beobachtet. — Auch Kupfer muß es im Lande geben; ich schliesse das aus Erzeugnissen der Industrie [siehe unten: II. p) Gewerbe]. Genaueres über den Ort seines Vorkommens, Art der Gewinnung u. s. w. habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Bodenbedeckung. Konnte und mußte, was Bodenbeschaffenheit anlangt, das ganze Gebiet von der Nordgrenze des Waldlandes bis zur völker- und länderscheidenden Abdachung im Grasland als eines beschrieben werden, so schafft die Bodenbedeckung gänzlich verschiedenes Gepräge, einerseits für das Vorbergland bis zur Grenze des Randgebirges, anderseits für das eigentliche Grasland selbst. Es ist das auffallend, da eben der Boden doch gleiche Beschaffenheit auf der ganzen Strecke zeigt; der Grund muß also offenbar in den Höhen-

und damit klimatischen Unterschieden liegen. Die sterilisierende Wirkung des Laterits, die in den niedrigeren Pflanzengebilden des Hochlandes, der Grasbedeckung, unverkennbar sich zeigt, muß in der tiefer gelegenen Waldbergstrecke durch die feuchte, tropische Wärme wieder ausgeschaltet werden.

Bis zum Babefluß herrscht, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen, der Hochwald. Nördlich desselben setzt er sich fort, aber immer mehr und mehr durchsetzt von Oelpalmen. Endlich auf halber Höhe des eigentlichen Abfalles des Randgebirges zeigt sich dem Auge ein, viele Kilometer weit alle Hänge, Schluchten und Berge bedeckender Oelpalmenwald nach allen Richtungen. Also: Vom Tiefland (Sabi 220 m) bis zu einer Höhe von 700 m (Banti) Baumwald, von 700 bis 1400 m Oelpalmenwald. Von da ab in durchschnittlicher Höhenlage von 1400 m bis weit nach Norden über die Wadjoberge hinaus Gras. Die Bodenoberfläche ist aber stets Laterit in verschiedenen Stadien der Zersetzung.

Bedin-
gungen für
Gedeihen
der Oel-
palme.

Bei der Wichtigkeit der einen dieser deckenden Pflanzenarten, der Oelpalme, wäre es sehr interessant, deren günstige Existenzbedingungen aus den gegebenen Thatsachen ergründen zu können. Leider fehlt hierzu ein ganz wesentliches Moment: Kenntnis der klimatischen Verhältnisse auf Grund meteorologischer Beobachtungen in der eben gezeichneten Oelpalmenzone. Augenscheinlich aber ist diese Höhenlage (zwischen 700 und 1400 m) bei Lateritboden und den hier herrschenden klimatischen Verhältnissen einem massenartigen Wuchs dieser Pflanze in ausgedehntesten Waldbeständen äußerst entsprechend: eine Beobachtung, die für einen regelrechten Anbau dieser für den Handel so bedeutsamen Palme nicht unwichtig sein dürfte.

Hochwaldbäume und Oelpalme haben ihre eingehende Besprechung bereits im vorigen Abschnitt gefunden; ich wende mich also gleich der Bodenbedeckung zu, die dem eigentlichen Grasland sein eigenartiges Gepräge verleiht, und ihm seinen Namen gegeben hat: dem Gras.

Das Gras.

Bei den gewaltigen Strecken, die es dort oben ausschließlich beherrscht, ist der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebietes. Da unten wirken die Ausmaße in der Senkrechten, hier oben die maßlosen Flächen. Eines aber ist es, was den Nordländer rascher mit dem Pflanzenwuchs der Hochlande vertrauter, in ihm sich schneller heimisch fühlen läßt: die Schlichtheit, Einfachheit, ja Rauzigkeit der Pflanzendecke. Im Waldland bleibt die üppige Tropenkraft der Vegetation mit ihren neuen, seltsamen Gebilden stets fremd und ungewohnt; im Grasland

findet der Deutsche, der berggewohnte Bayer insbesondere, das von Kindheit an ihm vertraute Berggepräge mit seinen schmuckloseren Pflanzen, mit seinen Almenmatten. Wenigstens annähernd; denn der weiche, tiefgrüne Rasen unserer nordischen Wiesen ist es ja durchaus nicht, das kurze, würzige Gras unserer Berglahnen sucht man hier vergebens. Auch anders als das Gras der Parklandschaften ist es geartet.

Es sind die 1,5 bis 2,5 m und noch höheren Panaceen, die oben scheinbar lückenlos geschlossen, büschelförmig aus gesonderten, erhöhten Wurzelstöcken aufschiefen. Der Boden zwischen den letzteren ist nackt, hart und mit dem festen Quarzgeröll, der Lateritbildung zugehörig, bedeckt. Mit scharfen Schilfblättern sind die starken Halme bewehrt, die beim Durchmarsch bald blutige Furchen über Gesicht und Hände ziehen. Blumenschmuck ist der Savanne fremd; nur verstreut wächst die mattrot oder gelb blühende Indigostaude, ein Okrostrauch mit seinen gelben und roten Farben steht da und dort. Gespenstig ragt ab und zu das knorrige, krüppelhafte Geäst einer einzelnstehenden Zwergakazie aus dem Halmenmeer hervor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Aeste angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der zählebige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Was so an lebhaften Einzelfarben fehlt, ersetzt die Natur durch Farbentöne des Ganzen: nicht lange nach den verheerenden Grasbränden liegt zartes, junges, frisches Grün über all den neutreibenden, sprießenden Flächen; während des Absterbens zu Beginn der Trockenzeit spielen über sie hin alle Farbenreize des Herbstes gleichwie in unseren Wäldern. Dann herrscht ein steter Wechsel von bläulichen, grünen, zart roten und goldigen, warmen braunen, fahlen gelben Tönen, die im violetten Duft der fernen Bergketten verschwimmen. „Morgenluft weht über die herrliche Landschaft hin, die tauglänzend und mit den zartesten Farbentönen geschmückt daliegt, begrenzt von Adamauas blauer Hügelkette. . .“ schreibe ich in meinem Tagebuche Ende November 1891. Sehr lange dauert das freilich leider nicht; die Unterschiede gehen mehr und mehr in ein gleichmäßiges, dunkleres Braun unter, das bald eintönig von der ganzen Landschaft Besitz nimmt, bis die Natur für neuen Wechsel sorgt: ein großartiges Schauspiel gewähren die Mitte der Trockenzeit über die Graslande West-Afrikas dahinziehenden gewaltigen Brände.

Die Grasbrände.

Wie sie einst die karthagische Flotte vor mehr als 2000 Jahren geschaut, als sie an der unbekannten Küste nach Süden drang, wie

sie Mungo Park vor 100 Jahren im Hinterland des Gambia gesehen, so wälzen sich auch heute noch über die Savannen des dunkeln Erdteils die Flammenmeere dahin. „Die im Dezember und Januar aufflammenden Grasbrände“ — so schildere ich in meinem Tagebuche diese Erscheinung — „kündigen sich, aus dem Innern näher kommend, schon Wochen voraus durch bräunlichen Duft an, der über der ganzen Landschaft lagert. Bisweilen bringt auch der Nordost ein förmliches schwarzes Schneegestöber, indem er die verbrannten Grashalme vor sich hertreibt. Tagsüber ist dann die Landschaft in Rauchwolken gehüllt, abends aber fesseln das Auge prächtig schöne Bilder in ihrer unendlichen, stets überraschenden Mannigfaltigkeit. Dort loht es auf, als riesenroter Hintergrund die Umrisse von Hütten, Bäumen und Höhen scharf zeichnend, da brennt ein ganzer Berg, hier zieht sich eine feurige Schlange durch's breite Thal und kriecht dann hinauf zur Höhe, und dort drüben endlich kommt es angewälzt in geschlossener, riesiger Breite, gleich anrückenden Sturmkolonnen, und das Prasseln des Feuers, das Freiwerden und plötzliche Verdampfen der gebundenen Dünste und Flüssigkeit gleicht dem Geknatter der Gewehre.“

Ueber eines aber war ich trotz dieser Grofsartigkeit anfänglich eigentlich enttäuscht. Ich hatte von den amerikanischen Präriebränden gelesen, dafs sie in rasender Eile dahinbrausen, und kaum die flüchtigsten Tiere sich retten könnten! Hier in den Savannen Nord-Kameruns geht das nicht so geschwind. Nicht blofs jeder Vierfüßler, auch der Mensch kann den Grasbränden, selbst bei grofser Nähe, mit Leichtigkeit sich entziehen, höchstens dafs man hier und da 'mal ein bißchen Laufschrift einschalten muß.

Die Grasbrände werden meist von den Eingeborenen absichtlich gelegt und unterhalten, um wieder freieren Ueberblick zu gewinnen, zur Rodung und Düngung neu zu bebauender Flächen zugleich. Auch zu jagdlichen Zwecken werden sie angezündet, und nebenbei fällt doch auch manche der häufigen Schlangen dem feurigen Element zum Opfer. Ich habe nie gesehen oder gehört, dafs das Feuer ihren Dörfern gefährlich geworden wäre. Einmal liegen die Hütten doch nicht unmittelbar am Grasrande; meist ist ein kleiner lichter Zwischenraum, oder Bananengruppen stehen da und dort; und dann bilden die Flammen, in der Nähe gesehen, stets nur schmale Feuersäume, so dafs sie sich an den genannten Wehren rasch brechen.

Pflanzen-
jahreszeiten.

Ein paar Wochen lang, nachdem die Grasbrände über eine Landschaft weggegangen sind, bietet diese ein düsteres, abgestorbenes Bild.

Asche und verbranntes Gras decken den Boden und wirbeln bei dem leichtesten Windhauch belästigend in die Höhe, halbverbrannte Halme ragen da und dort einzeln und büschelweise empor; scheinbar erstorben liegt das Land; auch kein Tierleben regt sich mehr, nur die Ameisen und Termiten haben in ihren unterirdischen Wohnungen oder feuerfesten Hügeln den Brand ruhig über sich hinwegziehen lassen. Aber nicht lange dauert das; die Tornadoperiode kündigt sich mit einigen vorausgesandten tüchtigen Gewittern an, und bald, höchstens drei bis vier Wochen nach den Bränden, gewähren die Hügel, Berge und Thäler ringsum den lieblichsten Anblick mit ihrem zarten, jungen, frischen Grün im neuen Pflanzenkleid um die weichen Formen: der Tropenfrühling der Grasgebiete zieht in's Land. Rasch wächst und spriest alles auf's neue empor aus den Aschenfeldern, und wenn ein paar Monate später die Regenzeit einsetzt, rauschen die Wassermassen nieder auf die zu alter Höhe erstandenen Grasmeere. Während derselben scheint ein förmlicher Stillstand im Wachstum der Bedeckung einzutreten; grün und graugrün unverändert liegen die regenschweren Flächen. Erst zu Ende der Regenzeit, zu Beginn der Trockenmonate schmückt sich die Steppe mit den Farben des Tropenherbstes.

Das ist die Savanne Nord-Kameruns in ihrem Pflanzenkleid, welches dem Lande das ihm eigene Gepräge verleiht.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In den Mulden und Thälern längs der zahlreichen, quellfrischen Wasserläufe ziehen sich schmale Waldstreifen: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchtgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden, dem Sand und Lehm und nicht zum letzten der von den Hängen zu Thal geschwemmte Aschendünger außerordentliche Fruchtbarkeit verleihen. Diese Waldstreifen bleiben ewig frisch und grün; die Grasbrände dringen nie in geschlossene Holzbestände, versengen höchstens die Ränder. In ihnen erinnert uns die Natur, daß wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie für die sonst so einfachen Pflanzenformen entschädigen, häuft sie in diese in die Thalsohlen eingesprengte Buschvegetation eine solche Ueberfülle von Lebenskraft, daß der Faden der Gesetzmäßigkeit ganz zerreißt. Hier finden wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder, nur die Lianen und die Oelpalme fehlen, sowie die walzenartigen Bäume; auch der Rotholzbaum ist nicht vertreten zum Leidwesen der Eingeborenen. An Stelle der Oelpalme tritt eine andere hohe Palme mit kleiner Büschelkrone (Hyphaene?), sowie niedriges Stechpalmengebüsch. An den Rändern gegen das Gras zu wächst

Wald-
bestände.

häufig der Kolanufsbaum. Diese Waldbestände wurden häufiger und ausgedehnter, je weiter ich nach Nordosten kam; im Bamunguthal sah ich sie auch an den Hängen sich hinziehen. Immerhin jedoch ist die Grasbedeckung überwiegend.

Die Unverwüstlichkeit des tropischen Pflanzenwuchses zeigt sich in den Bestandteilen dieser Waldinseln gleichfalls wieder so recht. Zur Herstellung der Pfosten in der Umzäunung meiner Station lief ich in diesen Buschpartien eine Menge kleiner Bäume mit palmenartigem Stamm, Büschelkrone und langen blattförmigen Blättern, etwa armesdick und 2 bis 3 m hoch schlagen. Diese wurden behufs leichteren Einsetzens unten zugespitzt und wie Pfähle in den Boden gerammt. Es währte nur wenige Wochen, so trieben frische Kronen und am Stamm sproßten allenthalben junge Schößlinge!

Weinpalme.

An gleichen Orten, wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten (10 und 15 km langen) Hainen die *Raphia*, diese dem Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz an Stelle der Buschwald-bäume, an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Die Weinpalme ist den Bewohnern der eigentlichen Graslandgebiete, was die Oelpalme dem Waldländer ist; sie ist ihm eigentlich noch mehr vom Standpunkte der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse aus. Einmal bildet sie und das Gras das ausschließliche Baumaterial für die Behausungen; auch das Bindemittel hierzu liefert sie in Gestalt der weichen, schmiegsamen Rindenstreifen der Blattrippen. Dieselben werden auch verwendet zur Herstellung der sorgfältig und dauerhaft geflochtenen Traggefäße der verschiedensten Art, von der zierlichen Basttasche bis zum großen Korb. Aus den Fiederblättern binden sich die Leute ihre Besen; mit dem faserreichen Mark (als Korke verwendet) verschließen sie die Kalebassen und Palmweinkrüge. Der Palmwein, das unentbehrliche Getränk für den trinkfesten Graslandbewohner, wird ausschließlich aus der Weinpalme gewonnen. (Der Stammstrunk wird angebohrt und der herausträufelnde Saft in einer Kalebasse aufgefangen. Gewöhnlich geschieht das Anzapfen morgens, und nachmittags wird das gefüllte Gefäß abgeholt. Die Wunde wird mit Harz verschlossen, und der Baum bedarf einer mehrwöchentlichen Schonung.) An den Blattrippen als Tragestangen werden die Kalebassen, gefüllt mit der aus demselben Baum abgezapften Flüssigkeit, zu zehn und zwölf aufgereiht, aus den oft weit entfernten Hainen vergnüglich ins Dorf geschleppt; an ihnen hängen die Körbe mit den Farmfrüchten gefüllt u. dergl. m.

Ein so häufiger Baum auch die *Raphia* ist, das Auge erfreut sich

doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Ich habe geradezu riesenhafte Gebilde zu Gesicht bekommen. Der Wurzelstock oder Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die *Raphia* ja bekanntlich nicht —, von einem Umfang von 3 m, 30 bis 40 Wedel, jeder 15 bis 20 m lang und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.

Wenn man den Palmwein nennt, muß man auch der Kolanufs gedenken; beides gehört da droben im Hochland immer zusammen wie bei uns Bier und Brot. Und da auch der Kolabaum gleich der Weinpalme nicht so fast zu den Kulturgewächsen, als vielmehr zu den wildwachsenden Pflanzen gerechnet werden muß, sei auch dieser wichtige Baum gleich hier näher beschrieben. Die *Sterculia acuminata* ist hier ein hübsch gebauter, etwa 2 m hoher Baum mit dichter Laubkrone aus kräftigen tiefgrünen Blättern. Die Frucht ist fast so groß wie eine Kokosnuss mit harter Schale. Diese aufgeschlagen, zeigen sich im Innern fünf bis sechs große Kerne in weißen, starken Häuten, die nebeneinander liegen etwa ähnlich recht großen Orangenschnitten. Häutet man einen dieser Fruchtteile, so zeigt sich in ihm endlich der eigentliche, eßbare Kern, der wieder aus mehreren ungleichmäßig gelagerten, abgeplatteten Schnitten besteht, die sich mit dem Fingernagel trennen lassen. Der eigentliche eßbare Kern sieht, enthäutet, etwa aus, wie Abb. 37 zeigt. Dem Kolabaum möchte ich, gleichwie der Erdnuss, noch eine Zukunft als Kulturpflanze im Plantagenbetrieb mit Sicherheit voraussagen. Man hat sich bald an den herben, zusammenziehenden Geschmack gewöhnt und ich habe an mir selbst thatsächlich mit Verwunderung bemerkt, wie anregend und belebend der Genuß von einigen Schnitten bei starken körperlichen Anstrengungen wirkt.

Abgesehen von Weinpalme und Kolabaum spielen zwei in den geschilderten Waldstreifen vorkommende Pflanzen im Haushalt der Graslandbewohner eine gewisse, wenn auch untergeordnete Rolle. Die eine ist ein niederes Gesträuch; die etwa pflaumengroßen, grünen, schwach rötlich schimmernden Früchte bilden eine Bereicherung des überhaupt ganz reichhaltigen pflanzlichen Speisezettels der Hochländer: die Frucht enthält zahlreiche, kleine flachgedrückte Kerne, die wie

Abb. 37.

Ein Fruchtkern der Kolanufs. Etwa $\frac{1}{3}$ nat. Gröfse.

Eßbare Frucht.

„Seifen“-
baum.

Bohnen schmecken mit etwas terpentinähnlichem Beigeschmack. — Die andere Pflanze möchte ich den „Seifenbaum“ nennen. Ein etwa 2 m hoher, breitästiger Baum mit scharf gezackten Blättern und starken Dornen trägt ähnliche Früchte wie eben beschrieben, jedoch etwa apfelgroß. Sie sind ungenießbar; aber in Wasser weich gekocht, wird das Innere zu einer schaumigen, seifenähnlichen Masse, und auch als solche benutzt. Außerdem findet die rohe Frucht Verwendung beim Spinnen, indem sie die Stelle der bei unserer Spindel üblichen Holzkugel vertritt. — Ob diese beiden Pflanzenarten nicht auch im Waldland vorkommen, weiß ich nicht, halte es aber für wahrscheinlich.

Baumwoll-
staude.

Eine weitere, bemerkenswerte Pflanze wächst gleichfalls wild in den eigentlichen Grasgebieten, aber vereinzelt und in nicht bedeutenden Mengen: die Baumwollstaude. Die Eingeborenen kennen sie wohl, und ihre einheimischen Gewebe geben davon Zeugnis. In Adamaua soll sie regelrecht als Farmpflanze gebaut werden.

Arznei-
pflanzen.

Endlich habe ich noch einer Arzneipflanze der Baliländer Erwähnung zu thun. Auf ihren botanischen Namen kann ich sie nicht ansprechen; aber hier ist ihre Beschreibung: eine binsenartige Pflanze, welche in einem cylindrischen, langen, grünen Halm aufschiefst; der Stengel ist innen mit kleinen, weißen Zellen durchsetzt. Der medicinische Teil ist der Wurzelknollen, braun und hart, und starken aromatischen Geruch besitzend. Diese Knollen werden getrocknet, zu Pulver zerstoßen und mit Wasser vermischt, eingenommen. Die Leute betrachten das Pulver als gutes Mittel gegen Fieber und nennen es „ngola“. — Eine weitere Arznei, äußerlich angewendet gegen Hautausschläge u. s. w., habe ich selbst mit gutem Erfolg versucht; vermag aber nicht mehr darüber zu berichten als die Aussage der Leute, daß sie aus dem Pflanzenreich gewonnen wird.

II. Die Menschen.

Grundverschieden sind in jeder Beziehung die Stämme des Waldlandes und jene der eigentlichen Graslandgebiete. Sprachlich mögen sie alle der Banturasse angehören; als Lebewesen mit Fleisch und Blut, in der thatsächlichen Wirklichkeit sind die Hochländer ein anderer Menschenschlag. Und was hat diese Verschiedenheit hervorgerufen? Fast nur der geographische Unterschied mit seinen begleitenden Umständen. Hier, wie nicht leicht wieder so klar und zwingend, tritt dieses völkerverändernde Moment in seinen Wirkungen zu Tage.

Berge und schwierige Bodenbedeckungsarten trennen, Wasser und günstige Bodenbeschaffenheit und -Bewachsung führen zusammen. Auch diese Seite des geographischen Momentes zeigt sich hier. Auf meiner Marschkarte (Kartenbeilage 2), solange sie das Waldland betrifft, konnte ich mit Bestimmtheit die völkerscheidenden Grenzen angeben; oben, in den Baliländern, ist das nicht so leicht. Dort unten hausten die Stämme, ja deren einzelne Ansiedelungen für sich: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit im weiteren Umkreis, mag sie nun in freundlichen oder gegenteiligen Beziehungen sich äufsern, feind. Anders oben im Grasland mit seiner ungleich leichteren Gangbarkeit. Mochten und mögen die Graslandstämme in friedlichen Beziehungen sich näher kommen oder in kriegerischen Verwicklungen auf einander rumpeln: in jedem Fall schleifen sich die den einzelnen Stämmen vordem eigenen, ethnischen Verschiedenheiten mit der Zeit mehr oder weniger ab. Wie der verkehrsscheue Mensch mitten in der sogenannten „Gesellschaft“ lebend, seine Eigenart bewahrt, von dieser aber verliert, sobald er sich in den Bannkreis des gesellschaftlichen Nivellements begiebt; so geht es auch den Völkern.

Deshalb finden wir in den eigentlichen Grasländern, unterstützt durch die Gleichartigkeit der geographischen Verhältnisse auf ausgedehnten Gebieten, eine große Gleichartigkeit der Völkerverhältnisse in kultureller Beziehung (dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen). Erschwert das einerseits die Feststellung von zweifelsohne vorhandenen Völkerscheiden auf dieser Grundlage, so gestattet es andererseits aber auch, bei diesem oder jenem Stamm gemachte ethnographische Beobachtungen mit Fug und Recht für die übrigen als zu Gültigkeit bestehend, zu bezeichnen.

Gleichartigkeit der Völkerverhältnisse.

a) Völkerscheiden und -Verschiebungen.

In den Baliländern müssen wir nach weiteren Gesichtspunkten uns umsehen, nach denen wir die immerhin noch unverkennbar vorhandenen Völkerverschiedenheiten erklären können. Ein solcher ist einmal der anthropologische Unterschied, soweit noch erkennbar (Näheres siehe unten S. 326 u. f.); ein zweiter, noch mehr wie im Waldland, die Sprache. Auf letzterem gründet, teilweise, die von mir entworfene Völkerkarte des eigentlichen Graslandes (auf Kartenbeilage 2). Auf Richtigkeit in dieser Beziehung hat sie Anspruch, auf Vollständigkeit nicht. Es würde zu weit führen, hier das aus dem Abschnitt (VIII) über die Sprachen Einschlägige hereinzunehmen; ich verweise

Gesichtspunkte für Völkerscheiden.

also auf den Abschnitt selbst. Der dritte und sicherste aber ist die Geschichte. Diese, in Verbindung mit sorgfältig beobachteten bezw. erfragten ethnographischen und anthropologischen Thatsachen, ist es, die ich hauptsächlich der eben genannten Karte zu Grunde gelegt habe. Auch hierin darf ich Richtigkeit, nicht aber Vollständigkeit (wie man ja aus der Karte schon ersieht) behaupten. Da muß ich nun weiter ausholen und Adamaua mit hereinziehen.

Völkerver-
hältnisse in
Adamaua.

Adamaua zerfällt in mehrere, kleine Sultanate mit ziemlich politischer Selbständigkeit unter dem Großsultanat Jola. Das letztere steht, allerdings in sehr lockerer Form, unter dem Sultan von Sokoto, dem religiösen Oberhaupt der mohammedanischen Haussastaaten im ganzen westlichen Sudan, dem „sseriki musulmin“. An ihn haben Jola und seine Untersultanate Tribut in Gestalt von Elfenbein und Sklaven zu entrichten.

Die Bewohner Adamauas bestehen aus Ureinwohnern und aus fremden Eindringlingen.

Die ersteren werden wir gleich bei Besprechung der eigentlichen Graslandsstämme kennen lernen. Sie sind Heidenvölker, „Hadna“ genannt. Die Eindringlinge, die Eroberer, zerfallen wieder in „Hausa“ und „Fulla“; letztere auch „Fullani“ oder „Fulbe“ oder „Pullo“ genannt. Fulla und Hausa sind die Herrscher; beide Mohammedaner. Die Fulbe, die ein in Bezug auf Abstammung und ursprüngliche Heimat immer noch einwandfrei ungelöstes afrikanisches Völkerrätsel sind, haben bekanntlich helle Hautfarbe, semitische Gesichtszüge und langes, schlichtes Haar. Die Hausa — Neger — haben sich von den eigentlichen Haussastaaten Sokoto und Gandu über ganz Adamaua verbreitet. Wie man die Fulla die Kriegerkaste nennen kann, so sind sie das geborene Händlervolk.

Völkerver-
schiebungen
in Adamaua.

Die Ureinwohner Adamauas hatten und haben noch zwischen drei Losen zu wählen: entweder sich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen, oder auszuwandern, oder den Versuch zu machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl gleich beim Hereinfluten der Eroberer hat sich ein Teil der Autochthonen entschlossen, nach Süden auszuweichen und seine Wohnsitze in dem schmälern Süd-Streifen des Graslandes aufzuschlagen, im eigentlichen Grasland. Ein anderer Teil hat eine Zeitlang seine Freiheit zu wahren gesucht und ist nur schrittweise gewichen. Zuerst zog er sich wahrscheinlich in das Bergland, von dem ich einen Teil, den östlichen, als geographische Grenzscheide zwischen Adamaua und den Baliländern beobachtet und auszuzeichnen versucht habe, sowie in die nordöstlich

davon liegenden Bergketten (siehe S. 303). Hier war das Gelände zum Widerstande günstiger. Diese bergigeren, walddurchwachsenen Gegenden boten grössere Sicherheit, namentlich gegen die gefürchtete Reiterei der sklavenjagenden Haussa-Fullani. Aber auch hierher haben dann diese die Flüchtlinge verfolgt, sie vernichtet oder in Sklaverei ausgeführt. Was diesem Schicksal entging, ist weiter nach Süden gezogen und hat sich in die bereits früher beizeiten gleich hierher gewanderten Landgenossen hineingeschoben. So hat sich denn von selbst allmählich ein menschen- und damit lebensmittel-leerer Gürtel gebildet, zu beiden Seiten der eingezeichneten Süd- und Südwest Grenze Adamauas gelegen: ein Annäherungshindernis gegen die Bedränger im Norden. Und bis zur Stunde sind die Eroberer über dieses nicht weiter nach Süden bzw. Südwesten nachgefolgt. Wenigstens nicht in grösseren Massen mit kriegerischen Absichten. Handelskarawanen ziehen bisweilen bis Bamungu; bis Bafuen und Bafut sind einzelne Haussa und Fulla gekommen.

Solche Einzelreisende werden mit grossem, vielleicht nicht unberechtigtem Mißtrauen von den Bewohnern betrachtet. Die Bafut haben vor Jahren einige „weisse Männer“, zweifelsohne Fulla, die zu ihnen vielleicht thatsächlich mit Erkundungshintergedanken kamen, einfach totesgeschlagen. Nicht zum letzten auf diese Furcht mag die feindselige Haltung mancher Graslandstämme gegen unsere Expedition zurückzuführen sein. „Die Europäer sind hellfarbig wie die Fulbe auch, ein paar Grade dunklere Farbe macht nichts aus; nun kommen die alten Erbfeinde sogar vom Süden zu uns!“ So etwa ist der begreifliche Gedankengang der geängstigten Stämme. Der Haß gegen ihre Verdränger aus den alten Sitzen, die Furcht vor den Sklavenjagden der Fulbesultane ist noch heute sehr lebhaft und rege in den Baliländern; und ich glaube schon erzählt zu haben, wie das Gerücht von einem grossen Kriege im Norden (jedenfalls ein Sklavenraubzug) sogar ein paar feindselig gesinnte Stämme, die Bekom und Bafum, dazu trieb, uns um Anlage von Stationen bei ihnen zu bitten. Als die Gefahr verschwand, schwanden auch wieder die freundlichen Gefühle. —

Die kolonialpraktische Nutzenanwendung können wir aber (das hier nebenbei bemerkt) aus dem Gesagten ziehen, daß wir klüger handeln, wenn wir uns diese Stämme zu Freunden machen und sie gegen ihre alten Erbfeinde, die Adamauasultane, ausspielen, als mit den letzteren uns wohl für den Augenblick anzufreunden, aber bald, da wir ja doch ihre Sklavenjagden nicht dulden können, sie wieder zu Feinden zu haben und dann natürlich ihre Gegner dazu! —

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Furcht vor
den Haussa-
Fulla.

Ich fahre in der geschichtlichen Entwicklung fort.

Völkerver-
schiebungen
in den Bali-
ländern.

Die ersten in die eigentlichen Graslandgebiete weichenden Adamaua-Bewohner sind jedenfalls schon auf Hintersassen, Ureinwohner, getroffen, die später folgenden auf solche und auf ihre früheren Landgenossen; und so sehen wir hier in den Baliländern dasselbe Geschiebe vor sich gehen, wie vordem in Adamaua: auch hier Einwanderer und früher Angesessene. Der gleiche Kampf entspann sich. Die ursprüngliche Bevölkerung der eigentlichen Grasländer, wenigstens in den nachmals von den Eindringenden in unmittelbaren Besitz genommenen Landstrecken, ist stark gelichtet worden, soweit sie nicht gutwillig Raum gab, oder sich unterwarf.

Das eigentliche Grasland ist demnach das südliche und südwestliche Grenzgebiet von Adamaua; die in ihm hausenden Stämme Grenzvölker gegen die Adamauastaaten, deren nächstliegender im Norden das Sultanat Takum, im Osten das von Bamum ist. Letzteres dürfte wohl gleichbedeutend mit dem unter dem Namen „Banyo“ bekannten sein. (Das geht aus der Entfernung hervor, aus der ganzen Schilderung der Völkerwanderung der Bali und schliesslich auch aus dem Umstande, daß öfters Gerüchte zu uns drangen von Kriegen, bei welchen ein östlich sitzender Teil des Balistammes aufs neue in große Bedrängnis geraten sei: eben wieder nach Westen ausgedehnte Sklavenraubzüge des Herrschers von Banyo.)

Völkers-
scheiden in
den Bali-
ländern.

Aus dieser geschichtlichen Entwicklung geht ferner hervor, daß — eben auf geschichtlicher Grundlage — von Völkerscheiden im eigentlichen Grasland gesprochen werden muß; nur können wir solche nicht, wie im Waldland, in räumlicher Aufeinanderfolge festlegen, sondern sie sind durcheinandergeworfen. Die ihnen zu Grunde liegenden Begriffe heißen hier wie in Adamaua: Ureinwohner und Einwanderer. (Eine weitere Komplikation fand hier zu Lande insofern statt, als die Einwanderer zu verschiedenen Zeiten ins Land kamen.) Erstere sind, gleichfalls wie dort, entweder geblieben und haben sich freiwillig unterworfen, oder sind unterjocht worden, oder sind gewichen, oder endlich: waren imstande, sich ihre Unabhängigkeit mehr oder weniger zu erhalten. Denjenigen Teil der Urbevölkerung, der vor den Hereinströmenden ausgewichen ist und der sich auf diese Weise seine Selbständigkeit, wenigstens vorerst, zu bewahren gewußt hat, finden wir in den kleineren Bergvölkern am Südrande des Hochlandes und an seinen Hängen und Vorbergen: in den Babe u. s. w., sowie in den nach Osten zu ausgewichenen Banzoa. Von einer Aufzählung der verschiedenen Stämme im eigentlichen Grasland und

Angabe der Völkerscheiden sehe ich im Text ab, und verweise auf die Völkerkarte (auf Kartenbeilage 2).

Das jüngst eingewanderte und menschenreichste Volk sind die Bali, bei deren einem Stamm wir die Station Baliburg angelegt hatten. Ihr Zug, eine Völkerwanderung im kleinen, ist noch frisch im Gedächtnisse des Volkes; sind doch noch gar manche am Leben, die ihn mitgemacht haben. Annähernd gleiche Schicksale haben wohl auch die anderen aus Norden gekommenen Stämme erlebt.

Wanderung
des Bali-
stammes.

„Vor etwa 60 Jahren“ (so lange mochte es sein; denn der mir die Geschichte berichtende Balihäuptling Garega zählte wohl sicher seine 60 bis 70 Jahre und war bei diesem Exodos ein ganz kleiner Knabe) „sind sie, die Bali, in ihren damals innegehabten Wohnsitzen in »N'Yong-Puri« in der Nähe von »Balimudi«, wo ihre Väter und Großväter schon gesessen“ (also Ureinwohner) — dabei deutete Garega nach Norden — „von den Haussa auf Pferden bekriegt, viele von ihnen gefangen und der ganze Stamm vertrieben worden. Dann sind sie der Gegend zugezogen, wo die Sonne aufgeht; hatten aber viel zu kämpfen gehabt; waren endlich wieder umgekehrt und hatten sich nach Südwesten gewandt. Dabei überschritten sie einen großen Fluß, den »Bamum« (Mbam?) „und kamen nach vier Monden in die Gegend, wo sie jetzt sesshaft sind. Da wollten sie sich niederlassen und hatten mit dem an dem Platze ihres jetzigen Dorfes damals gesessenen Stamm, den »Batanka« gekriegt; wurden aber besiegt, und wichen nun nach Süden aus bis an den Rand der Hochebene. Dort trafen sie einen Stamm, der in alten Zeiten in ihren alten Wohnsitzen ihr Nachbar gewesen, die »Bamesson«; und mit diesen vereint streiften sie hinunter ins Waldland. Dort unten aber ist bald ein großes Sterben über sie gekommen, und nun stiegen sie wieder ins Grasland hinauf, kämpften aufs neue gegen die Batanka und besiegten sie. Dann trat eine Trennung des Stammes infolge des Todes des Häuptlings (Garegas Vater) ein. Der Teil, bei dem wir die Station Baliburg erbauten, blieb unter einem der drei Söhne, eben unter Garega, dem sein Vater auch“ (wie er oft erzählte) „die Fahne des Stammes übergab.“ (Die Graslandstämme führen Fahnen: große viereckige Stücke weißen, einheimischen Gewebes an langem Lanzenschaft.) „Er nennt sich »Bali-N'Yong«. Die beiden anderen Teile, »Bali-Bagam«¹⁾ und »Bali-N'Kunbat«²⁾, unter den beiden anderen Söhnen des gemeinsamen Häuptlings, zogen wieder

¹⁾ Gewöhnlich kurzweg „Bagam“ genannt.

²⁾ Gewöhnlich abgekürzt „Ba N'Kunbat“ genannt.

ostwärts und eroberten sich Wohnsitze.“ — Offenbar ging die Trennung nicht friedlich vor sich, „denn vor etwa 20 Jahren seien sie, die Bali-N'Yong, ganz plötzlich von den Bali-N'Kunbat überfallen worden. Die letzteren schienen bereits Sieger zu werden, da liefs Garega sich einen Stuhl mitten auf das Blachfeld, wo der Kampf wütete“ (es war der flache Höhenzug, auf dem unsere Station stand) „stellen, setzte sich darauf und erklärte, hier fallen zu wollen. Das habe seine Leute so ergriffen, dafs sie aufs neue, seinen ältesten Sohn Tita N'Yi an der Spitze, vordrangen und ihre einstigen Stammesbrüder zurückschlugen“.

Die Geschichte dieser kleinen Völkerwanderung fand ihre Bestätigung durch den Sultan von Takum, und damit ward zugleich der ursprüngliche Sitz der Balistämme festgestellt. Wir haben oben gehört, dafs sie als solchen das Land „N'Yong-Puri“, und, genauer, „Balimudi“ angaben. Der Sultan erzählte nun, dafs Takum bei den Ureinwohnern Adamauas „Balimudi“ heisse. „N'Yong“ ist wohl Landbezeichnung (?); sicherlich ist es der eine alte Stammesname (daher Bali-N'Yong). „Puri“ ist eine Verstümmelung aus Pulli = Pullo. Garegas Vater und der des Häuptlings von Takum waren Blutsbrüder, und der Sultan erinnerte sich noch gut, dafs ersterer — er nannte ihn „fo-N'Yong“ (Fon'yong), d. i. Herr der „N'Yong“ („fo“, „fon“ abgeschliffen aus „fuon“ = Herr); und so nennen die Bali-N'Yong heute noch ihren Herrscher — vor den Sklavenjagden der Fulla nach Süden gewichen sei. (Vergleiche mit diesem alten Stammesnamen „N'Yong“ [oder „Ban'yong“; siehe S. 427] die Bezeichnung der Sklaven im Waldland: „Bayong“ [S. 259]! Offenbar dasselbe Wort.)

Der Mbam?

Den „grofsen Fluß Bamum“, den der Stamm bei seiner Wanderung überschritten hat, als den Mbam anzusprechen (siehe übrigens auch oben S. 309), begründe ich mit einer zoologischen Kenntnis der Bali. Das Flufspferd nämlich ist ihnen bekannt, gut bekannt sogar; sie haben dafür eine eigene Bezeichnung „ninguatt“, und ein geflügeltes Wort knüpft sich daran: „ntchen, ninguatt, nyatt fantu itet abutiti“ (der Elefant, das Flufspferd und der Büffel sind drei schlimme Brüder). Auch werden wir später bei Besprechung der Gewerbethätigkeit hören, dafs sie Stücke Flufspferdhaut von Osten her bekommen. Im eigentlichen Grasland bis östlich zum Bamum giebt es keine Flufspferde; im Mbam kommen aber, wie wir aus anderen Berichten wissen, diese Dickhäuter vor.

Unter-
gegangener
Stammes-
name?

Auch an den Namen eines Volkes, das in dieser Wandergeschichte der Bali eine Rolle spielt, mufs ich eine aufklärende bzw. vermutende

Bemerkung knüpfen. Den ureingesessenen Stamm, mit dem die Bali-N'Yong um ihren derzeitigen Sitz kämpften, nannten sie „Batanka“. Die Ueberreste desselben, [die in verstreuten kleineren Dörfern im Halbkreis nördlich von Bali-N'Yong sich wieder angesiedelt haben, belegen sie aber mit dem Namen „Batankoan“. Nun erinnere man sich daran, daß im nördlichen Waldland die Sklavendörfer „bata“ oder „batan“ heißen; ferner sei, aus dem Abschnitt VIII vorweggenommen, bemerkt, daß in der Balisprache „kuan“ = Sklave heißt, sowie, daß sie nicht selten einem Worte die Silbe „ka“ als sprachlichen Schnörkel anhängen. Das alles zusammengehalten, komme ich zu dem Schluß, daß wir es bei den Stammesbezeichnungen: „Batanka“ und „Batankoan“ gar nicht mit dem eigentlichen Namen des hier gesessenen Urvolkes zu thun haben. Dieser ist untergegangen; und die Bali nannten und nennen die einstigen Herren ihres Gebietes mit der Bezeichnung, die den Begriff „Sklave“ hat. „Batankoan“ ist dann einerseits Verquickung zweier gleichbedeutender Worte „bata“ und „kuan“, und andererseits mundgerechte Abschleifung der Zusammensetzung: „bata-kuan“. Die weiteren sprachlichen Schlußfolgerungen daraus gehören nicht mehr hierher, sondern in den mehrgenannten Abschnitt VIII. Oder hieß der Urstamm thatsächlich „Bata“ oder „Batanka“, und ist sein Name — ursprünglich Eigenname eines unterjochten Volkes — Gattungsname für „Sklave“ geworden, und mit Verschleppung der Sklaven bis ins Waldland gedrungen?? Man sieht, der Sprachforschung harren viele Aufgaben, deren Lösung Licht auf volkliche Rätsel wirft. —

Ich habe oben gesagt, daß die beiden Völkerklassen, die derzeit im eigentlichen Grasland sitzen: die Ureinwohner und die Eingewanderten, bei geschichtlicher Verschiedenheit doch ein ziemlich gleichartiges Gepräge besitzen. Ethnographisch einmal sicher. Das ist für Begründung von Völkerunterschieden auf dieser Basis sehr erschwerend. Man wird sehen, daß es trotz peinlicher Sorgfalt und Sichtung nicht immer möglich ist, zu unterscheiden, was in dieser Beziehung unverfälschte Stammeseigenart ist, was die Ureinwohner von den Einwanderern angenommen oder umgekehrt. Dazu kommt noch, daß naturgemäß die Einwanderer, also die ursprünglichen Ureinwohner Adamauas, ihrerseits gar manches aus dem socialen und kulturellen Leben ihrer Verdränger, der mohammedanischen Fulla und Haussa, angenommen, und mit in die neuen Wohnsitze gebracht und verpflanzt haben.

b) Anthropologische Angaben.

Anthro-
pologische
Unter-
schiede.

Auch der anthropologische Unterschied hat sich, zum Teil wenigstens, bereits abgeschliffen, ja verwischt. Ich spreche von einem Unterschied in dieser Hinsicht, als von einer Thatsache. Das ist sie auch. Bei den Bali-N'Yong, bei denen ich 18 Monate saß, sowie bei den Bali-Bagam, von denen häufig Gesandtschaften zu uns kamen, konnte ich das am besten beobachten. Beide dem jüngst eingewanderten Volk zugehörig, mußten sie sich am verhältnismäßig reinsten erhalten haben.

Wenn ich sie, die Eingewanderten, mit den Banzoa, von denen ich bestimmt weiß, daß sie Ureinwohner sind, verglich, so war der Unterschied in die Augen springend. Leider besitze ich von den letzteren keine Typen; doch schaffen immerhin einen Begriff auf dem Dreitypenbild (Abb. 38) die beiden rechts und links stehenden Neger. Sie sind Sklaven, den Batankoan angehörig. Noch gedrungener und massiger sind die Banzoa. Ferner besitzen sie auffallend wulstige Lippen, breite Gesichter und kleinen, aber kräftigen, gedrungeenen Körper, sowie kleine, runde Köpfe. Ihnen zunächst kommen die Babe, ein gleichfalls zweifelsohne eingesessener Stamm, dann die Bamesson, die zwar, wie die Bali und auch sie selbst behaupten, eingewandert sind, aber schon generationenlang im eigentlichen Grasland sitzen.

Der reine Bali (Abb. 38 Mittelfigur, und Abb. 39) — ich nehme natürlich zum Vergleich auf beiden Seiten Freie — zeigt zwar selbstredend ebenfalls den allgemeinen Negertypus: der Prognathismus, die ausladenden Jochbeine, die breite Nase auf breiter Basis, das starke, kurze Wollhaar ist auch ihm gemein. Der Wuchs aber ist hochgestreckter, durchweg weit über Mittelgröße ragend, schlank und sehnig, bei vollkommen proportioniertem, muskelkräftigem Körperbau. Riesenhafte Gestalten sind durchaus keine Seltenheit. Namentlich die langen Schenkel der Männer sind auffallend; darum sind sie auch außerordentlich ausdauernd im raschen Tempo; in mächtigen Sätzen geht es dahin. Die Haltung ist gerade, ihr Gang elastisch. Fein geformt sind die Hände, schlank und lang. Manche der Elfenbeinringe, wie sie solche als Schmuck um das Handgelenk tragen, und von denen ich einige mit nach Europa brachte, vermochten nicht einmal unsere Damen über das zarte Händchen zu streifen! Schön gebaut sind die unteren Extremitäten, volle, aber feingefesselte Unterschenkel; klein und wohlgestaltet die Ohren. Denke ich an die Körper unserer Rekruten zu Hause, wenn man sie sieht, wie sie Gott erschaffen hat, so be-

Abb. 38. Neger aus den Baliländern.

Ndumu,
Sklave aus dem Batan-
koan-Stamm.

Schama,
Freier aus dem Bali-
Stamm.

Nchum,
Sklave aus dem Batan-
koan-Stamm.

Abb. 88. Neger aus den Baliländern.

Ndumu,
Sklave aus dem Batan-
koan-Stamm.

Schama,
Freier aus dem Bali-
Stamm.

Nchum,
Sklave aus dem Batan-
koan-Stamm.

zeichne ich unbedenklich die Bali als den schöneren und besser gebauten Menschengeschlag. In der Kopfform unterscheiden sie sich scharf von den Banzoa. Sie sind Langschädel. Allerdings bezweifle ich sehr, ob von Natur aus; hier könnte die von ihnen allgemein geübte Sitte,

Abb. 39.

Neger aus dem Bali-N'Yong Stamm.
Tituat, Fahnenführer und Dolmetscher Garegas.

den kleinen Kindern durch Streichen und steten Druck eine langgestreckte, eiförmige Kopfform zu geben, dem reinen Schädeltheoretiker einen schlimmen Streich spielen; da hätten wir es also nur mit einem ethnographischen Unterschied zu thun?

Mit Gegenüberstellung dieser beiden Vertreter der beiden Völkerklassen der Baliländer habe ich allerdings die schärfsten Gegensätze gewählt. Alle übrigen Stämme, Ureinwohner und Eingewanderte, zeigen bei weitem nicht mehr so ausgeprägte Verschiedenheiten (höch-

stens noch die Babe und einzelne Bamesson). Im allgemeinen neigen beide mehr zum Typus der Bali als zu dem der Banzoa: ein Beweis einerseits, daß die übrigen eingewanderten Stämme anthropologisch den Bali gleich waren; andererseits für die Auffrischkraft der jeweils Neueingewanderten. Das Gesetz ursprünglicher körperlicher Verschiedenheiten aber zwischen Autochthonen und Einwanderern ist nachgewiesen.

Durchaus nicht selten ist unter den ursprünglichen Adamauabewohnern rein erhaltenes Fullablut zu finden. Solche Erscheinungen sah ich bei den Balistämmen, bei den Bafut, auch bei den Bamungu; sie fallen sofort auf (Abb. 40).

Und nun zu den anthropologischen Angaben überhaupt; soweit nicht eigens vermerkt, sind sie für Ureinwohner und Eingewanderte einschlägig.

Körperbau
u. s. w.

Bezüglich Körperbau u. s. w. siehe vorstehende Beschreibung.

Dicke Gestalten bekommt man hier oben nicht oft zu sehen; Garega, der Häuptling der Bali-N'Yong, und sein Bruder Fokwa jedoch z. B. erfreuten sich beide wohlgerundeter Bäuchlein.

Im Gegensatz zu dem federnden, elastischen Gang der Männer fällt der steife, unschöne Gang der Weiber mit steifem Kreuz auf. Sehr groß ist die Gelenkigkeit der Füße und namentlich der Zehen. Letztere werden geradezu als Finger benutzt, um z. B. Gegenstände vom Boden aufzuheben und dergl. mehr.

Das Gebären.

Auch hier oben überraschen die außerordentlich schlanken Hüften und das kleine Gesäß, namentlich an den meist schön gebauten Körpern der Weiber. Trotzdem soll das Gebären leicht und gut von statten gehen. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, diesem Akte anzuwohnen; für gewöhnlich ist auch dem eigenen Mann Zutritt in die Hütte, in der die Kreißende liegt, verboten. Die Geburt war in etwas mehr als drei Stunden vorüber, Frucht und Nachgeburt gingen gut ab. Die Nabelschnur wurde von der Wöchnerin selbst etwa 15 cm vom Kinde entfernt, mit den Nägeln abgezwickt und durchgerissen; eine Unterbindung derselben hatte nicht statt. Gegen Abend — das Weib war vormittags in mein Haus gekommen, „damit ich helfen solle“ — kehrte die Mutter mit dem Neugeborenen bereits wieder allein in das Dorf zurück. Auch habe ich nicht selten gehört, daß Weiber, die in den Farmen von den Geburtswehen überrascht werden, ganz allein gebären und am gleichen Tage mit dem Kinde den oft stundenlangen Rückweg nach Hause antreten.

Nochmals auf die Schädelbildung zurückzukommen: ich habe die

Abb. 40. Neger aus den Baliländern.
Ein Fulla-Bali.

oben erwähnte Sitte am ausgeprägtesten und allgemeinsten bei den Bali gefunden; hier manchmal derart, daß die Stirne ganz flach nach rückwärts verlief; die Scheitelgegend also eine ogivale Spitze bildete. Der nebenstehend abgebildete Schädel (Abb. 41) weist diese Eigentümlichkeit nicht auf, wenig-

stens nicht annähernd in dem geschilderten Grade. Er gehörte einem Bapigni an (ureingesessenes Volk). Bemerkenswert vielleicht ist die tiefe Hieb-
wunde über dem rechten Auge; sie ist 5 cm lang, an der tiefsten Stelle 8 mm tief, ohne daß der Schädel durchschlagen ist; also sicher eine recht gediegene Knochenbildung. Solche ist mir überhaupt an den Köpfen der Grasländer aufgefallen.

Die beneidenswert prächtigen Zähne, die den Negern allgemein eigen, finden wir auch hier. Ihrer Pflege, überhaupt der Reinlichkeit am ganzen Körper, habe ich bereits bei Besprechung der Waldlandbewohner Erwähnung gethan; hier ist das gleiche der Fall.

Die Augen zeigen meist graue oder dunkelbraune Iris.

Die hohe Ausbildung der natürlichen Sinne, des Gesichts und Gehörs, auch dem Waldlandneger als Naturmenschen eigen, ist beim Grasländer noch entwickelter. Abgesehen von der geistigen Ueberlegenheit, mag wohl sein Land, die weite Steppe, der Grund sein.

Abb. 41.

Schädel eines Negers aus den Baliländern.

Farbensinn. Eine Beobachtung, in gleicher Weise auch von Dr. Zintgraff gemacht, sei hier eingeschaltet: über das Farbenunterscheidungsvermögen. Für Schwarz und Blau hatten die Bali-N'Yong nur ein Wort; desgleichen eines für Grün, Gelb und Weiß; eines für Rot und Braun. Wir kamen nach wiederholten und mit verschiedenen Individuen angestellten Versuchen schliesslich zur Ueberzeugung, daß wir es nicht mit einem sprachlichen Mangel zu thun hatten als vielmehr mit der Thatsache, daß dieser Stamm nur drei Farbenunterschiede macht: rot (und braun), dunkel und hell.

Hautfarbe. Die Hautfarbe ist verschieden, im allgemeinen dunkler als bei den Waldlandnegern, namentlich bei den Bali, wo sie sich manchmal fast einem Schwarzblau nähert. Sie ist bei den verschiedenen Individuen verschieden. Handteller und Fußsohlen sind bedeutend heller (fast weiß-gelb) als die Körperhaut. Albinos sind mir nie zu Gesicht gekommen; nur einmal sah ich ein Weib, das hart an der Grenze zu einem solchen stand.

Behaarung. Die Behaarung bei beiden Geschlechtern ist stärker als bei den Waldlandbewohnern. Das Kopfhaar ist ja bekanntlich bei allen Negern außerordentlich dicht und stark; so auch hier. Behaarung in den Achselhöhlen ist gering, dicht aber an der Scham, namentlich bei den Weibern. Ob das mit ihrer Gepflogenheit zusammenhängt, sich die Schamhaare von Zeit zu Zeit abzurasierern, weiß ich nicht. An anderen Stellen als den gewöhnlichen habe ich mit Ausnahme von einzelnen alten Männern, die Spuren von Behaarung auf der Brust zeigten, solche nicht beobachtet. Bartwuchs habe ich häufiger und stärker gesehen als unten im Waldland; er würde vielleicht fast allgemein sein, wenn nicht die Grasländer, namentlich die Eingewanderten, sich fleißig rasierten. In Bameßon sah ich mehrere ältere Männer mit grauen, dichten Vollbärten, desgleichen in Bamignie, einem Ort der Batankoan. Unter den Bali-Bagam bemerkte ich einige mit schwachen, das Gesicht einrahmenden Vollbärten, wie alte Seeleute bei uns sie zu tragen pflegen. Bei letzterem Stamm fielen mir auch verschiedene Männer auf mit langen, fast glatten Haaren, im übrigen vollständigen Negerhabitus zeigend: Fulbemischlinge?

Brüste. Die Brüste der Weiber sitzen gewöhnlich auf schmaler Grundfläche auf, ragen weit vor und endigen in zapfenförmiger Brustwarze (Abb. 42). Man kann sie also im allgemeinen als stark, wenigstens als voll bezeichnen; die Form ist häufig konisch. Rasch senken sie sich und werden bald hängend; bei jungen Mädchen aber sind sie fast stets straff und fest; bei solchen bekommt man auch nicht selten klassisch

Abb. 42. Negerinnen aus den Baliländern.
Uandi,
Tochter des Häuptlings von Bamessou.

Yanya,
Freie aus dem Bali-N'Yong Stamm.

Abb. 42. Negerinnen aus den Baliländern.

Uandi,
Tochter des Häuptlings von Bamesson.

Yamya,
Freie aus dem Bali-N'Yong Stamm.

schöne herb-jungfräuliche Formen zu Gesicht. Bei den Bali-N'Yong sah ich einmal ein Weib, dessen rechte Brust tadellos geformt war, während die linke ganz schlapp weit herabhing. Hängende Form in der Ausdehnung, wie im Waldland häufig beobachtet, bemerkte ich hier nie. Es mag das wohl mit dem sehnigeren, magereren Körperbau der Hochländer zusammenhängen.

Die im Waldland häufig beobachteten Nabelbrüche sind hier seltener.

Misbildungen des ganzen Körpers habe ich hier oben so wenig gefunden wie im Waldland. Hier weiß ich den Grund, der wahrscheinlich auch für jenes zutreffend ist: mißgebildete Kinder werden gleich nach der Geburt getötet. Die im Waldland vorkommende Elephantiasis bemerkte ich hier oben nie. Ueberhaupt habe ich weder im Wald- noch Grasland eine Ueberbildung oder Verkümmern der Geschlechtsteile bei Männern oder Weibern beobachtet (die Elephantiasis unten in den Waldgebieten ausgenommen), so also auch nicht eine übermäßige Entwicklung der Klitoris oder der Schamlippen bei den Negerinnen. An hypertrophischen Bildungen ist mir nur eine zu Gesicht gekommen, in Bamignie; gleicher Art wie im Waldland: ein Mann hatte eine sechste Zehe. Sie hatte die Länge eines Fingers, war gelenkig wie die übrigen und saß zwischen der größten und nächstfolgenden normalen Zehe; besaß jedoch keine Nagelbildung.

Noch eine den Negern überhaupt aufoktroierte Eigenschaft sei bei dieser Gelegenheit richtig gestellt: der ihnen angeblich inwohnende übermäßige Geschlechtstrieb. Bei den mir bekannten Stämmen Nord-Kameruns wenigstens ist das sicher nicht richtig. Auch hierin dürfen wir uns nicht über den „Schwarzen“ höher stehend dünken: das ist eben, wie bei uns auch, individuell verschieden. Und gar manche Momente fallen bei dem einfachen Naturmenschen weg, die bei den „hochcivilisierten“ Völkern einer künstlichen Reizung gleich zu achten sind; ich erinnere nur an die verhüllende Bekleidung hier, deren Mangel dort. Ich werde bei Betrachtung der Familienverhältnisse nochmals darauf zu sprechen kommen. Der Beischlaf wird von den Graslandnegern im allgemeinen in der naturgemäßeften Stellung (das Weib auf dem Rücken liegend) vollzogen, jedoch auch nicht selten in beiderseitiger Seitenlage. Nie in der Öffentlichkeit. Die Sprache besitzt für diesen Akt zwei Begriffe: „tchong“ = beschlafen, und „ndze nu“ (wörtlich: der weibliche Geschlechtsteil trinkt). — Onanie treiben Knaben und auch Erwachsene. Der Sprachbegriff ist für die Auffassung dieses Lasters bezeichnend: „nchu keru“ (wörtlich: das Glied waschen, reinigen).

Nabel-
brüche.
Miß- und
Ueberbil-
dungen.

Geschlechts-
leben.

Krebs u. dgl.

Krebsartige Krankheiten wie im Waldland sah ich keine. Auffallend häufig aber sind Hautausschläge in Gestalt von kleinen eitrigen Geschwürchen, bei den Weibern meist am Gesäfs, bei den Männern in der Leistengegend. Ob diese Erscheinung mit geschlechtlichen Leiden zusammenhängt, kann ich, als Laie, nicht sagen. — Geschlechtliche Erkrankungen haben statt; soviel ich jedoch gesehen und in Erfahrung gebracht, nur diejenigen leichteren Grades.

Innerliche Krankheiten.

Krankheiten der Atmungsorgane, im Waldland nie beobachtet, sind hier im Grasland nicht selten.

Die Malaria, in leichten Formen allerdings, ist den Graslandbewohnern ebenfalls bekannt. Das von ihnen angewendete Gegenmittel, schweifstreibender Art, habe ich bei Schilderung der Pflanzen bereits genannt. Die vorkommenden Anschwellungen der Hand- und Fußgelenke damit in Zusammenhang zu bringen, bin ich deshalb geneigt, weil wir Weissen an uns selbst einen solchen als zweifellos festgestellt haben.

Epidemisch und die Bevölkerung empfindlich lichtend tritt die Dysenterie, die Ruhr, in den Baliländern auf; und wie es scheint, nicht gerade selten. Ich habe eine solche Seuche bei den Bali-N'Yong miterlebt. Sie wütete von Ende Dezember 1891 bis Ende April 1892, also die ganze zweite Hälfte einer Trockenzeit, und raffte über 600 Menschen dahin. Zur Zeit ihres Höhepunktes, Februar und März, forderte sie fast täglich 10 bis 15 Opfer — eine hohe Zahl bei der ungefähren Gesamtstärke des ganzen Stammes von 6000 Köpfen — aus allen Altern und Geschlechtern. Vom Forscherstandpunkt aus: habe ich ihr es zu verdanken, daß ich in das innere sociale und kulturelle Leben eines der Graslandstämme ziemlich genaue Einblicke thun konnte; wanderte ich doch während der beiden Monate, in denen sie am heftigsten herrschte, Tag für Tag durch das Dorf von Haus zu Haus, um nach Kräften zu helfen. Von hier soll die Seuche dann nach Bandeng und Bafut, also Nordnordwest, gewandert sein. Zu gleicher Zeit hatte auch Bagam schwer unter ihr zu leiden. Auch in Bameßon scheint im August 1891 eine solche geherrscht zu haben; wenigstens sandte der Häuptling einmal zu uns, als wir auf Mi-Yimbi still liegen mußten, eine Gesandtschaft mit der Bitte um Hülfe gegen eine Krankheit, die der Beschreibung nach die Ruhr war.

c) Ethische Angaben.

In geistiger Beziehung müssen sämtliche Stämme des eigentlichen Graslandes als hochstehend bezeichnet werden, und übertreffen

die Waldlandstämme. Ob und inwieweit in dieser Hinsicht die eingewanderten Völker fördernden Einfluss auf die Ureinwohner übten, weiß ich nicht.

Was ich zu Beginn des vorigen Abschnittes behauptet, durch die Schilderung der verschiedenen Waldlandstämme mit Beweis belegt habe, findet in den Baliländern die weitere Bestätigung: mit dem Vordringen ins Innere Nord-Kameruns trifft man auf eine immer stärker werdende und auf einer immer höheren Kulturstufe stehende Bevölkerung. Dieses Gesetz der Steigerung in den beiden Richtungen: Bevölkerungsdichtigkeit und Kultur, besteht bis zum Tsâde zu Gültigkeit; dort mit dem weiland Reich des Scheich Omar scheint es zu enden. Das geht aus den Berichten der Adamauaforscher, aus Dr. Nachtigals Werk deutlich hervor. Zunahme
der Kultur.

In unseren Baliländern zu bleiben: die Bevölkerung derselben steht auf einer höheren kulturellen Stufe als der höchst stehende Waldlandstamm, die Banyang. Nicht zum letzten tritt diese Intelligenz zu Tage in dem für afrikanische Verhältnisse gering zu nennenden Grade religiöser, abergläubischer Vorstellungen, in der religiösen Duldsamkeit, sowie in dem Fehlen einer einflussreichen Priesterkaste.

Was Charakteranlagen betrifft, so besitzt der Graslandneger die guten und schlechten Eigenschaften seiner ganzen Rasse. Das hat er vor den Waldlandstämmen voraus, daß bei ihm die letzteren wenigstens die Kehrseiten vorhandener guter sind. Raublust und Eigensinn, Verschlagenheit, ja Hinterlist und Eitelkeit sind der Revers der gleichfalls stark entwickelten positiven Anlagen: des Mutes und der Ausdauer, der Klugheit und des Stolzes. Bezeichnend vielleicht ist auch eine sprachliche Beobachtung: ich habe kein Wort für „danken“ feststellen können; für „lügen, schwindeln“ u. dergl. jedoch gleich zwei! Der angeborenen Artigkeit, die sich bei den social Höherstehenden, z. B. den Häuptlingen, geradezu zu dem erhebt, was wir Taktgefühl nennen, muß ich noch Erwähnung thun. Achtungsvolles Ausweichen, Aufheben von zu Boden gefallenen Sachen, den Vortritt lassen u. s. w., üben namentlich die Bali auch gegenseitig fast ausnahmslos. Im komischen Gegensatz dazu steht eine von mir oft beobachtete Thatsache. Ruft nämlich ein Bali (Männlein oder Weiblein) einen oder eine andere an, so fällt es der angerufenen Person — wenn auf gleicher oder höherer socialer Stufe stehend — sehr oft gar nicht ein, nur zu antworten, geschweige denn eine etwaige Thätigkeit auf einen Augenblick zu unterbrechen und wenigstens aufzuschauen. Ich habe im Tagebuch einmal einen solchen Fall eigens verewigt: „... Heute habe ich

dieses Anrufen buchstäblich 107 mal gezählt; ein Weib draussen vor der Station rief der Uandi, die im Hofe meines Hauses safs und gerade afs; sie mußte es hören, es fiel ihr aber nicht ein, zu antworten. Sie afs ruhig zu Ende, dann trat sie langsam hinaus: »woi?« (d. i. hier?) — Das war alles! Man weifs nicht, was man mehr bewundern muß, die Geduld der einen oder die Gemütsruhe der anderen.“

Treue und eine gewisse Anhänglichkeit an Familienoberhaupt, an Häuptling und Stamm, auch an den Weissen, dessen Persönlichkeit ihm einmal Vertrauen eingeflößt hat; sowie ausgeprägtes Rechtsgefühl darf ich gleichfalls nicht ungenannt lassen. — —

Gesamt-
urteil.

Soll ich ein abschließendes Gesamturteil über körperliche und geistige Beschaffenheit der Bevölkerung der Baliländer fällen, so antworte ich mit der Charakteristik, die Nachtigal über die Heidenstämme Baghirmis abgibt, die seinen Schilderungen nach sehr viel Aehnlichkeit mit unseren Bewohnern der eigentlichen Grasgebiete haben. Er sagt: „Alle diese Völker sind physisch und intellektuell ausgezeichnet veranlagt, und kein Gedanke an irgend welche körperliche und geistige Minderwertigkeit oder Vernachlässigung seitens der Natur kommt auf.“

d) Statistische Angaben.

Zunahme
der Bevölke-
rung.

Auf Angaben über Bevölkerungszahlen übergehend, so kommt hier, wie schon angedeutet, das Gesetz der Steigerung ganz besonders deutlich zum Ausdruck. Allerdings kann ich die Stammesstärken der beiden großen Gebiete Nord-Kameruns nicht vergleichen; im Waldland vermochte ich nur die Einwohnerzahlen der von mir durchzogenen Orte annähernd festzustellen; hier oben im eigentlichen Grasland gestattet die geschlossene Stammesniederlassung und das Gelände die ungefähre Stärke eines ganzen Stammes zu überblicken. Auf das mehrerwähnte Gesetz der Bevölkerungszunahme hat das aber keinen Einfluß; da kommt lediglich die Dichtigkeit der Bevölkerung in Verbindung mit der bewohnten Fläche in Betracht. Zahlen beweisen; ich brauche nur den volkreichsten Waldlandstamm, die Banyang, zum Vergleich heranzuziehen. Die von mir in der Banyanglandschaft durchschrittene Marschstrecke beträgt in der Luftlinie gemessen rund 90 km. Auf dieser Längenausdehnung habe ich in allen passierten Ortschaften zusammen ungefähr 10 000 Menschen gezählt. Im Grasland oben errechnen sich auf der Strecke von Bameson bis Bamungu, einer Luftlinienlänge von bloß 70 km, nur in den von mir berührten, verschiedenen Stammessitzen zusammen an 20 000 Einwohner!

Ich lasse die Bevölkerungszahlen, stammweise zusammengestellt, soweit ich sie auf Grund eigener Schätzung oder sicherer Erkundigungen ungefähr annähernd richtig zu geben vermag, folgen. (Die Stärke einer Familie im engeren Sinne nehme ich wie im Waldland — und hier mit der Berechtigung 18 monatlicher Beobachtungen — zu fünf bis sechs Köpfen an.)

Bamesson (ein Hauptort und mehrere verstreute kleine Dörfer): 2000 Einwohner; darunter 500 bis 600 Krieger.

Bapigni (ein Dorf): 1500 Einwohner; darunter 300 bis 400 Krieger.

Bali-N'Yong (ein Dorf): 6000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Batankoan (mehrere Dörfer: Bamignie mit 2000 bis 3000 Einwohnern, Babossa mit 800 Einwohnern, und noch einige kleinere Orte mit zusammen etwa 2000 Einwohnern): 6000 Einwohner, darunter 1500 Krieger.

Die Batankoan sind als vollkommen unterworfenen, mithin wesentlicher Bestandteil der Bali-N'Yong zu betrachten (siehe S. 323 u. 325), so daß also die Bali-N'Yong als rund 12 000 Köpfe stark, darunter 3000 Krieger, aufgeführt werden müssen.

Bali-Bagam (Bagam): 10 000 Einwohner.

Bali-N'kunbat (Ba N'kunbat): 5000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Bandeng (ein Dorf): 6000 Einwohner; darunter 1500 Krieger.

Bafut (ein Hauptort mit 8000 Einwohnern, mehrere kleinere Vassallendörfer mit etwa 2000 bis 3000 Einwohnern): also etwa 12 000 Köpfe; darunter 3000 bis 4000 Krieger.

Bamunda (ein Dorf): 3000 Einwohner.

Bafuen (ein Dorf): 3000 Einwohner.

Banza (ein Dorf): 3000 Einwohner.

Bawadju (ein Dorf): 1500 Einwohner.

Bagangu (ein Dorf): 2000 Einwohner; darunter 500 Krieger

Bamungu, nordöstlich Bali (ein Hauptort, mehrere verstreute Ansiedelungen): 5000 Einwohner.

Banza-
stamm.

e) Politische Verhältnisse.

Aus diesen statistischen Angaben ersehen wir außer der Thatsache großer Bevölkerungsdichtigkeit noch etwas. Während im Waldland in politischer Beziehung von einem Stammeszusammenhalt kaum gesprochen werden konnte — die Gauverbindung der Banyangstämme geht ja nicht über den ersten Beginn des Zusammenfassens des eigenen Stammes hinaus — haben wir es hier oben in den Baliländern mit

Geschlossene Stam-
mesverbände.

festen, geschlossenen Volksgefügen zu thun. Zum guten Teil wird dieser Zusammenschluß durch das Gelände begünstigt. Sicher hat ferner schon bei den Ureinwohnern der Grasgebiete die verhältnismäßige Nähe der mohammedanischen Haussasultanate beigetragen; die Einwanderer haben diese Staatenbildung ja aus eigener Anschauung kennen gelernt. Bis zu dieser Stufe, der der Staatenbildung, sind nun die derzeitigen Graslandstämme noch nicht gelangt; Versuche hierzu, wenigstens bei einem der eingewanderten Völker, sind unverkennbar. Wir werden gleich davon hören.

Die Ausdehnung der kleinsten staatlichen Einheit, eines Stammes, zu wirklichen Staatengebilden findet man unter den Negeren im allgemeinen erst bei Annahme des Islam.

Politische
und kul-
turelle Be-
deutung des
Islam.

Man mag über den Islam als Religion denken wie man will; ein centralisierendes, staatenbildendes Element ist er zweifelsohne gewesen. Und nicht nur das; er war, insbesondere für den Sudan, auch ein kulturbringendes. Von Osten, nicht von Norden, kam die Kultur in diesen Teil Afrikas; darauf weisen alle Traditionen der hochstehenden Staaten am Ufer des Tsâde. Die Gründer des Baghirmireiches z. B. sollen, so geht die Sage, aus den Nilländern gekommen sein. Nachtigal ist auf Grund seines vierjährigen Aufenthaltes in diesen Gebieten zu dem bestimmten Ergebnis gelangt, daß die hohe Stufe der Gesittung, die Bildung der großen Reiche dortselbst lediglich dem Islam zu verdanken ist.

Ueberhaupt ist der Islam auch als Religion eine Institution, die den Lebensanschauungen der Neger weit mehr entspricht als z. B. das Christentum. Der fatalistische Zug einerseits, die Sanktionierung der Sklaverei andererseits insbesondere mußten dem Neger mehr zusagen als die ethisch ja sehr weit höher stehenden Lehren der christlichen Religion. Daß dann, nachdem der Mohammedanismus in Afrika seine kulturelle Mission zum Teil erfüllt hatte, er es war und ist, der mit stagnierendem Formelwesen — dem Ueberbleibsel übrigens jeder abgelebten Lehre — lähmend und erstarrend auf freierer Weiterentwicklung lastete und lastet, die Keime ethischer Unzulänglichkeit bereits von Anfang an in sich trug, fällt mir gewiß nicht ein zu bestreiten.

Staatliche
Zustände.

Auf die Graslandstämme zurückzukommen: so bestehen demnach hier zur Zeit folgende politische Verhältnisse. Die einzelnen Stämme leben in geschlossenen Verbänden. Bei den Eingewanderten sind sie vielleicht um einen Grad mehr gefestigt als bei den Ureinwohnern, und zeigen einerseits Aufsaugefähigkeit der unterworfenen, Ausdehnungs-

bestrebungen andererseits gegenüber den selbständig gebliebenen Eingesessenen oder auch gegenüber der früher eingewanderten Bevölkerung.

Diese Ausdehnungsbestrebungen, mehr oder weniger offen betrieben, mit mehr oder weniger Erfolg begleitet, tragen ihr gutes Teil bei zu der immerwährenden „politischen Spannung“, die in den Baliländern zwischen den herrschenden Stämmen untereinander und den selbständigen Autochthonen waltet. Keiner will nachgeben, keiner seine kleinen Stammesinteressen der Erstarkung des Ganzen in einem Staatenverband zum Opfer bringen. So erinnert denn diese politische Zerfahrenheit unwillkürlich an die Zersplitterung, an den Partikularismus, wie er, von unseren Altvordern ererbt, bis zur Stunde fast germanisches Grundübel ist. Ueberhaupt ist es geradezu überraschend, wie häufig und wie lebhaft die politischen, socialen und kulturellen Verhältnisse der Graslandstämme teils denen der germanischen Stämme, teils denen des feudalen Mittelalters gleichen: von der Eifersucht der Völker bis herunter zum fleißigen Kreisen des Büffelhornes im Gelage der trinkfesten Mannen.

Aehnlichkeit mit germanischen u. s. w. Verhältnissen.

In der vorgenannten Aufsaugefähigkeit, wie ich es genannt habe, zeigt sich hier wiederum eine ganz überraschende, weitschauende Staatsklugheit. Was an den Plätzen, wo die wandermüden Eindringlinge sich niederlassen wollten, safs und mit den Waffen um Haus und Hof und Unabhängigkeit kämpfte, ward niedergeworfen, und hörte auf ein Stamm zu sein; anders verfahren die Eroberer mit jenen, die freiwillig sich fügten. Ihnen ward allerdings die politische Selbständigkeit genommen, sie wurden mehr oder weniger Vasallenstämme; sie sind zur Leistung von Kriegsdiensten verpflichtet und wohl auch von Naturalabgaben; entscheiden nicht mit über Krieg und Frieden, Bündnisse u. s. w. Die sociale Selbständigkeit aber beliefs man ihnen: eigene Dörfer, Fortbestand des Häuptlingsgeschlechtes u. dergl.

Politische Zwistigkeiten und Reibereien zwischen den verschiedenen politisch selbständigen Stämmen sind also an der Tagesordnung. Dazu treten noch solche mehr privater Art. Und an diesen beteiligen sich flott auch die nur social selbständigen Völker. Sie haben ihren Grund hauptsächlich im Aberglauben, in der dem Neger angeborenen kindischen Streitsucht, und nicht zum letzten in den Streitigkeiten um die das Baumaterial liefernden Raphiawälder (S. 368 u. f. mehr davon). Bei Erkrankungen, Todesfällen neigt auch der sonst aufgeklärt zu nennende Graslandneger nicht selten dazu, die Veranlassung in der Uebelgesinntheit einer anderen Person zu suchen. Wer sucht, der findet — und meist gehört der Schuldige einem anderen

Zwistigkeiten.

Stämme an. Damit ist dann schon ein „Kriegsfall“ gegeben, der zum mindesten zu privaten Repressalien führt. War der Verstorbene oder Kranke ein angesehener Mann, so verlegt sich seine Sippe auf das Wegfangen des Schuldigen oder überhaupt Angehöriger des Stammes, dem der Uebelthäter angehört. Dieser oder sein Anhang vergilt in gleicher Weise, und die Reiberei ist im besten Gange.

Der ganze Stamm wird selten in solche Privatstreitigkeiten hineingezogen, aber diese vererben sich oft durch mehrere Generationen: also eine Art Blutrache.

Eine Lösung der Weggefangenen durch Zahlung von Vieh, Elfenbein, Weibern und Sklaven ist gängig. Kümmert sich der Stamm oder die Familie um denselben nicht, so bleibt er eben Sklave oder wird als solcher weiter verkauft.

Einer gewissen Komik entbehrt eine hier einschlägige Gepflogenheit der Graslandstämme nicht, insofern als sie, das Bewusstsein dieser Vergeltungsgelüste und der damit immerhin verbundenen Gefahr für weitergreifende Verwickelungen bekundend, in gewissen Fällen zu einem sonderbaren Auskunftsmittel greift. Wie wir gleich hören werden, besitzen doch einzelne Stämme die Einsicht, Handel und Wandel sich sicherer und freier zu gestalten, und hegen den Wunsch, dieserhalb in Unterhandlungen zu treten. Da aber keiner sicher weiß, wie ein solcher erster Schritt aufgenommen wird, so sind die ersten Unterhändler, die geschickt werden, meist Sklaven. „Würde der getötet, so gäbe es wegen eines solchen kein weiteres palaver“: ist die Begründung für deren Wahl.

Nie ist demnach der Nichtstammesangehörige auf der Landstrafse sicher vor Ueberfall, Plünderung und Freiheitsberaubung. Es herrscht aus politischen, noch mehr aus privaten Ursachen ein beständiger Kriegszustand, der sich, namentlich in letzteren Fällen, weniger in entscheidenden Gefechten als in gelegentlichen Ueberfällen und Plünderungszügen kundgibt.

Handels-
bündnisse.

Trotzdem besteht aber ein reger Handelsverkehr. Das begreifliche Bestreben, diesen sicherer und freier auszugestalten und vor Buschkleppereien anderer Stämme zu schützen, hat es zuwege gebracht, daß bereits in Handelsverbindung stehende Völker sich durch Abschließung von Verträgen, die durch Blutsfreundschaft eine geheiligte Grundlage erhalten haben, zu größeren Verbänden, wenigstens eben zur Gewährleistung gesicherteren Handelsverkehrs, einigten. So die Bali¹⁾ und

¹⁾ Unter „Bali“ (kurzweg) verstehe ich fortan — wenn nicht eigens anders vermerkt — denjenigen Stamm dieses Volkes, bei dem unsere Station Baliburg lag; also die Bali-N'Yong.

Bamesson und Banzoa; die Bafut und Bandeng; die Bali, Bafuen und Bamunda u. s. w.

Naheliegend und verführerisch für eine kluge Regierung ist es zu allen Zeiten und Orten gewesen, diese merkantilen Bündnisse in politische weiter zu gestalten; und als nächster Schritt: sich die leitende Stellung in diesem nunmehrigen Staatenbund zu verschaffen. In den Baliländern hat es zur Zeit meines Aufenthaltes eine solche Regierung gegeben in Gestalt des weitschauenden und herrschbegierigen Häuptlings der Bali-N'Yong, Garega. Er war es, der damit den politischen Vorteil einer Staatenbildung erkannt hat, und in der Zusammenfassung der Graslandvölker unter seiner und seines Stammes Führung sah er seine hauptsächliche Herrscheraufgabe; ihre Verwirklichung war ihm das Endziel seiner Wünsche. Durfte er sich also in der Weitsichtigkeit seiner Pläne dreist mit einem weisen Staatsmann vergleichen, so nicht minder in der Klugheit und — (sagen wir) Vorurteilslosigkeit bei der Wahl der Mittel. So hatte unter anderem seine unentwegte Anhänglichkeit an den Weissen ihren Hauptgrund in diesem seinem ehrgeizigen Streben: der Weisse sollte ihm mit seinen Waffen, Schätzen und Ratschlägen bei Erreichung seiner Absicht behülflich sein. Diplomatische Verhandlungen waren ihm weitere Mittel, die er einem Krieg, so kriegslustig und waffenfreudig er auch für seine Person war, stets vorzog. „Krieg und Gewalt machen die Menschen scheu wie vom Leoparden aufgescheuchte Ziegen und treiben sie in den Busch; und ein Dorf ohne Menschen ist wie ein ausgebranntes Feuer“: war eine seiner politischen Anschauungen. Dafs er aber auch den Krieg nicht scheute, hat er uns mehr als einmal bewiesen. Seine Skrupellosigkeit kennzeichnet sich in einem anderen seiner Aussprüche gelegentlich einer geradezu doppelzüngigen Unterhandlung mit unseren beiden Hauptgegnern, den Bafut und Bandeng. Von beiden Stämmen waren eines Tages Gesandtschaften eingetroffen. Während er persönlich jene der Bafut zu gemeinsamem Herfallen über Bandeng zu bereden versuchte, bewirtete sein Sohn Mbo die Abgesandten der Bandeng freundlichst in einem anderen Teil des ausgedehnten Königsgehöftes. „Geht man aus, im Busch ein Huhn zu fangen, so klopft man nicht mit einem Stock an die Bäume, sondern streut Maiskörner“, meinte er.

Den besten und sichersten Weg, diese erstrebte Vorherrschaft zu erlangen, sah er übrigens — und das ist ein weiterer Beweis seines richtigen politischen Blickes — darin: zu erreichen suchen, dafs die Nachbarstämme vor ihm als Schiedsrichter ihre Streitigkeiten zur Ent-

Staatenbildungs- und Vorherrschaftsstrebungen.

Der † Bali-häuptling Garega.

scheidung bringen. Garega war geradezu der potenzierte Typus der klugen Graslandhäuptlinge, und nicht minder kommt in manchen seiner Handlungen und Reden so kennzeichnend die kulturelle und geistige Höhe zum Ausdruck, auf der die Grasländer stehen, daß ich es mir nicht versagen kann, noch einiges Charakteristische von ihm zu berichten. Auch im weiteren Verlauf dieses Abschnittes werde ich noch da und dort auf ihn zurückkommen.

Er war von mächtiger Figur; würdevoll und gemessen in Haltung und Bewegungen. Aus seinem glattrasierten, bald klugen zurückhaltenden, bald scheinbar treuherzigen Gesicht, in dem die auffallend dünnen Lippen überraschten, schauten forschend und lauernd die grauen Augen. Wie Wetterleuchten zuckte es oft über sein Gesicht; und als ich damals von dem ersten erfolgreichen Gefecht mit meinen Soldaten todmüde spät in der Weihnachtsnacht des Jahres 1891 den innersten Innenraum seines Gehöftes betrat, glaubte ich einen schwarzen Dämon am flackernden Feuer sitzen zu sehen, so funkelte sein Blick in wilder Freude, während er bei Betrachtung der mitgebrachten Schädel trophies sein kurzes, heiseres Lachen hervorstiefs.

Achtungsgebietend in Ausübung seiner Herrscherpflichten, ehrwürdig bei Verrichtung religiöser Kultakte habe ich ihn oft im Scherz den „Erzbischof von Baliburg“ genannt. Feine Umgangsformen, Taktgefühl, das gänzliche Fehlen der im Waldland so lästigen Bettelhaftigkeit der elenden Dorfoberhäupter machten den Verkehr mit ihm „dienstlich und auferdienstlich“ angenehm, und ich bin stets gern, auch wenn es keinerlei palaver gab, bei ihm gesessen.

Er war ein feiner Menschenkenner. Als ich nach Zintgraffs Weggang immer wieder aufs neue in ihn drang, doch gegen Bandeng den entscheidenden Schlag zu führen (man erinnere sich an das in Abschnitt I Gesagte), sagte er mir einmal plötzlich mit schlaudem Lächeln: „fürchte nichts; Dein Name allein wird genannt werden, wenn man später von der Niederbrennung Bandengs sprechen wird!“ Ein andermal teilte er mir mit, daß er oft nachts mit seinen zwei Vertrauten durch sein Dorf wandle und horche, „weil ein König doch alles wissen müsse, was die Leute in seinem Dorf sich erzählten“ (ein schwarzer Harun al Raschid). Die Verbrüderung durch Blutsfreundschaft pflegte er in die Worte zu kleiden: „wir hätten zwar zwei Bäume, aber nur ein Blut.“ Als er zum erstenmal eine größere Anzahl Hinterlader mit Munition und sonstige wertvollere Tauschwaren empfangen, drückte er seinen Dank ohne Worte durch folgende symbolisch edle Handlung aus: er liefs das Grab seines Vaters öffnen, nahm von jeder Art der

Geschenke einen Teil, legte alles das in das Grab zu dem vermoderten Leichnam, und liefs wiederum die Erde darüber häufen. Bei dem Strafzug gegen verräterische Dörfer hatten sich die Leute des Vasallendorfes Babossa feig benommen. Als nun eine Gesandtschaft mit Entschuldigungs- und Rechtfertigungsversuchen kam, rifs er seinen nebenstehenden Weibern die Grasbüschel, die sie vorne tragen, ab und schleuderte sie den Abgesandten ins Gesicht: „solche sollten sie und ihr Häuptling fortan tragen, aber keine Kriegshemden mehr.“ Mit der Mitteilung einer seine tiefe Menschenkenntnis bezeugenden Handlungsweise beschliesse ich diese Charakteristik des Typischsten der Graslandherrscher. Als während der Anfang 1892 im Dorfe wütenden Ruhrepidemie die Totenklagen um die Gestorbenen gar nicht mehr enden wollten, berief er eine Volksversammlung und verbot jegliche weitere Trauerkundgebung: „Dieses Sterben betrifft den ganzen Stamm, und da hat der Einzelne kein Recht mehr, ob seines eigenen, kleinen Leides zu klagen.“ Jeder weifs, wie leicht laute Klagen eines Einzelnen die ganze Umgebung niederdrücken; und so war dieses Verbot Garegas zweifelsohne das klügste Mittel, einer Verzagtheit des ganzen Stammes entgegenzutreten.

f) Sociale Verhältnisse.

Zu den socialen Verhältnissen der Stämme des eigentlichen Graslandes¹⁾ mich wendend, habe ich zuerst die sociale Gliederung derselben darzulegen.

1. Sociale Gliederung.

Diese ist: Häuptling, Vornehme, Freie (Bauern und [oder] Gewerbetreibende), Hörige, Sklaven. Scharf kommt diese Stufenfolge zum Ausdruck bei den Adamauaeinwanderern, etwas mehr verwischt bei den Urbewohnern.

Der Häuptling. Hier zu Lande ist es ganz sicher richtig, wenn es heisst: „Der erste König war ein glücklicher Soldat.“ Ein mächtiges, tapferes, kluges Geschlecht hat die Führerschaft im Stamme an sich gerissen, oder ist vielleicht freiwillig an die Spitze gestellt worden. Zeiten der Gefahr haben den Sohn als Nachfolger des Vaters diese Führung leicht beibehalten lassen; dieser war eifrig bedacht auf Mehrung seiner Hausmacht in jeder Beziehung, und so hat

¹⁾ Ich bemerke ein für allemal: wenn ich von Stämmen des eigentlichen Graslandes, der Baliländer (ohne weitere Bezeichnung), spreche, so verstehe ich darunter die Einwanderer und Ureinwohner.

sich ein erbliches Königtum zuerst durch Selbstwahl, dann auch rechtlich herausgebildet.

Die Führerschaft des herrschenden Geschlechtes, also politisches Stammesoberhaupt, erkennen gegenwärtig die anderen, ursprünglich, und vielleicht auch jetzt noch gleich einfluß- und anhangreichen vornehmen Familien willig an; an Adel aber und Ansehen wollen sie ihm nicht nachstehen. Das läßt sich unter anderem z. B. auch daraus schließen, daß ich einigemal, wenn ein Vornehmer des Stammes gefallen oder gestorben war, bei der Nachfrage nach seiner socialen Bedeutung die Aufklärung: „the king no pass him“ (der König ist nicht mächtiger), erhielt. Auch einem Absolutismus bilden sie das Gegengewicht, und wahren sie sich den Einfluß auf innere und äußere Angelegenheiten in der Form eines aus ihren bejahrtesten Mitgliedern gebildeten Rates, dem übrigens der Häuptling in kluger Weise, um einer verstimmenden oligarchischen Regierungsform zu entgehen, aus den Freien gleichfalls betagte Männer beigesellt. Sogar Sklaven mit der nötigen Klugheit (und wohl auch Skrupellosigkeit) genießen hohes Vertrauen beim Häuptling. Der Balifürst Garega z. B. hatte den klugen Söhnen freigelassener Sklaven, ihres Zeichens Schmiede, Fonte und Tituat (dessen Bildnis in Abb. 39 wiedergegeben wurde), geradezu die Stellung einflußreicher Ratgeber und Vertrauter eingeräumt, die er häufig mit geheimen diplomatischen Aufträgen und Sendungen betraute.

Der Rat.

Durch diesen Rat, aus allen socialen Kreisen zusammengesetzt — er ist 50 bis 60 Köpfe stark — weiß der Häuptling klug die Wünsche und Stimmungen der Volksseele zu erlauschen. Nichts wird unternommen, nichts als Gesetz verkündet, ohne die Sicherheit, daß es auch (durch Majorität oder Gewalt) durchgesetzt werden kann. So ist der Volksmasse gegenüber die Macht des Häuptlings eine fast unumschränkte. Offenen Widerspruch gegen seine Befehle giebt es nicht, und mehr als einmal sah ich Garega in grimmer Wut auf den gekrümmten Rücken säumiger Unterhäuptlinge den Speer entzweischlagen.

Zeitweilige
Abdankung.

Ward ihm aber von seiten seines Rates aktiver Widerstand entgegengesetzt oder stieß er beim Volke auf passiven Widerstand, so wendete der Balifürst — von anderen Häuptlingen habe ich es nicht in Erfahrung gebracht — ein uns sonderbar erscheinendes Mittel an, seinen Willen durchzusetzen, nämlich eine zeitweilige Abdankung! Der Last der Regierung anscheinend müde, zog er sich ganz allein auf eine abgelegene Farm zurück, setzte sich dort in einer verborgenen Hütte nieder und verweilte stundenlang, in tiefen Groll versunken. Es bedurfte vieler Bitten seiner ihn überall suchenden Umgebung und der

erneuten, wiederholten Zusage unbedingten, künftigen Gehorsams, bis er sich erweichen liefs, sein Herrscheramt wieder aufzunehmen. Laut über die Lasten des Amtes klagend, wandelte er dann, unter den Schmeicheleien und Lobpreisungen seiner Umgebung, ins Dorf zurück.

Für den Aerger, den die lieben Unterthanen auch einem Graslandherrscher nicht selten bereiten, vergilt dieser durch rücksichtslose Behandlung in mancher Beziehung. Das loyale Volk läfst sich das auch, ohne zu murren, gefallen. Der Neger will beherrscht sein, und trägt mit fatalistischer Gelassenheit jeden Druck. So übt der Häuptling und auch mancher Vornehme im eigenen Stamm eine Art Beitreibung; aber nicht an Sachen, sondern an den Menschen selbst. Garega pflegte nicht selten irgend einen seiner Unterthanen auf dem Wege zur Farm einfach greifen, und einige 30, 40 km weiter als Sklaven verkaufen zu lassen, um für den Erlös ein Trinkgelage zu geben. Niemand fand etwas Besonderes darin, und wacker zechend pries jeder die offene Hand des Fürsten. Das war eben ein Kronrecht; und wir thun gut, bevor wir uns sittlich hierüber entrüsten, gut — wie übrigens auch in sehr vielen anderen Fällen —, an unsere eigenen Verhältnisse, namentlich an die mittelalterliche Feudalzeit mit ihren gleichfalls oft recht weit gehenden „Herrenrechten“ zu denken. Ich möchte z. B. doch dahingestellt sein lassen, was ungerechter und empfindlicher ist: solche vereinzelte Freiheitsberaubungen oder das berüchtigte „jus primae noctis“ oder der Frondienst in seinen verschiedensten Formen zum nacktesten Vorteil des Herrn? Letzteren, den Frondienst, finden wir gleich auch bei den Graslandvölkern. Hier wie dort vermifst man die nach unserem heutigen Begriff mit den Herrscherrechten unzertrennlich verbundenen Herrscherpflichten in Gestalt der Fürsorge für die Untergebenen. Drastisch gab sich das unter anderem einmal kund, als die Heuschrecken verheerend in die jungen Farmen einfielen. Garega und die Vornehmen hatten nichts Eiligeres zu thun, als sofort ihre Hörigen in ihre Farmen zu entbieten, die Tiere nach Kräften zu verjagen; dafs bei diesem Frondienst die Pflanzungen der armen dienstpflichtigen Teufel schutzlos preisgegeben waren, darum kümmerten sie sich nicht.

Herrenrechte.

An den Höfen der Herrscher in den Baliländern läfst sich sehr wohl von einem gewissen Hofceremoniell sprechen. Dieses beginnt schon mit dem Betreten des Häuptlingssitzes, und der Begrüßung. In Gruppen versammeln sich, die vor dem Herrscher erscheinen wollen, am Ausgang seines Gehöftes auf dem freien Volksversammlungsplatz oder im Palmweinhaus, und hocken am Boden nieder. Im allgemeinen ist es nicht gestattet, dem Häuptling bewaffnet zu nahen; nur Garega

Hofceremoniell.

nahm das nicht so genau, war er doch selbst ein gar kampffroher, alter Kämpfe. Endlich erscheint der Fürst. Ernst und schweigend läßt er sich, ohne die Anwesenden zu beachten, auf seinen Steinsitz oder den ehrerbietigst ihm nachgetragenen Schemel nieder. Stets ist er von einem kleinen Gefolge umgeben, Männern und einigen dienstthuenden Weibern. Durch Zublinzeln verständigen sich die Gruppen, und gleichzeitig klatscht alles dreimal in die Hände. Auch dieser Gruß wird meist ohne jede Erwiderung gelassen, und von Beginn der Audienz ist noch geraume Zeit keine Rede. Zuerst müssen noch weitere Vorbereitungen getroffen werden. Alles und Jedes wird in diesen trinkfrohen Ländern, unter diesen echten Zechern, beim Becher verhandelt.

Der
„Sprecher“.

Dieses anfängliche Ignorieren ist übrigens nicht Mißachtung, sondern geradezu ein Stück Hofsitte. Es hat auch statt, wenn Häuptlinge gegenseitig zusammenkommen, oder wenn der Weiße einen Graslandherrscher aufsucht bzw. umgekehrt. In diesen Fällen nimmt der Späterkommende neben dem anwesenden Fürsten oder Weißen Platz, scheinbar ohne ihn zu sehen. Erst einige Minuten später wendet sich nicht der zuletzt Angekommene, sondern der Besuchempfangende plötzlich zu seinem ruhig geradeaus schauenden Besuch und reicht ihm die Hand. Ein weiteres Moment bei solchen „Fürstenzusammenkünften“, das auch beim Erscheinen von Gesandtschaften fremder Stämme oder eines Weißen stets innegehalten wird: der Verkehr der Herrscher untereinander oder mit einem derselben findet nie direkt statt; auch nicht, wenn beide Teile derselben Sprache sich bedienen, wenigstens ihrer mächtig sind, sondern stets durch Dolmetscher bzw. durch den Vertrauensmann, der zu den Füßen seines Herrn kauert, „Mund oder Sprecher des Häuptlings“ genannt. Beim Verkehr des Häuptlings mit Angehörigen seines eigenen Stammes fällt dieses lebende Verständigungszwischenglied weg; sehr zum Vorteil rascherer Abwicklung der Angelegenheiten. Einem dieser „Sprecher“ — jeder Häuptling besitzt deren ein paar — fällt übrigens bei diesen sowie auch bei sonstigen Gelegenheiten, bei denen sich der Häuptling dem Volke zeigt, ein weiterer Hofdienst zu. Jede Aeußerung seines Fürsten, sie mag thatsächlich klug oder auch das Gegenteil sein, begleitet er mit einem andächtig bewundernden Kopfnicken, nicht selten leisem Händeklatschen, sowie dem Ausdruck seiner Bewunderung, in den auch bisweilen die anderen einstimmen: „mboere fuon“, „ntchawo fon“, „ngoe fuon“ (etwa: das hast du gut gesagt, o Herr; prächtig, o Herr; wie bewunderungswürdig, o Herr; u. dergl.). Diese Lobpreisungen erstrecken sich auch auf jede Thätigkeit, ja die geringste Bewegung, die der Häuptling macht, und

ich mußte einmal geradezu mit einem unauslöschlichen Gelächter herausplatzen, als Garega im Eifer des Gespräches ein anderer menschlicher Ton entfuhr, welches Ereignis sofort mit einem bewundernden „ntchawo fon“ von den gewandten Höflingen quittiert wurde!

Nunmehr ist ein großer Lehmtopf (Abb. 43) herbeigeschleppt worden, und in ihm brodelt der Palmwein auf rasch entfachtem Feuer; auch einige Säcke mit Kolanüssen sind zur Stelle. Das heiße Getränk wird in die stets mitgeführten Trinkgefäße gegossen, der Häuptling greift in eine der Taschen, zer kleinert mit dem Fingernagel eine Kolanuß und verteilt an seine Umgebung. Jetzt beginnt erst die Verhandlung, die von seiten der Untergebenen oder Nichtegebenbürtigen stets im leisen Flüstertone geführt wird. Wenn der „Sprecher“ dem Häuptling etwas mitzuteilen hat, so geschieht das stets nach vorangegangenem respektvollen Räuspern, und hinter vor den Mund gehaltener Hand; auch rutscht er wohl ein paar Zoll dem Fürsten näher. Auch bei den wichtigsten Angelegenheiten dreht sich das Gespräch zuerst um gleichgültige, alltägliche Dinge, das Wetter, Ernteaussichten, Befinden u. dergl.; erst allmählich lenkt es auf den Kern der Sache ein — wie bei uns auch.

Nie giebt sich ein freier, politisch selbständiger Herrscher in den Baliländern in das Dorf eines anderen Häuptlings, auch nicht seines vertrautesten Blutsfreundes. Ein derartiger Besuch wird stets als ein Zeichen der Untergebenheit, einer mehr oder minder großen Abhängigkeit betrachtet.

Zusammenkünfte der größeren Häuptlinge sind überhaupt selten, und wenn, dann finden sie stets an einem dritten Ort, in einem Vasallendorf oder auch auf freiem Felde, statt. Meist werden die Beziehungen durch Einzelgesandte oder Gesandtschaften gepflegt. Ein lebhaftes Hin- und Hergehen solcher hat im ganzen eigentlichen Grasland stets statt, und je zahlreicher sie eintreffen, desto größer die Freude und der Stolz der Häuptlinge. Eigentliche Gesandtschaften stehen, wie wir bei den Rechtsverhältnissen hören werden, unter dem ausnahmslos anerkannten und beachteten Schutz der Unverletzlichkeit.

Abb. 43.

Aus Lehm gebrannter Topf
(zum Warmmachen des Palm-
weines) mit Ornamentirung
in den Baliländern.
Etwa $\frac{1}{12}$ nat. Gr.

Gesandt-
schaften.

Wahrung
des Nimbus.

Beim Empfang solcher Gesandtschaften, aber auch seinem versammelten Volke gegenüber pflegt sich ein Graslandfürst nie sehr lange zu zeigen. Sobald in ersterem Falle der Zweck erreicht bzw. die Absichten und Wünsche ihm vorgetragen worden sind, sobald er im anderen Falle sich eine Zeitlang seinem Volke gezeigt, wohl auch an den Tänzen sich etwas beteiligt hat, zieht er sich in das Innere seines Königshofes wieder zurück. Die Persönlichkeit des Herrschers würde zu viel von ihrem Nimbus, ihrer Majestät verlieren, wenn sie allzu sehr und allzu oft sich den Blicken des Volkes preisgeben und Gleichheit menschlicher Gefühle mit ihm an den Tag legte: in diesem Sinne etwa läßt sich der dortlands hierfür angegebene Grund verdolmetschen. Unbestreitbar bekundet der in dieser Anschauung zum Ausdruck kommende Gedanke auf tiefer Menschenkenntnis beruhende Herrschereinsicht.

Politische
„Empfangs-
tage“.

Anders ist es, wenn der Häuptling mit seinem Rat beisammen sitzt. Anders auch bei Anlaß der regelmäßigen kleineren Zusammenkünfte, die, soviel ich erfahren, nur der Balihäuptling anzustellen die Gepflogenheit hat. Er hat alle fünf Tage seinen sogenannten „ntchu n'tan“ (abgeschliffen statt eigentlich: „ntchu itan“ d. h. fünf Tage); also einen Empfangstag für die Vornehmen und Freien seines Stammes, an welchem er von früh bis abends in der Palmweinhalle seines Hofes offenes Haus hält. Diese Zusammenkünfte tragen einen ganz ungezwungenen Charakter, jeder kann kommen und gehen, wie es ihm beliebt, und freier Meinungs Austausch auch dem Herrscher gegenüber ist gestattet. Der Zweck, mit allen Angelegenheiten u. s. w. seines Stammes auf dem Laufenden zu bleiben, ist unverkennbar; und hier, wie im eigentlichen Rat, weilte Garega oft halbe Tage lang, sich eifrig am Gespräch beteiligend. Der Becher wird fleißig dabei geschwungen. Auch die Unterhäuptlinge haben derartige „parlamentarische Abende“.

„Offizielle“
Ausgänge.

Wohl mit der Grund, sich der Volksmasse gegenüber nicht zu häufig zu zeigen, mag es auch sein, warum der Häuptling bei Tage ziemlich selten über Königsgelände und -Platz sich hinausbegibt; eigentlich fast nur zur gelegentlichen Besichtigung seiner Farmen. Sein Schemel, ein paar Kalebassen (Abb. 44) mit Palmwein und ein Sack Kolanüsse sind auch bei diesen Ausflügen unzertrennliche Begleiter. Desgleichen ein mehr oder weniger starkes Gefolge, darunter der oder die „Sprecher“, die hierbei eine weitere Pflicht ihres Hofamtes zu üben haben. Sie machen den Herrscher fortgesetzt auf alles Mögliche und Unmögliche aufmerksam: „Gieb acht, o Herr“; „ein Stein, o Herr“; „ein Maisfeld, o Herrscher“; und so geht es ununterbrochen fort. Die gleiche Sitte fand übrigens auch, wenn ich mich recht erinnere, Nachtigal bei den Heiden-

stämmen Baghirmis, sowie Rohlfs in der Landschaft Uandula. Das übrige Gefolge überbietet sich in sonstigen Aufmerksamkeiten: mit der wichtigsten Miene von der Welt wird geschäftig alles aus dem Wege geräumt, die kleinsten Grashalme weggekehrt, der Boden mit den Händen geglättet, ein paar neugierige Kinder fliegen rechts und links ins Gras, dann zupft wieder einer am Gewand des Herrschers ein nicht vorhandenes Stäubchen weg u. s. w. Auch dem Weissen werden gleiche Aufmerksamkeiten erwiesen. Ich hatte nie lange das Dorf betreten, so turnte ein solcher sich überbietender Schweif vor und hinter mir her. Endlich werden stets bei allen Ausgängen dem Häuptling zwei Speerbündel (Abb. 45, a. f. S.) vorangetragen. Die Spitzen sind mit einer Art Kappe aus ungegerbtem Leder verhüllt, und daran flattern lange Lederbänder und Haar- (bei manchen Stämmen) Rofs- haarschweife. Unwillkürlich denkt man an die Beilbündel der römischen Liktoren.

Damit komme ich zur Stellung des Häuptlings als Richter. Rechtsanschauungen und -Grundsätze bespreche ich später; hier nur so viel davon, als zur Charakteristik der Häuptlingsstellung in dieser Hinsicht einschlägig ist. Einmal steht ihm das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehörigen zu. Dann ist er, abgesehen von seiner Stellung als „patronus“ seiner Gefolgschaft (S. 352 davon ausführlicher), die

Abb. 44.

Kalebasse mit Henkelgriff und Flechtwerkverzierung (in einen nicht mit dem Gefäß verbundenen serviettenringartig geflochtenen Untersatz gestellt) in den Baliländern. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

oberste schiedsrichterliche Instanz gleichfalls für den ganzen Stamm. Einen großen Teil des Tages sieht man einen Graslandherrscher auf dem mächtigen Felsblock thronen (Abb. 46), der am Eingang des Königshöfles, an welches sich in allen Dörfern der große, freie Volksversammlungsplatz anschließt, als Herrscher- und Richtersitz aufgetürmt ist.

Gesetze.

Die gesetzgeberische Tätigkeit habe ich bereits berührt. Gesetze in unserem Sinne, wie sie unserer Auffassung nach notwendiger Bestandteil einer ausgebauten Verfassung sind, giebt es in den eigentlichen Grasländern nicht. Nach innerer und äußerer Lage berät der Häuptling mit seinem oben geschilderten „Senat“, und die gefaßten Beschlüsse socialen und politischen Charakters werden der aufgebotenen Volksversammlung als Beschluß, als Gesetz verkündet.

Steuern,
Zehnten,
Frondienste.

Von Zeit zu Zeit werden bei diesen Volksversammlungen auch Abgaben, dem Häuptling zu leisten, sei es in Gestalt von Sklaven, Weibern, Vieh oder Farmerzeugnissen, nicht zum letzten Palmwein, bekannt gegeben. Von ständigen derartigen Leistungen, also Steuern oder Zehnten habe ich nichts gehört. Auch Frondienste in den Farmen des Fürsten werden von Fall zu Fall geheischt.

Eine solche Volksversammlung nebst vorhergänglichem Vertragsschluß mit dem Häuptling selbst zu schildern, sei mir gestattet, einen seinerzeit an das Auswärtige Amt eingesandten Bericht auszugsweise hier einzufügen. Es handelt sich um den im Abschnitt I (S. 20) erwähnten Vertrag, demzufolge Garega sich und sein Land unter die Oberhoheit der deutschen Regierung stellte.

Ein Ver-
trags-
abschluß;
eine Volks-
versamm-
lung.

„Am 28. VIII. 1891 ertönte gegen 10⁰⁰ a. m. im Dorfe drüben in hellen, weithin hörbaren Tönen das Heerhorn des Häuptlings (es sind dies große, gekrümmte Elefantenzähne), das Volk auf den Volksversammlungsplatz zu entbieten. Kurz vorher war bereits Tituat erschienen, uns zum Häuptling zu geleiten. Als wir in's Dorf hinüberkamen, strömten schon von allen Seiten die Männer auf den Königsplatz, der mit

Abb. 45. Speerbündel als Hoheitszeichen der Häuptlinge in den Balländern. Etwa $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

Abb. 46. Der Balihauptling Garega vor seinem Gehöft.

Abb. 46. Der Balihäuptling Garega vor seinem Gehöft.

seiner roten Erde in den Strahlen der Sonne leuchtend in sanftem Hang an das Gehöft Garegas sich anschließt. Diesen selbst trafen wir im Innern seines Hauses auf seinem Thronsitze. Unter einer an die Hauswand angebauten Veranda steht ein schön geschnitzter Stuhl mit Rücken- und Armlehnen, die vier Füße sind basilikenartige Tiere; davor als Pflaster an 50 große, halbmondförmig gekrümmte Elefantenzähne, sich mit dem Boden vergleichend. Daneben war das Fell eines Löwen, aus Adamaua mitgebracht, ausgebreitet, auf ihm standen zwei kleinere Schemel; ebenfalls reich geschnitzt mit götzenähnlichen Figuren als Füßen. Diese Sitze waren für uns (Zintgraff und mich) bestimmt. Einige Mitglieder des Rates sowie mehrere Weiber aus dem Haushalt Garegas kauerten bereits da. Bald erschien auch der Häuptling selbst im Kriegsschmuck, in der Hand einen mit Messingnägeln verzierten Karabiner tragend, den nackten Oberkörper reichlich mit Rotholz eingerieben. Der unvermeidliche Palmweinumtrunk leitete die Verhandlung ein. Tage vorher schon war mit Garega und seinem Rat der ganze Inhalt des Vertrages durchgesprochen worden, so daß heute die Unterzeichnung nur mehr die letzte Formalität, und die Hauptsache seine Bekanntgabe an das Volk war. Mit ungefüger Faust malte der Balifürst drei Kreuze als Handzeichen auf das Papier, wozu er zwei Seiten in Anspruch nahm. Daraufhin stand er auf und schoß seinen Karabiner vor uns ab, als symbolische Anerkennung der Oberhoheit des Weißen. Klassisch ausdrucksvoll war die Art, in der er den Abschluß des Vertrages seinem Volke als Beschluß kundgab.

Längst bereits tönte vom Königsplatz Lärm und dumpfes Brausen wie fernes Wogenrauschen zu uns herein: das Volk war versammelt. Garega blieb im Hause zurück — der Weiße trat an seiner Stelle nunmehr hinaus zum Volk.

In weitem Kreise, am Rand des ausgedehnten Königsplatzes saßen und standen die dunkeln, hochaufgeschossenen Gestalten der Balikrieger, an 2000 an der Zahl; die einen fast nackt, nur mit dem Kriegsschurz angethan, die andern im weiten, flatternden Kriegshemd, alle aber bewaffnet, ein Bündel Speere oder das Gewehr in der Hand, auf dem Rücken das breite Schlachtmesser. Wie einst der freie Germane mit Schwert und Speer zum thing schritt, so auch der freie Graslandssohn, wenn das Heerhorn des Häuptlings zur Versammlung ruft. In der Mitte des Platzes steht ein Baum, daran eine Steinpyramide aufgehäuft, an den Aststrünken hängen die Speerbündel mit flatterndem Roßhaarschweif (die Abzeichen der königlichen Gewalt), Schädel und Musikinstrumente. Wir traten auf die Steinpyramide. Haufen-, gefolg-

schaftsweise stürmten die einzelnen Gruppen, voran ihre Führer, zur Begrüßung heran, mit ihrem Kriegsgeschrei, die Speere schwingend und die Gewehre in die Luft abfeuernd.

In das Getöse dieses Scheinkampfes hinein ertönten nun gellend die großen Heerhörner. Es tritt Stille ein, und lautlos lauscht die tausendköpfige Menge. Der »Rufer« verkündigt den vom Häuptling mit dem Weissen soeben abgeschlossenen Vertrag. Sodann werden zwei Hühner gebracht und etwas Pfeffer, wovon wir zwei Weisse kauen und in den Schnabel der Hühner speien müssen. Dann geht der »Rufer« mit den Hühnern in der Hand zu dem Kreise, in dem die Männer kauern. Speere und Gewehre werden ihm entgegengehalten und, die Reihen entlang schreitend, bestreicht er die Waffen mit den Köpfen der Hühner und ruft dabei fortwährend: »gleichwie das Huhn, das durch das Hineinspeien des Pfeffers in seinen Schnabel dem Weissen gehöre, so gehören ihm auch alle Waffen, die das Huhn berührt«, und damit die Entscheidung über Krieg und Frieden. So ging's in weitem Kreise herum und jede Waffe berührten die Hühner. Dann trat der »Rufer« mit den halbtot gemarterten Tieren wieder zu uns. Dr. Zintgraff mußte das eine Huhn, ich das andere ergreifen, und hochschwingend ihnen die Köpfe an der Steinpyramide zerschmettern. Darauf knallten drei Schüsse, und die ausdrucksvolle Ceremonie war zu Ende.“

Die Schilderung auch dieser Feier wäre nicht vollständig, fügte ich nicht noch an, daß an sie sich ein fröhliches Palmweingelage schloß. Mächtige Kalebassen wurden herbeigeschleppt, Feuer entzündet, und auf ihnen brodelte bald in großen Steintöpfen der Palmwein. Und bis in die Nacht hinein kreisten bei flackernden Flammen die Trinkhörner. Ein ganz unheimlicher Zecher war einer vom Rate Garegas, der mich, auch ein Hüne an Gestalt, an Held Halwar zu Yarl Frithjofs Zeiten gemahnte:

„Eins war dem Alten eigen,
Stets trank zum Grund er rein,
Und reicht das Horn mit Schweigen
Dann in den Kreis hinein.“

Der »Rufer«. Der vorstehend genannte »Rufer« ist gleichfalls ein eigenes Hofamt. Ihm fällt die Aufgabe zu, dem Volk in der Versammlung die Gesetze und Beschlüsse, die auferlegten Verpflichtungen u. s. w. mitzuteilen. Der in Bali als solcher Amtierende besaß eine auffallend helle, ja gellende Stimme, und brachte seine Mitteilungen in folgender Sprechweise vor: er stieß eine Anzahl Wörter rasch nach-

einander, ganz ohne Tonfall heraus, schaltete dann eine Pause ein, u. s. w.

Wird bei diesen Bekanntmachungen auf den Häuptling Bezug genommen, so wird nie der eigentliche Name desselben, z. B. Garega oder Gualem (so heißt der Bafuthäuptling), genannt, sondern es lautet: „fo-N'Yong“ (Fon'yong; siehe S. 324 u. 427), „fo-Fut“ (Fofut), „fo-Messon“ (Fomesson) u. s. w., d. i. Herr der Bali, Herr der Bafut, Herr von Bamesson u. s. w. Die Anrede lautet nur „fuon“ (abgeschliffen „fon“ und „fo“), d. i. Herr; also etwa = unserem: Euer Majestät. Auch wenn er von seinem Fürsten spricht, vermeidet der Unterthan aus achtungsvoller Scheu, ihn beim Namen zu nennen, sondern sagt gleichfalls „Fon'yong“ u. s. w., oder auch „babu“ d. i. Vater, Alter; selten unterläßt er dabei die, wenigstens angedeutete, Bewegung des Händeklatschens (des ehrerbietigen Grusses).

Anrede des
Herrschers.

Ich setze die Besprechung der Häuptlingsstellung fort, und habe als eine weitere seiner Aufgaben die des Anführers im Kriege zu beleuchten. Diese Thätigkeit war es wohl, wie wir gehört, die dem herrschenden Geschlecht zur Häuptlingswürde einst verholfen hat. Nunmehr aber scheint es nach fester Begründung dieser Stellung allgemein in den Baliländern Sitte geworden zu sein, daß der Herrscher in einen Angriffskrieg nicht mehr mitzieht, sondern die Führung im Feld seinem ältesten Sohn, dem Thronfolger, oder auch einem seiner Unterhäuptlinge übergibt. Im Verteidigungskampf stellt er seinen Mann; ich erinnere nur an das oben gelegentlich der Völkerwanderung der Bali geschilderte tapfere Verhalten Garegas.

Ich komme zur letzten der Thätigkeiten, die der Führer eines Volkes in seinem Kindheitsalter, in seiner Person zu vereinigen pflegt: religiöses Oberhaupt. Das ist ein Graslandsherrscher voll und ganz. Aber das will hier zu Lande nicht sehr viel besagen. Ich habe schon an früheren Stellen angedeutet, daß in diesen Gebieten ein verhältnismäßig harmloser und oberflächlicher Aberglaube herrscht; von Fanatismus, Fetischismus keine Spur. Die meist geradezu weihvollen, religiösen, öffentlichen Ceremonieen verrichtet und leitet der Häuptling als Oberpriester seines Stammes (siehe S. 428 u. f.).

Verfassungsmäßig, wenn ich so sagen darf, geregelt ist die Thronfolge: stets der älteste von der legitimen Frau geborene Sohn ist der Nachfolger in der Häuptlingswürde. Merkwürdigerweise aber werden — so weitgehenden Einfluß auf Regierungsmaßnahmen der Häuptling den Vertretern der Adelsgeschlechter einräumt — sowohl der Thronfolger als überhaupt alle männlichen Mitglieder des herr-

Thronfolge.

schenden Geschlechtes, von den Beratungen u. s. w., also so ziemlich von jedem officiellen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, ausgeschlossen.

Vornehme und Hörige. Der mitberatenden Stellung der Ersteren im Gemeinwesen, ihres Adelsstolzes, der sie dem herrschenden Geschlechte ebenbürtig sich fühlen läßt (darum erscheinen auch sie nie ohne Gefolge, haben auch sie ihre „Empfangstage“ wie der Häuptling) habe ich bereits Erwähnung gethan. Sie sind, wenn ich mich eines Kulturvergleiches bedienen will, adelige Großgrundbesitzer.

Als solcher, mit den nachstehenden Konsequenzen, muß auch der Häuptling, abgesehen von dieser seiner Würde, betrachtet werden. (Man denke an die mittelalterlichen deutschen Kaiser.) Auf der Stärke seiner „Hausmacht“ beruht auch zum guten Teil die seines Königtums.

Hausmacht.

Ihr Einfluß, ihre Machtstellung im Staate hängt namentlich von der Zahl der Hörigen ab; also von der Stärke der Hausmacht.

Diese, die Hörigen, ursprünglich vielleicht entweder freie Stammesgenossen oder, zum größeren Teil wohl, Angehörige der unterworfenen Ureinwohner, stehen in einem ziemlich Abhängigkeitsverhältnisse zu ihrem Lehnsherrn, ihrem „patronus“. Man kann sie geradezu als seine Gefolgschaft (Hausmacht) im Krieg und Frieden bezeichnen. Abgaben an ihn müssen geleistet, Fronforderungen muß nachgekommen werden. Auch richterliche Gewalt übt der Gefolgsherr. Daneben betreiben sie kleinbäuerliche Farmenbewirtschaftung auf eigener Scholle oder üben irgend ein Handwerk, einen der kleinen Industriezweige aus.

Eine strenge Unterscheidung, das zur Verhütung von Mißverständnissen hier vorweg bemerkt (Näheres siehe S. 382, 398, 412), in Bauern und Gewerbetreibende darf man sich natürlich nicht vorstellen. Es fertigt sich so ziemlich jeder Graslandneger seinen Hausbedarf an Haus-, Feld- und Kriegsgerät selber, aber immerhin verlegt sich eine oder die andere Familie auch auf irgend eine Specialität und bringt sie zum Verkauf auf die Märkte im heimatlichen Dorfe oder nach auswärts.

Fron-
leistungen.

Die am häufigsten von den Hörigen seitens ihrer Lehnsherren geforderten Frondienste sind: Arbeit in den Farmen der Herren und die Waffenfolge. Die Volks- und Privatzwistigkeiten mit anderen Stämmen sind fast ohne Ende; und in letzterem Falle ist es meist der Hörige (und der Sklave), an dem und mit dem Repressalien geübt und genommen werden.

Daraus folgert die zweite bedeutende Rolle, die der Vornehme im Gemeinwesen spielt: er tritt an der Spitze seines Gefolges als Führer auf, wenn bei Stammesfehden das ganze Volk in den Krieg geht.

Freie. Zwischen dem Vornehmen und dem Hörigen steht auf der socialen Leiter der Freie. Er ist der Gemeinfreie des alten germanischen Staatswesens; also an Freiheit und edlem Stamm ein Adliger ohne Hausmacht. Er ist Bauer oder (und) Gewerbetreibender. Und da ist es, dem kriegerischen Sinn der eingewanderten Graslandstämme wenigstens entsprechend, strenggenommen nur ein Handwerk, das als freies, d. i. eines Freien würdiges gilt: das Schmiedehandwerk. Das heißt: dieses Handwerk wird nur von Freien ausgeübt; nicht aber, daß Freie nur dieses eine Handwerk treiben.

Rechtlich untersteht der Freie nur dem Stammesoberhaupt.

Sklaven. Diese nehmen die letzte Stufe der socialen Gliederung ein. Jeder der vorgenannten socialen Bestandteile eines Stammes kann Sklaven besitzen; ja es kommt vor, und das sogar nicht einmal selten, daß Sklaven selbst wieder Sklaven sich halten. Sklavenjagden größeren Maßstabes giebt es in den Baliländern nicht; darin, wie auch in der milden Form der Sklaverei und dem Einzelkauf und -verkauf finden wir hier die gleichen Verhältnisse in dieser Hinsicht wie im Waldland (siehe Abschnitt V, S. 266), mit folgenden Einschränkungen: einmal sind hier oben die Sklaven nicht wie dort der eigentlich geistig und körperlich höher entwickelte Teil der Bevölkerung, sondern stehen in beiden Richtungen ihren Herren nach: das geht, wenigstens für die herrschenden Stämme geltend, schon daraus hervor, daß eben die besiegten Ureinwohner zu Sklaven gemacht wurden. Die weitere Verschiedenheit ist die, daß in den Baliländern die Sklaven mit den Herren zusammen in den Stammesdörfern leben; zur Zeit der größeren Farmarbeiten, lediglich aus Zeitersparnis u. s. w. allerdings zum Teil in eigenen Farmdörfern draussen bleiben (etwa wie im Sommer unsere Almen bezogen werden).

Keine
Sklaven-
jagden.

2. Sociale Unterschiede.

Scharf ausgeprägt ist, wie ich darzulegen versuchte, die sociale Gliederung der einzelnen Klassen im Gemeinwesen, namentlich bei den Eingewanderten; weniger schroff ist der sociale Unterschied zwischen reich und arm. Vorhanden ist ein solcher sehr wohl und kommt in ähnlicher Weise wie bei uns zum Ausdruck: im stattlichen Gehöft, in ausgedehntem Farmenbesitz, in reicher Bekleidung und Schmuck, in kunstvoller Arbeit der verschiedensten Geräte u. dergl., oder aber im Gegenteil von all dem. Nicht zum letzten im Besitz bzw. Mangel von Sklaven und Weibern, d. i. Arbeitskräften; also in der Thatsache, daß der reiche Neger nichts thut und andere für sich

arbeiten läßt, während der arme Teufel sich von seiner Hände Arbeit ernähren muß — genau wie bei uns auch. Aber unendlich weniger schroff ist dieser Unterschied zwischen reich und arm — oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter, d. h. physiologischer Armut als bei uns.

Solange ein Volk nur Ackerbau, Viehzucht und Hausindustrie kennt, mag es an Edelmetall und Luxusgegenständen arm sein, aber es fehlt keinem seiner Mitglieder an Lebensmitteln. „Erst wenn der Mensch den Zusammenhang mit der nährenden Mutter Erde verliert, erst wenn er sich von der treuen Furche des Ackers losreißt und von der Natur nicht mehr erreicht werden kann, die ihm Brot und Früchte, Milch und Kalb der Kühe, Wildbret und Fische darbietet, erst wenn er sich hinter Stadtmauern hockt, seinen Anteil am Boden, Wald und Flüsse aufgibt und nicht mehr mit eigenen Händen aus den Vorratskammern des Tier- und Pflanzenreiches seinen Bedarf an Speise und Trank schöpfen kann, sondern auf den Austausch der Erzeugnisse seines Gewerbefleißes gegen die von anderen monopolisierten Naturprodukte angewiesen ist, erst dann beginnt mit der Möglichkeit für eine kleine Minderheit große Reichtümer aufzuhäufen, für eine zahlreiche Klasse die Möglichkeit absoluter Armut, physiologischen Elends.“ Und elend in diesem Sinne ist auch der relativ ärmste Neger da draussen nicht, eben deshalb nicht, weil keiner von der Scholle gänzlich losgerissen ist. Auch in seiner Gewerbethätigkeit verläßt er diesen gesunden Boden nicht; Feldbebauung sowie Gewinnung und Ausbeutung der vorhandenen Naturprodukte bilden die Grundlage seines industriellen Schaffens.

Die Faulheit (?) des Negers.

Ich möchte übrigens diese Gelegenheit mir nicht entgehen lassen, aufs neue der gang und gäben, aber ganz und gar unrichtigen Anschauung, daß der Neger faul sei, entgegenzutreten; wenigstens was die Wald- und Graslandstämme Nord-Kameruns betrifft. Nicht bloß der Mensch mit weißer Hautfarbe ist aus dem Paradies vertrieben worden, das gleiche Los hat den dunkelhäutigen getroffen. Auch der Neger muß sich im Schweisse seines Angesichts sein tägliches Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „oberen Zehntausend“ gehört — wenn ihm auch der glücklichere Himmel, unter dem er lebt, verstattet, dies mit einem geringeren Aufwand von Anstrengung und Arbeit zu thun. Dieser Umstand in Verbindung mit seiner beidenswerten Anlage, bescheidene Bedürfnisse zu besitzen, hat ihm den unverdienten Ruf der Trägheit zugezogen. Daß er nichts thut, wenn er genug zu leben hat, meine ich, machten wir ihm alle recht gern nach!

g) Wehr-Verhältnisse und Kriegführung.

Wehrpflichtig ist jeder Graslandneger, sobald und solange er noch einen Speer schleudern und ein Messer schwingen kann, dem gefallenen Gegner den Schädel vom Rumpfe zu trennen. Hiermit finden auch die hohen Sätze bei Angabe der Krieger unter den statistischen Angaben (S. 335) ihre Erklärung. Halbwüchsige Knaben sah ich mitten im Kampfgetümmel eines brennenden, überrumpelten Dorfes an den Erschlagenen mit einem Messer herumsägen, diese Trophäe für ihre Väter, mit denen sie ins Gefecht gelaufen waren, einzuheimsen und bei der Rückkehr ins Dorf im Triumph zu schwingen. Nur der Häuptling selbst zieht, wie ich bereits berichtet, nicht in den Angriffskrieg.

Gefolgschaftsweise sammeln sich die waffenfähigen Krieger, und treffen so truppweise entweder im Stammdorfe auf dem Volksversammlungsplatze oder in einem verbündeten Orte oder an einem vereinbarten Punkt im Gelände ein. Dort werden die Scharen in Heerhaufen abgeteilt, die sich mit militärischem Gehorsam angesehenen und bewährten, selbstgewählten Führern unterordnen: meist Söhnen des Häuptlings oder Vornehmen. Innerhalb dieser Haufen halten aber stets die einzelnen Gefolgschaften, um ihre Herren geschart, zusammen: bilden so gewissermaßen kleinere Einheiten. Die Stärkeverhältnisse sind ganz bedeutend (siehe statistische Angaben). Die in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden, zur Kriegsfolge verpflichteten Urangesessenen treten unter den Befehl von Führern aus dem herrschenden Volke. Die Fahne des Stammes, ein großes, vier- Fahne. eckiges Stück einheimischen weißen Baumwollzeuges an langem Speerschaft, befindet sich stets bei einem von einem Häuptlingssohn geführten Haufen.

Nun folgt der Kriegsrat. Ueberraschung, Ueberrumpelung ist bei einem Angriffskriegszug oberster „strategischer“ Grundsatz. (Dabei qualmt die unvermeidliche Pfeife, die auch beim Aufmarsch zum Gefecht nicht ausgeht!) Auch der Grasländer greift, wie der Neger überhaupt, Keine Nachtgefechte. selten, fast nie nachts an, erst mit dem Morgengrauen. Der Marsch findet stets nachts, möglichst nahe an das zu überrumpelnde Dorf oder die gewählte Ueberfallstelle heran, statt.

Die Einnahme der im Kriegsrat besprochenen Stellungen, von denen aus auf ein verabredetes Zeichen (Schuß, geschleuderten Feuerbrand, Hornsignal u. dergl.) vorgebrochen, oder auf die man den Gegner auflaufen lassen will, erfolgt lautlos, gewandt und mit selbst

dem deutschen Soldatenauge bewunderswertem Geschick und Ordnung. Bis zu diesem Moment kann und muß geradezu von Taktik gesprochen werden.

Aber bei der Aktion selbst ist von einer Gefechtstaktik keine Rede mehr. Sobald das Signal zum Sturm gefallen oder der Kessel um das überlistete menschliche Wild geschlossen, giebt es kein Halten mehr, und wie aus der Hölle losgelassene Teufel braust alles nach vorn. Jeder Zusammenhalt löst sich, die Stimme der Führer verhallt; das Gefecht wird in Gruppen- und Einzelkämpfen durchgekämpft.

Für das Auge ist das alles ein prächtig schönes Bild. Die schlanken, muskelkräftigen, halbnackten braunen Gestalten, in wilder Raub- und Kampflust entfesselt, stürmen in mächtigen Sätzen vor, mit wehenden Federbüschen (Abb. 47), mit flatternden, nachschleifen-

Abb. 47.

Kopfschmuck der Balimänner (im Kriege und bei Tänzen getragen).

den Kriegshemden, Speer oder Gewehr in der Hand; ihr Kriegsgeheul, das Gedröhn der großen Kriegshörner aus Elefantenzähnen, das Knattern der Gewehre, das eigentümlich sausende Zischen der Speere,

das Geprassel der brennenden Grasdächer, deren einzelne Stücke in hellen Flammen durch die Luft fliegen, überall neue Brände erzeugend, das Rauschen und Zusammenbrechen der niedergestürzten Bananenhaine, der Todesschrei der Gefallenen, denen der Sieger im Stürzen bereits den Schädel am langen Schopfe faßt und abhaut, um, ihn blutspritzend und -triefend hoch im Triumphe schwingend, weiterzustürmen. Dazu das Geblök der aufgeschreckten Schafe und Ziegen, die Hühner flattern kreischend durch das Flammenmeer, das Geschrei der flüchtenden Weiber und Kinder; und auf diesen Höllenkessel strahlt aus tiefblauem Himmel lotrecht die Tropensonne herab und wiegen sich die Palmen im Winde, der aus dem Flammenofen entfacht wird.

Der Mordlust gesellt sich die Beutegier: Weiber und Vieh werden mitgeschleppt, und mir bleibt eine Scene unvergeßlich, wie auf dem Marktplatze eines gestürzten Dorfes zwei Balikrieger sich um ein Weib raufen. Der eine zog am Arme, der andere an ihren Beinen. Dabei war dem einen durch einen furchtbaren Hieb das ganze Gesicht zerfleischt, der andere hielt sich mit einer Hand die aus einer breiten Bauchwunde hervorquellenden Eingeweide: die Beute ließen sie nicht fahren!

Beim Rückzuge flutet alles ebenso regellos zurück. Um Verwundete, Gefallene, Ermattete kümmert sich kein Mensch, und deren Köpfe liefern auch dem geschlagenen Feinde noch leicht gewonnene Kriegestrophäen. Uebrigens ist der Rückzug bei der Art seiner Ausführung der schwächste Punkt; und gar nicht selten benutzt das der geworfene Gegner mit Erfolg.

Die Männer werden getötet, und ihre Köpfe sind die begehrten Siegeszeichen; nur Weiber und auch Kinder als Sklaven mitgeschleppt; wie eben solche Kriegszüge hier zu Land nie eigentliche Sklavenraubkriege sind. Mit drei Hieben meist ist der Schädel vom Rumpf getrennt: zwei dicht unter dem Kinn rechts und links, der dritte im Nacken. Am Schopf oder an einer rasch durch Mund und Schnittfläche geführten Baststrippe wird er dann getragen. Einer hierbei von den Bali (und wohl auch den anderen Stämmen) bethätigten Sitte verdankten diese den ungerechtfertigten Ruf im Waldland, daß sie Menschenfresser seien. Sie pflegen nämlich entweder von der Klinge des breiten Schlachtmessers das Blut abzulecken oder auch, namentlich wenn der Gefallene ein vornehmer, oder wegen seiner Tapferkeit berühmter Krieger war, ihm ein kleines Stückchen Fleisch aus dem rechten Handballen oder aus der linken Brust herauszuschneiden und am Platz zu verschlingen; der Grund ist die abergläu-

Menschen-
fresser?

bische Vorstellung, daß damit Kraft und Mut des Ueberwundenen auf den Ueberwinder übergeht. Das stets vergrößernde Gerücht hat nun die Bali die besiegten Feinde mit Haut und Haar auffressen lassen.

Martern.

Also weder dieses, noch ein Martern findet statt. Ich habe das von keinem der eingewanderten Stämme gehört oder gesehen; wohl aber von den Bandeng. Diese schneiden bisweilen den Gefallenen, auch wenn sie noch leben, Hände und Geschlechtsteile ab und stecken letztere den Gemarterten in den Mund, da bei ihnen der Schädel nicht so ausnahmslos als Siegestrophäe mitgeschleppt wird. Von weiter westlich wohnenden Stämmen erzählen die Bali, daß sie die Kriegsgefangenen martern, sie entweder an Pfähle binden und „an ihnen herumschneiden, bis sie immer kleiner würden“, und dabei die eben berichteten Scheußlichkeiten begehen oder sie nackt und zu mehreren zusammengebunden in Ameisenhaufen oder -wanderzüge werfen.

Die erbeuteten Schädel werden im Stammdorf auf dem Königsplatz zu Haufen zusammengeworfen und bleiben oft eine Woche und länger liegen. Täglich werden um sie Tänze aufgeführt, und der Becher kreist neben dieser stillen Gesellschaft. Die Hunde fressen daran, und den schauerhaften Geruch kann man sich denken. Schließlich holt sich dann jeder die eingelieferte Zahl, wobei es oft lebhaft Meinungsverschiedenheiten giebt, und skelettiert sie, indem er sie einige Wochen ins Wasser hängt oder in Ameisenhaufen wirft. Was dann mit ihnen zum Teil geschieht, werden wir beim — Hausbau hören.

Keine Befestigungsanlagen.

Trotzdem Ueberfälle der Dörfer die beliebteste gegenseitige Angriffsart sind, so habe ich doch nur ein Graslandsdorf befestigt gefunden: Bandeng, also das eines eingesessenen Stammes. Es hat breiten Graben und eine Art von Wall mit Hecken und Bäumen besetzt. Wir legten den Bali einmal nahe, gleiches um ihren Ort anzulegen, wenigstens um einen auf einem beherrschenden Hügel gelegenen Teil, und diesen als eine Art Kastell im Falle eines Angriffes zu benutzen. Aber sie wollten nichts davon wissen; und doch mußten sie eine Vorstellung davon haben, denn bereits Takum, in dessen Nähe sie ja ihre ursprünglichen Sitze hatten, ist von hohen Lehmmauern umwallt, mit Zinnen, Bastionen und Thoren.

Erkundungstätigkeit.

Zweier ganz eigenartiger Einrichtungen muß ich bei Besprechung der Kriegführung noch Erwähnung thun. Ich habe sie nur bei den eingewanderten Stämmen beobachtet.

Einmal die: daß Vertraute des Häuptlings, meist solche, welche Handelsbeziehungen zu anderen Stämmen pflegen, geradezu das Amt haben, sich über alle — wollen wir sagen — politischen und mili-

tärischen Verhältnisse bei dem betreffenden Stamme auf dem Laufenden zu halten. Veränderungen im Dorfe, in den Farmen, Beschaffenheit der Wege, Anlage neuer u. s. w., Verkehr der dortigen Bevölkerung mit anderen Dörfern u. s. w.: all das obliegt ihnen zu beachten und zu verfolgen, und gegebenenfalls dem Häuptling oder dem Rate darüber zu berichten. Also gewissermaßen „Botschafter“ und „militärische Gesandtschaftsattachés“ in einer Person, aber im eigenen Dorfe sitzend.

Die zweite Einrichtung ist die einer Art ständigen Patrouillendienstes. Die Aufgabe der hiermit Betrauten besteht gleichfalls darin, die Nachbarn zu beobachten und über jede drohende Gefahr den Ihrigen rechtzeitig Meldung zu machen. Deshalb treiben sie sich meist im Grase, auf den Wegen, an den Grenzen herum, wohl auch in den Dörfern der anderen Stämme. Um letzteres verhältnismäßig ungehindert und ungestraft thun zu können, spielen sie — auch im eigenen Stamme — den Narren; werden auch wohl von der Menge dafür gehalten. Fast nur bei den großen Festtänzen des Stammes tauchen sie im eigenen Dorfe auf und kauern in unmittelbarer Nähe des Häuptlings. Auch hier fallen sie nicht aus der Rolle, spielen vielmehr vor allem Volk die Narren. Scheußlich bemalt (so hatte sich einer bei einer solchen Gelegenheit am Körper in der Richtung der Rippen und Knochen mit weißer Thonerde bestrichen: ein wandelndes Skelett), stoßen sie bald allerlei unartikulierte Laute aus, bald lachen sie blödsinnig vor sich hin, wälzen sich im Staube, bewerfen sich mit Erde und ihrem eigenen Unrat, pissen in die hohle Hand und trinken davon; kurz, tragen mit einem Worte ein idiotisches Wesen zur Schau. In Wirklichkeit sind es gescheite, geriebene Kerle. Der Narr, der Kretin, gilt auch hier, wie bei allen Völkern in ihrem Kindheitsalter, für unverletzlich, für sakrosankt; und so können sie auch in anderen Dörfern unter dieser Maske ihre Spionendienste ziemlich ohne persönliches Risiko thun. Auch wird man einen Kretin für einen politisch ungefährlichen, unschädlichen Menschen zu halten geneigt sein.

Man denkt, wenn man diese beiden Einrichtungen betrachtet, unwillkürlich an ein annähernd ähnliches Amt bei den alten Aegyptern, das der sog. „Mohars“, deren Aufgabe ja auch ausgedehnter Kundschaftdienst bereits im Frieden war, um im Kriege dann ihre Menschen-, Land- und Wegekenntnis zu verwerten.

h) Märkte.

Bei Besprechung des bürgerlichen Lebens nach ausen darf auch eine friedliche Bethätigung desselben nicht unberührt bleiben: die Märkte, wo gleichfalls das Leben der Gesamtheit pulsiert. Allerdings erreicht der Markt- und Handelsverkehr bei den Graslandstämmen nicht im entferntesten die Blüte, zu der ihn der Haussa in Adamaua entwickelt hat. Hier ist in jeder grösseren Stadt jeden Tag Markt, und kann man nicht nur in Bezug auf Handels- und Luxuswaren auch die weitgehendsten und verwöhntesten Ansprüche und Bedürfnisse befriedigen; auf dem abgesonderten Lebensmittelmarkte sind auch alle nur denkbaren animalischen und vegetabilischen Landesprodukte vertreten.

Gastfreunde.

In den Graslanddörfern finden grössere Märkte nur alle fünf bis acht Tage statt, und zwar an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Orten, so ist z. B. in Bali alle acht Tage grosser Markt, in Bafuen alle drei, in Bamesson alle fünf Tage u. s. w. Diejenigen Stämme, welche in freundschaftlicher oder wenigstens Handelsbeziehung zu einander stehen, besuchen gegenseitig diese Märkte als Käufer und Verkäufer. Die Auswärtskommenden nehmen bei Gastfreunden Absteigquartier. Als Verkäufer bringen sie an Handelsgegenständen Specialitäten, wie jeder Stamm solche aufzuweisen hat; so sind die Bali besonders geschickt in Bearbeitung von Eisen zu Speerspitzen (auch Haumessern), sowie in Anfertigung von Pfeifen und Thongefässen aller Art, Mützen und Basttaschen, die Bamungu fertigen hauptsächlich Messer, sowie Hacken zur Farmarbeit, Bagam Pfeifenköpfe aus Metall; andere Stämme wieder flechten Matten, andere bringen Lederarbeiten; wieder andere legen den Schwerpunkt auf Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bodens: Bamesson züchtet Schweine, Bafuen das kleine afrikanische Rindvieh mit den gewaltigen Hörnern, die Bali Kapaunen u. s. w.; von den Oelgebieten aus geht Palmöl, vom Waldland überhaupt das sehr begehrte Rotholz weit hinauf allenthalben hin. Elfenbein und Sklaven sind die wertvollsten Marktwaren; werden aber eben wegen ihres Wertes und weil man die Schätze, die dafür zu erlegen sind, nicht gern öffentlich zur Schau trägt, meist nachts oder tagsüber doch nur an entlegenen Orten oder bei „verschlossenen Thüren“ verhandelt. Dazu werden Lebensmittel aller Art feilgeboten, und so bietet ein grosser Markt in einem Graslandsdorfe ein ganz belebtes Bild und gewährt Einblick in die

industrielle (Hausindustrie) und landwirtschaftliche Thätigkeit der Stämme: Elfenbein, Sklaven, Körbe, Matten, Hacken, Töpfe, Messer, Dolche, Speere, Wehrgehänge, Peitschen, Sandalen, Basttaschen, Kriegsmützen, Pfeifen, Tabak, Schafe, Schweine, Ziegen, Hühner, Kola, Honig, kurz die verschiedensten Farmprodukte. Um alle Schätze, die mit lauter Stimme angepriesen werden, wogt und drängt sich die Menge in verschiedenen Trachten: vom tobengekleideten Vornehmen, der gravitätischen Schrittes, die Peitsche am elfenbeinringgeschmückten Arme, und aus der Pfeife ab und zu einige Züge rauchend, um sie dann einem der geleitenden Sklaven oder Weiber zurückzugeben, daherwandelt, bis zum armen Buschmann, der angesichts all dieser Pracht sein Fetzchen Zeug zwischen den Beinen fester zieht, oder, im Zustande vollständiger paradiesischer Nacktheit, wenigstens durch reichliches Einsmieren des Körpers mit Rotholz und Einstecken einiger Papageien- und Falkenfedern in den Schopf seine Toilette zu verbessern sucht. An diesen großen Markttagen ruht jede Farm- und sonstige Arbeit; sie können also als die „Sonntage“ in dem Kalender des Graslandes bezeichnet werden. Diese Sonntage fallen bei dem Balistamm auf unsere Freitage. Nun entspricht bekanntlich bei den Mohammedanern eben der Freitag dem christlichen Sonntag. Ist nun die Balisitte Zufall, oder aus ihrer mohammedanischen Urheimat mitgebracht?

Mohammedanischer Sonntag?

Außer diesen größeren Märkten finden in jedem Graslandsdorfe täglich an verschiedenen Plätzen des Ortes kleinere Märkte statt, die ganz das Gepräge unserer Wochenmärkte tragen, nur daß hierbei auch Gegenstände der Hausindustrie, wonach eben auch fast täglich Nachfrage besteht, feilgeboten werden.

Gewöhnlich wird Ware gegen Ware ausgetauscht; doch hat sich bereits auch eine Art Münze herausgebildet, die, gleich wie die Kaurimuschel in Adamaua, für den Marktverkehr die Stelle des baren Geldes vertritt. Es ist der „ntchang“, eine dünne, etwa bleistiftdicke Eisen- oder Messingstange, armlang, die in einem mehrfach gewundenen Ringe fest zusammengedreht ist. (Messing ist vom englischen Kalabar her ein weit ins Innere bereits gedrungenes Metall, das die einheimischen Schmiede sehr hübsch zu verarbeiten verstehen.) Der Wert dieses „ntchang“ entspricht 1 Yard Zeug, d. i. etwa 25 Pfg. nach unserem Gelde. Dieser Reif wird auch als Armspange getragen: also zugleich Geld und Schmuck (wie bei unseren Altvordern und noch jetzt beim Landvolke in Gestalt der als Knöpfe verwendeten Silbermünzen). Der „ntchang“ ist aber nur Kleingeld; wertvollere Gegenstände, wie

Scheidemünze.

Sklaven, Elfenbein u. s. w., werden stets in gleicher Ware oder gegen Zeugstoffe, Salz, Waffen oder Pulver verhandelt.

i) Wegeanlagen.

Trotz dieses regen friedlichen Verkehrs würden die Wege zwischen den Stammsitzen sich in derselben schlechten Verfassung befinden, wie sie das im Waldland unten größtenteils sind; und aus dem gleichen Grund: Mangel an Gemeinsinn — wenn nicht hier oben die gütige Natur Straßenbauamt von Gottes Gnaden wäre. Ihr allein ist der weit bessere Zustand, wie ich ihn in früheren Abschnitten beschrieben habe, zu danken. Immerhin ist der Marsch in den ausgewaschenen, ausgetretenen Regenrinnen, worin die Wege meist bestehen, auf die Dauer ermüdend, aber der Untergrund ist fest; das ist die Hauptsache. Nicht einmal die Uebergänge über die allerdings schmalen, aber meist eingeschnittenen zahlreichen Bäche sind ordentlich; ein Baumstamm, wenn's gut geht: das ist alles. Diese Wasserläufe und noch mehr eben der liederliche Zustand der Uebergänge sind es, die auch hier im eigentlichen Grasland die Verwendung eines Reittieres auf Forscherpfaden, also auf grössere Strecken ausschliessen; Gelände, Bedeckung und Wege würden das unbedenklich gestatten.

Keine
Reittiere.

k) Ansiedelungen.

Lage der
Ortschaften.

Die Wohnstätten vorgeschildelter Gemeinwesen, die Dorfsitze, liegen teils auf den Höhenzügen, teils im Thale. Ich bin fast versucht, diese Verschiedenheit in der Wahl der Lage für die Ansiedelung als ethnographisches Unterscheidungsmerkmal zwischen Ureinwohnern und Eingewanderten anzusprechen. Wenigstens decken sich die jeweiligen Thatsachen vielfach auffallend. Bali-N'Yong, Bali-N'Kunbat, Bafut: mit Sicherheit als eingewandert zu bezeichnende Stämme haben ihre Dörfer auf den Höhen gebaut; viele Batankoanansiedelungen, der grösste Teil von Bandeng, Bafuen, Bamunda: lauter Orte urangesessener Bevölkerung, liegen im Thale.

Das Fehlen von Schutzanlagen irgend welcher Art, ausgenommen bei Bandeng, habe ich bereits berührt.

Die Ansiedelungen selbst, als Ganzes, haben bei Ureinwohnern und Einwanderern vollständig gleiches Gepräge. Sie zu schildern, muß ich von der Einzelwohnstätte ausgehen.

Das Einzel-
gehöft.

Der Grasländer baut sich gehöftweise an. Sorgfältig geflochtene Mattenzäune (siehe Abb. 46, S. 348) oder dichte lebende Hecken fassen die oft aus einem Dutzend und mehr Häusern bestehenden Höfe ein.

Abb. 48. Teil des Dorfes der Bali-N'Yong.

Abb. 48. Teil des Dorfes der Bali-N'Yong.

Abb. 49. Weiberviertel im Gehöft des Ballhäuptlings.

Abb. 49. Weiberviertel im Gehöft des Balihäuptlings.

Ein richtiges Thor, oft mit Giebeldach, führt durch die dichte Umzäunung, in deren Flucht sich schattenspendende Bäume (oft alte riesige Gummibäume) in engen Intervallen erheben, um so die einzelnen Wohnungen den Blicken zu entziehen. Das geräumigere Haus des Hofbesitzers, kleinere Weiberhäuser, Hütten für die Haussklaven, Vorrathshäuser, Palmweinhäuser, nach ein oder zwei Seiten offene Versammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Graslandnegers. Der freie Hofraum ist glatt geebnet und stets sorgfältig gestampft und gekehrt. In einer Ecke, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, befindet sich ein großer Lehtopf eingegraben, der die Stelle einer Latrinenanlage versieht. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumpflanzungen schliessen sich nicht selten an den mattenumzäunten eigentlichen Hof an. Fast Zug für Zug gleiche Anlagen der Wohnstätten in Hofform fand ich in der Schilderung P. Schynses von den Basindja am Viktoria Nyanza.

In diesen Behausungen spielt sich das ganze innere Leben einer Graslandfamilie ab; in der schönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Häusern.

Aus solchen Gehöften setzen sich die Dörfer in den Baliländern zusammen (Abb. 48). Dafs bei dieser Art der Anlage und den bedeutenden Bevölkerungstärken solch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt, liegt auf der Hand. Ueber mehr als einen Höhenzug erstreckt sich ein derartiger Stammessitz, dazwischenliegende Mulden, ja Thäler sowie Einzelhügel sind mit hereingezogen. Die bereits im Gelände getroffene Palme (Fächerpalme?) ragt in verstreuten Gruppen über die Gehöfte. Zwischen den einzelnen Anwesen führen ganz schmale, schlechte Wege: vom Regen, der in Bächen sich sammelt und in ihnen herabschiefst, ausgewaschene Rinnen; also bei trockenem Wetter holprig und bei nassem glitschig und schlüpfrig. Höchstens liegen unregelmässig grofse Steinbrocken und Felsplatten als Trittsteine, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen. Das Häuptlingsgehöft liegt ungefähr in der Mitte des Ortes und bildet mit seiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häusern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel (Abb. 49) ist ein ganz erkleckliches Quartier; Garega z. B. besafs an 200 Weiber, oder vielmehr Beischläferinnen; je eine, auch zwei bewohnten mit ihren, dem Häuptling geschenkten Kindern eine Hütte. An das Häuptlingsgehöft schliesst in allen Graslandsdörfern der mehrerwähnte, mehr oder weniger geräumige freie Volksversammlungs- und Marktplatz an. In Bamesson ist derselbe teilweise mit aufrecht

Dorfanlage.

Häuptlingsgehöft.

Marktplatz.

stehenden Steinen von etwa Hüfthöhe eingefasst; doch ist dieser „Ring“, woran man unwillkürlich denkt, in verfallenem Zustand.

Farmdörfer
und -häus-
chen.

In den meist entfernt liegenden Farmen befinden sich gleichfalls zahlreiche kleinere Häuser, oft zu einer Art Dörfchen vereinigt. Meistenteils werden sie nur zu den Zeiten der lebhaftesten Feldbestellung (Saat und Ernte) bewohnt, um sich den täglichen Weg zu ersparen; vereinzelt leben ständig Hörige und Sklaven in ihnen. Der Vollständigkeit halber sind noch die gleichfalls in den Farmen verstreut liegenden kleinen Hütten zu nennen, die als Vorratshäuser, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät u. s. w. dienen. Es sind kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne Thür, darauf ein sorgfältig gearbeitetes kegelförmiges Dach. Will man Vorräte u. s. w. herausnehmen oder hineinthun, wird einfach das ganze Dach abgehoben und wieder aufgesetzt.

Hausbau-
weise.

Zur Bauart der Häuser und Hütten selbst übergehend, weise ich auf die Abb. 8 in Abschnitt IV, S. 188, sowie auf die im gegenwärtigen (Abb. 46, und 48 bis 51) hin.

Der für ein Haus bestimmte Platz wird in größerem Umkreis gereinigt und geebnet, und auf ihm der Grundriß durch gelegte, gerade Bambus¹⁾ abgegrenzt. Er ist fast immer ein Quadrat, seltener ein Rechteck. Nun werden seitab der eigentlichen Baustelle die Einzelteile des ganzen Hauses gefertigt: die gleichfalls quadratischen bzw. rechteckigen vier Seitenteile, der Dachboden in gleichen Formen, und die Dachteile. Baumaterial hierzu sind Bambus, Holznägel und die schmiegsamen, zähen Rindenstreifen des Bambus als Bindemittel. Für Seitenteile und Dachboden wird als Gerippe ein grobmaschiges Gitterwerk hergestellt und durch wagerecht eingeschobene Bambus möglichst dicht ausgefüllt; in einem der Seitenteile ist bereits die Thüröffnung berücksichtigt. Ist das geschehen, so werden die vier Seitenteile an der Hausbaustelle aufgestellt, an den Kanten sorgfältig aneinander gepafst und fest verschnürt: der Hauskasten (Abb. 50) steht nun. In Zwischenräumen von etwa 20 cm werden außen starke Bambus gleichlaufend zum Boden an allen vier Seiten aufgebunden. Hierauf werden in Abständen von etwa 1 m dicke Baumpfosten von der Höhe der Wände dicht neben diesen außen und innen in die Erde gerammt und ebenfalls mit den Wänden und unter sich verschnürt. Auf den Haus-

¹⁾ Ich verstehe darunter die Blattrippen der Weinpalme: eine Sprachvereinfachung, die bekanntlich für ganz Westafrika üblich ist. Zur Vermeidung einer etwaigen Verwechslung mit dem echten, indischen Bambus sei das hier ausdrücklich nochmals vermerkt.

kasten wird der auf jeder Seite 30 bis 50 cm überstehende Dachboden gelegt und festgebunden. Unterdessen sind von anderen Leuten — im ganzen sind bei einem Hausbau immer an 20 bis 50 Mann beschäftigt — die Dachteile fertiggestellt. Ist der Grundriß des Hauses quadratisch, so bestehen sie in vier gleichschenkligen Dreiecken; ist

Abb. 50.

Teil eines Hauses (Geripp des Hauskastens und Daches; bei rechteckigem Grundriß) in den Baliländern.

er rechteckig, so sind zwei der Dachteile Trapeze, die beiden anderen wieder gleichschenklige Dreiecke. Diese Dachteile bestehen gleichfalls aus einem grobmaschigen Gitterwerk, aber ohne weitere Füllung. Aufgesetzt bilden sie (bei quadratischem Grundriß) eine Pyramide. Ihre Verschnürung wird besonders sorgfältig vollzogen. Während nun einige Leute unter den überstehenden Dachboden weitere Baumpfosten als Stützen einrammen, wodurch dessen Außenränder in natürlichen Gabeln

oder in eingehauenen Einschnitten (Abb. 51) zu ruhen kommen, streben andere die Dachteile untereinander und mit dem Dachboden durch ähnliche, nur dünnere Pfosten oder Bambus. Auf die Seitenwände oder vielmehr auf die denselben ausßen aufgebundenen wagerechten Bambus werden jetzt zwischen den Pfosten dünnere, schräg zum Boden, untereinander gleichlaufend, verschnürt: sie haben den

Abb. 51.

Gabelung von
Pfosten.

Zweck, dem nunmehr folgenden Lehmewurf festen Halt zu geben. Dieser ist mittlerweile in der Nähe in einer Grube zubereitet und durch Stampfen mit den Füßen sowie fleissiges Wasserzutragen, welches letzteres Geschäft die einzige Beteiligung der Weiber am Hausbau ist, geknetet worden. In grossen Klumpen wird er nun von ausßen an die Wände geschleudert und schön glatt verstrichen. Schliesslich folgt das sorgfältigst ausgeführte Eindecken mit getrocknetem Gras (siehe Abb. 8, S. 188), das wie die zu Pfosten bestimmten Baumstämme und die Bambus, oft schon 8 und 14 Tage vor Beginn des Hausbaues, herbeigeschleppt worden ist. Der dichte, fast $\frac{1}{2}$ m starke Grasbelag wird unten sauber abgeschnitten, daß er sich mit dem Dachboden vergleicht, und das Haus ist fertig. Die Thüröffnung wird mit gespaltenen Bambusstücken, dicht nebeneinander gelegt, geschmackvoll verkleidet; die Schwelle etwas verbreitert und innen eine gleich sauber und nett gearbeitete Schiebethür angebracht.

Nach etwa acht Tagen kann ein Haus bezogen werden: ein bis drei Tage sind nötig zum Bau, die übrigen zum Trocknen des Lehmewurfes. Die Ausmaße sind folgende: eine Quadratseite des Grundrisses meist etwa 4 m; gleich hoch sind die ebenfalls quadratischen Wände; das Dach ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ mal so hoch als das Haus breit ist. Letzteres Maß gilt auch für den Fall, daß der Grundriß ein Rechteck ist. Bei derartiger Anlage sind die Längswände je nach Zweck des Hauses zwei-, sogar dreimal so lang als die Giebelseiten, welche meist ihr Maß von 4 m beibehalten.

Die große Höhe und damit Steilheit des Daches ist bedingt durch die gewaltigen tropischen Regengüsse: das Wasser muß rasch ablaufen, soll es nicht durch den Grasbelag ins Innere dringen; was übrigens trotzdem nicht gerade selten ist. Die Thüröffnungen — und damit komme ich zu dem für den Europäer unbequemsten Teil eines Graslandhauses — sind außerordentlich klein: die Schwelle ist etwa 30 cm über dem gewachsenen Boden, die Breite beträgt wenig mehr als 40,

die Höhe an 80 cm. Ihre Benutzung will förmlich geübt sein; meine erstmalige in Bameßon, wo sie vielleicht noch um ein paar Centimeter enger sind als anderswo, schildere ich in meinem Tagebuch: „Zuerst Rumpf vorwärts beugen, dann linkes Bein hoch heben mit dem Knie bis zum Kinn, hierauf Bein vorwärts strecken, Kopf zwischen die Schultern einziehen. Nun folgt Versenken des gestreckten Beins in die schwarze Tiefe des Hausinnern, Katzenbuckel verstärken, Rumpf nachschieben, Schienbein des andern Fusses an der hohen Schwelle anschlagen, ein kräftiger Fluch, Nachziehen des andern Beins: und man ist in der Finsternis verschwunden.“ Fenster und dergl. kennt auch der Neger des Graslandes nicht; solche würden hier oben auch dem ganzen Grundgedanken des Hausbaues: möglichste Wärmehaltung, widersprechen. Deshalb eben sind die Thüren so eng und findet sich selten nur, in den größern Häusern, eine zweite.

Als Knauf pflegt der Grasländer oben auf die Spitze des Daches bisweilen einen großen Steintopf oder eine Kalebasse zu setzen; ersteres ist in Bameßon allgemein üblich. In Bali findet man dies seltener; hier sah ich auch da und dort einen Schädel draufgebunden. Manche besonders elegant bauende Hofbesitzer krönen die Spitze ihrer Wohnhäuser mit einer vollständigen, nur weit kleineren Dachpyramide, die etwas in die Höhe gerückt ist (auf Abb. 48, S. 363 befindet sich ein solches Haus).

Die großen Palmwein- und Versammlungshäuser, in denen die S. 346 erwähnten politischen und auch private Zusammenkünfte stattfinden, haben größere Ausmaße bei meist quadratischer Grundfläche; die Höhe der Wände bleibt stets gleich. Sie sind dann nach einer, auch zwei Seiten teilweise oder ganz offen; ferner kommt bei ihnen häufig der Lehmwurf in Wegfall, und sind dafür die Bambuswände noch sorgfältiger und gefälliger gedichtet.

Abweichungen zweier Art von dieser allgemein üblichen Bauweise sind mir zu Gesicht gekommen. Die eine ist gänzlich vereinzelt, und habe ich sie nur bei einem Haus in Bamungu, bei zweien in Bali gesehen. Es waren Häuser mit aufgesetztem Stockwerk. Wie aus vorstehender Schilderung hervorgeht, befindet sich das Hausinnere, stets nur aus einem Raum bestehend, zu ebener Erde. In den genannten drei Fällen lag der Wohnraum um die sonstige Höhe der Hauswände emporgerückt; also ein richtiger erster Stock. Mittels Leitern ward der Zugang bewerkstelligt.

War diese Abweichung in keine Beziehung zu Volksverschiedenheiten zu bringen, so bin ich bei der zweiten eher dazu geneigt. Ich

Versamm-
lungs- u.s.w.
Hallen.

Einstöckige
Häuser.

Doppel-
wandige
Häuser.

fand sie in Bamignie, dem bedeutendsten Ort des im Vasallenverhältnis zu Bali stehenden Teiles des Batankoanstammes. Dort ist diese Bauart fast die Regel. Das eigentliche Haus zeigt ganz die gleiche Anlage wie vorstehend geschildert. Um dasselbe herum jedoch zieht sich eine etwa 1 m von der eigentlichen Hauswand abgerückte zweite Wand aus Matten oder häufiger aus Bambus und Lehm; das Dach ragt über diese zweite Wand hinaus. Da die Batankoan Ureinwohner sind, so ist die Vermutung wenigstens gerechtfertigt, hier den Urtypus der eigentlichen Graslandshäuser vor uns zu haben. Auch praktische Gründe sprechen dafür. Ein solches Haus mit doppelten Wänden hält wärmer als eines mit einfacher Wand. Nun ist das Klima hier in den hochgelegenen Graslandgebieten kühl, nachts sogar kalt, und so hat sich diese Bauart bei den Urbewohnern herausgebildet. Die Stämme Adamauas bedurften bei dem milderen, wärmeren Klima ihres Landes diesen doppelten Schutz nicht. Sie behielten vorerst ihre Bauart bei, nur aus der kreisrunden Form — diese soll in Adamaua die gewöhnliche Grundform sein — zur viereckigen übergehend. Und dafs sie nach ihrer Einwanderung nicht die vollständige Urbauart annahmen: nun, ich meine, wir sehen auch an unseren hartköpfigen Bauern einen starren Konservatismus gegenüber dem oft besseren Neuen. Uebrigens habe ich in Bali bereits einige Häuser mit solchen zweiten Wänden gefunden.

Gemeinde-
Raphia-
Waldungen.

Bedenkt man die Bevölkerungsdichtigkeit, die eine ganz beträchtliche Zahl von Hütten für ein Dorf schon bedingt, ferner den Umstand, dafs die ja doch sehr primitive Bauart verhältnismäfsig oftmalige Erneuerung (durchschnittlich längstens alle vier bis fünf Jahre) der Bauten erheischt, endlich, dafs ein nicht unbeträchtlicher Teil der Raphiabestände behufs Gewinnung des Palmweins doch immerhin einige Schonung fordert, so fragt man sich und habe ich mich auch an Ort und Stelle oft gefragt; ja, woher nehmen denn die Leute doch immer wieder das Baumaterial? Allerdings sind die Weinpalmenwälder von ganz bedeutenden Längsausdehnungen; dann werden die Bäume auch in den Farmen zur Umfriedung u. s. w. fleifsig gepflanzt, und schliesslich darf man die Ueppigkeit und Raschheit des Tropenwachstums nicht vergessen. Aber trotz alledem geht es auch thatsächlich oft knapp her mit Beschaffung dieses so wichtigen Baumaterials. Eifersüchtig hegen die einzelnen Stämme die in ihrem Machtbereich liegenden Bestände, die teils Eigentum von einzelnen, zum gröfseren Teil „Gemeindewaldung“ sind. Uebergriffe innerhalb der eigenen Haine sind an der Tagesordnung, und solche in jene anderer Stämme kommen

nicht minder oft vor: ein bereits S. 337 angedeuteter, sehr, sehr häufiger Anlaß zu Verwickelungen. Bei den Bali, überhaupt den herrschenden Stämmen, wird dank der ihnen innewohnenden Raublust, die sie auch dann, wenn's nicht notwendig wäre, in fremdes Gebiet lockt, das Holen von Bambus gewöhnlich zu „gewaltsamen Beitreibungen“. Die Wiedervergeltung bleibt natürlich nicht lange aus. —

Man sieht: der Grasländer verwendet sehr große Sorgfalt auf den Hausbau; ein weiteres Zeichen dafür ist, daß z. B. die Balisprache für jeden einzelnen Hausteil ein eigenes Wort hat. Einzelne Gehöfte sind mit einer Peinlichkeit und Nettigkeit gebaut, die der der Banyang nichts nachgibt; reinlich sind sie alle. In der behaglichen Ausgestaltung des Hausinnern jedoch bleibt dieser Waldlandstamm unübertroffener Meister.

Immerhin aber macht ein Graslandhaus einen ganz warmen, wohnlichen Eindruck, wenn auf dem festgestampften, ebenen Boden das offene Feuer in der Mitte des Raumes lustig flackert und wohlthuende Wärme verbreitet, während draußen die nasskalten Regenschauer niedergehen. Die Bambuswände gleichen einer Vertäfelung, die Decke glänzt von Rauch gebeizt. Über dem Feuer hängt nicht selten eine Trockendarre und auch der Dachboden selbst dient häufig als Trockenvorrichtung oder Aufbewahrungsraum. Zu diesem Behuf befindet sich in ihm ein viereckiger Ausschnitt, gerade groß genug, um durch-

Das Hausinnere.

Abb. 52.

Gefäß aus Thon (zum Aufbewahren von Mais, Hirse u. dergl.) in den Baliländern. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

schlüpfen zu können, und eine Bambusleiter führt dazu hinauf.

Zahl und Art der Hauseinrichtungsgegenstände ist nicht bedeutend, und ähnlich den im Waldland getroffenen. Unordentlich liegen und hängen die Dinge herum. Hauptsächlich sind es Eßgeräte, aus Flaschenkürbissen hergestellt, häufig mit hübschen Ornamenten an der Außenseite verziert. Die Schöpfelöffel (siehe Abb. 15, S. 272), die geschnitzten Kochlöffel der Banyang (siehe Abb. 24, S. 279) finden wir auch hier.

Einrichtungsgegenstände.

An Stelle der ebenda beschriebenen hölzernen Aufbewahrungsgefäße treten hier lediglich thönerne (Abb. 52; siehe auch Abb. 25, S. 280), sowie zierlich und fest geflochtene Körbe der verschiedensten Größen und Formen (Abb. 53 u. 54 a. f. S.; siehe auch Abb. 58, S. 383 u. 67 u. 68, S. 396). Eine große Rolle spielen die tadellos

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

geformten, schwarz gebrannten Lehmtopfe (siehe Abb. 43, S. 345) zur Zubereitung der Speisen und noch weit mehr zum Wärmen des unvermeidlichen Palmweins.

Abb. 53.

Geflochtener Korb (zum Haus- und Farmgebrauch) in den Baliländern. $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Von ganz kleinen zierlichen bis zu solchen von $\frac{3}{4}$ m Höhe und entsprechender Weite giebt es da; aussen mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Weit häufiger als bei den Banyang finden sich die wie dort meist aus einem Stück geschnitzten Stühle oder Schemel. Solche von einfacherer Form (Abb. 55) sieht man fast in jedem größeren Gehöft; schöner gearbeitete, oft noch viel phantastischer als der weiter (Abb. 56) dargestellte besitzen nur die

Häuptlinge und Vornehmen. Ich erinnere auch an den oben (S. 349) beschriebenen Thron des Balihäuptlings; überhaupt an das dort ge-

Abb. 54.

Geflochtener Korb (zum Haus- und Farmgebrauch) in den Baliländern. Etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

schilderte „Interieur“ eines Herrscherhofes. Wie im Waldland, sind diese Schemel auch hier dick mit Rotholz eingerieben. Aufgefallen ist

Abb. 55.

Abb. 56.

Abb. 55 u. 56. Schemel (aus Holz geschnitzt) in den Baliländern. $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

24*

mir, daß bei den Banyang an ihnen alle Kanten abgerundet waren (vergl. Abb. 27 und 28, S. 280), während im eigentlichen Grasland dieselben scharf belassen sind; es mag das natürlich auch Zufall sein.

Schlaf-
gepflogen-
heiten.

Als Schlafstätte dienen gewöhnlich fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenähnliche Gestelle, einschläfrig, aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am Kopfende als Hals- oder Hauptstütze werden benutzt. Wie der Waldlandbewohner, der Neger überhaupt, so legt auch der Hochländer gar keinen Wert auf körperliche Bequemlichkeiten, ist geradezu gefühllos in dieser Beziehung. Anders wenigstens kann man sich dieses Schlafen „auf Latten“ nicht erklären. Ebenso unbegreiflich war mir stets die Gepflogenheit, zum Schlafengehen auch die wenigen Fetzen der Bekleidung abzulegen, statt vielmehr etwa vorhandene und bei Tag auch getragene Bekleidungsstücke gegen die Nachtkühle erst recht anzuziehen. Denn die Nächte im Hochland sind zu jeder Jahreszeit kühl, ja kalt. Wohl sind die Hütten dicht verschlossen und wird das fast stets brennende Feuer vor Schlafengehen noch tüchtig angefacht, aber gegen Morgen läßt die Temperatur denn doch beträchtlich nach; oder es ist dank der großartigen Sorglosigkeit abends kein Feuerholz mehr da.

Feuerholz.

Allerdings ist die Herbeischaffung des Brennmaterials in den Bali-gebieten, wie man aus der Geländebeschreibung entnehmen kann, eine recht beschwerliche. Das manchmal stundenweite Herbeischleppen obliegt hauptsächlich den Weibern und Kindern. Zum Schlagen des-

Abb. 57.

Axt im Nord-Kamerungebiet. Etwa $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

selben bedienen sie sich langstieliger Aexte. Die hier wiedergegebene Form (Abb. 57) — keulenartiger langer Stiel; Eisen keilförmig, mit breiter Schneide — ist im ganzen nördlichen Gebiet von Kamerun mit geringen Abweichungen üblich.

Einen Versuch zu einer Art Truhe habe ich nur einmal im Hause des Häuptlings von Banti gesehen: es war ein muldenförmig ausgehöhltes, kantig zubehauenes Holzstück von etwa je 1 m Höhe und Tiefe und Breite, mit einem Deckel darauf.

Erwähne ich schließlich noch der Kehrbesen, die hier aus den

Rindenstreifen junger Bambus zusammengebunden und von den Aermeren zugleich auch als Fliegenwedel auf der Strafe verwendet werden, so habe ich die Einrichtungsgegenstände (der Art nach) einer Behausung in den Baliländern vollzählig aufgeführt.

l) Die Familie (im engeren und weiteren Sinn).

Das sociale Leben, d. i. das Zusammenleben Vieler in einer geschlossenen Stammeseinheit, baut sich auf auf dem Zusammenleben kleiner Gruppen: der Familie im weiteren Sinne; und diese wieder auf dem Zusammenleben, dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander.

Wie bei allen Naturvölkern, ist auch im eigentlichen Grasland der Mann das herrschende, das Weib das physisch und social tiefer stehende Geschöpf, dessen Hauptaufgabe es ist, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Drückend empfindet das Weib diese Stellung aber sicher nicht; sie weiß es nicht anders — und dann klingt so etwas immer schroffer als es in der Wirklichkeit sich gestaltet.

Sociale Stellung des Weibes.

Ich habe hier nicht selten gefunden, daß ältere Neger, namentlich Häuptlinge, ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweisen. Solche Matronen sind dann bei den geheimsten palavern zugegen und haben geradezu Sitz und Stimme im Rate und nicht zu unterschätzenden Einfluß. Seltener nimmt eine solche Vertrauensstellung die Hauptfrau ein. Beim Balihäuptling Garega war letzteres der Fall. Palmwein schenkend kauerte sie zu den Füßen ihres Gebieters und warf ab und zu ein Wort in das Gespräch. Will der Bali seinem Gegner eine schwere Kränkung ins Gesicht schleudern, so belegt er denselben seltener direkt mit einem beleidigenden oder beschimpfenden Ausdruck, sondern zieht gewöhnlich die Eltern, insbesondere die Mutter, auch sogar frühere Generationen herein. Die tödlichste Beleidigung, die er dem anderen mit Worten zufügen kann, ist die Drohung, „daß er die Geschlechtsteile von dessen Eltern verstümmeln will“ (offenbar ist hierbei als Nachsatz zu denken: damit letztere unfähig gemacht würden, nochmals einen solchen Menschen hervorzu-bringen).

Zum mindesten ist das Weib dem Neger ein wertvolles Eigentum, und die Anwesenheit der Weiber in einem Dorfe giebt dem Weißen das beruhigende Gefühl, daß augenblicklich wenigstens keine Feindseligkeit geplant ist.

Was das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander betrifft,

Geschlecht-
liche Be-
ziehungen.

so sind nach der gesunden Naturmoral-Anschauung des Graslandnegers beide so selbstverständlich zur Vereinigung geschaffen, daß hier das Gleiche gilt, was Nachtigal von den Sudanstämmen sagt: „Jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit sich des Verkehrs mit dem anderen Geschlechte enthält, provoziert hierdurch nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung seiner Person; doch bei einer Frau erschien dies Verhältnis geradezu von bedenklicher Bedeutung.“ Er erzählt nämlich bei dieser Gelegenheit von der Afrikareisenden Fräul. Alexandrine Tinne, die er in Mursuk kennen gelernt hatte; diese war stets von einem großen Hunde begleitet, und da der Araber und der Neger bei einem Weibe geschlechtliche Enthaltensamkeit noch unbegreiflicher findet als beim Manne, so ging bald die Sage, der Hund sei ein verzauberter Mann, der nachts seine menschliche Gestalt annehme.

In folgerichtiger Ausgestaltung dieser Anschauung ist einerseits eheliche Verbindung beider Geschlechter fast ausnahmslos der Fall, und herrscht andererseits bis zum Eingang einer solchen geschlechtliche Freiheit im weitesten Sinne.

Die mosaische Forderung der Unberührtheit des Weibes kennt der Wald- und Graslandneger nicht; im Gegenteil. Und da ihm die Kinderfrage keine pekuniären und Erziehungssorgen macht, bevorzugt er bei der Wahl seiner Gattin sogar ein Mädchen, das bereits Kinder in die Ehe mitbringt, und urteilt von einer Maid ohne solche „Aussteuer“ mißsächlich: „Die scheine nicht liebenswert und fruchtbar zu sein, sonst hätte sie bereits einen Liebhaber gefunden“. (Vergleiche übrigens damit bis zu einem gewissen Grade unsere bäuerlichen Anschauungen über die sogenannten Komm- und Probenächte.)

Eine unmittelbare Folge dieser physisch-vernünftigen Moral ist, daß Vergehen gegen das sechste Gebot eigentlich gar nicht vorkommen, schon deshalb nicht, weil dieses, wenigstens in seiner katholischen Fassung, einfach gar nicht existiert. Außer dem Umstande, daß als weitere Konsequenz vorstehend entwickelter Anschauungen die Betätigung des Triebes der Gattungserhaltung nicht das Gepräge eines verbotenen lichtscheuen Aktes hat — die intimsten Beziehungen und Vorgänge werden ganz unbefangen, z. B. im Gespräche in Anwesenheit junger Leute beiderlei Geschlechts erörtert —, trägt dazu das häufige Fehlen der Bekleidung, also der Mangel jeglicher Verhüllung des Körpers, außerordentlich viel bei. Es wird gerade durch den letztangeführten Umstand nicht nur nicht die sogenannte Unsittlichkeit gefördert; im Gegenteil (siehe auch S. 331). Ich brauche mich darüber wohl nicht weiter zu verbreiten; möchte aber bei dieser

Gelegenheit etwas eingehender als im vorigen Abschnitt, wo ich dieses Thema nur flüchtig gestreift (S. 290), auf das zu sprechen kommen, was wir Schamgefühl nennen. Schamgefühl.

Ich meine, wenn man ein Naturvolk, welches nur immer, aber ein unverdorbenes, kennen gelernt hat, drängt sich die unumstößliche Ueberzeugung auf, daß dieses Gefühl ein durch äußere Einflüsse veranlafstes, anezogenes, aber nicht angeborenes ist. Generationenlang geübt, trägt es schliesslich bei den Nachgeborenen den Charakter der Vererbung. Bringt man damit die Bekleidung in Verbindung, so kommt augenfällig zum Ausdruck, daß der Schlufs, die Kleidung ist eine Folge des Schamgefühls, umgekehrt richtig ist. Dem Grasländer, wie dem Waldländer, ist die Kleidung in irgend welcher Form nur Schmuck oder Schutz gegen rauhe Witterung. Fallen diese beiden Momente weg, z. B. bei der Feldarbeit in der Trockenzeit, beim Baden u. s. w., so entblößt Mann und Weib den Körper, je nach individuellem Bedürfnis, vollständig, also auch die Scham, ohne etwas Anstößiges dabei zu finden. Giebt man den Leuten Zeug und sagt ihnen, sie sollen sich damit die Scham verhüllen, so verstehen sie einfach nicht, warum; der oder die eine hält es sich an den Kopf, sie drapieren es sich anderswo mit der Begründung, „es gefalle ihnen da besser“, der oder die dritte läßt es vielleicht am bezeichneten Platze, aber nur, weil es dem Geschmack eben zufällig so entspricht. Und das sind nicht „auf einer niedrigen Stufe stehende, tierähnliche Menschen“ — es sind kulturell hochstehende, intelligente Völker. Neben dem mit der malerischen, weitwallenden, den ganzen Körper verhüllenden Tobe Geschmückten geht unbefangen ein Mann, ein Weib in absolutester Nacktheit.

Die natürlichen Bedürfnisse verrichten sie abseits; aber nur, inso weit sie den Geruchssinn, oder die Reinlichkeit des Platzes u. s. w. verletzen. Deshalb ist in jedem Graslandgehöfte ein großer Lehmtopf eingegraben, der, mit Gras bedeckt, von Zeit zu Zeit in den Bach oder sonst wohin entleert wird. Deshalb fällt es bei einem Halt auf dem Marsche z. B., oder an einem Platze, wo der Reinlichkeitsmoment nicht in Betracht kommt, weder Mann noch Weib ein, in dem Falle abseits zu gehen, in dem der Geruchssinn nicht verletzt wird. Also allgemein abstrakt ausgedrückt: ausgeprägtes Gefühl des ästhetischen Momentes ist dem Neger Veranlassung, derartige Verrichtungen abseits vorzunehmen, die einen der natürlichen fünf Sinne oder das jedem Menschen, der sich über die rein tierische Stufe erhoben hat, angeborene Schönheitsgefühl (das halte ich für ein angeborenes Aesthetisches Gefühl.

und durch Kultur hoch zu entwickelndes Gefühl) verletzen. Deshalb vollzieht der Graslandneger auch den Beischlaf nie vor Anderen. Der Anblick des nackten menschlichen Körpers verstößt nicht gegen dieses Gefühl, wohl aber in mehr oder weniger starkem Grade die Bethätigung der Lebensäußerungen des Organismus. Und da ist der Neger eigentlich noch folgerichtiger oder feinfühlicher, als der europäische Kulturmensch: auch die Zuführung der Speisen bei den Mahlzeiten verbirgt er im allgemeinen den Blicken anderer, wenigstens Fremder.

Geschlechtliche Anschauungen.

Ich habe oben gesagt, daß die eheliche Verbindung beider Geschlechter fast ausnahmslose Regel ist. Bei der geschlechtlichen Freiheit vor Eingang einer solchen erscheint dies fast widersinnig, zum mindesten unlogisch. Aber nur scheinbar. Die Ehe ist dem gesund solidarisch fühlenden Graslandneger eben nicht nur die Möglichkeit, den Trieb zur Erhaltung der Gattung zu bethätigen — das kann er, wie wir sahen, auch ohne solche Einrichtung —, sie ist ihm mehr: die gesicherte Grundlage, auf der sich ein Familienleben, ein festes Stammesgefüge aufbaut. Darum ist die Ehelosigkeit mifsachtet, darum stehen empfindliche Strafen auf Verletzung der ehelichen Treue.

Wir sehen also, wie — dem Neger selbst natürlich nicht so klar zum Bewußtsein kommend, nur dem Instinkte einer gesunden Naturmoral entspringend — zwei Momente beobachtet werden: In richtiger Erkenntnis der Mächtigkeit des Fortpflanzungstriebes ist die Befriedigung desselben gestattet. Mit Rücksicht auf das Interesse der Gesamtheit, d. h. des Stammes, muß seine Bethätigung eine Einschränkung, aber keine Verminderung (darum Mifsachtung der Ehelosigkeit), erfahren; das geschieht in der Ehe. Diese führt dann zur Bildung der sozialen Grundlage des Gemeinwesens, der Familie.

Daß diese im eigentlichen Graslande vorgefundenen Grundsätze nicht über die ersten Anfänge einer rohen Naturmoral hinausgehen, daß ich das natürlich nicht für weit entwicklungsfähig (und dabei den gesunden Boden noch lange nicht verlassend) halte, möchte ich hier einschalten, um nicht in den Verdacht Rousseauscher Naturschwärmerei zu geraten. Wie ich mir diese Entwicklung denke, gehört nicht hierher. —

Die Sippe.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Ehemann. Die Verwandtschaft schließt sich enge zusammen in eine Sippe, deren bedingungslos anerkanntes Oberhaupt der älteste Hausvater oder Ehemann der ganzen weiteren Familie ist. Auch über die zum Hausstande bezw. der Sippe zählenden Hörigen und Sklaven übt der „pater

familias“ patriarchalische Gewalt, zu der sogar gewisse Rechtsbefugnisse gehören.

Die legale Form der Ehe ist die Monogamie. Und in familien- Die Ehe. und erbrechtlicher Hinsicht kommt diese Form auch zur strengen Würdigung. Die Gegenwart gestattet eine laxere Auffassung, aber nur einseitig. Beim Weibe wird Verletzung der ehelichen Treue, namentlich wenn sie dem Manne gegenüber geleugnet wird, meist mit dem Tode bestraft. Auch der Verführer verfällt schwerer Strafe. Dem Manne ist in der Praxis Polygamie gestattet. Aber nur mit Weibern aus bezw. in der Sklavenkaste, und nur mit Unverheirateten. Die Stellung dieser Beischläferinnen ist aber nicht die von Nebenfrauen, sondern eben von Beischläferinnen ohne irgend welche weiteren Rechte. Bis zu einem gewissen Grade spielt da auch der Umstand mit hinein, daß Kinder nicht nur keine Sorgenquelle, sondern als zukünftige Arbeitskräfte u. s. w. geradezu eine Vermögensmehrung vorstellen.

Eine Kindererziehung in unserem Sinne giebt es nicht. Früh wird das Kind von den Eltern entwöhnt und sich selbst überlassen. Nichtsdestoweniger entwickeln sich manche hübsche Eigenschaften aus gleichsam angeborenen Instinkten, z. B. findet sich die bei allen Graslandnegern an den Erwachsenen so angenehm berührende Artigkeit im Verkehr schon bei den Kindern. Den Traum der Kindheit zu träumen, ist dem Negerkinde nicht lange beschieden; recht bald tritt die raue Wirklichkeit heran, namentlich in den ärmeren Schichten der Bevölkerung — wie bei uns auch. Bald werden sie im Gehöft, in den Farmen verwendet, und die kleinsten Kerle schleppen oft schwere Lasten Feuerholz und Feldfrüchte mühsam den weiten Weg nach Hause. Kinder-
erziehung.

m) Rechtliche Verhältnisse.

Zur Vollständigkeit des Bildes der politischen und socialen Verhältnisse eines Volkes gehört notwendig ein Einblick in seine Rechtsanschauungen und -gewohnheiten. Da und dort habe ich sie bereits gestreift. Ich lasse eine Zusammenfassung dessen folgen, was ich darüber in sichere Erfahrung bringen konnte. Es ist wenig und unvollständig. In diese Verhältnisse eingehenden Einblick zu gewinnen, ist ebenso schwer, wie über religiöse Anschauungen Aufschluß und Klarheit sich zu verschaffen.

Drei Momente spielen bald mehr, bald weniger in alle Rechtshandel und Rechtsentscheidungen hinein: die fatalistische Lebensanschauung, Aberglaube und kindische Streitsucht.

α) Allgemeines. Es existiert weder ein geschriebenes Strafnach bürgerliches Gesetz; nur nach dem Herkommen wird gerichtet. Beide Rechtsarten sind bei der Einfachheit der Verhältnisse und bei der Unvollständigkeit der erlangten Kunde nicht voneinander zu trennen.

Alle Gerichtsverhandlungen beruhen auf Privatklagen, da es kein allgemeines Recht, Polizei oder Staatsanwalt giebt. Auch ein Mord bleibt ungerächt, wenn der Gemordete niemand hat, der Klage erhebt. Es giebt also nur „Verfolgung und Bestrafung auf Antrag“. Bei Gefährdung des Gemeinwesens jedoch, z. B. bei Landesverrat, Beschädigung des Gemeindegemeinschafts (fast Lebensbedingung) und ähnlichem tritt der Häuptling als Kläger auf; desgleichen in seiner Eigenschaft als religiöses Oberhaupt bei Nichtachtung oder Verletzung religiöser Gesetze und Gebräuche.

Die meisten Klagesachen betreffen Beleidigungen, Landstreitigkeiten, Diebstähle, Zahlungsverweigerungen, Ehebruchsklagen, Vergiftungen, selten Mord. Manche Verbrechen, wie sie bei uns in erschreckender Häufigkeit immer mehr auftreten, kommen fast gar nicht vor, so namentlich Raub, Raubmord und Unzuchtsverbrechen. Es folgt das mit Notwendigkeit aus dem, was ich oben bei dem socialen Gegensatz zwischen Reich und Arm, bei Schilderung des Besitzes, der ja meist in lebenden Wesen und Immobilien besteht, bei Schilderung der geschlechtlichen Beziehungen gesagt. Die Motive, die unsere Kulturgebrechen in diesen Punkten züchten, fallen hier weg. Von unseren schweren Verbrechen finden wir eigentlich nur den Mord. Aber auch der entspringt hier fast nur der Rache, dem Hasse, dem Aberglauben.

β) Gerichtsherren. 1. Oberster Gerichtsherr ist der Häuptling. Ihm steht das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehöriger zu. Er ist die oberste schiedsrichterliche Instanz für den ganzen Stamm. Ob bzw. welche Vergehen seiner richterlichen Entscheidung vorbehalten sind, darüber konnte ich nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Desgleichen nichts über die Abgrenzung der Befugnisse der nächst niederen Instanz, der

2. Vornehmen und Freien. Thatsache ist, dafs, so weit dieselben über eine Gefolgschaft, also über Hörige verfügen, ihnen eine gewisse richterliche Befugnis über diese zusteht. Zugleich auch übt der Vornehme die Rolle eines „patronus“, eines Beschützers und Vertreters seiner Gefolgsleute aus.

3. Der „pater familias“ (Vornehmer, Freier, Höriger) hat eine allerdings mehr patriarchalische Gewalt über die Angehörigen seiner Sippe

in der Entscheidung über interne Familienangelegenheiten. Indem er aber auch eine Art Vermittler ist, der alle zuerst vor ihn gebrachte Streitigkeiten zu schlichten sucht, kann er als unterste Instanz bezeichnet werden. Auch er tritt bei Gerichtsverhandlungen zunächst für seine Familienangehörigen, und — ist er zugleich Gefolgsherr — natürlich auch für sein Gefolge, als „patronus“ auf. Voll und ganz ist er solcher für seine Sklaven, die an sich rechtlos sind.

- γ) Strafen. 1. Körperliche Züchtigung: Peitschen.
 2. Einsperren (im Gehöft des Häuptlings oder Gefolgsherrn).
 3. Reu- oder Sühnegeld in Gestalt von Sklaven, Naturalien (im weitesten Sinne) oder Geld (in „ntchang“).
 4. Verkauf des Schuldigen oder Beklagten oder auch seiner ganzen Familie als Sklaven.
 5. Todesstrafe.

Die unter 1. und 2. aufgeführten Strafen dienen auch zugleich als Folter. Zwangsmittel zur Erpressung eines Geständnisses, also gleich unserer nur ungleich grausameren mittelalterlichen Folter.

Wann und in welchem Grade diese Exekutionsmittel angewendet werden (so weit ich es in Erfahrung bringen konnte), ergibt sich im weiteren Verlauf.

δ) Völkerrecht. Förmliche Gesandtschaften sind unverletzlich (siehe auch S. 345; dagegen vergl. S. 338).

ε) Familienrecht. 1. Die Ehe trägt monogamischen Charakter; demzufolge giebt es nur eine unter gewissen Ceremonieen geheiratete Frau als legitime Gattin. Die Eheschließung beruht auf freier Wahl des zukünftigen Gatten, oder auf Uebereinkunft der Eltern (nicht selten schon vor der Geburt der zur einstigen Zusammenheiratung bestimmten Kinder), oder auf reinem Kauf der Frau.

2. Nach dem Tode eines der beiden Ehegatten ist dem überlebenden Teile Wiederverheiratung gestattet.

3. Ehen zwischen Blutsverwandten auf- und absteigender Linie, sowie zwischen Geschwistern sind verboten.

4. Haltung der ehelichen Treue wird verlangt. Dem Manne ist Verkehr mit Sklavinnen gestattet in der Zeit, während deren sich seine Frau des Beischlafs enthält, d. i. während der Regel, während eines Teiles der Schwangerschaft, und so lange sie das Kind stillt (letzteres fast ein Jahr). Auch aus religiösen Gründen setzt die Frau den ehelichen Verkehr oft lange aus. Nicht gestattet ist dem Manne der Beischlaf mit anderen Frauen oder anderen als Sklavenmädchen (?).

Beim Weibe wird der Ehebruch schwer, oft mit dem Tode bestraft. Im letzteren Falle wird dasselbe an einen Pfahl gebunden, und die Sippe des beleidigten Mannes — dieser an der Spitze — tanzt um das Opfer herum, diesem so lange mit dem breiten Haumesser Hiebe auf den Schädel versetzend, bis der Tod eingetreten ist. Der Verführer wird gleichfalls, aber nicht mit dem Tode bestraft; die Strafe besteht in Zahlung einer mehr oder weniger schweren Buße.

5. Die Kinder Unverheirateter bleiben in der Familie des Mädchens bis zu deren Verheiratung. In die Ehe werden sie dann mitgebracht, und haben in ihr die Stellung der Kinder von Sklavinnen. Ist der Vater aber der spätere Ehemann, so genießen sie die Rechte legitimer Sprösslinge.

ξ) Erbrecht. In dieser Hinsicht konnte ich nur in Erfahrung bringen:

1. Der legitime Sohn ist der Haupteerbe. Inwieweit das dem Neger in anderen Gebieten eigentümliche Erbrecht des Bruders des Verstorbenen bzw. seines Neffen in den Baliländern zur Gültigkeit besteht, weiß ich nicht; wohl aber, daß mangels eines legitimen männlichen Erben nicht die Frau, sondern die eben bezeichneten Persönlichkeiten Haupteerben sind. Inwieweit Abfindung der Frau statthat, ist mir unbekannt.

2. Beim Tode von Sklaven ist der alleinige Erbe (auch der Frau und Kinder) der Besitzer.

3. Erbe in der Häuptlingswürde ist der älteste legitime Sohn.

η) Sachen- und Bodenrecht. 1. Der Diebstahl wird sehr streng bestraft. Es herrscht der Grundsatz der Ersatzleistung.

2. Zur Erpressung derselben finden die Strafen des Peitschens und Einsperrens statt. Auch wird zu gleichem Zwecke bisweilen die Mutter des Diebes festgenommen, gepeitscht und eingesperrt.

3. Kann Ersatz in anderer Weise nicht beschafft werden, so wird der Schuldige als Sklave verkauft, event. auch Familienangehörige: also Haftung der Sippe.

4. Nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst bebaut bzw. in Besitz nimmt.

Gerade in Bezug auf Bodenrecht und Bodenbesitz (insbesondere in den Raphiahainen) giebt es unaufhörliche Streitigkeiten (Grenzstreitigkeiten u. s. w.), und ähnelt der Grasländer auf's Haar unseren prozeßsüchtigen Bauern.

θ) Personenrecht. 1. Mord und Vergiftung wird meist mit dem Tode, sicher aber mit Verkauf in die Sklaverei bestraft. Uebrigens

spielt namentlich die Vergiftung bereits in das abergläubische Gebiet hinüber.

2. Die mit Sklavinnen erzeugten Kinder sind vollkommen rechtlos; desgleichen die mit in die Ehe gebrachten, von einem anderen Vater abstammenden.

3. Ob und wie weit die Weiber rechtlos sind, weiß ich nicht; sicher ist, daß der „*pater familias*“ sie vor Gericht vertritt.

4. Der Sklave ist rechtlos; der Besitzer ist sein „*patronus*“.

War bisher die Vielheit (vom ganzen Stamm bis herunter zur Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe) in ihren verschieden-gestaltigen, gegenseitigen Beziehungen, die Art und Weise, wie dieselben, die Stätten, in denen sie sich abspielen, Gegenstand der niedergelegten Beobachtungen, so wende ich mich nunmehr zum Einzelnen; zum kulturellen Innenleben der Bevölkerung der Baliländer. In seinem Gehöft und seinen Farmen, bei seinen Lebensgewohnheiten, bei seiner Tätigkeit suchen wir jetzt den Hochlandbewohner auf, in Streifzügen in sein engeres Kultur- und Sittenleben. Dies und jenes davon da und dort bereits vorweg zu nehmen, war unvermeidlich, sollte die Beschreibung über eine reine, zusammenhanglose und damit tödlich langweilige Aufzählung all der zahlreichen Punkte sich erheben; der gleiche Grund läßt mich auch im Folgenden von einer rein gegenstandsweisen Aneinanderreihung der eingeheimsten ethnographischen Forschungen absehen. Da habe ich mich im Waldland mit meiner spärlicheren Ausbeute leichter gethan; hier erschwert die Fülle übersichtliche und zugleich Eintönigkeit vermeidende Anordnung des Stoffes. Manches auch hier Einschlägige habe ich mich entschlossen in Abschnitt VIII zu übertragen, oder genauer: der ganze Abschnitt VIII „Sprachliche Beobachtungen“, ist eigentlich nur ein weiteres Kapitel des Kultur- und Sittenlebens.

Eine weitere Schwierigkeit wird uns von nun an öfter entgegen-treten: die bisher besprochenen Verhältnisse zeigten im allgemeinen ein so gleichartiges Gepräge, daß die zu Anfang aufgestellte Völkerscheide: Ureinwohner und Einwanderer, fast ganz in den Hintergrund trat. Jetzt wird sie uns wieder öfters da und dort an ihr Vorhanden-sein mahnen, indem wir auf unzweifelhafte ethnographische Verschiedenheiten treffen werden; zugleich aber uns vor die meist schwer mit Bestimmtheit zu entscheidende Frage stellen, inwieweit wir diese Thatsachen mit volklichen Verschiedenheiten in Verbindung bringen

dürfen, oder vielmehr: welcher der beiden Völkerklassen wir diese oder jene ethnographische Eigentümlichkeit zusprechen sollen?

n) Lebensweise.

Jahres-
Arbeits-
verteilung.

Die Tagesbeschäftigung richtet sich nach der Jahreszeit, oder genauer, nach dem Stande der Farmarbeiten. Die Graslandstämme sind in erster Linie eine ackerbautreibende Bevölkerung, und so regelt die Feldbestellung, als wichtigste Thätigkeit, die Arbeitseinteilung und -verteilung das ganze Jahr über. Wie bei uns der grössere Teil des Jahres den Bauern aufs Feld hinaus führt, in der Erntezeit die ganze Dorfbewohnerschaft sich draussen tummelt, und er nur die Wintermonate ganz unter Dach und Fach sitzend den verschiedenen häuslichen Arbeiten widmet, genau so im Hochland Nord-Kameruns. Die Trockenzeit ist Farmzeit; die Regenmonate bringt der Hochländer grösstenteils in seinem Gehöfte zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegezeit; da liegt namentlich der Bali, freiwillig oder „einberufen“ fleissig draussen im Felde und ficht seine endlosen Fehden aus. Auch Hauptbauzeit sind die Trockenzeitswochen. Man sieht, es giebt tagsüber genug zu thun; um so beschaulicher genießt der Graslandbewohner dann die Abende oder in der Regenperiode die ruhigen Monate. Doch müßig ist er auch da nicht; hier zu Lande giebt es so wenig wie bei unseren leider nur immer seltener werdenden ganzen, echten Bauern eine Arbeitsteilung. Ist in der Feldbestellungszeit der Hochländer in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Gewerbe Beschäftigung im Hause genug.

Arbeits-
teilung zwi-
schen den
Geschlech-
tern.

Ich möchte eigentlich eher von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feldarbeit obliegt fast ausschließlich den Weibern. Ihren Anteil beim Hausbau: lediglich das Wasserherbeischleppen, habe ich bereits aufgeführt. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unseren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken von Mützen u. dergl., werden fast ausschließlich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei: das Spinnen des Fadens ist überwiegend Beschäftigung der Männer. Es hat mich immer belustigt, wenn ich sah, wie so ein würdiger Herr — als leichte Arbeit fällt sie den älteren Männern zu — bedächtig und sorgsam die Baumwollfasern auf ein Bambusstäbchen wickelte und dann mit der Spindel den Faden spann. Auch die Nadel zu schwingen, ist hier zu Lande Vorrecht der Männer. Hin-

wiederum sah ich die Anfertigung stärkerer Fäden nur von älteren Weibern betrieben in der Weise, daß die alte Dame drei und vier, ja sechs und sieben dünne Fäden durch Reiben mit der flachen Hand auf dem Oberschenkel zu einem ganz fest und sauber gefügten Zwirn zusammendrehete. Herbeischleppen der Lebensmittel aus den Farmen, sowie von Feuerholz, Zubereitung der Speisen, und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber.

Mit dem ersten Morgengrauen wird es in einem Graslanddorfe lebendig. Die niedergebrannten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühmahlzeit. Die vorstehend gezeichnete Arbeitseinteilung macht sich den Vornehmen, Wohlhabenden natürlich weit weniger fühlbar als der großen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen oder jenen fronpflichtigen Masse der Bevölkerung — wie bei uns.

In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den ersteren in die Farmbestellung teilen, mit Feldgerät (siehe Abb. 57, S. 372, und Abb. 66, S. 395) und Körben (Abb. 58; siehe auch Abb. 53 u. 54, S. 370,

Abb. 58.

Großer geflochtener Tragekorb in den Baliländern. Etwa $\frac{1}{20}$ nat. Gr.
(Zur Beförderung der Farmerzeugnisse oder Lebensmittel. Von den Weibern häufig auch auf dem Kopf getragen. Auf den Tragstangen aus Bambus wird Feuerholz mit nach Hause geschleppt.)

sowie 67 u. 68, S. 396) hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Die ganz Kleinen, die noch nicht laufen können, sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder im Rücken auf einem um die Stirn der Mutter und unter dem kleinen Allerwertesten führenden Bande, während sie sich mit den Händchen an Arm, Schulter und Brust anklammern. Auch bei der Farmarbeit selbst wird diese gegenseitig nicht eben sehr bequeme Stellung beibehalten. Liegen die Farmen weit entfernt, so begleiten stets Bewaffnete die Züge; zum Teil als Schutz gegen etwaige Ueberfälle, zum Teil auch, wie die Leute behaupten, zur Abwehr der „großen Affen“ (Schimpansen; siehe auch Abschnitt VII, S. 475). Bei der Rückkehr im Laufe des Nachmittags sieht man dann nicht selten,

Tragweise der Kinder.

Ein Wochentag im Grasland.

wie der Vater der schwerbepackten Mutter das Kind abgenommen und es mit der einen Hand Huckepack trägt, während die andere auf den Speer sich stützt; und regnet's, so setzt der sorgliche Papa wohl auch den uns vom Waldland her bekannten Regenschirm (siehe Abschnitt V, S. 294) — hier oben viel häufiger benutzt — auf: ein afrikanisches Familienidyll.

Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Züge von Marktleuten aus dem Dorfe und verschwinden bald im hohen Grase; dergleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalebassen in die Bambushaine ziehen, den sehnstchtig erwarteten Palmwein zu zapfen.

Ausgang
eines Vor-
nehmen.

Später begiebt sich dann der Vornehme, Reiche mit Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Beaufsichtigung und Antreibung, oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Häuptlings. Langsam schreitet er dahin im weitwallenden, langen Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken und beide Hände darüber gelegt.

Abb. 59.

Dolchmesser
(alterthümliche Waffe) der
Bali. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Abb. 60.

Peitsche der Graslandstämme (aus Flufspferdhaut
mit Ledergeflecht überzogen und mit Ring; die
breiten Lederbänder dienen zum Anhängen und
als Verzierung). $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Am Halse rückwärts hängt das mit Handgriff (an dem es — die Hand bis zum Daumen durchgesteckt — gleichfalls, auch bei Nichtgebrauch, nicht selten getragen wird) versehene Dolchmesser (Abb. 59; vergl. auch Abb. 103, S. 434), „nnama“ genannt, und am Arm die Peitsche (Abb. 60).

Einer seiner Sklaven schleppt ihm die unvermeidliche mächtige Pfeife mit Griffiring am Rohre nach, aus der er ab und zu einige Züge thut; ein anderer hält den Haarwedel mit schön verziertem Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit; und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trinkhorn.

Die Pfeife (Abb. 61; siehe auch Abb. 77, S. 405 u. 78, 79, S. 407) ist auch dem ärmsten Sklaven, dem jüngsten wie dem ältesten Weibe ein schier unzertrennlicher Begleiter. Ich habe nicht leicht so eifrige

ununterbrochene Raucher gesehen, wie hier im Hinterland von Nord-Kamerun. Alles raucht, vom Kinde bis zum Urgroßvater und zur Urgroßmutter. Zu einer förmlichen Kunst hat sich dieser Genuß ausgebildet, und die sonst recht wortarme Sprache der Bali hat verschiedene Bezeichnungen für „stark“ und „schwach“ rauchen.

Jedenfalls ist diese Leidenschaft weit appetitlicher als das Gegenstück unten im Waldland: das Schnupfen, das ich im Hochland nur in Bameßon, dort aber noch recht eifrig betrieben sah. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der geradezu ungeheuerlich langen Nägel des Häuptlings in Banti, gleichfalls eines leidenschaftlichen Schnupfers, Erwähnung zu thun. Liefen sich die Waldländler meist bloß den Daumennagel als natürlichen Prisenlöffel wachsen, so trug dieser biedere Dorfmonarch an sämtlichen Fingern sie um ihre eigene ganze Länge überstehend. Uebrigens pflegen die Vornehmen der Baliländer, auch ohne Schnupfer zu sein, sehr lange Nägel zu tragen, „zum Zeichen, daß sie keine Sklaven wären“, wie sie selbst mit Selbstgefühl erklären, d. h. daß sie nichts arbeiten — also auch wieder 'mal wie bei uns.

„O la ndi fuon“; „o dji bonkerre“; „miaka fuon“ (d. i.: bist du wohl, o Herr; sei gegrüßt; langsam, o Herr!) lauten die freundlichen Morgengrüße der sich Begegnenden; und der Gegengruß:

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Abb. 61.

Pfeifenkopf (aus Thon) der Bali.
Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Lange
Fingernägel.

Gruß-
formen.

„o ssa ni“ bedeutet das Gleiche. Der Gruß: „miaka“ (= langsam) überraschte mich, als ich ihn zum erstenmal hörte; er liefs mich sofort an den den gleichen Gedankengang ausdrückenden der Alpenbewohner denken: „Zeit lassen“, grüßst der Aelpfer den bergansteigenden Wanderer.

Ein im ersten Augenblick durch seine Vertraulichkeit etwas überraschender Gruß ohne Worte besteht häufig darin, daß ein Vorübergehender, der gerade 'mal zufällig ohne Pfeife sich befindet, einem gemütlich rauchenden Begegnenden einfach die Pfeife aus dem Munde nimmt, ein paar feste Züge thut, sich noch einen Mund voll Rauch mitnimmt, die Pfeife zurückgiebt und dann seines Weges weiter zieht: alles, ohne nur ein Wort zu sagen. Doch findet dies nur unter social Gleichstehenden statt. —

Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Graslanddorf tagsüber fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagsstunden kehren die verschiedenen Gruppen, mit Speise und Trank schwer bepackt, wieder allmählich heim; im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Die schweren Körbe werden meist auf dem Kopf getragen; zur Verminderung des Druckes legen sich die Weiber kranzförmig aus Blättern geflochtene Polster zwischen den Schädel und die Last, wie unsere Bäuerinnen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tage- und wochenlang in den Farmdörfern.

Abendliche
Unterhal-
tungen und
Beschäfti-
gungen.

Nun wird's in den Gehöften lebendig; wie man's an den „Sonn-
tagen“ und in den ruhigen Regenmonaten bei nur einigermaßen er-
träglichem Wetter den ganzen Tag über sieht. Im Freien spielt sich
das Leben des Negers, des Südländers überhaupt ab, und der Hofraum
der Gehöfte ist hier zu Lande der Schauplatz.

Die Bastmatten und Schemel werden aus den Hütten heraus-
getragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder kauert in der vom Wald-
land her bekannten Hockstellung — in der (nebenbei bemerkt) von
Weibern und Männern alle natürlichen Bedürfnisse verrichtet werden
— der ganze Haushalt in beschaulicher Ruhe, bei eifrigem Gespräch,
Pfeife und Palmwein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder
in fleißiger Handwerksthätigkeit.

Die Hauptmahlzeit findet stets abends statt. Dann kommen die
Nachbarn gegenseitig auf Besuch; die Männer schwatzen und trinken
und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch im-
provisierten Tänzen insoweit, als einer oder der andere eines der Haus-
musikinstrumente handhabt. —

Wie alle Neger, so sind auch die Graslandbewohner ein tanz-, musik- und sanglustiges Völkchen.

Von solchen Hausmusikinstrumenten (die bei den großen Tänzen verwendet werden wir S. 434 u. f. kennen lernen) habe ich zwei verschiedene Formen (Abb. 62 und 63) gesehen. Die eine (Abb. 62) setzte sich zusammen aus einem Resonanzboden und fünf gekrümmten

Musik-
instrumente.

Abb. 62.

Abb. 63.

Abb. 62 und 63. Hausmusikinstrumente der Bali. Etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

dünnen runden Bambusstäben, an deren Enden fünf lange, am Resonanzboden durchgezogene Baumfasern als Saiten angeknüpft waren. Der zwischen der dritten und vierten Saite befindliche Zwischenraum war größer, als der zwischen den übrigen; jede der Saiten gab einen anderen Ton. Das andere Instrument, dessen Ober- und Seitenansicht Abb. 63 zeigt, bestand aus zwei nebeneinander angebrachten hohlen, mit Oeffnung versehenen Bambusstücken von je etwa 30 cm Länge und 8 cm Dicke, die als Resonanzboden dienten; auf diesem waren, durch einen Steg in der Mitte festgehalten, mit den Enden auf zwei weiteren seitlichen Stegen aufliegend, sechs Bambusstreifen von verschiedener Länge und Stärke (zwischen $\frac{1}{2}$ bis 1 cm breit) angeordnet,

die, durch Zupfen zum Erklängen gebracht, tiefe und hohe Töne gaben.

Gesang.

Da ich leider alles, nur nicht musikalisch bin, beschränken sich meine Angaben darauf, daß mir die damit hervorgebrachten Töne eintönig und jeder Takteinteilung u. s. w. entbehrend vorkamen. Mehr Abwechslung boten schon die Weisen der Weiber, die sie zum Teil als solche selbständig, zum Teil als Begleitung zu ihren Tänzen bald laut, bald leise sangen. Manche klingen ganz eintönig, manche entbehren durchaus nicht eines gewissen Wohlklangs und Rhythmus, und ein von mir ungefähr im Gehör gehaltenes Liedchen, oder vielmehr genauer dessen Refrain, ward von musikverständiger Seite in der Heimat als wohlklingend bezeichnet und nach meinem schüchternen Vorsummen in Noten zu kleiden versucht. Hier ist es:

Meist pflegen die Weiber ihren Gesang mit Klatschen der flachen Hand auf die rechte Brust zu begleiten.

Den Text der Lieder konnte ich größtenteils nicht verstehen; manche klangen auch ganz anders als die mir doch immerhin einigermaßen bekannte Balisprache. Das Wenige, was ich verstand, war zum Teil sehr realistischer Art; nach unseren Begriffen im höchsten Grad obscön. Eben niedergelegter Refrain schloß sich an ein Lied solchen Inhalts an; bei weiteren gleichgearteten wiederholten sich auch häufig die Worte „wóta“ und „ntchakeni“. Dieses sowohl wie obiges Liedende weiß ich wörtlich nicht zu übersetzen; ich habe nur beobachtet, daß die Bali letztgenanntes Wort gebrauchen, wenn sie von dem Verlauf des Beischlafes sprechen; und zwar bezeichnen sie damit die höchste Ekstase der geschlechtlichen Erregung. Zum Teil sind die Gesänge Spott- und Lobgelegenheitslieder (auch wir, Zintgraff und ich, hörten uns nicht selten auf diese Weise gepriesen, wurden wahrscheinlich auch ab und zu aufgezogen).

Tanzweisen
der Weiber.

Vielgestaltig sind die Tanzweisen: unschön zum Teil und unanständig (ich setze immer hinzu: nach unseren Anschauungen), zum Teil aber auch geradezu anmutig. Bei den großen Tänzen sind die Körperbewegungen der Weiber ausnahmslos unschön und unbedeutend, und finden nur (militärisch gesprochen) „auf der Stelle“ statt.

Am häufigsten unter den Haustanzarten, wenn ich so sagen will, sah ich folgende. Die Weiber stellen sich im Halbkreise auf, und singen leise

eine ziemlich eintönige, aber nicht unschöne Melodie. Dann macht eine tänzelnd und in den Hüften sich wiegend ein paar Schritte vor, hebt die Arme über den Kopf und läßt sich nach rückwärts in den Kreis ihrer Gefährtinnen zurückfallen, die sie mit den Armen auffangen und wieder in die Höhe schnellen. Das wird einigemal wiederholt, hierauf tanzt sie an ihren Platz zurück, die nächste hüpfte vor, und das Spiel beginnt von neuem. Gleiche Tanzart berichtet Rohlf von den Badiko im Sokotoreiche. — Eine andere ähnelt einer Tour in unseren Kontretänzen: im Dreitakt unter Schrittwechsel gehen zwei Reihen, jede unter sich leicht an den Händen sich haltend, vor, und dann wieder zurück. — Ganz anmutig ist auch diese Art: ein paar Takte Tanzschrittbewegungen mit Schrittwechsel auf der Stelle, dann plötzlich halt, Oberkörper leicht rückwärts oder seitlich geneigt, eine Hand zierlich auf die Hüfte gestützt, die andere mit gebogenem Arm über dem Köpfchen gehalten.

Etwas stürmischer schon ist folgende, die übrigens Nachtigal auch bei den Heidenstämmen Baghirmis beobachtete: zwei Tänzerinnen wirbeln, sich fortgesetzt drehend und mit den Händen über dem Kopfe zusammenklatschend, aufeinander los, und der Gipfel der Kunst besteht darin, in der letzten Drehung mit den Gesäßen aufeinander zu prallen. Glückt der Zusammenstoß, so federn die elastischen Puffer oft derart, daß das Gleichgewicht bedenklich verloren geht. Ein donnerndes „ayilato“ (d. i. das ist lustig, das ist zum lachen) aus allen Kehlen ertönt bei derartigen Zwischenfällen.

Grobsinnliches Gepräge zeigen zwei weitere, und damit schliesse ich die Blütenlese. Die Weiber stehen in einer Reihe und wiegen sich tanzend auf der Stelle. Eine verläßt ihren Platz und kauert sich der Reihe nach vor jeder der andern nieder, die im Tanze fortfahren, während die Knieende sie mit der Hand über den Bauch und namentlich an der Scham streichelt; ab und zu neigt sich die also Geliebteste mit dem Oberkörper nieder und reicht der Huldigenden die Brust, woran diese saugt. Sind alle in dieser Weise begrüßt worden, so reiht sie sich wieder ein, und die nächste beginnt das Gleiche. — Aus dem Halbkreis tritt eines der Weiber hervor und wiegt sich, ein Bein vorwärts gestellt und die Hände auf die Hüften gestemmt, im gleichen Takt wie die übrigen. Eine zweite folgt; und Brust an Brust mit der Solotänzerin schiebt sie eines ihrer Beine zwischen die der letzteren. Zusammen ahmen sie nun die Bewegungen des Beischlafes nach. Der übrige Tanzkreis begleitet dies mit stets rascher werdendem Gesang und zuletzt wird von allen das Wort „ntchakeni“ hervor-

gestoßen. Beide treten zurück, und werden durch ein anderes Paar abgelöst.

Der Kufs.

Bei diesem Streifen des erotischen Gebietes sei erwähnt, daß die Neger des Graslandes den Kufs, sei es zur Liebkosung oder Begrüßung, nicht kennen. Auch von Seite der Mutter den Kindern gegenüber sah ich diese Liebesbezeugung hier oben und im Waldland nie. —

Der sangfrohe Hochländer pflegt ferner gemeinschaftliche Arbeiten: Roden, Ackern, Grasschneiden und dergl. gern mit Gesang zu begleiten; zwischen hinein stoßen alle wie auf Kommando ein scharfes, anfeuerndes „barr—r—r“ aus, und mit verdoppeltem Eifer wird weiter geschant.

Bei den vorgeschilderten Tänzen hat sich das weibliche Geschlecht allein diesem Vergnügen hingegen. Thatsächlich tanzen stets, auch bei den großen Festen, beide Geschlechter getrennt.

Waffen-
tänze der
Männer.

Doch lieben auch die Männer kleinere, im augenblicklichen Antrieb schnell ins Werk gesetzte Tanzspiele; bei der Kriegsfreudigkeit der Bali-stämme nehmen sie das Gepräge von Waffenspielen an. So sah ich nicht selten, namentlich von jungen Leuten ausgeführt, folgenden Waffentanz: sie bildeten einen großen, lockeren Kreis, und mit gleichförmig eintöniger Stimme, ganz eigen wirkend, stießen sie, halb klagend, halb drohend, ununterbrochen ein langgezogenes „u—u—u—u—u“ aus; plötzlich löste sich einer aus der Reihe, sprang in die Mitte, und unter Schwingen und Drehen des Speeres oder Gewehres ahmte er bald die Bewegungen eines Angreifenden, bald die eines Fliehenden, bald die eines Gefangenen nach, der um Gnade fleht. Die anderen zielen und schleudern die Speere und feuern — alles durch Gebärden angedeutet — auf ihn, der sich dreht und windet und duckt. Plötzlich scheint ihn der Mut der Verzweiflung zu beseelen; er springt in mächtigem Satze auf, schwingt und schüttelt drohend die Waffe — in dem Augenblick, in dem er mit den Fingern schnalzend auf seine Bedränger sich stürzen will, ertönt von allen ein kurzes, scharfes „hu“ und alle stehen unbeweglich wie aus Stein. Dann springt ein anderer vor und das Gleiche wiederholt sich. Am Schluß stiebt alles in langen, weiten Sätzen davon.

Das ist überhaupt ihre Gepflogenheit: hat ein Bali etwas überbracht, und er wird entlassen oder fortgeschickt, so entfernt er sich stets in Sprüngen. —

Nahrungs-
mittel.

Der Grasländer hat einen recht gesegneten Appetit und noch mehr Durst. Die Lebensmittel aus Tier- und Pflanzenreich, die ihm zur Verfügung stehen, habe ich bereits im Abschnitt IV, S. 191 und 192, aufgezählt. Auch an die auf S. 317 beschriebene Frucht erinnere ich. Das unentbehrliche und sehr begehrte Salz bezieht die Bevölkerung

durch den Handel teils aus dem Waldland, teils von Norden und Westen. Im ersteren Fall, zum Teil auch im zweiten, ist es das Natronsalz. Steinsalz sah ich nicht selten; es wird von den Haussa heruntergebracht, die es ihrerseits wohl aus den englischen Benuëfaktoreien beziehen. Honig wird aus den in Erdlöchern und im Gestein angelegten Stöcken der wilden Bienen gewonnen. Weitere Lebensmittel sind: Heuschrecken und Pilze, Schnecken und Fische.

Erstere sind die Wanderheuschrecken, die alljährlich auftauchen (Näheres darüber, wie auch über die Schnecken siehe Abschnitt VII, S. 463 u. f). „Grasbüschel, Gewehre, Taschen, Stöcke, der letzte Fetzen Zeug flog in die Luft oder ward zu Boden geworfen, diese leckere Speise zu fangen. In Säcken, Körben und Taschen schleppte Groß und Klein unaufhörlich nach Hause . . .“, schreibe ich in meinem Tagebuch vom 1. II. 92. Sie werden in Palmöl gesotten, gebraten, zerstampft und mit Maismehl zu „Fleischknödeln“ verarbeitet; in der ersten Freude sogar roh verschlungen. Große Massen werden gedörft, und so für magere Zeiten auf dem Dachboden aufbewahrt. Uebrigens mundeten sie auch uns nicht einmal so übel.

Die Pilze wachsen in ziemlichen Mengen in verfallenen oder verlassenen Hütten an den Innenwänden zwischen den Bambus, ähnlich unseren Baumschwämmen. Auch mit ihrem Geschmack konnten wir uns ganz gut anfreunden.

Von den beiden anderen leckeren Dingen, den Schnecken und den Fischen, vermochten wir das mit dem besten Willen nicht zu sagen; wenigstens in der Form nicht, wie sie auf den Wochenmärkten feilgeboten wurden und gleich den Pilzen reisenden Absatz fanden.

Zwischen zwei dünnen, flachen, an den Enden zusammengebundenen Bambusstückchen sind an 20 kurze, dicke, gelbe Schnecken ohne Gehäuse, ganz ähnlich recht großen Engerlingen, dicht aneinander gereiht und mit den roten Köpfen, aus denen große Augen hervorquellen, eingepreßt; die Tiere sind noch am Leben und krümmen sich mit ihren geringelten dicken Leibern krampfhaft.

In gleich anziehender Verpackung wird eine Art kleiner Weisfische (siehe auch Abschnitt VII, S. 477) zu Markt gebracht, jedoch seltener als die Schnecken. Sie sind nur ein bißchen angeräuchert, und infolgedessen mehr als ein bißchen anrühig.

Damit bin ich in das Reich der Delikatessen geraten, und bespreche nun gleich die Genußmittel, über die der Graslandbewohner verfügt. Es sind deren nicht viele.

Genuss-
mittel.

Vom Tierreich ist es auch hier oben das Elefantenfleisch, das ein begehrter Leckerbissen ist. Vom Pflanzenreich ist es aufser dem Tabak, dessen allgemeinste Beliebtheit ich bereits berührt habe, noch die Kolanufs. Auch sie hat schon ihre nähere Beschreibung gefunden (S. 317). Ein Palmweingelage ohne Kolanufs ist dem Hochländer gar nicht denkbar. Wir werden ihr bei Kulthandlungen nochmals begegnen, wobei sie fast dieselbe Rolle spielt, wie in Bornu, wo sie unter der Bezeichnung „Guronufs“ ebenfalls als Genussmittel gleich beliebt und begehrt ist.

Getränke.

Den Palmwein, streng genommen Getränk, darf man in den Bali-ländern schon mehr als Genussmittel ansprechen. Unglaublich sind die Mengen, in denen er vertilgt wird; und noch rätselhafter als beim Bambus war's mir, dafs nicht schon längst der letzte Tropfen aus jeder Weinpalme gesogen war. Allerdings wird der frisch gewonnene Saft mit Wasser verdünnt, manchmal sogar recht beträchtlich. Auch glaube ich im allgemeinen den Palmwein mehr als Getränk der Wohlhabenden und Vornehmen bezeichnen zu dürfen. Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren, getrunken, und meist gewärmt. Aus dem hierzu benutzten Lehmtopf (siehe Abb. 43, S. 345) wird entweder unmittelbar in die Trinkgefäfsse gegossen oder, namentlich für den Häuptling und die Vornehmen, in kleinere Trinkkalebassen (etwa unseren Weinkaraffen auf der Tafel entsprechend) geschöpft. Ganz reizend sind solche nicht selten gefertigt (Abb. 64). Eine einfachere, häufigere, aber ebenfalls äufserst gefällige Form ist auf S. 347 (Abb. 44) dargestellt.

Beinahe ebenso beliebt, aber mehr Getränk des gemeinen Mannes, ist eine Art Bier, aus Mais und Hirse, unter Zusatz von Honig gewonnen, und stets kalt genossen. Es ist eine braune, trübe, angenehm säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abseihen und Gärenlassen zubereitet.

Haupt-
nahrungs-
mittel.

In erster Linie sind Hirse und Mais die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung des eigentlichen Graslandes. Der Hochländer ist, wie der Waldlandbewohner, Vegetarianer im selben Grade und aus demselben Grunde wie dieser.

Zubereitung
und Ein-
nahme der
Nahrung.

Zubereitung der Speisen und Einnahme derselben ist die gleiche wie im Waldland (siehe Abschnitt V, S. 287 u. f.; vgl. auch S. 382 u. f.). Während der Zeit der lebhaftesten Farmarbeit wird meist ein Vesperimbifs von zu Hause mitgenommen: an einer Tragstange ein paar Kalebassen Palmwein und Bier und in den Körben zubereitete Lebensmittel. Ganz appetitlich wird so ein kulinarisches Stilleben verpackt. In dem mit frischen Bananenblättern sauber ausgelegten Korbe

ruhen friedlich nebeneinander die großen Klöße, daneben in kleineren Packetchen aus Blättern geröstete Heuschrecken, in einem anderen ein paar „essuga“ und „mpa“, weiter an einem Stäbchen aufgereiht kleine Fische in zweifelhafter Frische und die appetitlichen Schnecken in

Abb. 64.

Trinkkalebasse nebst Stöpsel der Graslandstämme (aus Holz gefertigt, mit einem papierblattdünnen weislichen [nickel- oder stanniol-ähnlichen] Metall überzogen und mit Rotholz verziert). Etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

Ausschreitungen vorkommen, wenn auch recht lebhaft wird.

ihrem Halseisen. Auch die Kinder, sobald sie der Brust entwöhnt sind, nehmen an den Mahlzeiten der Erwachsenen teil; anfangs kaut die Mutter die Speise noch vor und spuckt den gekauten Brei dem Kinde in den Mund.

Nahrung der Kinder.

Niemals nimmt der Grasländer — und wenn ich mich recht erinnere, auch der Waldlandneger nicht — bei den eigentlichen Mahlzeiten Getränke zu sich. Für diese Enthalttsamkeit entschädigt er sich aber zu anderen Zeiten reichlich. Kein Fest, kein Tanz, kein abendlicher, nachbarlicher Besuch ohne Palmwein- und Biergelage. Beim Trinken nicht zuletzt müssen wir der Aehnlichkeit des Lebens und Treibens der Hochlandstämme Nord-Kameruns mit unseren Altvordern in den germanischen Wäldern gedenken. Angenehm berührt jedoch, daß bei diesen Gelegenheiten fast niemals die Unterhaltung bisweilen

o) Ackerbau und Viehzucht.

Die vielen tausend Mägen zu befriedigen, bedarf es ausgedehnter Farmen; und zahlreicher als im Waldland werden Haustiere gehalten,

so dafs man bereits die ersten Anfänge einer wirklichen Viehzucht darin zu erkennen vermag. Dafs die aus Tier- und Pflanzenreich gewonnenen Erzeugnisse auch Gegenstände des Handels sind, und dabei natürlich die örtlichen Bedingungen für das Ueberwiegen dieses oder jenes Produktes bei den verschiedenen Stämmen maßgebend sind, habe ich bei Besprechung der Märkte bereits angedeutet.

Lage und
Fruchtbar-
keit der
Farmen.

Ackerbau. Die Farmen fast aller Graslandvölker liegen in den Thälern und Mulden; für natürliche Bewässerung sorgen die zahlreichen Bäche. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich: eine dichte Humusschicht liegt über dem Laterit und mit ihm vermengt, geschaffen durch den Aschendünger, durch Sand und Lehm von den Hängen zu Thal gewaschen, von den Bächen mitgeführt und angeschwemmt seit Jahrhunderten. Auch wird nicht selten gewechselt oder auch eine Strecke Landes, bereits eine zeitlang als Farm benutzt, bleibt ein und mehrere Jahre brach und wird erst dann wieder bebaut: also eine Art Dreifelderbewirtschaftung. So liegen denn die Farmen oft Stunden von den Dörfern entfernt und umgeben sie in weitem Bogen. Aufgefallen ist mir bei Bameßon ein pyramidenförmiger, ziemlich steil geböschter Berg, dessen eine Seitenfläche, ein riesiges Dreieck, ein großes Feld war (es erinnerte mich an die kleinen, mit unsäglicher Mühe urbar gemachten und gepflegten Stückchen Ackerlandes an den kahlen, steilen Bergwänden in Tyrol).

Kultur-
gewächse.

Bezüglich der in den Farmen gezogenen Pflanzen, der einheimischen Kulturgewächse, darf ich auf die eben beschriebenen Lebensmittel, die

Abb. 65.

Kokoblätter (*Arum esculentum*).
 $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Aufzählung derselben in Abschnitt IV, S. 191 u. f., sowie auf das Kapitel „Farmen“ in Abschnitt V, S. 281 u. f. (ausgenommen die Ölpalme), verweisen. Bananen werden fast nur in den Dörfern selbst neben den Gehöften gepflanzt.

An den Kokopflanzen ist mir eine Verschiedenheit der Blätter (Abb. 65) aufgefallen; ob Anzeichen von verschiedenen Unterarten oder ob das überhaupt der Fall ist, ich also etwas ganz selbstverständliches

berichte, vermag ich bei meiner botanischen Laienschaft nicht zu sagen.

Die so sehr begehrte Kolanuß wird merkwürdigerweise im südlichen Teil des eigentlichen Graslandes nur in verschwindenden Mengen

in den Farmen gezogen; höchstens dafs der Kolabaum nebst Weinpalmern, Rhicinusstauden und dem „Seifenbaum“ als Art Hecke an den Rändern der Pflanzungen gefunden wird. In Bafuen dagegen bereits und im Bamunguthal noch mehr traf ich die Sterculia als ausgesprochene Farmpflanze, sowie in kleinen Gruppen neben den Einzelgehöften. In Adamaua wird sie nach Aussage der Eingeborenen regelrecht gezogen.

Beträchtliche Strecken in den Farmen beansprucht der Anbau des Tabaks. Ueber seine Güte wage ich kein Urtheil abzugeben, trotzdem oder vielmehr gerade, weil ich selbst leidenschaftlicher Raucher bin und da draussen auf Baliburg mit den Bali ihren Tabak aus ihren Pfeifen bald um die Wette qualmte: also mir hat er geschmeckt. Das ist sicher, dafs die Zubereitung desselben eine ganz und gar naturwüchsige, unsachgemäße genannt werden mufs. Die reifen Blätter werden über dem Feuer oder in der Sonne getrocknet, dann eine zeitlang in Wasser ausgelaugt; in Klumpen geballt, wieder etwas getrocknet, hierauf kreuz und quer zerschnitten, in Körbe gepackt und mit Steinen beschwert. Der Geschmack und namentlich das Ansehen gewinnt dadurch nicht sonderlich: so ein Korb mit seinem bräunlich-graulich-grünen Inhalt erinnert lebhaft an getrockneten, zerbröckelten Kuhmist.

Behandlung des Tabaks.

Der Ackerbau wird in sehr einfacher, ja liederlicher Weise betrieben. Dafs die Graslandfarmen dann trotzdem ein ordentliches Aussehen haben, verdanken sie mehr der gütigen Natur und der Fruchtbarkeit als menschlicher Sorgfalt. Doch bringt immerhin die

Feldbestellung.

Unzulänglichkeit der Geräte, sowie die Mannigfaltigkeit der Bodenfrüchte Mühe und Arbeit genug mit sich. Mit Erdhacken von nebenstehender Form (Abb. 66) wird der Boden gelockert. Auf den für Getreidebau bestimmten Flächen werden dann lange, schmale Beete mit

Abb. 66.

Erdhacke der Graslandstämme.
Etwa $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

dem gleichen Werkzeug aufgeworfen, auf den für Knollenfrüchte in Aussicht genommenen kleine Hügel gehäufelt. Saat bzw. -frucht wird ganz oberflächlich in die Erde geworfen und mit der Ferse leicht eingedrückt. Nach einiger Zeit, wenn die Saat spriest, wird gejätet; und bis zur Ernte geschieht dann nichts mehr. Wird ein bisher noch unbebautes Stück Land zur Farm umgewandelt, so geht dem Auflockern mit der Erdhacke ein Roden voraus, im Abbrennen und Ausreißen der Wurzelstöcke bestehend.

Zu den Ernten — die Hauptarbeit ist die Ernte der großen

mit Hirse und Mais bestandenen Getreideflächen — wird die ganze Bevölkerung aufgeboten, und in wenigen Tagen ist sie im Dorfe oder in den (S. 364) geschilderten Farmvorratshäuschen unter Dach und

Abb. 67.

Abb. 68.

Abb. 67 u. 68. Geflochtene Körbe (zum Farmgebrauch) in den Baliländern.
Etwa $\frac{1}{10}$ nat. Gr.

Fach gebracht. Die hierbei verwendeten Tragekörbe sind in beistehenden Abb. 67 u. 68 wiedergegeben (siehe ferner Abb. 58, S. 383,

sowie Abb. 53 u. 54 auf S. 370). Wie im Waldland werden auch hier oben die Aehren abgebrochen und abgeschnitten, die Halme bleiben vorerst stehen; später werden sie umgebrochen und dienen für die nächste Bestellung als Dünger. Verwendung des Mistes der Haustiere hierzu findet hier oben so wenig statt wie im Waldland.

Für Getreide habe ich im Jahre einmalige Saat- und Erntezeit beobachtet; erstere zu Beginn und in der ersten Hälfte der Regenzeit, letztere Mitte der Trockenzeit. Ranken- und namentlich Knollenfrüchte gab es eigentlich das ganze Jahr über. Ich vermeide jedoch, aus meinen vom August 1891 bis Januar 1893 in dieser Hinsicht gemachten Beobachtungen für alle Jahre gültige Schlüsse zu ziehen.

Saat- und
Erntezeiten.

Viehzucht. An Haustieren findet man im ganzen eigentlichen Grasland Ziegen, Schafe, Hühner — alles gleicher Art wie im Waldland — und die ebenfalls gleich häßlichen und gleich meist herrenlosen Hunde wie dort. (Einer dieser Köter hat sich hier oben mir in ganz besonders angenehmer Erinnerung zu erhalten gewußt: das Vieh war eines Tages in mein Haus geraten und fraß mir meine soeben mühsam fertiggestellte Palmöllampe rein aus samt Docht, nahm sogar die leere Blechbüchse, die das Lampengefäß bildete, bei seinem Rückzug mit!)

Schweine sah ich nur in Bameson, wo das Halten dieser Rüssel-tiere sich zu einer förmlichen Zucht entwickelt hat. Allerdings ist auch das ganze, kleine Hauptdorf ein großer Schweinestall, und der zerfallene Zustand des „Ringes“ um den Volksversammlungsplatz hängt wohl innig mit der eifrigen Wühlthätigkeit des allenthalben herumschnüffeln-den Borstenviehs zusammen.

Rinder vom gleichen Schlage wie im Waldland sah ich vereinzelt an den Bamesonhängen, dann erst wieder in Bafuen und Bamunda bereits in stattlicherer Zahl, und in Herden in Bamungu. Bei letztgenannten Orten kann man sehr wohl von einer Rindviehzucht sprechen; leider hat auch hier oben Milchgewinnung mit all den weiteren Genüssen nicht statt. Es ist das auffallend, da wenigstens den Einwanderern aus Adamaua Milch, Butter u. s. w. von dort her bekannt sein mußten.

Katzen wurden erst durch uns im Grasland eingebürgert und haben sich rasch das Heimatsrecht erworben.

Von Pferden bekommt man im eigentlichen Grasland nur — die Schweife zu sehen, zu Fliegenwedeln und Verzierung an den Speerkappen der Häuptlinge (siehe Abb. 45 auf S. 348) verarbeitet. Das nahe Adamaua aber ist das „Pferdeland“.

Der eigenartigen Hühnerkörbe (Abb. 69) sei zum Schluss noch Erwähnung gethan, in denen die Bali ihre Specialität: gemästete Ka-

Abb. 69.

Hühnerkorb der Bali. (Etwa 60 cm lang, 20 cm hoch und breit; den Boden bilden dünne Bambusstreifen.)

paunen, zu Markte bringen. Dafs die Bali uns bald für ein Ei ebensoviel abzuverlangen suchten wie für ein Huhn, mit der Begründung, dafs „aus einem Ei ja doch auch einmal ein Huhn würde“, habe ich, wie ich glaube, schon irgendwo erzählt.

p) Gewerbe.

Nächst dem mehr oder weniger weit vorgeschrittenen Ausbau staatlichen und socialen Gefüges ist es der Stand der Gewerbethätigkeit, welcher einen kulturellen Maßstab für ein Volk bildet.

Bei Anlegung dieses Gradmessers kommt die Bevölkerung der Baliländer nicht schlecht weg. Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, steht sie noch nicht. Ich sage: gottlob noch nicht. Denn das ist für einen Teil der Bevölkerung, eben für den industriellen, gleichbedeutend mit der Loslösung von der Scholle — und Antaios blieb nur so lange ein unüberwindbarer Riese, als er Fühlung mit der Mutter Erde hatte. Derselbe Mensch holt sich da draussen noch aus Tier- und Pflanzenreich die Erzeugnisse und verarbeitet sie. Dafs sich dabei eine gewisse Vorliebe des oder der Einzelnen für diese oder jene gewerbliche Thätigkeit entwickelt, ist klar; ebenso, dafs sich damit auch das Geschick vervollkommen bzw. vermindert; aber von da bis zum vollständigen Unvermögen ist noch ein weiter Schritt. Diesen Schritt haben die Graslandbewohner noch nicht gethan. Des weiteren liegt auf der Hand, dafs in solchen von modernen Verkehrsadern noch nicht durchzogenen Gebieten, in denen die Rohprodukte nicht auf grofse Entfernungen und in grofsen Massen da und dorthin geworfen werden können, die örtlichen Bedingungen

einen ganz wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung dieses oder jenes Gewerbezweiges üben.

Manche gewerbliche Erzeugnisse und Thätigkeiten mußte ich bald da, bald dort bereits nennen; der auf die Gewerbethätigkeit sich gründende Handel hat bereits S. 360 u. f. seine Besprechung gefunden. So habe ich hier nur die einzelnen Industriezweige zusammenfassend zu schildern. Deren ist eine stattliche Zahl. Ich beginne gleich mit dem wichtigsten und im höchsten Ansehen stehenden: dem

1. Schmiedehandwerk; oder richtiger der Eisengewinnung und -bearbeitung. a) Die Eisengewinnung gründet sich auf den den Eingeborenen wohlbekannten Eisengehalt des Laterits und des wesentlich höheren des von ihnen als „Eisenstein“ bezeichneten Quarzgerölles: Brauneisenstein? Raseneisenstein?

In dem mir persönlich bekannt gewordenen Teil der Baliländer habe ich nur im Bamunguthal Eisenschmelzen getroffen. Nach Aussage dieses Stammes sollen nördlich und nordnordwestlich wohnende Stämme gleichfalls solche betreiben. Von einem Vorkommen in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung von Baliburg konnte ich nichts in Erfahrung bringen; halte es auch nicht für wahrscheinlich, weil es dort keine Wälder giebt. Von besonderer Wichtigkeit wäre mir Aufklärung darüber gewesen, ob die Bamungu Eingewanderte oder Ureinwohner sind; leider habe ich nichts Bestimmtes darüber erfahren können. Ebenso wenig gelang es mir, eine ihrer Eisenschmelzen in Betrieb zu sehen; zum Teil war meine Anwesenheit rein als solche daran schuld, indem alles ins Dorf strömte, den Weißen zu sehen, dann aber mochte auch Mißtrauen meinen Wunsch tieferen Einblicks in ihre Wissenschaft, eine reiche Erwerbsquelle, unter allerlei Ausflüchten abschlägig bescheiden lassen. Besuch einer nicht beschickten Eisenschmelze, sowie thätiger Kohlenmeiler ward mir bereitwilligst gestattet.

Was letztere anlangt, fand ich als Laie eigentlich keinen Unterschied gegenüber den zu Hause gesehenen. Sie hatten die Form einer flachen, etwa 1 m hohen Kuppel bei einem Bodendurchmesser von 3 bis 4 m. In der Mitte soll sich ein senkrechter Spalt befinden, durch den die Entzündung durch oben hineingeworfene brennende Holzstücke und Kohle bewerkstelligt wird. Die ganze Kuppel war mit einer Schicht von Graswurzelstöcken mit daran haftender Erde überkleidet, und auf allen Seiten befanden sich kleine Löcher, teils offen, teils mit langen Holzpflocken zugestopft. Der Kohlenbrenner zog letztere bald da,

Kohlen-
meiler.

bald dort heraus und verschloß hin und wieder bisher offene Löcher mit ihnen: also Luftzutrittsregulierung.

Eisen-
schmelzen.

Die Eisenschmelzöfen sind aus Lehm geformte, etwa 1,5 m hohe abgestumpfte Kegel mit dicken Wänden; an einer Seite nahe dem Boden befindet sich eine segmentförmige Oeffnung. Die Bodenfläche, auf der der Hochofen aufsitzt, ist festgestampft oder mit Lehm überkleidet und zeigt eine muldenförmige Vertiefung, die, bis über die vorgenannte Oeffnung in der Wand reichend, in eine Art Rinne verläuft. Im Inneren des Ofens sind zwei Hohlräume, die durch eine enge Oeffnung miteinander in Verbindung stehen. „Die untere soll“, wie mir die Bamungu erklärten, „das Brennmaterial, Kohle und Holz, aufnehmen und wird durch die Oeffnung in der Seitenwand gefüllt; die obere das Eisensteingeröll, mit Kohle gemengt, und wird durch eine oben am stumpfen Kegelseite vorhandene Oeffnung beschickt. An der Basis des Kegels, in geringer Höhe über dem Boden, sind ringsum kleine Oeffnungen angebracht zur Ermöglichung des Luftzutrittes ins Innere. Ist der Ofen in Betrieb, wozu anfänglich nicht selten Blasebälge“ (von der Abb. 70 dargestellten Form) „nötig seien, so wird nach Beschickung die grössere seitliche Oeffnung mit Lehm zugemauert“.

Vergleicht man hiermit die Beschreibung, die Nachtigal von den Eisenschmelzen bei den südlichen Heidenstämmen in Baghirmi giebt, so überrascht die auffallende Aehnlichkeit.

Das in diesen Hochöfen gewonnene Eisen ist unrein, mit Holzkohlenstückchen und Schlackenteilen durchsetzt, wird aber durch vieles Glühen und Hämmern allmählich zu brauchbarem Schmiedeeisen. Dies ist Sache der Schmiede in ihren Werkstätten. Wie es aus dem Ofen kommt, wird es von den umwohnenden Stämmen gekauft und dort erst in eben beschriebener Weise gereinigt. Auch Holzkohlen werden von Bamungu und seinen walddreicheren Nachbargebieten bezogen; doch fand ich kleine Kohlenmeiler auch z. B. im Gebiet der Bali-N'Yong.

Schmiede.

b) Eisenbearbeitung. Die besten Schmiede sind die Bamungu. Art der Bearbeitung des Rohmaterials, der Werkzeuge u. s. w. ist bei allen Stämmen gleich. Erstere ist mühsam; letztere sind einfach, ungefügt, und beschränken sich auf einige wenige Formen; um so mehr muß man die damit hergestellten Gegenstände bewundern. Ueber Baliburg südlich hinaus im Grasland habe ich keine Eisenbearbeitung durch Schmiede getroffen. Das Schmiedehandwerk ist die einzige Gewerbethätigkeit, die einen gewissen Innungsanstrich hat und, wie gesagt, in hohem Ansehen steht.

Die Schmiede selbst ist eine Hütte, nach drei Seiten offen, mit

Gras bedeckt. Das Schmiedefeuer befindet sich am Boden, gewöhnlich in einer leichten Vertiefung und nahe der einzigen Vollwand. Daneben liegt auf dem Boden der Blasebalg (Abb. 70). Ich beschreibe ihn am anschaulichsten in seiner Handhabung: zwischen den beiden langen Holzröhren *a* (jede 40 bis 50 cm lang bei einem Durchmesser von 10 cm) hockt der Gehülfe und hat in beiden Händen die Knöpfe enthaarter Felle, die schlapp über zwei halbkugel-, also schüsselförmigen, ausgehöhlten Holzschalen *b* liegen. Durch wechselseitiges Heben und Senken der Felle bringt er Luftzug in den beiden Röhren *a* hervor. Diese Luftströmungen fangen sich in dem luftdicht anschließenden (Anfügungsstellen mit Harz verstrichen) ovalen, ausgehöhlten Holz *c* und werden weiter geleitet in die engere Röhre *d* (20 bis 25 cm lang) und endlich in die noch engere *e*, die in die Erde gegraben unter dem Holzkohlenhäufchen des Schmiedefeuers mündet. Der ganze Blasebalg ist etwa 1,5 m lang und erfüllt vollkommen seinen Zweck.

Der Ambofs ist ein großer, oben flacher Stein; auch Eisenblöcke sah ich. Als Hammer dient gleichfalls ein Stein, aber nur für die erste gröbste Arbeit; zur weiteren Ausführung bedienen sich die Schmiede keulenförmiger Hammereisen von verschiedenen Formen und Größen. Schließlich verfügen sie noch über eine Art Zange: ein dünnes Eisenband ist U förmig zusammen gebogen und wird ähnlich einer Pincette gehandhabt.

Mit diesen wenigen, mehr als einfachen Gerätschaften werden die verschiedenartigsten Gegenstände gefertigt; Geduld und Fleiß muß die Stelle vervollkommneterer Werkzeuge vertreten. Und nicht nur das der betreffende Gegenstand als solcher unter den geschickten Händen hervorgeht: man betrachte die folgenden, sowie die an anderen Stellen eingefügten einschlägigen Abbildungen genau, und man erkennt deutlich das mehr oder minder gelungene Bestreben, geschmackvolle Verzierungen

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Abb. 70.

Blasebalg der Graslandschmiede.
Etwa $\frac{1}{20}$ n. Gr.

Schmiedearbeiten.

Abb. 71.

anzubringen. Ich mache besonders auf die Rippen an allen Klingen und Speerspitzen (beide fast ausnahmslos zweischneidig), auf die Blutrinnen in dem breiten Schlachtmesser der Bali (Abb. 72), auf die Griffverzierungen und -schnörkel an dem einschneidigen Messer (Abb. 73) aufmerksam.

Abb. 72.

Abb. 73.

Abb. 74.

Abb. 71 bis 74. Klingen und Griffformen der Graslandstämme. (Abb. 71 u. 72 Schlachtmesser.) Abb. 71, 73, 74 $\frac{1}{3}$ nat. Gröfse, Abb. 72 $\frac{1}{6}$ nat. Gröfse.

Aexle, Messer grofs und klein, Speerblätter und -spitzen der verschiedensten Formen mit den feinsten Widerhaken, Erdhacken, insbesondere mit Blatt und Oese, Lärminstrumente aller Art, Ringe, Haarpfeile, Rasiermesser: all das geht aus den geschickten Händen der schwarzen Welande der Grasgebiete hervor. Sogar Nähnadeln fertigen sie. Das Oehr wird in der Weise hergestellt, dafs die eine der ganz fein ausgearbeiteten Spitzen

im Feuer umgebogen und an den Nadelschaft angeschweisst wird. Fonte, der Schmied in Bali, ein wahrer Meister vom Amboss, fertigte mir eine ganz reizende (allerdings unpraktische) Palmöllampe (Abb. 75), und wagte sich sogar an Herstellung von Schlagbolzen für unsere Mauserbüchsen. Form und Gröfse und auch das Schraubengewinde gelang ihm vollständig; eine Verwendung scheiterte natürlich an der Unmöglichkeit, die minutiösen Ausmafsungleichheiten herzustellen und an der schlechten Beschaffenheit des Eisens als solchem.

Außer dem einheimischen Eisen findet das vom Kalabar und wohl auch vom Benuë her in den Handel kommende ^{Messing.} Messing (s. S. 361) häufig Verarbeitung, namentlich zu kleineren Schmuck- und Putzgegenständen. Die zierlichste Verwendungsweise sind wohl die Gespinnste um die Elfenbeinringe, wie sie die Abb. 83 auf S. 411 zeigt.

Bei den Schmiedearbeiten muß ich auf einen höheren Gesichtspunkt die Aufmerksamkeit lenken, freilich ohne bestimmte Klärung über die dadurch angeregte Frage geben zu können. Grundverschieden ist die Form der zwei in Abb. 71 und 72 dargestellten Schlachtmesser. Die letztere Form (Abb. 72) ist die ausnahmslos bei den Bali und Bafut übliche und gefertigte; wohl findet man bei diesen Stämmen auch Schwerter von der anderen Form (Abb. 71), die ganz und gar dem

Abb. 75.

Palmöllampe (mit Blatt und Haken), von einem Balischmied gearbeitet. Etwa $\frac{1}{3}$ n. Gr.

altrömischen „gladius“ gleicht, sie stammen aber ausnahmslos aus Bamungu, Bafuen oder Bamunda, bei welchen Stämmen nur diese Art hergestellt (und geführt?) wird. Die Bali und Bafut sind Eingewanderte, die Bafuen und Bamunda Ureinwohner; von den Bamungu weiß ich über ihren Ursprung nichts. Dürfen nun diese Schwertformen als ethnographische Stammesverschiedenheiten aufgenommen, und darf dann Bamungu als Autochthonenvolk bezeichnet werden?

Diese ethnographische Verschiedenheit erstreckt sich bei den beregten Schlachtmessern, wie aus den Abbildungen ersichtlich, auch auf den Griff. ^{Messer- u. s. w. -Griffe.}

Die Griffformen der kleineren Messer jedoch sind bei ein- und demselben Stamme verschieden (Abb. 76; 73, 74, S. 402); vergl. auch

Abb. 76.

Eine weitere Messergriffform der Graslandstämme. $\frac{1}{3}$ nat. Gröfse.

Abb. 86, S. 415; wieder anders ist der geschmiedete Bügelgriff des „nnama“ (Abb. 59, S. 384). Nicht selten wird der eigentliche Griff, die Stelle, wo die Hand das Messer faßt, mit Schlangenhaut überzogen, und werden als Verzierung am Kopf des Griffes Eisen- oder Messingspiralen in das Holzheft eingesetzt (Abb. 74). Das Material dieser Griffe ist meistens Holz, bei den Schlachtmessern ausnahmslos.

Damit komme ich zu einem weiteren Zweig der Gewerbethätigkeit als solchem (ohne völkerscheidende Hintergedanken): zur

2. Holzschnitzkunst. Die eben besprochenen mannigfaltigen Griffformen, die früher beschriebenen Schemel, Holzlöffel, Kalebassen, Musikinstrumente, die in der Folge noch zu schildernden Gesichtsmasken, treffliche Nachahmungen von vollständigen Tierköpfen u. a. m., sowie die oft kunstvoll hergestellten

Pfeifenrohre geben Zeugnis von der Geschicklichkeit der Grasländer in diesem Zweige ihrer Hausindustrie.

Pfeifen-
industrie.

Die Pfeifenrohre werden durch Bohren und Stoßen mit glühendem Eisenstabe gehöhlt und in den verschiedensten Gröfsen verfertigt: von 30 cm bis zu $1\frac{1}{2}$ m Länge und entsprechender Dicke. Die ganz grofsen erhalten behufs leichterer Handhabung in der Mitte eine Zwinge mit daran geschmiedetem, richtigem Griff, gleich dem Bügel des Dolchmessers in Abb. 59, S. 384. Einzelne Formen der äufseren Verzierung zeigen die Abb. 77 bis 79 auf den nächsten Seiten.

Zu einem Pfeifenrohr gehört ein Pfeifenkopf; und die Verfertigung solcher ist Hauptaufgabe der

3. Thonbearbeitung, wenigstens bei den Bali-N'Yong, die auf diesem Gebiete „tonangebend“ sind. Begehrt sind ihre Erzeugnisse allenthalben; bis weit ins Waldland gehen sie hinunter. Die solcher-gestalt örtlich beschränkte Kunstfertigkeit hängt höchstwahrscheinlich mit der örtlichen Beschränktheit im Vorkommen des hierzu am besten geeigneten Materials zusammen, obwohl ich andererseits nicht mit Bestimmtheit dem etwaigen Einwurf entgegen treten kann, dafs die Bali vielleicht bereits in ihren ursprünglichen Sitzen in Adamaua dieser Beschäftigung mit Vorliebe sich gewidmet haben. Ein Umstand spräche sogar für letztere Annahme: ich habe auch bei einem anderen Teil

des Balistammes, bei den Bali-Bagam diese Kunst — nur mit anderem Material — hoch entwickelt gefunden. Aber sei dem, wie ihm

Abb. 77.

Pfeifen (Kopf aus Thon, Rohr aus Holz) der Bali-N'Yong. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

wolle; Thatsache ist, dafs die Pfeifenindustrie bei den Bali in ganz besonderer Blüte steht.

Von den einfachsten Formen bis zu den kunstvollsten Gebilden, von den kleinsten zierlichsten Gröfsen bis zu wahren Ungetümen (Abb. 77b),

noch dazu „doppelläufig“ (Abb. 77 a a. v. S.) werden diese Thonpfeifen gefertigt (siehe auch Abb. 61, S. 385). Was die Darstellungen selbst anlangt, so findet man reine Ornamentik (à la Grec) ebenso häufig, wie fratzenartig verzerrte menschliche Nachbildungen (oder Götzen?). Die Darstellung von Mann und Weib, durch meist außer Verhältnis gebildete Geschlechtsteile kenntlich, ist ein nicht unbeliebter Vorwurf (siehe Abb. 61, S. 385); im Waldland haben wir sie an den Schemeln (siehe S. 281 und 295) gefunden.

Die Pfeifenköpfe werden mittels der Hand und verschiedener als Bossierhölzer dienender Bambusstäbchen aus sorgfältig durchgeknetetem Thon geformt und langsam gebrannt. Während des Brennens werden die Verzierungen noch vollends ausgearbeitet und in die Vertiefungen Rotholz eingeschmiert, so daß die Farbe förmlich sich in den Thon hinein brennt.

Den bei unseren Pfeifen üblichen Wassersack zur Aufnahme des Tabaksaftes kennen die Bali nicht; an dessen Stelle befindet sich an der tiefsten Stelle des Pfeifenbodens ein kleines mit einem Blatt- oder Zeugfetzchen verstopftes Loch, durch das man nach Bedarf den Saft abträufeln läßt. Die Doppelpfeifen werden in der Weise benutzt, daß die beiden Köpfe abwechselungsweise geraucht und gleich wieder gestopft werden.

Die weiteren Erzeugnisse des Töpfergewerbes — deren Fertigung ist allen Stämmen gemeinsam — sind bereits genannt und abgebildet: S. 280, Abb. 25, sowie S. 345, Abb. 43 und S. 369, Abb. 52. Die Grasländer arbeiten ohne Töpferscheibe; trotzdem sind die Formen tadellos. Die großen Lehmttöpfe werden je halb mit der Hand heraus gearbeitet, an der Luft etwas angetrocknet, dann zusammen geklebt und endlich gebrannt. Wie bei den Pfeifen, wird in den noch weichen Thon die Ornamentik mittels Stäbchen eingeritzt; während des Brennens mit Rotholz oder weißem Thon da und dort leicht bestrichen. Behufs Schwarzfärbung werden die Töpfe in halb gebranntem Zustand mit Ruß und Palmöl eingerieben.

Die rauchlustigen Bali beschränken sich nicht bloß auf Verwendung des Thones für ihre unzertrennlichen Begleiter, die Pfeifen; auch aus Metall werden sie geformt. Darin sind die Bali-Bagam Meister, und wahre Kunstwerke afrikanischer Plastik wissen sie zu bilden. Leider vermag ich nicht viel mehr als Abbildungen derselben zu bringen; über Herstellungsweise: ob durch Hämmern oder Guß, weiß ich gar nichts; betreffs des Materials kann ich nur mutmaßen, daß es Kupfer ist. Oder sollte den hellen Graslandsköpfen sogar die Bronzelegierung bekannt sein?

Keine
Töpfer-
scheibe.

Metall-
pfeifen.

Die einfachere (Abb. 78) ist, abgesehen von dem Metall, bemerkenswert durch die in der Vorderansicht zum Ausdruck kommenden lappenartigen Ansätze, vermittle deren die Pfeife gestellt werden kann. Die tief eingegrabenen Verzierungen waren mit Rotholz ausgefüllt. Die andere (Abb. 79) bedarf nur weniger erläuternder Worte: ein plastisch bis in die einzelnen Linien ausgearbeiteter Elefantenkopf mit phantastisch gebogenen Zähnen, je zwei oben und unten. Die Ohrränder sind oben, wo sie frei herausragen, fein gezahnt. Das Metall beider Köpfe zeigt rötlichgelbe Farbe.

Abb. 78.

Abb. 79.

Pfeifen (Kopf aus Metall, Rohr aus Holz) der Bali-Bagam. Etwa $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Die Pfeifenrohre an diesen prächtigen Stücken, an sich schon reine Filigranholzschnitzerei — so zart und genau waren die Arabesken und Linien ausgearbeitet — rollen die zweite, gleichfalls schon angedeutete (S. 311) Metallfrage aufs neue auf (vergl. auch Abb. 64, S. 393). Sie waren mit dem dort geschilderten, papierblattdünnen, stanniolartigen Ueberzug bekleidet, der die feinsten Umrissse der Ornamentik sich noch abheben liess. Die Länge des Rohres in Abb. 79 betrug etwa 40 cm. Derartig überzogene Pfeifenrohre traf ich übrigens auch bei anderen Graslandstämmen.

Nun zu einem weiteren Industriezweig: der Verarbeitung von Pflanzenfasern bei den Gewerben der

Metallischer
Ueberzug.

Verar-
beitung der
Baumwolle.

4. Weberei, 5. Strickerei und 6. Flechtere. Die Gewinnung von Fäden aus der Baumwolle habe ich S. 382 u. f. geschildert. Der Grasländer hat auch bereits den weiteren Schritt gethan: er spannt diese Fäden auf den Webstuhl auf und fertigt sich Stoffe. Rau und ziemlich grobmaschig sind die hergestellten Stücke, und langwierig die Arbeit; aber das Gewebe ist dauerhaft und entbehrt sogar nicht gefälliger Muster in blauer Farbe. Als Färbemittel wird Indigo verwendet. Die Muster selbst sind Dreiecke, Zickzacke, auch vereinzelt auf den weißlich-grauen Grundstoff eingezeichnete Andreaskreuze mit kurzen, dicken Balken (siehe Abb. 89, S. 419 und 103, S. 434). Der Webstuhl ist nach dem gleichen Grundgedanken wie bei uns aus Hölzern und Bambus höchst einfach gezimmert.

Abb. 80.

Eigenartig gestrickte Mütze der Graslandstämme. Etwa $\frac{1}{3}$ n. Gr.

ganz tolles Aussehen bot eine dritte (Abb. 80): kegelförmig und mit einer Menge nicht ganz 3 cm langer Hörnchen bestickt; um diese steif wegstehend zu erhalten, waren Bambuspflöckchen hineingesteckt. Die beiden letztgenannten Arten sind weiß mit blauen Kreisen, Strichen und Quadraten gemustert.

Verarbei-
tung
weiterer
Pflanzen-
fasern.

Doch sah ich derartige Mützen aus Baumwollfäden nicht eben häufig; das weitaus gebräuchlichste Material sind andere Pflanzenfasern: von der Banane, der Weinpalme und, wie ich glaube, noch einer oder auch mehrerer Pflanzen, worüber mir jedoch nähere Kenntnis mangelt. Bei dem Kapitel über Bekleidung der Männer (S. 418 u. f.), deren fast unvermeidlichen Bestandteil solche Mützen bilden, werde ich näher darauf zu sprechen kommen. Ebendort findet auch die Toilette der Damen, die gleichfalls aus diesen Materialien hergestellt wird, ihre nähere Beschreibung.

Die Flechtere verwendet zu ihren feineren Erzeugnissen ebenfalls derartige Pflanzenfasern. Hauptsächlich sind es Taschen (Abb. 81, 82; ferner Abb. 95, S. 423); von den zierlichsten ganz kleinen Anhängetaschen bis zu mächtigen Säcken, die fünf und sechs große

Abb. 81.

Abb. 81 und 82. Taschen (aus Pflanzenfasern), von Männern und Weibern in den Baliländern geführt. Etwa $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

gefüllte Kalebassen aufzunehmen vermögen. Fast jedes Stück — und fast jeder und jede der Graslandbewohner besitzt deren mehrere — zeigt ein anderes Muster, und alle sind geschmackvoll in gedämpften, harmonisch zu einander passenden Farben gehalten.

Zu den Flechtarbeiten aus stärkerem Material sind zu zählen die Schlafmatten von verschiedenen Ausmaßen (bis zu 2 m lang und 1 m breit), die zur Umzäunung der Gehöfte

Abb. 82.

dienenden starken Geflechte (auf Bild 46, S. 348 ersichtlich), etwa 2 m hoch und oft 6, 8 und 10 m lang, ferner die Körbe, von denen da und dort bereits Abbildungen eingefügt sind; und wenn man will, die gleichfalls schon geschilderten Regenschirme. Das hierzu verwendete Material ist ausnahmslos junger Bambus, ganz oder geteilt; nur die Körbe werden bisweilen auch aus rutenartigen Laubzweigen geflochten.

Die gewerbliche Bearbeitung dreier Rohstoffe haben wir bis jetzt kennen gelernt: des Eisens, des Holzes und verschiedener Pflanzenfasern. Zwei weitere treten noch hinzu:

7. Bein- und 8. Lederindustrie. Leider habe ich in den Betrieb der einschlägigen Gewerbe nur sehr flüchtige Einblicke gethan.

Die Beinindustrie beschäftigt sich mit Anfertigung oder vielmehr Zurichtung von Büffel- und Rindviehgehörn zu Trinkhörnern, besteht also in möglichster Aushöhlung derselben und namentlich in Schmückung der Außenseite. Die Trinkhörner der Vornehmen sind häufig von oben bis unten mit eingegrabenen Verzierungen, aber nur ornamentaler Art (meist geradlinige Figuren) bedeckt. Ich erinnere mich nur einmal, beim Häuptling von Bamignie ein solches gesehen zu haben, das auch kreis- und nabelförmige Zeichnungen aufwies.

Gleich den Pfeifenrohren sind diese Hörner nicht selten mit dem mehrerwähnten metallischen Ueberzug bekleidet, der auch die feinsten Striche der Ornamentik noch hervortreten läßt.

Heerhörner;
Volksruf.

Ein weiteres Feld der Beinbearbeitung ist die Zurichtung großer gekrümmter Elefantenzähne zu den Heerhörnern, die das Volk zur Versammlung, zum Tanz, zu Ernst und Spiel rufen. Auch sie sind bisweilen mit gleichen Ornamenten wie die Trinkhörner bedeckt, aber häufiger nur glatt, glänzend weiß geschabt und niemals mit dem weissen Metall überzogen. Die Hauptschwierigkeit bei der Bearbeitung bildet aber hier die Aushöhlung. Ich finde darüber leider nichts in meinen Aufzeichnungen; doch kann ich mir die Herstellung der Höhlung nicht anders denken als mittelst Schaben und Bohren mit Messern, mittelst Durchstossen glühender Eisenstäbe (wie bei Anfertigung der Pfeifenrohre) und dergl. Die aufzuwendende Geduld darf man wahrlich bewundern. Die Aushöhlung muß bis zur Spitze des Zahnes statt haben. Etwa eine Handbreite davon entfernt, auf der Innenseite der Krümmung, befindet sich nämlich das Blaseloch wie bei einer Flöte, und wie eine solche wird das Horn auch bei Benutzung vom Bläser gehalten. Jeder der mir bekannten Stämme besitzt nicht mehr als zwei dieser für ihn kostbaren Instrumente; die beiden sind stets verschieden ge-

stimmt, die hervorgebrachten Töne, weithin hallend und gellend, sind in den verschiedenen Lagen die gleichen und werden in Pausen wiederholt. In Noten gesetzt, lautet dieser Volks- und Herruf folgendermaßen:

Schließlich ist noch die Anfertigung von Schmuckgegenständen, ^{Bein-}_{schmuck.} gleichfalls aus Elfenbein, in Gestalt von Armringen zu nennen. Die tadellose Ausführung dieser Gegenstände, angesichts der mehr als einfachen Werkzeuge doppelt bewundernswert, geht am besten aus der Abbildung hervor (siehe auch Abb. 38, S. 326 und 40, S. 328). Mit dem Ring als solchem nicht zufrieden, läßt man diesen nicht selten in die Schmiedewerkstatt wandern, wo er in geschmackvollster Weise mit einem zierlich gearbeiteten Gespinnst aus Messing überzogen wird (Abb. 83).

Abb. 83.

Elfenbeinring (mit Messing übersponnen) der Graslandstämme. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

Die Lederindustrie endlich begreift gleichfalls wie alle voraufgeführten Gewerbe die Zubereitung des Rohstoffes in sich. Verwendung finden so ziemlich die Häute aller Haus- und jagdbaren Tiere. Wenn ich recht berichtet bin, verwenden die Graslandneger als Gerbmittel Asche. Messerscheiden, Wehrgehänge (siehe Abb. 86, S. 415), Sandalen und namentlich Peitschen (siehe Abb. 60, S. 384) sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse. Letztgenanntem Gegenstande kann geschmackvolle Bearbeitung nicht abgesprochen werden; die einzelnen schmalen Streifen sind in schwarz und gelb (Naturfarbe) geflochten. Die Peitschenstränge selbst sind aus Flufspferdhaut geschnitten, wovon Stücke „von Osten her, vom Bamum“ (Mbam?) durch den Handel in diese Gebiete des Graslandes gelangen.

Diese Flufspferdhaut und das Messing sind die einzigen Roh- ^{Auswärtige}_{produkte.} produkte, die nicht aus dem Lande (im engsten Sinne des Wortes) stammen. —

Manch weitere Kunstfertigkeiten sind bei den Graslandstämmen noch zu finden, wir haben sie da und dort bereits verstreut kennen gelernt, werden ihnen im weiteren Verlauf dieses Abschnittes noch ab und zu begegnen; ich wollte unter der Aufschrift „Gewerbe“ lediglich jene Thätigkeiten und Erzeugnisse nennen, die auch nach unseren Begriffen mit dieser Bezeichnung belegt zu werden Anspruch haben. Dabei möge man nicht vergessen — ich habe das mehrmals bereits betont —, daß weder von einer strengen Trennung zwischen Gewerbetreibenden und Nichtgewerbetreibenden überhaupt noch von einer solchen zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst gesprochen werden kann, mit der einzigen Ausnahme der Eisenbearbeitung. Aber auch da nur insoweit, als der Schmiedekundige dieses sein Handwerk als seinen Hauptberuf betrachtet.

q) Sitten und Gebräuche.

Die Anwendung der geschilderten verschiedenen gewerblichen Thätigkeiten auf Gepflogenheiten der Graslandbewohner in Tracht und Waffen u. a. m. führt zu diesem Kapitel. Dabei werden wir nun bald, namentlich bei Betrachtung ihrer privaten und öffentlichen Feierlichkeiten, auf religiöse und abergläubische Momente stoßen; den Beteiligten, d. i. in diesem Fall der Bevölkerung selbst, zum Teil oft weit weniger bewußt als dem unbeteiligten Betrachter, d. i. dem Forscher. Ich habe dieses Gebiet, das sich, wie die Verhältnisse da draußen liegen, schwer trennen und für sich behandeln läßt, auch schon früher da und dort streifen müssen; erinnere nur an den gelegentlich der Beschreibung unseres Vertrages mit Garega (S. 349 u. f.) zum Ausdruck kommenden Hühnerkult.

1. Bewaffnung und Ausrüstung. Wie der Waldlandneger, kennt auch der Bewohner der Baliländer keine Schutz-, nur Trutzwaffen; und zwar für den Fernkampf: den Speer, Pfeil und Bogen und das Feuersteingewehr; für den Nahkampf: das Messer.

Völkliches
Unterscheidungsmerk-
mal?

In der Verschiedenheit der einheimischen Fernwaffen glaube ich endlich einmal wieder ein völkerscheidendes Merkmal gefunden zu haben. Die Bali und Bafut (Eingewanderte) führen nur den Speer; bei den Batankoan, sowie in Bamunda und Bafuen und bei den Bapigni (sämtlich Ureinwohner) ist allerdings diese Waffe gleichfalls überwiegend, viele aber bringen nur Pfeil und Bogen ins Gefecht. Insbesondere bei den Babossa (zum Batankoanstamm gehörend) ist das Verhältnis der beiden Waffen entschieden zu Gunsten des Bogens. Eigentlich erwartete man eher umgekehrte Verhältnisse: sollen ja

doch die Haussa-Fulla aufer der Lanze fast ausnahmslos auch Bogen und Pfeile führen. Das mehr oder weniger zahlreiche Vorkommen der Gewehre hängt hauptsächlich mit dem jeweiligen Handelsverkehr zusammen; die Bamesson verfügen über fast gar keine, die Bali über eine stattliche Zahl u. s. w.; dann aber spielt auch der konservative Sinn, das Beharren an der Vatersitte mit herein: die älteren Männer sind der Neuerung abgeneigt und halten fest an der Waffe der Alvordern, die jüngere Generation geht mit der Zeit.

Die Bogen sind etwa drei Fufs lang, einfach gekrümmt aus hartem Holz mit starker Bast- oder Tiersehne; der Köcher ist ein fellüberzogenes, cylindrisches Holzgefäfs und fafst 20 bis 25 Bambuspfeile mit eiserner Doppelspitze und Widerhaken, teils mit, teils ohne Schwinge. Auf 20 bis 30 m ist er eine nicht zu unterschätzende Waffe. Bei den bogenführenden Stämmen — und nur bei diesen — sah ich ferner nicht selten, dafs die Krieger um's rechte Handgelenk geschlungen Wurf-schlingen, in dünnen Seilen bestehend, trugen. Die Wurfweite ist sehr gering, höchstens 1 bis 2 m. Die Pfeile, sowie auch die Speere sind nie vergiftet.

Ein-
heimische
Fernwaffen.

Keine
vergifteten
Waffen.

Die Speere sind mir, namentlich in der Hand des geübten Hochländers, stets eine unbehaglichere Waffe gewesen, als das Gewehr, und hat man sich stets recht artig verbeugt, wenn sie mit ihrem eigentümlich rauschenden Sausen zischend angeflogen kamen. Sie werden meist im Sprung geschleudert, auf 30, ja 40 m noch mit grofser Sicherheit und Durchschlagskraft. Der Schaft ist aus Bambus oder einem sonstigen leichten Holz, etwa 2 m lang, die Formen der Spitzen (mittelst einer Oese und Eisennägeln fest mit dem Schaft verbunden) und der Widerhaken sind verschieden; siehe Abb. 84 a bis g (a. f. S.). Der Speer mit dem breiten, lanzettartigen Blatt ohne Widerhaken (Abb. 84 h) ist kein Kriegsspeer, sondern ein sogenannter „Weiberspeer“. Er wird von vornehmen Frauen geführt, wenn sie in die Farmen sich begeben: als Zeichen ihrer adeligen Stellung, und daneben allerdings auch als Waffe.

Ins Gefecht rückt kein speerbewaffneter Grasländer ohne ein Bündel von acht bis zehn Speeren.

Bezüglich der Gewehre, der Munitionsausrüstung hierfür, der mehr als zweifelhaften Schiefsfertigkeit u. s. w. kann ich auf das diesbezügliche Kapitel im vorigen Abschnitt (S. 292 u. f.) verweisen. Diese Verhältnisse sind hier wie dort die gleichen. Es wäre nur noch etwa zu erwähnen, dafs die Schutzkappen für das Schlofs von den Grasländern nicht selten zu allem Überflufs noch mit der wallenden Mähne

Feuer-
waffen usw.

der männlichen Schafe verziert werden, und die Umhüllung des Pulverhorns bei den Vornehmen häufig aus perlengeschmücktem Stoff besteht. Auch werden die Gewehrschäfte oft mit Rotholz eingerieben und in die Kolben eine Unzahl von gelben und weissen Nägeln eingeschlagen.

Abb. 84.

a bis g Kriegsspeere, h sog. „Weiberspeer“ der Graslandstämme. $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$ n. Gr.

Nahwaffen.

Als Nahwaffe dienen die Messer. Die eigentlichen großen Schlachtmesser (Abb. 71, 72, S. 402) werden wie im Waldland getragen (Abschnitt V, S. 293). Die Scheiden sind entweder aus Häuten (Haare nach außen),

also wie im Waldland, oder noch häufiger aus Bambus (Abb. 85). Außerdem führt jeder Graslandneger noch ein paar kleinere Messer (diese in Lederscheiden) am Wehrgehäng (Abb. 86) um den Leib. Das „nnama“ genannte eigenartige Dolchmesser (Abb. 59, S. 384) habe ich bereits mehrmals erwähnt. Ich sah es nur bei den Bali, und auch da selten. Als altertümliche (?) Waffe trugen es bisweilen alte Männer; und zwar im Frieden meist an einer Schnur um den Hals im Nacken (vergl.

Abb. 86.

Abb. 85.

Scheide aus Bambus für Schlachtmesser im Grasland. Etwa $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{12}$ n. Gr.

Wehrgehäng mit Messern der Graslandstämme. $\frac{1}{4}$ n. Gr.

Abb. 103, S. 434); im Gefecht: die Speerhand durch den Bügel gesteckt, so den Speerwurf nicht hindernd und doch jeder Zeit gebrauchsgerecht — da wie dort blank, ohne Scheide.

In der Waffenanfertigung sind Stammesliebhabereien unverkennbar; die Bali verlegen sich hauptsächlich auf das Schmieden der Speerspitzen, die Bamungu, Bafuen, Bamunda fertigen überwiegend Messer.

Als kriegerische Ausrüstung im weiteren Sinne sind noch zu nennen: die große, weiße Stammesfahne an langem Speerschaft, die aber nur ^{Fahne}

Kriegs-
hörner;
Kriegsruf.

bei großen Aktionen mitgeführt und entfaltet wird; die „Regimentsmusik“, bestehend aus den beiden großen Heerhörnern (S. 410); dazu treten noch ähnlich geformte und gehandhabte Holzhörner, sowie verschiedenartige Instrumente, die wir weiter unten bei den friedlichen Festen kennen lernen werden: es wird also ein ähnlicher Apparat in Bewegung gesetzt wie bei uns auch. Ich führe diesen Vergleich fort, indem ich den Kriegsruf der Graslandstämme unserem „Hurrah“ beim Sturm entgegenstelle. Mit musikalischer Unterstützung habe ich diesen bei allen Stämmen hier oben gleichbefundenen Kriegsruf in Noten zu geben versucht:

Kriegs-
tracht.

Bei einigen Stämmen, insbesondere den Bali, kann ferner sehr wohl von einer gewissen Gefechtstracht gesprochen werden, in

Abb. 87.

Abb. 88.

Abb. 87 und 88. Helme im Grasland. Etwa $\frac{1}{5}$ n. Gr.

(Abb. 87: aus Ziegenfell, Haare nach außen; oben darauf angebracht die obere Hälfte des Kopfes eines Nashornvogels. Abb. 88: aus Affenfell, Haare nach innen; auf Bambus gesteuft, außen mit Palmöl glänzend braun eingerieben und mit einer Menge kleiner Höckerchen versehen.)

Kopfbedeckung und Bekleidung. Natürlich darf eine solche nicht als streng durchgeführt gedacht werden; neben den hiermit Angethanen, hauptsächlich Vornehmen, laufen Hunderte ins Gefecht in fast adamitischer Nacktheit. Die malerischste Art der Kopfbedeckung findet sich auf S. 356 (Abb. 47) dargestellt. Zwei weitere Formen, bei den Batankoan namentlich beobachtet, sind in Abb. 87 u. 88 wiedergegeben. Alle aber, d. h. wieder hauptsächlich die Bali u. s. w. (also eingewanderte Stämme) tragen den langen Haarschopf, die „Skalplocke“. Die Bekleidung besteht entweder im Kriegshemd oder (und) Kriegsschurz. Ersteres ist eine Tobe (Abb. 89, S. 419) ohne Ärmel: siehe Abb. 38, S. 326 (Mittelfigur) und Abb. 39, S. 327. Erstere Abbildung veranschau-

licht auch zugleich die weitere Kriegsgepflogenheit, alles, was ein Mann an Schmuck besitzt, für's Gefecht, das ernste Waffenspiel, anzulegen. Dazu tritt die Mitnahme von Amuletten und Täschchen, letztere namentlich am Oberarm, erstere in den Schopf eingeflochten oder um den Hals. (Das europäische Gegenstück sind die von glaubensfesten Soldaten häufig auf der Brust getragenen geweihten Medaillen.) Der Kriegsschurz, allein oder unter dem Kriegshemd getragen, ist eine 3 und 4 m lange, am Boden nachschleifende Schleppe aus Zeug, um die Hüften festgebunden.

Die Graslandstämme sind ein kampffreudiges Volk; geschmückt wie zu einem Feste geht es in's Gefecht. Ganz besonders gilt das vom Bali; höchst selten sieht man ihn, auch im Frieden, ohne Waffe; zum mindesten trägt er das Wehrgehäng mit den kleinen Messern, die ihm zugleich auch die Stelle unserer Taschenmesser vertreten. Nicht zum letzten gelangt diese Lust an der Wehr in dem Waffengruß zum Ausdruck: Entgegenschütteln der Waffe mit ausgestrecktem Arm. Allmählich ist diese Grußform auch beibehalten worden, wenn die Waffe fehlte, und besteht dann im Entgegenschütteln der geballten Faust. Gleichen Gruß boten mir die beegnenden Haussa.

Waffen-
gruß.

2. Grußformen. Bei dieser Gelegenheit seien die üblichen Begrüßungsarten überhaupt genannt. Den Wortgruß habe ich bereits berichtet (S. 385 u. f.), desgleichen die ehrerbietigste Grußform durch Niederkauern und dreimaliges in die Hände Klatschen (S. 344). Der Gruß durch Handschlag ist selten; im Grasland sah ich ihn nur von den Häuptlingen bethätigt. Eine vertraulichere Art, zugleich eine äußere Freundschaftsbezeugung — im Wald- und Grasland — ist das Ineinanderhaken der Zeige- oder Mittelfinger der rechten Hände. Nicht selten hakt auch jeder für sich diese Finger seiner eigenen beiden Hände ineinander und die Betreffenden grüßen sich so im Vorbeigehen, ohne sich zu berühren. (Bisweilen wird bei diesen beiden letzteren Grußformen auch das Wort „bang“ ausgesprochen. Seine Bedeutung ist mir unbekannt. Siehe auch Abschnitt VIII, S. 486.)

Die tollste Form begegnete mir in Bameßon durch den Häuptling, wobei der Weisse, als Gast, der leidende Teil war. „Wir“ (Zintgraff und ich) „sassen bereits ein paar Stunden in der uns eingeräumten Hütte beim Feuer behaglich rauchend, als der Häuptling mit zwei Vornehmen in festlichem Gewande eintrat. Die nun folgende Begrüßungsprozedur bekam jeder von uns zu kosten. Der Häuptling streckte seine beiden Hände, Daumen nach aufwärts, gerade vor, nahm meine entgegengereichten zwischen diese und zog mich ganz an sich

heran, so dafs ich mich schon auf einen Kuß gefafst machte. Doch sollten sich nur unsere Bäuche berühren, wobei er den seinigen an mir rieb. Dann schob er mich wieder zurück; zog, was er konnte, zuerst am rechten, dann am linken Arm: eine Art Massage. Jetzt mußte ich mich setzen und der gleiche Vorgang wiederholte sich an meinen Beinen. Damit war diese eigenartige Begrüßung zu Ende . . .“ (Tagebuch.) Ob nicht der Handlung der (unbewusste) Grundgedanke unterlag, dem Gastfreund nach dem langen ermüdenden Tagesmarsch eine körperliche Erfrischung, eben das Kneten und Reiben der Glieder, zu bieten, wie im Altertum und Mittelalter vor allem dem Ankommenden ein Bad gerüstet wurde? — Hier erinnere ich auch an die weitergehende Form der Begrüßung: die Gastfreundschaft bei befreundeten oder freundliche Aufnahme gewährenden Stämmen, wie ich sie in Abschnitt III, S. 135, beschrieben habe. Namentlich hier oben im Grasland ist die dort angedeutete Sitte allgemein üblich, dafs der Häuptling aus seinem Haushalt junge Weiber (die er als seine „Töchter“ bezeichnet, was übrigens nicht immer wörtlich zu nehmen, auch nicht so gemeint ist) zur geschlechtlichen Benutzung schickt.

Anbietung
von
Weibern.

Bei Schilderung der Bewaffnung und Ausrüstung bin ich bereits etwas in das Gebiet der Bekleidung und auch der Haartracht hinübergestreift; so will ich über diese nunmehr mich verbreiten.

3. Bekleidung. In ihr glaube ich, wie in der Bewaffnung, Unterscheidungsmerkmale zwischen Ureinwohnern und Eingewanderten erkannt zu haben. In der Tracht der Männer wenigstens fast sicher, weniger in der der Weiber. Da spielt, wie bei unseren Damen zu Hause auch, der gleichmachende Modegeschmack eine nicht unwesentliche Rolle, und Schillers ungalantes Wort gilt auch hier: „Und die Arge liebt das Neue“; so unbewußt ethnographische Forschung schwer schädigend! Doch sind auch die schwarzen Herren der Schöpfung nicht frei von dieser Schwäche, und dieses Moment nebst dem auch hier zu Lande sehr zwingenden pekuniären reißen bedenkliche Lücken in eine ethnographische Beobachtungsreihe. Eigentlich sind es nur die Vornehmen, Wohlhabenden, und unter diesen wieder die konservative, ältere Generation, die in ihren treu bewahrten Eigenarten stammsscheidende Merkmale erkennen lassen; wie in der Bewaffnung, so in der Kleider- und Haartracht, im Schmuck u. s. w.

Volkliches
Unter-
scheidungs-
merkmal?

Kleidung
der Männer.

Strenggenommen kann überhaupt nur beim männlichen Geschlecht von einer Bekleidung gesprochen werden, die mehr als einfache der Weiber ist schon fast nur Schmuck zu nennen.

Der echte Bali — als Typ der Adamauaeinwanderer — ist meist

mit einem bis zu den Knien reichenden weiten Gewand (Abb. 89) mit weit herabfallenden Ärmeln bekleidet; ganz ähnlich den Toben, wie sie Nachtigal in Bornu fand, nur länger. Ich wählte deshalb für dieses Kleidungsstück im Grasland diesen Namen. Auf dem Rücken ist gewöhnlich eine Stickerei in rot, und der Halssaum mit zierlichen Kreuzstichen in einer oder auch mehreren Reihen eingefasst. Am häufigsten sind sie von der (S. 408) geschilderten Farbe und Zeichnung; vereinzelt sah ich auch ganz rot gefärbte Toben, aber nur von Häuptlingen getragen. Das Bestreben auch der ärmeren Angehörigen

Abb. 89.

Tobe, Kleidung der Männer in den Baliländern (einheimisches Gewebe aus einheimischer Baumwolle; — Rückansicht). Etwa $\frac{1}{15}$ bis $\frac{1}{20}$ n. Gr.

der eingewanderten Stämme, eine solche Tobe zu besitzen, ist unverkennbar. Bei festlichen Gelegenheiten tritt hierzu noch die Schleppe, die ich oben als Kriegsschurz beschrieben habe.

Auch Sandalen als Fußbekleidung sind nicht selten.

Bei den Urbewohnern: den Batankoan, Banzoa u. s. w. sah ich diese Tracht weit seltener; hier waren überwiegend breite, geraffte, weit zwischen den Beinen bis unter das Knie herabfallende Tücher (auf den ersten flüchtigen Blick an die Pluderhosen der Landsknechte erinnernd).

Der Bedürftige da und dort zieht wie im Waldland sein Fetzen Zeug zwischen den Beinen durch.

Auch in der Kopfbedeckung kommt ein Unterschied zwischen den beiden Völkerkategorien zum Ausdruck. Die Balimänner tragen fast stets ein kleines aus Bast zierlich gestricktes Käppchen (Abb. 90) auf dem Wirbel bzw. am Schopf befestigt. (Eine derartige Mütze ist auch das „Hutgestell“ für den S. 356, Abb. 47 wiedergegebenen Federschmuck im Gefecht.) Die Befestigung geschieht mit eisernen oder messingenen Haarpfeilen (Abb. 91) von ganz gefälliger Form. Die Batankoan tragen gewöhnlich gar keine Kopfbedeckung, die Banzo dagegen ganz eigenartige, aus Pflanzenfasern gestrickte oder auch lederne Mützen, wie Sturmhauben, mit langen Ohrenklappen und mit Bändern, die unter'm Kinn zuzubinden sind (Abb. 92). Auch in Bameson sah ich manchmal solche Kopfbedeckung.

Abb. 90.

Abb. 91.

Abb. 92.

Abb. 90. Käppchen aus Bastfasern. Kopfbedeckung der Balimänner. — Abb. 91. Haarpfeil (aus Messing oder Eisen) der Männer (und Weiber) im Grasland.

Abb. 92. Kopfbedeckung der Banzoamänner.

Abb. 90 und 92 etwa $\frac{1}{3}$ n. Gr., Abb. 91 etwa $\frac{1}{4}$ n. Gr.

Der Balihauptling Garega trug einmal eine ganz eigen gearbeitete Haube: sie war aus gewebtem Stoff geschnitten, mit blauen Kreisen gemustert und hatte Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung eines katholischen Bischofs in seiner Amtstracht. Sie besaß gleichfalls Ohrenklappen, welche fast die ganze Gesichtseite deckten. „Sein Vater habe sie aus Adamaua mitgebracht“, erzählte er mir. Auch fez- und tarbuschähnliche Kopfbedeckungen bekam ich vereinzelt zu Gesicht. Der Vollständigkeit dieses Kapitels halber sei an die S. 408 beschriebenen Mützen erinnert.

Nun zur Toilette der Damen.

Tracht der
Weiber.

Oben angefangen: gehen die Weiber für gewöhnlich ohne irgend welche Kopfbedeckung; bisweilen ersetzt die Haartracht solche. Nur

bei den großen Tänzen tragen sie manchmal Stirnbinden oder auch den Kopf in ein in einen Zipfel im Nacken zusammengebundenes Stück Zeug eingewickelt (was dann genau so aussieht wie die Kopftücher, die unsere Bauerndirnen bei Feldarbeiten zum Schutz gegen die Sonne aufzunehmen pflegen). Die Reichen tragen bei diesen festlichen Gelegenheiten nicht selten ihren ganzen Besitz an Zeug auf dem Leibe. Bindenförmig, auch (medizinisch-technisch gesprochen) nach Art eines Kornährenverbandes, ist der ganze Oberkörper eingewickelt, und manche Schöne schwitzt unter der Last von einigen zwanzig und mehr Meter Stoff, und sieht aus wie eine unförmlich dicke, ägyptische Mumie.

Zum gewöhnlichen Haus-, Straßens- und Gesellschaftsanzug gehört aber all das, wie gesagt, nicht. Dieser ist genau der gleiche wie ihn Frau Eva vor bzw. unmittelbar nach dem Sündenfall trug. Die jungen Mädchen und Frauen gehen bis nach der Geburt des ersten Kindes vollkommen nackt, höchstens daß sie bisweilen eine dünne Schnur, bei den Reicheren Perlen daran aufgereiht, um die Hüften tragen.

Nacktgehen
des weib-
lichen Ge-
schlechtes.

Von genanntem Lebensabschnitt an pflegen die Weiber an dieser Schnur handbreite, kleine Schürzchen vorn (Abb. 93, a. f. S.) und rückwärts (Abb. 94 a, b) zu tragen, die aus frischen, weißlichen Bananenfasern oder wohlriechenden Kräutern zierlich gefertigt werden. Das rückwärtige Schürzchen hat meist einen fächerartigen Aufsatz, der nicht selten bis zur halben Höhe des Rückens hinaufreicht: dünne Bambusstäbchen werden mit verschiedenen gefärbten Gräsern und Bast umwickelt, und mit dem eigentlichen „nguaschi“ (so heißt dieses einzige Bekleidungsstück der Weiber) kunstvoll verflochten. Das Ganze sieht dann beim Gehen aus wie ein Pfauenrad, und die Balischöne hält sich, kokett dahinschwänzelnd, sicher für unwiderstehlich. Leider hat die Empfänglichkeit für das Neue bereits zur Zeit meiner Anwesenheit mehr und mehr Zeugstücke an Stelle der „nguaschi“ treten lassen; auch abgeschossene Patronenhülsen klapperten an diesen diskreten Stellen statt der Grasbüschel, und eine emanzipierte schwarze Dame erbat sich von mir sogar eine geleerte Sardinendose, die sie dann stolz — den Deckel aufgeklappt — auf ihrer Rückseite zur Schau trug!

Bei feierlichen Gelegenheiten wird auch in dieser Beziehung ein übriges gethan. Einmal tragen dann junge Weiber, auch wenn sie noch nicht Mutter waren, vorbeschriebene „nguaschi“ in verschiedenen Formen, und außerdem holen sich die Schönen aus dem „Familien-

schmuck“ grössere mit Kaurimuscheln, wohl auch Perlen, besetzte Schürzchen aus einheimischem Gewebe, sowie breite Gürtel von gleicher Beschaffenheit statt der dünnen Schnur.

Kleidung
nur
Schmuck.

Diese Kleidungsstücke der Männer und Weiber werden bei Arbeiten, bei grosser Wärme, zu Hause, kurz wo und wann sie eben lästig fallen oder es ihnen beliebt, abgelegt, und beide Geschlechter erscheinen dann

Abb. 93.

Abb. 94 b.

Abb. 94 a.

Abb. 93 und 94. Bekleidung der Weiber (aus Gräsern u. s. w. geflochtene Schürzchen) in den Baliländern. (Abb. 93: vor der Scham, Abb. 94 a, b: am Gesäfs getragen.) Etwa $\frac{1}{5}$ n. Gr.

Nacktgehen
des männ-
lichen Ge-
schlechtes.

vollkommen unbekleidet. Wie lange überhaupt das weibliche gänzlich nackt geht, habe ich soeben berichtet; die Knaben laufen gleichfalls, bis sie fast erwachsen sind, ohne jede Bekleidung herum. Ob das Anlegen einer solchen dann mit dem Zeitpunkt der allgemein üblichen Beschneidung zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen.

Das hier oben in den Baliländern fast noch mehr wie im Waldland ausnahmslos geübte Einreiben des Körpers mit Rotholz möchte ich, wie dort, hier bei der Bekleidung erwähnen; beim weiblichen Geschlecht vertritt es geradezu diese. Ausdrücklich bemerke ich, daß in Nord-Kamerun auf meiner Marschstrasse ein Färben der Zähne und Nägel mit Rotholz oder einem ähnlichen Färbemittel nicht statt hat.

Einreiben
mit Rotholz.

Halb Bekleidungs- und Gebrauchsstück, halb Schmuckgegenstand sind bei den Männern die bereits erwähnten Taschen aus Bast u. s. w. in kleineren Größen (Abb. 95; siehe ferner Abb. 81, 82, S. 409). Sie dienen zur Aufbewahrung des unzertrennlichen Trinkgefäßes, von etwas Kola-

Taschen
und Beutel.

Abb. 95.

nufs, Pfeife und Tabak. Zum gleichen Zweck führen auch die Weiber solche, noch häufiger jedoch Beutel, die aus dem Fell der verschiedensten Tiere, wie Zibethkatzen, kleiner Leoparden u. s. w., gefertigt sind) also das Gegenstück zu unserem „ridicul“. Der ganze Balg ist samt den Füßen abgezogen und bis auf eine kleine Oeffnung hinten wieder zugenäht; die Haare nach außen.

Täschchen (aus Bast u. s. w.) im Grasland. $\frac{1}{3}$ n. Gr.

4. Schmuck (im engeren Sinn). Das Bestreben, die Person, die Kleidung, die Gegenstände des Gebrauchs u. s. w. zu schmücken, zieht sich wie ein roter Faden durch das Kultur- und Sittenleben eines jeden Volkes; über Schmuckgegenstände (im engeren Sinne), und Tragweise derselben in den Baliländern noch Folgendes:

Die Männer tragen in Ohr, Lippe und Nase, an Fingern und Zehen keinerlei Zierat; die Weiber dagegen Ohringe und Ohrketten aus Messing- und Perlenringen; auch die Unterlippe ist bei ihnen häufig senkrecht durchbohrt, und es steckt oder hängt darin ein Nagel, ein Hölzchen, ein Ring. Eines der Weiber Garegas hatte auf der Station ein zerbrochenes Stück Thermometerrohre ergattert und trug es in gänzlicher Verkennung des Zweckes in der Unterlippe; zu allem Überflusse befand sich die Skala noch darin! Ringe an Fingern und Zehen sind gleichfalls sehr beliebt und werden dann meist am Daumen

oder der großen Zehe angesteckt. Die Form ist ein einfacher dünner Messing- oder Eisenreif, rund oder mit spiralförmig aufgebogenen Enden (Abb. 96). Einen weiteren Fußschmuck der Weiber — zugleich musikalischen Zwecken dienend — werden wir bei den großen Tänzen kennen lernen. Ausschließlich fraulicher Zierat ist endlich noch eine Art Kamm aus Bambusstäbchen (Abb. 97).

Von beiden Geschlechtern werden mit Vorliebe getragen Halsketten aus Perlen oder Eisen- oder Messingkugeln (siehe Abb. 38, S. 326, und 42, S. 330), und zwar mehrere zugleich mit verschiedenen Weiten; auch abgeschossene Patronenhülsen hierzu zu verwenden, wurde bald „modern“.

Nur männlicher Schmuck sind die S. 411 abgebildeten Armringe aus Elfenbein mit oder ohne Metallgespinnt (Abb. 83), oft auch mit

Abb. 96.

Abb. 97.

Abb. 96. Finger- und Zehenring der Weiber im Grasland. $\frac{1}{2}$ n. Gr. —Abb. 97. Haarkamm (aus Bambus) der Weiber im Grasland. $\frac{1}{4}$ n. Gr.

Rotholz eingerieben. Ferner flechten sich die Männer in den Schopf Kaurimuscheln und sonstige kleine Zieraten ein; doch tragen letztere bereits mehr das Gepräge von Amuletten.

Volkliches
Unter-
scheidungs-
merkmal?

5. Haartracht. Die geradezu nationale Haartracht der Bali u. s. w. ist bei den Männern der kahl rasierte Schädel mit einem am Wirbel stehen gelassenen Schopf, der geflochten und, wie eben geschildert, geschmückt, dem siegreichen Feinde in der Schlacht eine bequeme Handhabe bei dem allgemein üblichen Kopfab schneiden bieten soll. Die Weiber rasieren sich den Kopf meist ganz kahl, oder es bleibt in der Mitte ein von der Stirn nach rückwärts in den Nacken sich ziehender länglicher Haarwulst stehen. (Siehe die verschiedenen Typen in diesem Abschnitt.) Die Batankoan dagegen lassen sich, Männer und Weiber, häufig die Haare halblang wachsen und flechten sich wohl an 100, 200 Kaurimuscheln in die Wolle, so daß solch ein Schädel aussieht wie ein — wenn der Vergleich gestattet ist — weißbeschissenes Schwalbennest. Bei den Banzoa habe ich dieselbe Haartracht gefunden; allerdings hinwiederum auch — zum Teil — bei dem östlich sitzenden Zweigstamm der Bali, den Bali-Bagam. Hier hätte dann die Annahme einer vorgefundenen Haartracht stattgehabt? Bei den Bali sah ich daneben allerhand Abarten, namentlich bei den

Weibern. Doch reichen sie nicht annähernd an die Vielgestaltigkeit der Frisuren der Banyang hinan.

Auch an andern Körperstellen rasieren sich die Grasländer die Haare ab. Die Entfernung der Barthaare habe ich erwähnt S. 330, desgleichen die Sitte der Weiber, sich zu Zeiten, namentlich nach Geburten (auch nach der Regel), die Schamhaare abzurazieren. Auch die Augenbrauen, desgleichen die Haare in den Achselhöhlen werden bei beiden Geschlechtern bisweilen entfernt.

Aufgefallen ist mir, daß die entfernten Haare nie achtlos weg-
geworfen, sondern stets sorgfältig gesammelt, in ein Blatt gewickelt
und verbrannt werden: zweifelsohne ein abergläubischer Gebrauch (der
übrigens auch bei uns, wenigstens in Oberbayern, noch ab und zu
statt hat). Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch die abergläubi-
sche Scheu, die die Bali vor jedem — Papier hatten. Ich bemerke
darüber einmal in meinem Tagebuch: „... Im Hof und auf den

Aber-
gläubische
Scheu vor
Haaren und
Papier.

Abb. 98.

Rasiermesser (aus
Eisen) der Grasländer.
 $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Wegen lagen vom gestrigen Posttag her allenthalben
Papierschnitzel. Beim Aufräumen durch die Weiber
und einen Teil der Soldaten ward alles Uebrige, wie
gewöhnlich, entfernt, diese Schnitzel ließen sie pein-
lich sorgfältig genau auf ihrem Platz liegen; wurde
doch eines verschoben, so ward es, nachdem der son-
stige Unrat entfernt, sogleich wieder an seinen alten
Platz gelegt.“

Das Rasieren selbst — denn nur auf diese
Weise geschieht die Entfernung der Haare an allen
bezeichneten Körperstellen — ist ein wenig angenehmer und wenig
appetitlicher Vorgang. Meist sind es alte Frauen, die diese Kunst üben.
Sie bedienen sich hierzu kleiner Messer von vorstehend abgebildeten
Formen (Abb. 98), deren sie stets vier bis sechs in einem Täschchen
mitbringen. Zuerst wird der Kopf oder die betreffende Körperstelle mit
Rotholz eingerieben und mit Wasser befeuchtet. Unterdessen zieht die
Alte die Messerchen ab, indem sie dieselben mit den Schnittflächen anein-
ander reibt und mit ihnen an den Daumenballen oder am Oberschenkel
schnellend herunterfährt. Ist der Kopf die zu bearbeitende Körper-
stelle, so wird folgende Reihenfolge eingehalten: Vorderkopf, Schläfen,
Hinterhaupt, Scheitelgegend. Schon hierbei verursacht es an den
Schläfen ziemliches Unbehagen (ich weiß es aus eigener Erfahrung,
denn auch ich habe mich dieser Tierquälerei allmonatlich unterworfen);
schmerzlich geradezu mag es an den doch weit empfindlicheren anderen
Körperstellen sein. Natürlich werden die Messer — das Eisen ist ja

Rasieren
der Haare.

weich — oft stumpf, dann wird gewechselt und aufs neue geschliffen und abgezogen, und das geschieht nun so: aus der Achselhöhle oder zwischen den Beinen wird das Schweißsekret mit dem Daumballen oder gleich mit dem stumpf gewordenen Messer herausgewischt und geschabt und mit dieser auf das Naturabzugsleder gebrachten Pomade neue Schärfung der Messerchen bewerkstelligt!

6. Bearbeitung der Zähne. Ein weiterer Körperteil, der sich eine Umgestaltung gefallen lassen muß, sind die Zähne. Ihre Formveränderung ist im Grasland eine von der im Waldland üblichen wesentlich verschiedene. Die Männer haben die beiden

Abb. 99.

Tätowierung (an der Schläfe)
im Grasland. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Abb. 100.

Tätowierung eines Graslandnegers.

oberen Mittelzähne spitz zugeschlagen: $\nabla\nabla$, nicht selten auch den je rechts und links davonstehenden Zahn; beim weiblichen Geschlecht dagegen werden die ersteren, aber nur diese beiden, ausgebrochen und vielfach die beiden unteren Mittelzähne zugespitzt.

7. Tätowierungen. Solche sind wie im Waldland häufig, und, wie dort, ganz nach persönlichem Geschmack verschieden. Die bevorzugtesten Plätze hierfür sind: Brust, Bauch, Oberarm, bisweilen auch das Gesicht, hier sich jedoch auf die Schläfengegend beschränkend und dann meist von der Form, wie sie Abb. 99 zeigt. Eine hier oben in den Hochlandgebieten ziemlich reich zu nennende Körpertätowierung ist die in nebenstehender Abb. 100 wiedergegebene. Man sieht: auch hier im Grasland nur ornamentaler Art.

Nach Angabe der Leute wird die Zeichnung mit Nadeln eingerissen und die Wunde künstlich, durch Hineinreiben von Rotholz u. dergl., zum Eitern gebracht. Die zurückbleibenden Narben sind dann die Tätowierung. (Vergleiche auch Abb. 42, S. 330.)

Ich wende mich den Volksgebräuchen und -Sitten zu, bei denen die vorgeschilderten Gepflogenheiten in Tracht und Schmuck und Waffen (mehr oder minder) zu öffentlicher, doch friedlicher Geltung

gelangen, im Kreise der Familie, im Kreise der ganzen Stammesgenossenschaft. Es sind das die

8. Feierlichkeiten und Feste, privater und öffentlicher Art. Von ersterer weiß ich nur zwei Familienfeste: die Feier der eingetretenen Reife beim weiblichen Geschlechte und die Trauer- und Leichenfeierlichkeiten (Näheres über letztere siehe S. 440 u. f.). Erstgenannte Feier trägt rein privaten, intimen Charakter: ist zum erstenmal die Regel eingetreten, so wird das Blut in einer Schale aufgefangen, die ganze Verwandtschaft versammelt sich im Gehöft der glücklichen Eltern und besichtigt die herumgezeigten Beweise. Palmweingelage und Tanz schliessen sich daran an. Das junge Mädchen selbst erscheint hierbei nicht, wie denn überhaupt die Weiber zu diesen Zeiten sich in ihre Behausungen zurückziehen. Die bei dem Alter, in dem sie vorgenommen wird, etwa entsprechende Beschneidung der Knaben trägt, soviel ich erfahren konnte, keinerlei feierliches Gepräge, desgleichen auch nicht die Geburt eines Kindes und auch nicht die Namengebung.

Feier der
Geschlechts-
reife.

Beschnei-
dung.

Ueber letztere ein paar Worte. Der Einzelne (männlichen oder weiblichen Geschlechts) erhält einen Namen. In welchem Alter das stattfindet, weiß ich nicht. Eine Familienzugehörigkeit kommt dabei nicht zum Ausdruck. Diesem Namen fügt sich aber dann bei den meisten im Laufe der Zeit ein zweiter an, der mit einer geistigen oder körperlichen Eigenschaft, mit einem Ergebnis in seinem Leben in Zusammenhang steht; also ein Beiname. (Vergleiche damit auch den Beginn der Namengebung bei den Deutschen.) Und im Laufe der Jahre verwischt sich der ursprüngliche Name, und der (die) Betreffende hört und kennt nur mehr den Beinamen. Auch örtliche Beziehungen kann ein solcher zum Ausdruck bringen. (Eine Reihe von Eigennamen ist am Schluss des Abschnittes VIII aufgeführt; bezüglich Stammesnamen verweise ich auf Kartenbeilage 2.)

Namen-
gebung.

Und wie es bei dem Einzelnen geht, so auch beim ganzen Stamm. Der Balistamm z. B. hieß in Adamaua „N'Yong“ (siehe S. 323 u. f.), das Volk nannte sich „ba-N'Yong“ (Ban'yong); — „ba“ = der Begriff der Vielheit in der Bantusprache. Nach langer Wanderung an ihren jetzigen Wohnsitzen angelangt, nannten sie sich „ba-Li“ (Bali); — „li“ = müde; also „das Volk der Wegemüden“. Der alte Name ist aber nicht vergessen; insbesondere im Titel des Herrschers hat er sich erhalten (vergl. S. 351); und so nennt sich der Häuptling der Bali-N'Yong nicht „fo-Li“, sondern „fo-N'Yong“ (Fon'yong), und unter diesem Namen ist er in Adamaua in den früheren Sitzen des Stammes bekannt (siehe S. 324).

Der eine abgesplitterte Stamm (siehe S. 323) nennt sich „Bali-N'Kunbat“; — „ku“ = der Schenkel, „nbat“ = klettern; also die „wegemüden Schenkelkletterer“: lokale Anspielung auf die Gegend, in der sie nunmehr sitzen, die nach Aussage unserer Bali sehr gebirgig ist. Ein ähnlicher Zusammenhang besteht sicher auch zwischen dem Namen eines östlich von Baliburg liegenden Dorfes: „Bawadju“ und dem Namen des Höhenzuges, auf dessen südöstlichem Teil der Stamm sitzt: die „Wadjo“-berge. Ueber Bedeutung der beiden Namen finde ich in meinem Tagebuch leider keine Aufzeichnung.

(Siehe zu diesem Kapitel Namengebung auch Abschnitt VIII.)

Die öffentlichen Feste lassen sich einteilen in regelmässig wiederkehrende, und solche, die anlässlich einer besondern Gelegenheit: nach einem glücklichen Kriegszuge, zu Ehren des Weissen oder fremder Gesandtschaften, nach Verkündigung wichtiger Staatsbeschlüsse, wie Abschluss von Verträgen, Blutsfreundschaften u. s. w. veranstaltet werden. Die ersteren sind stets Kultakte oder genauer, der Kern ist stets ein religiöses Moment; nach ihrer allgemeinen Bedeutung kann man sie als Waffen- oder Ackerbaufeste bezeichnen. Die letzteren sind überwiegend lediglich eben Feste.

Sühnakte.

Ein Sühnfest mit religiösem Grundgedanken habe ich einmal beobachtet. Genau 9 Mondmonate nach dem Strafzug gegen die verräterischen Vasallendörfer (13./14. X. 1891; siehe Abschnitt I, S. 20) feierten die Bali einen grossen Tanz. Wie mir Garega sagte, „fände er statt für die damals gefallenen Vornehmen“. Fonte verdolmetschte mir des weitern: „es geschehe, um das Dorf zu »waschen«; wenn sie den Tanz nicht hielten und zögen wieder zu Feld, so würden die Feinde viele von ihnen töten können; wäre aber das Fest richtig abgehalten und sie gingen wieder in den Krieg, so vermöchten die Gegner keinen Mann zu töten“. Also gewissermassen ein Sühnfest für die Geister der Gefallenen. Uebrigens habe ich auch eine Art Sühnung privaten Gepräges kennen gelernt: auf der Station hatte eines Tages der Blitz in ein Haus geschlagen, in dem gerade mehrere Soldaten und Weiber sich aufhielten. Er richtete keinen Schaden an. Sogleich aber eilten die Betreffenden zu mir, und baten ins Dorf gehen zu dürfen, um sich vom Häuptling „waschen“ zu lassen.

Verlauf und
Zeiten der
Feste.

Der äussere Verlauf ist bei beiden Arten gleich: ein grosser, mehrere Tage lang dauernder Tanz des ganzen Stammes nebst Gelage auf dem Volksversammlungsplatz. Befreundete Stämme erscheinen bzw. sind durch starke Abordnungen vertreten. Die mit der erstgenannten Art verbundenen Kultakte, zum Teil vom Häuptling aus-

geführt oder geleitet, spielen sich vor Beginn oder während des Ganges des Ganzen ab. Die wiederkehrenden Feste regeln sich nach dem Monde (vergleiche damit unser Osterfest), insofern als der Beginn des jeweiligen Festes — nach Ablauf der bestimmten Zeit vom letzten ab bezw. auch von Erntezeit, Jahreszeit u. dergl. abhängig — stets auf den ersten „Balisonntag“ (unsern Freitag) fällt, der dem Tage folgt, an welchem der Häuptling zum erstenmal wieder den „jungen Mond“ sehen kann.

Der Mond spielt überhaupt eine Rolle; doch glaube ich nicht, ^{Der Mond.} dafs er eine ausgesprochene Verehrung oder Anbetung geniefst. Auf die Ernten wird ihm grofser Einflufs zugeschrieben; nach Mondmonaten scheint gerechnet zu werden: vergleiche oben das Sühnfest. Bei der Mondfinsternis, die am 15. XI. 1891 eintrat und bei der wir uns beinahe blamiert hätten (ich habe das bereits in Abschnitt IV, S. 204 geschildert), herrschte grofse Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kamen sie dem Mond mit Geschrei und Lärm und Schiefsen zu Hülfe. Gleich diesen beachten sie ihn bei kriegesischen Unternehmungen: wenn nur irgend möglich, ziehen sie erst nach dem Vollmond ins Feld. („Vor dem Neumond gewähren die Götter keinen Sieg“, verkündeten andererseits die weifssagenden Frauen dem Ariovist.) Auch in Bornu fand Nachtigal, dafs diesem Gestirn grofse Bedeutung zugeschrieben wird.

Um wieder auf die regelmäfsigen Feste zurückzukommen, konnte ich im Verlauf meines 18monatlichen Aufenthaltes in den Baliländern folgende Zeiten feststellen:

1. Mitte Januar¹⁾ ein Erntefest: „Ndánga“ genannt. Anfang <sup>Saat-
(Ernte-) und
Waffenfeste.</sup> Februar beginnt die Getreideernte, und so ist der religiöse Hintergrund dieser Feier höchst wahrscheinlich der, gutes Einbringen derselben von der Gottheit zu erleben und zu er — tanzen.

2. Ueber den Mitte Oktober¹⁾ stattfindenden Festtanz: „Mandét“, bin ich mir nicht klar geworden. Jedenfalls hat auch er friedliches Gepräge. Er ist von kürzerer Dauer als die übrigen.

Die gröfsten und feierlichsten Feste sind die beiden folgenden:

3. „Wóma“, ein Saatfest Mitte November¹⁾ und

4. „Ledá“, ein Waffentanz Mitte Dezember¹⁾.

Bei diesen beiden habe ich auch die zahlreichsten religiösen Ceremonien beobachtet.

Der Womatanz ist ein Saatfest: Mitte November fängt die Trocken- <sup>Das
„Woma“-
fest.</sup> zeit an, und damit beginnt die Saat mächtig zu spriessen. Aber fast

¹⁾ Zufolge der vorgeschilderten Mondrechnung sind diese Zeitangaben nur Mittelwerte, und es können deshalb Schwankungen nach vor und zurück bis über einen ganzen Mondmonat vorkommen.

noch mehr als das ist der Woma ein Freudenfest: die lange, lange Regenzeit ist endgültig abgethan, die herrlichen Trockenmonate heben an. In diesem Sinne möchte ich diese Feier mit dem nordischen Julfest, dem Fest der Wintersonnenwende, vergleichen.

Wie das der beiden vorgenannten ist auch sein Gepräge das des Friedens. Diese drei Feierlichkeiten: Ndanga, Mandet und Woma, sind so ziemlich die einzigen Zeiten, wo das ganze Volk ohne Waffe erscheint, nur im Festkleid des friedlichen Ackerbauers. Der Tanz währt eine ganze Woche.

Abb. 101.

Kultgerät (aus Eisen,
flach gearbeitet) des
Balistammes.
Etwa $\frac{1}{15}$ nat. Gr.

Die beim Woma bethätigten Kultakte bezwecken eine Fernhaltung und Vertreibung böser, schädlicher Einflüsse auf Dorf und namentlich die junge Saat. Mit ihrer erstmaligen Ausführung nimmt das Fest seinen Anfang. Drei alte Männer im Friedensschmuck schreiten vom Häuptlingsgehöft aus durch das ganze Dorf und bis hinaus in die Farmen, in den Händen seltsam geformte Kultgeräte (Abb. 101). Sich beugend und wendend und drehend beschreiben sie damit Kreise und Bögen auf der Erde oder ziehen solche langsam und feierlich in der Luft. Diese Männer mit ihren Geräten darf kein Weib anblicken; warum, werden wir hören. Ihnen voraus rennen und springen, umkreisen sie dann wieder einige Jüngere mit Schwirrhölzern, geschnitzten Stücken Holz an

langen Fäden, die sie wie Kreisel auswerfen und tanzen lassen. (Ich wüßte keinen anschaulicheren Vergleich, als indem ich an die Bitt- und Flurgänge in katholischen Gegenden erinnere; nur fällt da draussen die Schar der dem Klerus und seinen Kultgeräten folgenden Gläubigen weg.) Diese Umgänge werden jeden Tag der Festwoche wiederholt bzw. fortgesetzt. Ins Dorf zurückgekehrt, wo unterdessen der Tanz des Volkes begonnen hat und fleißig täglich bis in die späte Nacht hinein bethätigt wird, nehmen die drei Alten mit ihren Eisen Aufstellung in der Mitte des Tanzplatzes an der dort befindlichen Steinpyramide, woselbst auch das „Orchester“ sich postiert hat, d. h. die Eisen werden in den Boden gesteckt, und ihre Träger erfrischen sich mit Speise und Trank. Nun ist es aber höchst possierlich, zu sehen, wie ängstlich die Weiber bemüht sind, ja nicht nach diesen verbotenen Dingen hinzusehen. Nicht genug, daß sie abgewendet von ihnen tanzen, halten sie auch noch die Hände wie Scheuleder gegen die gefährliche

Stelle, und löst sich eine aus dem Reigen und muß in der Nähe dieses Platzes vorbeigehen, so thut sie das mit krampfhafter Kopfwendung nach der entgegengesetzten Seite und Händevorhalten. Und der Grund, warum sie nicht hinschauen dürfen? „Wenn sie das thäten, bekämen sie keine Kinder mehr!“

Ganz anders das Ledafest. Mitte Dezember, also in die erste Hälfte der Trockenzeit fällt es. Ende Dezember beginnen die Grasbrände, und dann ist die Bahn frei zum Waffengang. Die Trockenzeit ist ja Kriegezeit. So ist denn der Leda ein Waffenfest, eine große Heer- und Waffenschau, die alle Graslandsstämme ungefähr um diese Zeit herum halten, die einen etwas früher, die andern etwas später. Der Ledatanz währt, wie der Woma, eine Woche.

Ich entnehme die ausführlichere Schilderung eines seiner Tage wörtlich meinen Aufzeichnungen, damit zugleich ein Bild des Verlaufes all dieser genannten Tänze entrollend; nur die Waffen und Waffenspiele fallen bei den Ackerfesten weg.

Auch dieses Fest beginnt mit einer einleitenden Kulthandlung, vom Häuptling selbst vorgenommen. Sobald dieser um die genannte Zeit den jungen Mond wiedersieht, zieht er am gleichen oder am nächsten Tage mit großem Gefolge und der Fahne des Stammes hinaus an einen bestimmten Platz an einem bestimmten Bache, sich und damit sein Volk und die Fahne zu „waschen“, d. h. also zu reinigen, zu entsühnen. Diese Waschung der Person und des Banners muß genau in dem Augenblick begonnen werden, in welchem die Sonne den höchsten Stand an diesem Tag erreicht hat, sonst verwandelt sich der erflachte Segen in Fluch. Von dem Wasser wird in großen Schalen mit ins Dorf zurückgenommen, und gilt es als geweiht. Auf dem Volksversammlungsplatz wieder angelangt, wird die Fahne nebst zwei eigenartig geformten Speeren (Abb. 102) neben dem Häuptlingssitz aufgepflanzt. An dem daneben befindlichen Baumstrunk mit drei Astgabeln werden die aus dem früheren bekannten Speerbündel aufgehängt, dazu eine Menge alter, erbeuteter Schädel und — wenn gerade ein kleiner Kriegszug geglückt war — auch die frisch abgeschnittenen. In gleicher Weise wird ein zweiter heiliger Pfahl von gleicher Form in der Stein-

Das „Leda“-fest.

Abb. 102.

Heiliger Speer
(Spitze),
Kultgerät des
Balistammes.
 $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

pyramide inmitten des Platzes geschmückt. Das alles bleibt dann bis zum nächsten Balisonntag und das ganze Fest über stehen und hängen. Am Morgen dieses Tages ertönen die Heerhörner und das eigentliche Fest, der eigentliche Tanz beginnt. Während des Verlaufes desselben habe ich keine weiteren Kulthandlungen mehr beobachtet; auch die Weiber dürfen bei diesem Fest, wie desgleichen beim Ndanga und Mandet, ihre Blicke überall herumschweifen lassen.

Mit dem geweihten Wasser besprengt der Häuptling die Eingänge seines Gehöftes und seiner Häuser, sowie die auf den Königsplatz mündenden Wege und damit andeutend sein ganzes Dorf, damit nichts Böses eingehe.

Der Fest-
waffentanz.

Und nun zum Tanze selbst. „Vor seinem Gehöft sitzt Garega auf einem Steinblock, neben ihm stehen zwei riesige Bali mit den Heerhörnern, denen sie ununterbrochen die gellenden weithin hörbaren Töne entlocken. Das ganze Volk, Männer und Weiber, strömt in Scharen auf den Königsplatz.

Die ersteren, im vollen Kriegsschmuck, sammeln sich gefolgschaftsweise geschlossen unter ihren Führern an den äußersten Rändern des weiten Platzes zu drei großen Heerhaufen. Die Weiber bilden in der Nähe des Häuptlingssitzes, seitlich davon — die Zahl wächst bis auf 500 und 600 — eine dichte Masse, reihenweise hintereinander stehend, natürlich jede so schön als möglich geputzt und mit Rotholz eingerieben.

Fahne und die heiligen Speere sind aufgepflanzt, die geweihten Baumstrünke mit Schädeln und Speerbündeln behangen, der in der Mitte des Platzes trägt heute auch eine ganze Zahl verschiedenartiger Musikinstrumente oder solche sind zum Teil um ihn her aufgehäuft.

Nun erhebt sich der Häuptling, in gleichem Waffenschmuck wie seine Krieger. Sofort springen die seine Hausmacht bildenden Scharen auf und stürmen ihm unter wohlbekanntem Schlachtruf entgegen. Hart vor ihm machen sie Halt, schütteln ihre Waffen zum Gruß entgegen, mit der andern Hand herausfordernd auf die Brust schlagend. Heiser lacht der Alte und stolz funkeln seine Augen. Dann stellt sich die Schar schützend vor ihren Gefolgherrn. Nun braust der zweite Haufen heran unter Mbo, dem jüngeren Sohn des Häuptlings. Der bot ein prächtiges Bild. Vorausstürmend in der lang nachschleifenden Kriegsschleppe, den Federschmuck auf dem Schädel, den nackten Oberkörper grell rot eingerieben, so daß die weißen Elfenbeinringe an seinen Handgelenken sich scharf abhoben, führte er heute die Waffe seiner Vasallenvölker: den Pfeil auf gespannter Bogensehne. Flintenschüsse knallen, erneutes Schlacht-

geschrei, die Kriegstrommeln und -hörner gellen darein. Abgewiesen eilen sie an ihren Platz wieder zurück. Vor der dritten Schar springt unterdessen Garegas ältester Sohn Tita N'Yi, eine Reckengestalt von sieben Schuh Höhe und Balis tapferster Krieger, in großen Sätzen auf und nieder, schwingt sein Speerbündel in der Hand und feuert offenbar die zögernden Mannen zum Angriff an. Einen rauhen Kriegssang stimmt er an, seine Leute fallen ein; er wird stürmischer und stürmischer, und von plötzlicher Kampflust ergriffen, stürzt sich alles vor, Tita N'Yi reißt einen Speer aus seinem Bündel und im Sprung schleudert er ihn in weitem Bogen hoch über den Häuptling weg, daß er sausend in ein Hausdach dahinter fährt.

So geht es fort in stets wechselnden, farbenprächtigen Bildern: Scheinangriff auf Scheinangriff. Endlich lösten sich die Scharen auf: das Waffenspiel ist zu Ende und der Volkstanz beginnt. Im Nu sind die Instrumente von Männern ergriffen, und bald bildet sich ein Ring um die Steinpyramide in voller, ohrenbetäubender Thätigkeit; am eifrigsten ist Tita N'Yi, der, zwischen seinen langen Beinen eine große Trommel haltend, diese mit den Händen unermüdlich bearbeitet.

Der allge-
meine
Volkstanz.

Die Tanzkreise ordnen sich. Zunächst der Musik, in engem Kreis darum die Vornehmen, Garega in ihrer Mitte, nunmehr mit der maleischen Tobe angethan. Neben ihm schreitet seine Lieblingsfrau Fe, mit großem Rofshaarwedel ihm Kühlung zufächelnd, vor ihm unaufhörlich blasend die beiden mit ihren Elefantenhörnern und laut preisend die »Sprecher«. In tollen Sätzen umkreisten ihn und wanden sich durch die Menge die gräulich anzusehenden »Schreier«. (Letztere S. 359 näher beschrieben.)

Die Tanzweise der Männer des Balistammes ist ein im Dreischritt stattfindendes Abfedern mit mitunter großen Sprüngen, einer hinter dem andern in meist weit gezogenem Kreise, um sich nicht gegenseitig auf die langen Schleppen zu treten. Bei den Bamignie dagegen, einem den Batankoan angehörigen Volke, hüpfen die Männer wie Spatzen mit beiden Beinen zugleich unter gleichzeitiger Vor- und Rückwärtsbewegung des Gesäßes. Die Weiber tanzen bei diesen feierlichen Gelegenheiten ausnahmslos „auf der Stelle“ in der vorerwähnten „Kolonnie nach der Mitte aufgeschlossen“, jede für sich. Der hauptsächlichst hierbei in Bewegung gesetzte Körperteil ist jener, welcher der Aphrodite den Beinamen „Kallipygos“ verschafft hat. Die Bewegung selbst gleicht der soeben bei den Bamignie geschilderten. Doch weiter im Fest.

Tanzweise.

„Die nächsten Tanzkreise der Männer bilden gleichfalls noch die
Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Vornehmeren, dann folgte in den weitem — im ganzen waren es deren an dreißig — das Volk, und zwar vom Kinde fast bis zum Greis am Stabe. Der Häuptling zieht sich bald zurück und nimmt Platz auf dem Steinthron, der Lustbarkeit seines Volkes vergnügt zuschauend; um ihn herum sitzen die klugen Alten des Rates (Abb. 103) gleichfalls in ihren Toben und rauchen in würdevollem Schweigen ihre nie verlöschenden Pfeifen; fleißig kreist das Trinkhorn, mit heißem Palmwein gefüllt. Tanzend, hüpfend, springend bewegen sich die

Abb. 103.

Ein alter Ratgeber Garegas (an der um den Hals gehenden Schnur das in Abb. 59 dargestellte Messer).

Tausende in konzentrischen Kreisen, der eine vor, der andere zurück in scheinbar wirrstem Durcheinander; die Gewänder wallen, die Schleppen fegen, 2, 3 und 4 m lang, den Boden, die Federbüsche flattern, dazu die ohrenbetäubende Musik: man wird von einer Art Schwindel befallen, sieht und hört man lange Zeit zu. Bis tief in die Nacht währt der Tanz beim flackernden Feuerschein oder beim Licht des Tropenvollmondes.“

Musik-
instru-
mente.

Die bei diesen Feiern verwendeten Musikinstrumente sind außerordentlich mannigfaltig. Das häufigste ist auch hier oben die bekannte Negertrommel in den verschiedensten Größen: ein Holzcylinder mit dem über die eine offene Begrenzungskreisfläche gespannten Fell. Dazu treten sämtliche in diesem Abschnitt da und dort genannten: Elefantenhörner, Holzhörner, die bei den Totenfeiern verwendeten (siehe S. 441) u. s. w., mit Ausnahme der beiden S. 387 (Abb. 62, 63) dargestellten musikalischen Geräte, die nur bei häuslichen Unterhaltungen Verwendung finden. Dafür treten aber noch als weitere die nachstehend abgebildeten und beschriebenen hinzu (Abb. 104, 105, 106). Schließlich gehören noch hierher die hohlen, mit Eisenkugeln gefüllten Eisenringe, die die Weiber über den Fußgelenken tragen,

manche an 20 bis 30 an der Zahl, also bis fast zum Knie reichend. Um ein Aufschauern der Haut, das bei ihrem Gewicht und der steten Reibung beim Schütteln unausbleiblich wäre, zu verhindern, liegt der unterste Ring auf einem aus Blättern gefertigten Polster auf, das über

Abb. 104.

Abb. 105.

Abb. 106.

Musikinstrumente der Bali (bei den großen Tänzen verwendet).

Abb. 104. Dudelsackartiges Lärminstrument aus Holz, mit Tiersehn und -Därmen umspinnen, zur Hervorbringung tiefer Töne. — Abb. 105. Eiserne Hohlcylinder, zu zweien unten miteinander verbunden, durch Anschlagen mit einem Stäbchen zum Erklingen gebracht. — Abb. 106. Flaschenähnliches Lärminstrument aus Bambusgeflecht; mit kleinen Muscheln und Steinen bis zur Hälfte gefüllt; die Flasche wird am Halse gefaßt und durch Auf- und Abstoßen derselben Lärm gemacht. — Abb. 104 etwa $\frac{1}{10}$, Abb. 105 und 106 etwa $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

das Fußgelenk geschoben und von Zeit zu Zeit erneuert wird (ähnlich den Kopftragekissen für die Körbe).

Bei Besprechung der Feierlichkeiten in den Baliländern darf jene nicht ungenannt bleiben, die in ganz Afrika eine so wichtige Rolle spielt: die Blutsfreundschaft, d. h. die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen Einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Das bedeutet sie wenigstens bei jenen afrikanischen

Die Bluts-
freund-
schaft.

Stämmen, wo diese Reinheit und Bedeutung erhalten geblieben ist, und die Graslandstämme gehören noch zu jenen Völkern. Mehr als ein Umstand bestätigte das. Der triftigste Beweis wäre allein schon unter anderen das unentwegte Festhalten des sonst unzuverlässigen und hinterlistigen Balistammes an unserer Sache. Nicht nur, daß der Grasländer erst nach langer Bekanntschaft mit dem Weissen, bzw. dem Angehörigen eines anderen Stammes ein Wort von seiner Geneigtheit zu diesem engsten Bündnis verlauten läßt; einer diesbezüglichen Andeutung des anderen gegenüber, auch wenn es der Weiße ist, der ihm dafür begehrenswerte Geschenke in Aussicht stellt, verhält er sich vollkommen ablehnend. Er thut den ersten Schritt hierzu. Das, und der beim Neger gewiß sehr ins Gewicht fallende Umstand, daß jegliches Gegengeschenk für die von ihm angebotene Blutsfreundschaft verpönt ist, macht die Bedeutung, die er dieser Ceremonie beilegt, klar. Aus der ängstlichen und peinlichen Vorsicht, womit die verschiedenen Punkte eines Vertrages besprochen und immer wieder besprochen werden, aus den mannigfachen Erwägungen und Ueberlegungen — wovon der Neger sonst im gewöhnlichen palaver durchaus kein Freund ist, sondern stets den Mund voll Versprechungen und Beteuerungen hat, an die er selbst nicht im geringsten glaubt — kann jeder, der den Charakter des Negers kennt, erschen, wie ernst es die Graslandstämme mit der Blutsfreundschaft nehmen. Sie vertritt bei ihnen vom socialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung.

Gleich dieser ist sie sehr oft nicht Selbstzweck, sondern bildet nur vorläufige Grundlage für weiter auf ihr aufzubauende Unterhandlungen u. s. w., und besagt in diesem Fall nur soviel, daß in dem nun folgenden palaver wahr und ehrlich und ohne Hintergedanken verfahren werden soll. Diese eingeschränkte Bedeutung wird aber gegebenenfalls stets vor Abschluß klipp und klar ausgesprochen.

Nach einem als Selbstzweck stattgehabten Blutsfreundschaftsabschluß schwindet auch jegliches persönliche Mißtrauen. Es wird unter anderen eine sonst ausnahmslos beobachtete, lediglich aus dem Mißtrauen geborene Sitte nie mehr eingehalten, nämlich die, daß der Speisen oder Getränke Vorsetzende, also der Wirt, von jedem Gericht, von jeder Kalebasse Palmwein oder Bier, ja von jeder Schale Wasser zuerst kostet, bevor er davon anbietet. Bei der ersten Befreundungsstufe — wenn ich so sagen will —, dem gemeinschaftlichen Teilen und Verzehren einer Kolaschnitte, was immerhin auch schon eben eine gewisse Anfreundung ausdrückt, hat es mit der weiteren Ver-

trauensseligkeit noch gute Wege. (Nicht verwechseln darf man übrigens damit — das nebenbei bemerkt — die Gepflogenheit, beim Einschenken das Oberste des Getränkes wegzuschütten: das ist lediglich Artigkeit, dem gleichen Grunde entspringend, warum wir die ersten Tropfen einer neu angebrochenen Flasche in das eigene, nicht des Gastes Glas einschenken.)

Die Ceremonieen erhellen am anschaulichsten, wenn ich den Abschluß einer solchen Blutsfreundschaft mit den Worten meines Tagebuches schildere. Ich wähle hierzu jene, welche uns die Bundesgenossenschaft der beiden Stämme Bafuen und Bamunda sicherte.

„Baliburg, 18. II. 92. Früh bereits kamen Fonte und Tituat, die zwei Vertrauten Garegas, mit der Mitteilung, daß die Abgesandten von Bafuen und Bamunda bereit wären, Blutsfreundschaft mit uns zu trinken. Um 12 Uhr mittags kamen sie auf die Station: Vier Männer aus jedem Stamme mit etwa 20 Gefolgsleuten. Auf dem freien Platze vor der Station kauerten sie sich im Kreise nieder um den Flaggmast, an dem die deutsche Kriegsflagge gehißt war. Wir, d. h. Dr. Zintgraff und ich, zogen unsere Haussagewänder an und ließen uns in ihrer Mitte auf dem Steinsitze nieder. Lange gingen die palaver hin und her; jeder der beiden »Sprecher« jeden Stammes sprang jedesmal auf, wenn er reden wollte, und abgerundet und ausdrucksvoll waren Wort und Gebärde. Vor uns stand ein Topf mit Rotholz, eine Tasche, deren Inhalt wir später kennen lernten, und hinter uns ein schwarzer Schafbock angebunden; zwei Stunden gingen die Unterredungen hin und her; endlich schritt man zum Abschluß der Blutsfreundschaft und des Bündnisses. Der ganze folgende Verlauf hatte bei der nun eingetretenen Ruhe und dem Ernste dieser dunkeln Gestalten etwas Feierliches. Aus der Tasche holte der »Sprecher« für Bafuen zuerst Kolanüsse und Pfeffer hervor. Die Pfefferschote wurde geöffnet, Dr. Zintgraff, ich und jeder der beiden Vertreter beider Stämme bekamen je 10 bis 12 Pfefferkörner auf die flache Hand, dazu ein Stückchen Kola. Diese Sachen in der offenen Hand gehalten, wurde das ganze palaver nochmals durchgesprochen: gegenseitige Freundschaft, gegenseitige Unterstützung in allen Angelegenheiten — dann wurde Pfeffer und Kola gekaut und gegessen. Sodann machte Fonte jedem von uns viere mit seinem Messer vier Schnitte in den rechten Unterarm nahe dem Handgelenke.“ (Die Zahl der zugefügten Schnitte ist stets gleich der der Blutsbrüder.) „Das herausträufelnde Blut ward in einer Kalebasse, mit Palmwein gefüllt, aufgefangen, und jeder von uns viere trank daraus, so daß die Schale geleert wurde.“

„Der Bafuen-, sowie Bamundavertreter brachte nunmehr je eine Flintenkugel zum Vorschein, wir gaben je eine Patrone. Unter Abmurmeln von Zaubersprüchen (Wiederholungen und Ausmalung der Drohung, »dafs dem, der diese Blutsfreundschaft nicht halte, in neun Tagen der Bauch anschwellen und er eines schrecklichen Todes sterben solle«) grub man am Fusse des Flaggmastes eine kleine Grube, indem jeder von uns Blutsbrüdern mit seinem Messer abwechselnd ein paar Stiche machte. Bei dem weiteren Verlaufe der Ceremonie muften sämtliche Anwesenden die Geschlechtsteile fest zwischen den Beinen eingeklemmt halten. Aus der Tasche wurde ein Stück Rotholz, einige zusammengebundene Stückchen fremdartigen Holzes und ein Büchsen mit weiflichem Pulver behutsam hervorgeholt. Von den Hölzern wurde etwas wenig in die Grube geschabt; aus dem Büchsen mufte jeder von uns vieren eine Prise herausnehmen und gleichfalls in die Grube streuen. Dann wurde aus der Tasche noch ein Menschenknochen (eine tibia) herausgeholt und hiervon gleichfalls in die Grube geschabt. Zum Schlufs entnahmen sie ein sorgfältig verschnürtes Päckchen, und damit war der Inhalt der Tasche zu Ende. Das Päckchen wurde langsam (immer unter leisem Abmurmeln von Formeln und Sprüchen) geöffnet, und zum Vorschein kamen zwei frische, noch blutende Menschenohren. Auch diese wurden in die Grube gelegt, darauf die vier Geschosse und nun wurde die Grube wieder zugeschüttet.“ (Vergleiche mit diesem Vergraben der Geschosse die gleiche symbolische Handlung des Vergrabens des Kriegsbeiles bei den Indianern.) „Jetzt wurden wir auch aus unserer etwas unbequemen Stellung wieder erlöst. Auf die geschlossene Grube kam ein grofser flacher Stein.

Sodann wurde der Schafbock herbeigeschleppt; zwei hielten ihn an den Füfsen, Dr. Zintgraff hielt ihm den Kopf hoch und ich mufte ihm mit einem Zuge die Kehle durchschneiden, so dafs das strömende Blut über den Stein und die Grube flofs. Hierauf wurde das Tier in drei Teile zerhauen: einer für die beiden Weifsen, einer für Bafuen, einer für Bamunda. Nun wurden in einer Kalebasse Bocksblut und Palmöl umgerührt und neun Flintenkugeln hineingeworfen“ (die Zahl 9 und Teile davon [3, 6] scheinen bei manchen religiösen Gebräuchen eine Rolle zu spielen; vergleiche auch die eben erwähnte Schwurformel). „Der ganze Inhalt der Kalebasse wurde über den Stein ausgeschüttet und jeder der Anwesenden gofs ausserdem noch ein Trinkhorn voll Palmwein darüber aus.

Jetzt kam der Topf mit angeriebenem Rotholz zur Geltung: er

wurde auf den blutbesprengten Stein gestellt, wir vier und Fonte entblößten rechten Arm und rechte Brust und rieben uns gegenseitig Brust und Arm mit Rotholz ein. Auch diese Ceremonie war von leise geflüsterten Zauberformeln stets des gleichen, mehrerwähnten Inhalts begleitet.

Damit war die Feierlichkeit zu Ende; es folgte Verteilung von Kola und Pfeffer an die Gefolgsleute, und ein fröhliches Palmweingelage.“

Die Form ist nicht überall die gleiche. Das wesentliche Merkmal aber: das gegenseitige Vermischen des Blutes und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes- und Sinneseinigung, ist stets gegeben. Auch die Verwendung der Kolanufs fand ich überall. In nachstehenden Abweichungen von dem vorgeschilderten Verlauf vermittelt sie sogar die Blutmischung.

Bei den Bameßon ist folgender Gebrauch üblich: die beiden zukünftigen Blutsfreunde kauen Kola und Pfeffer zu einem Brei, und behalten diesen im Munde. Dann erfolgen die Schnitte in den rechten Unterarm, und nun legt der eine den Brei aus seinem Munde auf die Schnittwunden am Arme des anderen, und dieser verfährt umgekehrt in gleicher Weise. Ist nun der Brei mit dem Blute, das aus den Wunden herausträufelt, getränkt, so nimmt ihn der eine vom Arme des anderen, und zwar mit den Lippen, weg und schluckt ihn hinunter, natürlich wechselseitig: und so haben nun gleichfalls die Blutsfreunde ihr Blut miteinander gemischt.

Weitere Verschiedenheiten beobachtete der Balihäuptling Garega. Die Schnitte am Arme wurden so lange mit Kolastückchen bedeckt, bis kein Blut mehr herunterträufelte, diese blutgetränkten Kolastückchen in das Gefäß mit Palmwein geworfen, und jeder der Blutsbrüder schluckte beim Trinken eine gleiche Zahl dieser Stückchen. Als Gefäß verwendete der Balifürst den Schädel eines Häuptlings, den er eigenhändig erlegt hatte; die untere Oeffnung war nach rückwärts erweitert, so daß starkes Rückwärtsbiegen des eigenen Kopfes ein Trinken aus dieser Schädelschale ermöglichte. An Stelle des Einreibens des ganzen Armes und der Brust mit Rotholz trat solches nur der Schnittwunden und der Brust.

Meinen und auch Zintgraffs Beobachtungen und Erkundungen zufolge ist, wie gesagt, die Blutsfreundschaft, unter den voraufgeführten Ceremonieen abgeschlossen, die feierlichste Art eines Vertrages, Bündnisses, von Freundschaft u. s. w. hier zu Lande.

Dementgegen behaupteten zwei meiner Träger (Wei), sie hätten erfahren, es gäbe im Grasland — jedoch nur unter den Häuptlingen —

Kannibalis-
mus?

eine noch „schwerere“ Form, wie sie sich ausdrückten; darin bestehend, daß ein Sklave geschlachtet, dessen Blut in Kalebassen aufgefangen und von den Blutsbrüdern getrunken würde. Alle von mir darüber befragten Bali, auch Angehörige anderer Stämme, sowie Garega selbst, erklärten aufs bestimmteste, daran sei kein wahres Wort; die oben erwähnte Verwendung von Menschenohren und -knochen wäre „Sitte der Buschleute“ (Ureinwohner?). Bei diesen ihren Versicherungen hatte ich, wie ich in meinen Aufzeichnungen ausdrücklich vermerkt finde, den Eindruck, daß Garega und die anderen durchaus nicht etwa leugnen wollten. Das geht auch schon daraus hervor, daß mir der gleiche Häuptling, als ich bei einer solchen Gelegenheit fragte, ob sie überhaupt Menschen äßen oder gegessen hätten, sagte: „Nein, sie, die Bali, thäten das nicht, doch die Batanka“ (also der Stamm, mit dem sie um ihre derzeitigen Sitze gekämpft) „hätten das gethan, und unter den Batankoan gäbe es noch jetzt welche, welche so »baba« (d. i. verrückt) „wären.“ Auch zeigten mir die Bali bei einem der Tänze einige Leute aus den Vasallendörfern, „welche das thäten“. Sie finden also diese Handlung nicht verabscheuenswert, sondern einfach „baba“; dumm, närrisch, wie wir sagen würden. Sollten meine Jungen vielleicht doch Recht haben insoweit, als wenigstens die Ureinwohner noch die von ihnen behauptete Gepflogenheit üben? Bafuen und Bamunda, die die Menschenohren und -knochen verwendeten, sind ja Autochthonen.

Außer diesen von den Bali erzählten Fällen, über die ich nicht aus eigener Anschauung berichten kann, habe ich im Nord-Hinterland von Kamerun nichts von Kannibalismus gehört und gesehen. Ich will mich jedoch mit diesem Satz durchaus nicht in bewußten Widerspruch mit Zintgraff setzen, der diesbezügliche ziemlich bestimmt bejahende Angaben über die Einwohner von Kombone bringt. Dieser Forscher hat sich ja zu wiederholten Malen und weit längere Zeiten im Waldland aufgehalten als ich, und scharf und kühl zugleich stets beobachtet. Nur das möchte ich betonen, daß man auf bloße Gerüchte hin mit der Zuteilung dieser weitgehenden Nächstenliebe recht vorsichtig sein soll: defs zum Beweis erinnere ich an die auf S. 357 erzählte Sitte, welche unsere Bali, dank dem stets vergrößernden Gerücht, zu Menschenfressern stempelte. —

Trauer- und
Leichen-
feierlich-
keiten.

Den Schluß der Schilderungen der Feste und Feierlichkeiten, und damit des Kreislaufes der Lebensgewohnheiten und -Sitten der Graslandbewohner möge die Beschreibung jener Bräuche bilden, mit welchen sie das Ende des menschlichen Kreislaufes umgeben: der Trauer- und Leichenfeierlichkeiten.

Dieselben beginnen eigentlich noch bei Lebzeiten des Toten. Wenn die Umgebung des Kranken zur Ueberzeugung gelangt ist, daß weder natürliche noch abergläubische Mittel mehr helfen können und der Todeskampf beginnt, rennen die Angehörigen bald vor das Haus hinaus, bald umtanzen sie das Sterbelager, schreien und spektakeln mit allen möglichen Musikinstrumenten. Das am häufigsten hierbei benutzte ist eine Rassel (Abb. 107): an einem Ring hängen 10 bis 20 cylindrische oder halbrunde hohle, längliche Eisenstäbchen, die geschüttelt werden. Der auf diese Weise verursachte Lärm „soll die bösen Geister verscheuchen, so daß sie nicht von dem Sterbenden Besitz nehmen können“. Indes diese Abwehr Sache der männlichen Verwandten und Familienangehörigen (im weiteren Sinn) ist, beginnen die weiblichen, in der Hütte um das Lager kauend, Klagegesänge in eigenartigen, bald einförmigen, bald gellenden Tönen.

In dem Augenblick, in welchem die Seele den Leib verläßt, verstärkt sich Lärm, Geschrei, Klagen und Rasseln zu einem ohrenzerreißenden Getöse.

Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist, und dauern (natürlich mit Unterbrechungen) meist drei Tage. So lange währt auch gewöhnlich die Totenfeier.

Ich bemerke noch, daß die Worte dieser Gesänge mir vollkommen fremd klangen (der gewöhnlichen Balisprache gehörten sie nicht an); ferner, daß die vorgeschilderte Abwehr böser Geister beim Tod eines Weibes nicht statthat — alles übrige ist bei beiden Geschlechtern gleich. Zweifeln die Bali an der Existenz einer Seele im weiblichen Körper (wie einst das Provinzialkonzil zu Macon im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung)?

Der Leichnam wird in Stoffe bänderartig eingehüllt; je vornehmer und reicher der Verstorbene war, desto umfangreicher und schöner ist die Hülle. Die Beisetzung erfolgt in ausgestreckter Lage und stets in dem zu Lebzeiten bewohnten Hause. In Bameßon wird die Leiche meist unter der Schwelle eingegraben.

Die weitere Totenfeier besteht in Tänzen und dem Leichenschmause. Die nächsten Angehörigen geben ihre Trauer äußerlich kund, indem sie sich eine Zeit lang nicht rasieren lassen, nicht mit

Abb. 107.

Rasselinstrument der Grasländer.
Etwa $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Rotholz einreiben, überhaupt die Körperpflege vernachlässigen, dagegen nicht selten die unten (S. 446) beschriebenen weißen Striche und Kreise sich auf den Leib malen. Bei den Tänzen bringen sie und auch Fernerstehende, die lebhafteste Teilnahme hegen oder heucheln, sich Schnitte und Stiche bei. Viel Pulver wird verknallt, und viele Kalebassen Palmwein und Bier werden vertilgt (also ganz der Leichentrunk unserer Bauern).

Für religiöse Folgerungen wichtig ist die bei diesen Totentänzen bethätigte Sitte, daß die Angehörigen häufig aus Holz geschnittene Ge-

Abb. 108.

Abb. 109.

Gesichtsmasken aus Holz in den Baliländern (von den Männern bei Tänzen und Leichenfeiern getragen). $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

sichtsmasken (Abb. 108, 109), und ganze Tierköpfe, gleichfalls aus Holz, namentlich Büffelhäupter, grell bemalt aufsetzen bzw. sich vor das Gesicht halten. Die Gesichtsmasken mögen einfach Versuche einer Darstellung des Verstorbenen sein; die Tierköpfe aber lassen an die rudimentärsten, unbewußten Anfänge oder Ueberbleibsel eines Seelenwanderungsglaubens denken?

Seelen-
wanderung?

r) Aerztliche Kenntnisse.

Hier in Afrika kann ich es schon wagen, im Anschluß an die Schilderung der Leichenfeierlichkeiten mich über die — Heilkunst zu verbreiten.

Damit gerate ich mitten hinein in das Reich des Aberglaubens, unklarer mystischer Vorstellungen. Hier sowohl wie andernorts, wo immer ich über derartiges berichtet bzw. noch zu berichten habe, muß man von jeglicher Folgerung und Folgerichtigkeit absehen; es sind nur unklare, verworrene, zusammenhanglose Vorstellungen, die ich niederzulegen vermag. Es ist außerordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln, so daß auf ihnen ein gewisses religiöses System aufgebaut werden könnte. Zum Teil liegt das in der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Negergeschädels, zum Teil darin, daß die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben, zum guten Teil aber auch darin, daß ihnen selbst klare Vorstellungen ganz und gar fehlen. Dazu kommt noch, daß wir Weißen bei manchem Brauch und Glauben religiöse Grundlage wittern, die vielleicht ursprünglich auch in der That gegeben war. Im Laufe der Zeiten hat sich aber dieses Moment immer mehr verwischt, und in der Gegenwart ist es lediglich eine überkommene und gedankenlos weiter geübte Sitte, über deren Ursprung und Zweck sich der Neger noch nie den Kopf zerbrochen hat.

Auf die medizinischen Kenntnisse wieder zurückkommend, beginne ich mit Bericht des wenigen, was als einigermaßen sachlich zu bezeichnen ist.

Innerlichen Erkrankungen gegenüber sind die Grasländer so ziemlich hilflos. Gegen Fieber wird das auf S. 318 beschriebene „ngola“ gegeben, außerdem heißer Palmwein in großen Mengen getrunken, und die Lagerstätte möglichst nahe an's Feuer gerückt. In Erzielung reichlichen gesunden Schweißes erkennen sie richtig die Herbeiführung der glücklichen Wendung.

Innerliche Mittel.

Gegen Erkältung wird Pfeffer gekaut und gegessen.

Gegen Unterleibsbeschwerden der verschiedensten Art wird Eingießung in der vom Waldland her bekannten Weise angewendet; ferner heißes Palmöl innerlich und äußerlich.

Gegenüber der Ruhr mangelt ihnen jegliches, wenn auch nach unseren Kenntnissen als falsch zu bezeichnendes Specificum; hier beginnt sofort der Aberglaube: durch Tanz und Geschrei und Lärm-machen mit allen nur möglichen Instrumenten „die Krankheit in den Busch zu jagen“.

Palmwein, Palmöl und Kolanufs (letztere als excitans und stimulans) spielen in der Therapie der Baliländer eine große Rolle. Dazu tritt bei den verschiedensten inneren Erkrankungen äußerliche Behandlung. Kopf, Brust, das betreffende Glied werden umschnürt, abgeschnürt —

Äußerliche Mittel.

so fest, daß der Blutumlauf gehemmt wird und es nicht lange dauert, bis äußere Erkrankung zur inneren hinzukommt. Auflegen von warmem Mist der Haustiere ist ein weiteres, sehr beliebtes Mittel für interne und externe Leiden.

Diese Schnürungen, Auflegen von Unrat, sowie Palmöl sind auch so ziemlich die einzigen Mittel gegen primäre äußere Erscheinungen, wie Hautkrankheiten, krebsartige Leiden, bei Wundbehandlung u. s. w. Gelegentlich meiner Krankenbesuche im Dorfe der Bali bekam ich grauenhafte Folgen dieser allen ärztlichen Grundbegriffen hohnsprechenden Behandlung zu Gesicht.

Skarifikation-
tionen und
Schröpfen.

Die chirurgischen Eingriffe zu Heilzwecken beschränken sich auf Skarifikationen an der linken Bauchseite gegen Milzvergrößerung, und auf Schröpfen. Die im ersteren Falle nicht seltene heftige Blutung wird durch Auflegen von Mist zu stillen versucht (Verblutungen kommen vor). Das Schröpfen geschieht in der Weise, daß zuerst leichte Einschnitte in Bauch, Brust und auch Rücken gemacht und sodann kleine Antilopenhörnchen, zuerst über's Feuer gehalten (erwärmte und verdünnte Luft), rasch fest über die Schnitte gesetzt werden und die obere kleine Öffnung mit Wachs verklebt wird. Auch durch Heraus-saugen der Luft mittels solcher aufgesetzten Hörnchen bewerkstelligen sie die Blutabzapfung. Die allgemein übliche Beschneidung des männlichen Geschlechtes gehört gleichfalls hierher. Sie wird erst in einem Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren vorgenommen. Die Ausführung selbst habe ich nicht gesehen, wohl aber wieder die Mistverbände und daraus entstandene Eiterungen. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich die Entfernung von Speerspitzen u. s. w. aus den Wunden hierher rechnen. Ist die Waffe in eine der drei großen Körperhöhlen oder in den Hals eingedrungen, so wagen sie eine Extraktion nicht; steckt dagegen der Speer in einer Extremität, so stoßen sie denselben noch vollends durch und entfernen ihn auf diese Weise.

Beschnei-
dung.

Extrak-
tionen.

Weitere operative Behandlung kennen sie nicht, waren auch gegen solche meinerseits anfangs sehr ängstlich und stets sehr wehleidig, z. B. beim Aufstechen oder Aufschneiden von Geschwüren, Reinigen und Ausspülen von Wunden. Andererseits aber fügen sie sich selbst, abgesehen von den Tätowierungen u. s. w., Schnitte und Stiche zu zum Zeichen tiefster Trauer.

Geburts-
hilfe.

Ueber Geburtshilfe vermag ich nichts Näheres mitzuteilen; wenn überhaupt, so wird sie durch ältere Frauen der Verwandtschaft be-thätigt. Männer werden nie zugelassen. Daß ich einmal mit diesem großen Vertrauen beehrt ward (siehe S. 328), hatte seinen Grund in

meiner gerade damals anlässlich der Ruhr sehr lebhaften „Praxis“ und vielleicht einiger glücklicher Kuren dabei. Die bei dieser Gelegenheit beobachtete Hockstellung der Kreisenden und das Abreißen der Nabelschnur ohne vorherige Unterbindung ist nach Aussage der Weiber allgemein gebräuchlich.

Eines Naturheilverfahrens muß ich noch Erwähnung thun, an sich, und weil ich religiöse Schlussfolgerungen daraus ziehen zu dürfen glaube.

Bei innerlichen Erkrankungen wird der Patient, wenn es ihm noch möglich ist, angetrieben zu tanzen; offenbar zur Erzielung von Schweiß. Nun besteht — wie wir bei Schilderung der Leichen- u. s. w. -Gebräuche gehört haben (S. 441 u. f.) — die Sitte, daß die Umgebung im Augenblick des Verscheidens zu tanzen beginnt; auch um das Krankenlager selbst wird getanzt; oben haben wir gehört, daß die Ruhr durch Tanz „in den Busch gejagt werden soll“. Ich folgere nun so: der Grundgedanke, daß der Tanz des Patienten selbst schweißtreibend, also heilend wirken sollte, ist zum Teil noch da, zum Teil in den Hintergrund getreten, und an Stelle des Tanzes des Kranken tritt nun der der Umgebung als Heilmittel. Allmählich hat diese Sitte religiöses Gepräge angenommen, und in dieser Form wird sie nun in der Gegenwart weitergeführt. Vielleicht hat auch ein kluger Kopf erkannt, daß unter diesem Deckmantel der Tanz als Heilmittel sicherer angewendet wird? (Vergleiche die von Moses zu religiösen Vorschriften gemachten rein sanitären Mafsregeln bei den Juden.)

Tanz als
Heilmittel.

Soviel über ärztliche Kunst, soweit sie, wenn auch mit teilweise falschen Mitteln und Anschauungen, doch immer noch auf dem Gebiet des Natürlichen sich bewegt.

Zu bemerken ist noch, daß ich bei den Bali von keiner Kaste von Aerzten oder „Medizinmännern“ je gehört habe. All das Aufgezählte kann man als Art Hausmittel, in jeder Familie gekannt und geübt, bezeichnen. Aber auch die nunmehr zu nennenden, abergläubischen Gebräuche überliefern sich in den Familien, sind nicht Eigentum einzelner „Wissender“.

Keine
Aerzte.

Diese rein abergläubischen Heilgebräuche sind eigentlich nicht viel anderes als unsere sogenannten Sympthiemitel, vielleicht um einen Grad mehr mit religiösen Vorstellungen zusammenhängend. Zweifellos giebt es deren da draussen eine ganze Menge, und was ich erfahren, ist nur ein kleiner Bruchteil. Zum Teil scheinen sie nachträglicher, zum größeren vorbeugender Art zu sein.

Abergläubi-
sche Heil-
gebräuche.

Zum besseren Verständnis muß ich, bevor ich sie aufzähle, auf die

Anschaunungen betreffs Krankheitsursachen zu sprechen kommen. Als solche findet man die gleichen verworrenen und abergläubischen Ansichten, wie sie bis zur Stunde noch bei den ungebildeten Klassen europäischer Völker vielfach Geltung haben, wie sie vor ein paar hundert Jahren in allen Schichten der Bevölkerung herrschten und die Gräuel der Hexenprozesse und Judenhinschlachtungen zur Folge hatten. Der Grasländer ist aber wenigstens soweit aufgeklärt, daß er deutlich erkennbaren natürlichen Gründen bei Einzelerkrankungen sich nicht verschließt. Liegen solche aber nicht klar zu Tage, ist also die Wechselwirkung zwischen Ursache und Folge etwas verschleiert und namentlich bei Massenerkrankungen, Epidemien: dann neigt er dazu, in übernatürlichen Momenten den letzten Grund zu finden. „Der böse Geist“, „die Geister der Verstorbenen“: in diesen Begriffen verdichtet sich ihm das übernatürliche Moment. Der nächste Schritt ist einerseits, überall derartige Gefahren zu wittern und in abergläubischer Scheu alle möglichen Gegenmittel zu erfinden, andererseits, dem Gefühl der Furcht, des Hasses, der Rache nachgebend, mißgünstige und mißliebige Persönlichkeiten mit solch übernatürlichen Machtmitteln ausgestattet sich zu denken. Aus letztgenannter Folgerung sind dann die unausbleiblichen Konsequenzen die Fehden, die Prozesse wegen „Verwünschungen“, „Vergiftungen“ u. s. w., wie wir sie bei Betrachtung der politischen und rechtlichen Verhältnisse kennen gelernt haben.

Hier bei Schilderung medizinisch-abergläubischer Gebräuche haben wir uns nur mit den aus erstgenannter Folgerung entspringenden Anschauungen zu beschäftigen. Ich habe gesagt, daß die erdachten Gegenmittel — Sympathiemittel — nachträglicher, überwiegend vorbeugender Art sind.

Zu den ersteren gehören folgende zwei:

Ist ein Bali schwer krank und böser Zauber daran schuld, so werden abends zwei kleine Schüsselchen, aus Maismehl u. s. w. geknetet und mit Palmwein gefüllt, rechts und links von dem am Hause des Kranken vorbeiführenden Wege auf den Boden gestellt, um den „Geist des Verstorbenen, der die Krankheit geschickt hat, zu versöhnen“. — Nach erlangter Genesung wird der Körper ganz dick mit Rotholz eingerieben und die Männer tragen häufig einen Kranz von grünen Blättern mit eingesteckten roten oder grünen Federn.

Nachträglich und vorbeugend angewendet wird das Einreiben mit weißer Farbe in Gestalt von Kreisen und Strichen an der Stirn (senkrecht bis zum Nasenansatz reichend), an Bauch, Oberarmen und Füßen. Wie im Waldland ist es zugleich auch Gegenmittel gegen Zauber

seitens Lebender. (Unter anderem herrscht hier oben der gleiche Glaube wie im Waldland, daß sich einer in einen Elefanten verwandeln und so seinem Feinde dann an Leib und Leben und Eigentum Schaden zufügen könne.)

Vorbeugender Art sind die zahllosen Amulette gegen übernatürliche schädigende Einflüsse, ausgeübt von „Geistern“ oder von Lebenden, und gegen alle möglichen Gefahren des täglichen Lebens: gegen Schlangenbiss, gegen Leopardnbiss, gegen Elefanten, gegen die verschiedensten Krankheiten, gegen Tod im Gefecht u. s. w., u. s. w. (Ich erinnere übrigens an die alten Tiersegen der katholischen Kirche:

Abb. 110.

Amulett (von den
Bali getragen).
 $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Bären-, Wolfssegen u. dergl. m., an die noch älteren Stabsegen und Runenzaubersprüche unserer germanischen Ahnen.) Gegen bösen Blick hilft eine Halskette von Zähnen des wilden Schweines. Derartige Amulette sind entweder kleine Hörnchen, Zähne und Knochen verschiedener Tiere, auch die vorderen Schalen der Zwergantilopen werden verwendet, sowie Pflanzenteile. Zähne und Hörnchen werden von beiden Geschlechtern als Halsketten getragen; die Männer flechten sich letztere auch in ihren Haarschopf. Knochen und Pflanzenteile dagegen sind meist in kleine viereckige oder wurstförmige Säckchen und Täschchen, oft ganz nett gearbeitet, eingenäht, und werden diese dann gewöhnlich am Oberarm oder am Handgelenk befestigt; die ganz kleinen von den Männern auch am Glied angebunden. Letztere Tragweise läßt auch hier oben im Grasland an einen, wenigstens rudimentären Phalluskult denken. Ich bemerke hierzu noch, daß ich die gleiche Gewohnheit, das Glied hochzubinden (siehe Abschnitt V, S. 290), auch hier

oben nicht selten beobachtet habe, namentlich wenn die Leute in's Gefecht gehen oder auf Elefantenjagden. Ferner erinnere ich an die S. 438 beschriebene Stellung! Auch die pfeifenähnlich geschnitzten Holzstückchen von nebenstehender Form (Abb. 110), an einer Schnur um den Hals getragen, halte ich für Amulette.

Daß manche dieser Amulette im Laufe der Zeit ihre mystische Bedeutung verlieren und dann bloß mehr als Schmuck dienen, ist begreiflich. Nicht minder mit manchen anderen Gebräuchen geht es so; wie auch umgekehrt manches, was ehemals reine Gepflogenheit ohne religiösen Hintergrund war, abergläubisches Gepräge annimmt. Ist es

Amulette.

Phalluskult?

bei unseren diesbezüglichen Verhältnissen für den Forscher schon oft recht schwer, die Grenzen ziehen zu können, um wie viel mehr bei den Völkerstämmen im Innern Afrikas.

Herzlich lachen mußte ich einmal über solch einen schwarzen Amulettenträger in Baliburg. Wir hatten Fonte, dem Schmied, ein junges Kätzchen — welche Tiere vordem im Grasland unbekannt waren — versprochen. Als er es nun abzuholen kam, war er mit Täschchen, Hörnchen und derartigem Zeug behängt wie ein wandernder Mausefallenhändler. „So eine Katze sei ein bisher gänzlich fremdes Wesen, und da könne man nicht wissen, was für Zauber notwendig sei.“ Der Sicherheit halber hatte er nun alles angehängt und umgebunden, was er an derartiger Schutzwehr nur besaß!

Während die Bali nur Gegenstände aus Tier- und Pflanzenreich als Amulette verwenden, tragen die Batankoan überwiegend solche in Gestalt kleiner Götzenfiguren aus Horn und Holz.

Sonstiger
Aberglaube.

Ich finde in meinen Tagebüchern noch ein paar abergläubische Anschauungen aufgezeichnet, die allerdings mit vorstehend angeführten nicht zusammenhängen; ich weiß sie aber sonst nirgends recht einzugliedern. Sie sind harmlos gleich manchem Aberglauben, wie er auch bei uns herrscht.

Um Regen herbeizuwünschen, wird ein Speer in den Boden gesteckt, die Spitze nach der Himmelsrichtung zeigend, aus welcher in der betreffenden Jahreszeit der Regen anzuziehen pflegt; auf die Spitze wird ein Stück Rotholz gelegt; also ein afrikanischer „Wettersegen“. —

Wenn der Häuptling bei einem Ausgang sich den Fuß an einem Stein anstößt, so bedeutet das Krieg. —

Ein Järgerglaube ist, daß es Regen bringt, so man einem erlegten Elefanten eines seiner Ohren aufklappt.

s) Religiöse Verhältnisse.

Ich habe an verschiedenen Orten bereits (u. a. erst oben S. 443) die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit betont, hierüber hierzulande nur einigermaßen klare Vorstellungen sich zu verschaffen. Infolgedessen war es auch unmöglich, dieses Kapitel nur annähernd geschlossen zu behandeln, und ich mußte die religiösen Verhältnisse bald da bald dort berühren und schildern; so namentlich bei den Sitten und Gebräuchen, und insbesondere bei Erörterung der ärztlichen Kenntnisse. Es erübrigt mir demnach unter obiger Aufschrift nur mehr, aus dem Gewirr all der beobachteten und erfragten religiösen und aber-

gläubischen Gebräuche und Vorstellungen die Vorstellung der reinen Gottheit, aus dem mystischen Nebel den „Gott“begriff herauszuschälen und zu klären. Das ist um so schwerer, als dies sicherlich den Leuten selbst nichts weniger als klar ist; als materiellem Genußmenschen, ist es wohl noch keinem Neger eingefallen, ein theologisch-philosophisches System auszubauen!

Das wenige Abstrakte, das sich aus dem berichteten konkreten Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läßt, ist etwa folgendes:

1. Ein höheres, übernatürliches Wesen giebt es; seine Vorstellung „numen“, aber ist ganz und gar unklar: bald ist es „der böse Geist“, bald sind es „die Verstorbenen“.

Daraus geht einmal hervor, daß auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im Grunde genommen vorhanden ist.

Aus den verschiedenen Abwehrgebräuchen geht weiter hervor, daß dieses übernatürliche Etwas als böse, als feindlich gedacht wird. Andererseits haben wir auch Ceremonien kennen gelernt, wo von diesem — wir wollen es „numen“ nennen — von diesem „numen“ auch Segen erfleht wird. Also: „der dualistische Riß, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen, Liebe und Haß, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht —“ geht auch durch das religiöse Bewußtsein dieser Völker. Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen Gott und Teufel mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heißt er lediglich: guter Geist und böser Geist. „Für diesen aber wie für jenen hat in beiden Fällen zum Modell gedient der Mensch“: Gott und guter Geist ist der verbesserte; Teufel und böser Geist ist der verschlechterte Mensch, d. h. der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven bzw. negativen Kräften und Leidenschaften.

Daß bei den Naturvölkern in den Hochlanden Nord-Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult — soweit von einem solchen die Rede sein kann — sich mit Abwendung seiner schädigenden Emanation u. s. w. beschäftigt, ist psychologisch gleichfalls aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere Fürbitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen, auch ungedachten Nachsatz: „und verschone uns vor dem Uebel“.

2. Darstellungen dieses „numen“ oder (afrikanisch gesprochen) dieser Fetische finden sich bei den Bali in keiner Form (die auf

Bildliche Darstellung der Gottheit.

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

Pfeifenköpfen angebrachten menschenähnlichen Fratzengebilde (Abb. 61, S. 385 und Abb. 77, S. 405) halte ich, wie dort schon gesagt, eben nur für solche). Bei den Batankoan, einem Ureinwohnervolk, dagegen bestehen die Amulette größtenteils in götzenähnlichen Darstellungen.

Mystische
Gegen-
stände.

3. Mystische Bedeutung bei den verschiedenen Ceremonieen haben: Wasser, weiße Erde, Rotholz, Kola, das Huhn (ich erinnere an den Vogelkult unserer Altvorden) Blut, der Schafbock, ein Pfahl (stets dreigabeliger verdorrter Strunk; auch Nachtigal berichtet von einem „heiligen Pfahl“ in Baghirmi), Menschenknochen und Menschenschädel (?); dazu noch die als eigene Kultgeräte hergestellten mehrzinkigen Eisen (Abb. 101, S. 430) und die heiligen Speere (Abb. 102, S. 431).

Priester.

4. Eine Priesterkaste giebt es in den Baliländern nicht.

Eine solche findet man bei den Negern überall da, wo die Herrschergewalt nicht festgewurzelt ist, sie also als Stütze abergläubischer Zauberschwindeleien bedarf. Dafs diese Mittel zum Zweck in der Hand kluger Fetisch- und Medizinmänner dann nicht selten in eine Priestertyrannie ausarten, der auch der Häuptling selbst machtlos sich beugen muß, gehört nicht hierher. Die Graslandfürsten fühlen sich als in ihrer Macht gefestigte Despoten, und sind es auch ihrem Volk gegenüber; die Bethätigung religiöser Ceremonieen ist ihnen nur religiöses Beiwerk. So ist der Graslandherrscher Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte anordnet, meist selbst leitet. Sie entbehren nicht einer gewissen Würde; ich erinnere an die Ceremonieen beim Womatanz (S. 430), beim Ledawaffenfest (S. 431) u. a.

Der schlichteste dieser Akte hat auf mich den meisten Eindruck gemacht: so oft ich auf längere Zeit von der Station mich entfernte, liefs es sich Garega nicht nehmen, mich in seiner Weise zu verabschieden. Er empfing mich dann an der Thüre seines Gehöftes in einfacher Haustobe. Neben ihm stand Tituat, hielt eine Schale mit Wasser und reichte dem Häuptling einen kleinen Zweig. Mit diesem besprenkte Garega mir Brust und Nacken und Schulter, murmelte leise Worte dazu und schlofs mich hierauf in seine Arme. Dann schob er mich mit einem Ruck weg und hiefs mich ziehen.

Ich mußte der Zeiten gedenken, in denen die sorgliche Mutter dem scheidenden Knaben mit geweihtem Wasser das Kreuzzeichen auf Stirn und Mund und Brust machte. — —

Abschnitt VII.

Streifzüge in die Tierwelt.

Die Tierwelt im Küstengebiet; — im Waldland; — im (eigentlichen) Grasland.

Wissenschaftliche Beobachtung der Tierwelt verlangt eigene Vorbildung in der Heimat einerseits, systematisches Arbeiten draussen andererseits. Zu letzterem gehören ruhigere Zeiten und geordnetere Verhältnisse in jeder Beziehung, als sie mir in den Jahren 1891/93 beschieden gewesen waren; über erstere verfügte ich leider nicht: so können diese Streifzüge nicht mehr sein als das in schlichtes Gewand gekleidete Ergebnis meiner Beobachtungen auf dem Marsch, auf der Station, auf gelegentlichen Jagdstreifen. Gerade das, was auch der Laie zu leisten vermag, wenn er, wie ich, seit früher Jugend gern und viel durch Wald und Feld der Heimat, mit dem Stock in der Hand, mit der Büchse über der Schulter gestreift ist: Beobachtung des Tierlebens, ward mir durch die Ungunst der Verhältnisse sehr eingeschränkt; entweder mußte ich in scharfen Märschen das Land durchziehen oder ich lag auf der Station fest in Unterhandlungen und Verhandlungen, die junge Schöpfung dort oben zu festigen, oder das Waffenspiel in Krieg und Frieden forderte meine Anwesenheit.

Noch etwas möchte ich vorausschicken; ich habe mich an früherer Stelle (Abschnitt III, S. 69 u. f.) bereits darüber ausgesprochen. Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat über die Tierwelt der Tropen. Ihre Vertreter, und gerade die als die „wildesten“ verschrieenen, fliehen, wenn nicht angeschossen oder überrascht oder in die Enge getrieben, vor dem Menschen und verbergen sich; sie bleiben in den Dickungen, in den Wipfeln der gewaltigen Bäume versteckt und verschwinden, selbst zu Tode getroffen, häufig spurlos in dem Pflanzengewirr.

Das ist übrigens auch ein weiterer Grund, warum gerade auf Märschen die Ausbeute in dieser Beziehung so gering ist. Eine Fährte, ein Laut ist oft alles, was die Anwesenheit eines Tieres verrät.

Gar manchmal hat mich, den Tier- und Jagdfreund, das mächtig dann gelockt, die Spur zu verfolgen, dem Tone nachzugehen, — aber mit den ernsteren sachlichen Aufgaben hätte sich's nicht vertragen, und so zog ich weiter; nur einer Elefantenjagd habe ich hier und da nicht widerstehen können.

Schließlich sei noch auf die Kartenbeilage 2 und die dortigen diesbezüglichen Bemerkungen über das Vorkommen einiger Tierarten verwiesen, sowie daran erinnert, daß aus naheliegenden Gründen die Beschreibung der Haustiere in die beiden vorhergegangenen Abschnitte (siehe S. 287 und S. 397) aufgenommen wurde.

Treten wir unsere Streifzüge an auf den uns bekannt gewordenen Pfaden zu Wasser und zu Fuß von der Küste bis hinauf in die Hochlande. Ich wäre fast versucht, gleich wie ich eine geographische und ethnographische Dreiteilung des Nordgebietes von Kamerun — in Richtung meiner Marschstraße — nachgewiesen habe, auch eine zoologische aufzustellen; sie würde sich mit der geographischen decken.

Die Tierwelt im Küstengebiet.

Mühsam sucht sich das Boot durch das Gewirr von Krieks, die dem eigentlichen Flußlauf des Mungo vorlagern, seinen Lauf. Einförmig ist das Vegetationsbild; spärlich die Tierwelt. Vierfüßler haben hier keine Existenzmöglichkeit. Es verirrt sich nur herein der in den Buschniederungen häufig vorkommende olivengrüne Bülbül (*Andropadus virens*), mit seiner Farbe schwer unterscheidbar von den gleichfalls graugrünen Blättern der Rhizophoren. Endlich biegt das Fahrzeug in die eigentliche Wasserrinne des Stromes ein. In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen hoch oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden langsamen Flügelschlag, man schaut auf, und über einen weg geht ein Nashornvogel (zur Familie der Bucerotidae gehörig) mit mistönendem Geschrei. Ein von mir erlegtes Exemplar hatte die Größe unseres Bussards, schwarzes Gefieder mit Stahlglanz, die äußeren Schwanzfedern weiß. Das Merkwürdige an dem Vogel ist der Hornauswuchs an seinem Schnabel: da, wo letzterer am Kopf ansetzt, ein hornartiger stumpfer Vorsprung. Dieser Schmuck hat ihm auch seinen Namen eingetragen.

Bülbül.

Affen und
Grau-
papageien.Nashorn-
vogel.

Elefant.

Hier und dort ist in die dichte, grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteilwand eingegraben. Da ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat. Ich habe nicht selten derartige

Spuren dieses Dickhäuters am Ufer getroffen; ihn selbst habe ich nur einmal bei seinem Bade erwischt. Es war meine letzte und kürzeste Elefantenjagd; nach einer halben Stunde war ich im Besitze der afrikanischen Trophäe einer erfolgreichen Jagd, des borstigen Schwanzendes. Auf der gleichen Fahrt habe ich von einem Wassertier wenigstens die Eier erbeutet. Ich hatte mein Lager nachts auf einer kleinen sandigen Insel aufgeschlagen, und als ich bei Tagesgrauen von meinem Feldbett mich erhob, sah ich wenige Schritte vor mir gerade noch Rücken und Schwanz eines Alligators ins Wasser gleiten. Die nachgeschickte Kugel kam zu spät. Seine Anwesenheit auf der Sandbank in der Nacht konnte nur durch Brutgeschäft erklärt werden, und nach kurzem Suchen fanden meine Jungen auch ein Nest Eier, lose mit Sand überschüttet. Sie hatten die GröÙe von Enteneiern, graugrüne Farbe mit dunklen Tupfen. Ich kochte mir ein paar zur Bereicherung meines Frühstückstisches; sie schmeckten fast wie Hühnereier, nur ist der Dotter zäher und zieht lange Fäden.

Flufspferde habe ich im Mungo nicht angetroffen.

Flufspferd.

Die Tierwelt im Waldland.

Die Stromfahrt ist zu Ende; zu Fuß geht es fortan weiter in den Urwald hinein.

Zu beiden Seiten des Pfades finden sich zahlreiche, aus Erde zusammengefügte Ameisenbauten, oft von zierlichster Form, freistehend oder an Baumstämme angeklebt, die einzigen Spuren tierischen Lebens, welche das Auge anfangs zu entdecken vermag. Daneben aber gellen einem die Ohren von dem andauernden, schrillen Gezirp der Cikaden, welche bei der herrschenden Dämmerung den ganzen Tag über ihre nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Allmählich tauchen die Bewohner auf: hier finden wir die abenteuerlich geformten Gespensterheuschrecken, welche bald einen dünnen Zweig täuschend nachahmen, bald einem Blatt ähnlich sehen; nahe einem Wasserlauf, namentlich wenn der Wald zugleich etwas lichter wird, schwärmen prächtig rotgefärbte oder blauschillernde Libellen sowie Schmetterlinge, schlicht kardinalrote, gelb und schwarz gezeichnete und weithin leuchtende riesige Exemplare. Die Zahl der Ameisen ist Legion. Und wehe dem Wanderer, den sie überfallen. Wie schlimm sie mir auf dem Marsch und der Station mitgespielt, habe ich bereits erzählt. Nicht minder zahlreich und auch nicht minder lästig sind die winzig kleinen Fliegen; Sandfliegen nannten wir sie. „Man kann sich der kleinen, fast unsichtbaren Bestien gar

Cikaden,
Libellen
u. s. w.

Ameisen.

Fliegen und
Sandflöhe.

nicht mehr erwehren, der Regen scheint sie herein (ins Haus) zu treiben; am ganzen Leib ist man zerstoehen von ihnen; nachts weckt oft unerträgliches Jucken, und geradezu halbe Stunden lang kratzt man wie rasend den ganzen Körper ab . . .“ klage ich in meinem Tagebuch. Noch öfter als diesen Schmerzensruf finde ich solchen ob der Sandflöhe, denen ich gleichfalls schon früher mehr Platz in diesen Blättern einräumen mußte, als sie verdienen.

Käfer.

In Vervollständigung der Aufzählung der von mir im Waldland beobachteten Insektenwelt nenne ich die großen, flachen Käfer, ähnlich unseren Hirschkäfern, mit Zangen gleich diesen, welche nicht selten vom Lichtschein angelockt, gegen Laterne oder Kerze anfliegen; sowie eine Art Leuchtkäfer, die ich nur im Banyanggebiet zu sehen bekam und folgendermaßen im Tagebuch beschreibe: „Gestern Abend flimmerte es plötzlich mit grünlichem Schimmer neben mir auf; ein kleiner Käfer, unscheinbar braun, etwa 1 cm lang, ging auf meiner Hand spazieren. So oft er die Flügeldecken hob, strahlte vom Hinterleib intensives grünes Licht aus; während des Fluges leuchtete es ununterbrochen.“ Die Anwesenheit von Moskitos in den feuchtwarmen Urwaldgebieten zu bestätigen, ist eigentlich überflüssig.

Moskitos.

Agama.

Zahlreich, insbesondere in den Ansiedlungen, und durch ihr Erscheinen die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigend sind (selbstverständlich Ratten, und) die Agama. Diese Eidechsen zeichnen sich durch ihre ganz beträchtliche Größe — ich habe nicht selten Tierchen von 40 ja 50 cm Länge beobachtet — und namentlich durch ihre prachtvollen, lebhaften Farben aus: meist war der Kopf rot, der Hals grün, Rücken und Schweif rot, gelb, blau und grün durcheinander.

Weber-
vögel.

Zu den gefiederten Vertretern der Tierwelt übergehend, soweit mir solche zu Gesicht kamen, führe ich an erster Stelle jene Vogelansiedlungen auf, die bezeichnend für ganz West- und Innerafrika sind, und auch hier im Waldgebiet Nord-Kameruns häufig sich finden. Sie verleihen den Bäumen, die sie mit Vorliebe bevölkern (solchen, die mit einem Teil der Krone über das Wasser herabhängen, sowie Oelpalmen) ein ganz absonderliches Gepräge. Namentlich die letzteren sind oft derart zerzaust, daß die sonst so schönen schlanken Fiederblätter der Krone kahl wie Besenreiser in die Lüfte starren, wenn sie, wie häufig der Fall, oft ganz mit den eigenartigen Nestern der reizenden kleinen Webevögel (Ploceï) bedeckt sind. Die Tierchen sind mittelgroße Finken mit dunkelgefärbtem Kopf, grünlichem oder rötlichgelbem Rücken und gelbem oder weißlichem Bauche. Ihre Nester, zu 30 und 40, manchmal auch zu Hunderten an einem Baum, sind wahre

Kunstabauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen. Die Form ist bekannt: etwa wie ein umgekehrt aufgehängter Reitstiefel. Diese Bauart, und der über das Wasser hinaushängende schwanke Zweig, an den die Tierchen das Nest flechten, sichert sie und die junge Brut so ziemlich vor ihren Feinden: den Falkenarten und den räuberischen Pfoten ihrer gefährlichsten Verfolger, der nesterplündernden Meerkatzen.

Die im ganzen Waldland vorkommenden Nashornvögel habe ich besonders häufig in der Nähe von Nguti beobachtet. Auffallend an seinem Flug ist der starke rauschende Flügelschlag, der dies Tier schon von weitem, lange bevor man es zu Gesicht bekommt, ankündigt. Während ich diese Vögel zu allen Tageszeiten streichen sah, beobachtete und vernahm ich den Turako (*Corythacola cristata*) meist nur morgens und abends. Zur Familie der Helmvögel gehörig, hat er etwa die Größe eines Raben, ist aber prachtvoll lasurblau, gelb und zimtbraun gefiedert. Sein Fleisch giebt eine sehr kräftige Brühe; gebraten habe ich ihm keinen besondern Geschmack abgewinnen können. Nur abends liefs in der Nähe der Mi-Yimbistation ein Vogel mit rötlichem Gefieder den gleichen Laut ertönen wie unser heimischer Kuckuck; auch in der bisweilen schier endlosen Uermüdlichkeit des Rufes glich er ihm.

Nashorn-
vogel.

Turako.

Kuckuck?

Meine ornithologischen Beobachtungen im Waldland sind zu Ende mit der Aufführung der häufigst vorkommenden Vögel, der Graupapageien (*Psittacus erithacus*). Auch ihre Hauptflugzeit ist abends vor Beginn der Dämmerung. Wenn der Tag sich neigt, wird hier zu Land, wie bei uns zu Hause, die gefiederte Welt lebendig. In starken Ketten streifen sie durch die Baumkronen und machen sich mit ihrem durchdringenden, knarzenden Gekreisch weithin bemerklich; doch sind sie schlaue Vögel, klug und vorsichtig, und darum nicht leicht zu schiefsen. Wenn ich mich zur Beobachtung oder zur Gewinnung eines dieser rotschwänzigen Gesellen für unseren Kochtopf — sie eignen sich hierfür in gleicher Form wie der Turako — heranpürschte, mußte ich bei ihrem Gebahren stets an unsere heimischen Nufshäher denken. Man weiß, daß auf einem Baum eine ganze Bande dieser Rotschwänze sitzt, hat man sie doch dort einfallen sehen; aber zu Gesicht bekommt man keinen. Alle, soeben noch in der lautesten Unterhaltung begriffen, schweigen sofort still, ziehen sich in die dichte Baumkrone zurück und gewinnen lautlos kletternd die dem Schützen entgegengesetzte Seite des Baumes, streichen ab; und nun in sicherer Entfernung geht ein Geschrei und Geschimpf und Gespött

Grau-
papagei.

an ob des überlisteten Jägers. Anders, wenn ein Schuß in das Ge-
lichter hineinfährt: dann stiebt alles mit lautem Gekreisch ausein-
ander.

Wenn man die Papageien nennt — „gefiederte Affen“ heisst sie
Brehm —, gedenkt man thatsächlich unwillkürlich auch der letzteren,
dieser vierfüßigen Komiker im Busch, die ihre zweibeinigen ge-
schnäbelten Kollegen an Possierlichkeit noch um ein gut Teil über-
treffen. Wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht
weit; so auch im Waldland Nord-Kameruns.

Meerkatzen.

Ich habe im Waldland nur die Sippe der Meerkatzen (*Cercopithecus*)
beobachtet. Vom Vorkommen des Gorilla, dessen Heimat ja Guinea
ist, habe ich nie etwas gehört, auch nicht Knochen und Schädel von
ihm zu Gesicht bekommen.

Unstreitig gehören die Affen, und unter ihnen wieder in erster
Linie die Meerkatzen zu den lebendigsten, beweglichsten Säugetieren.
Und die Meerkatzen sind ausserdem, wenn auch manchmal so recht
Lausbuben im Busch, doch die gemütlichsten und anständigsten der
ganzen Affensippschaft. Ihren Namen erhielten sie schon im 16. Jahr-
hundert, jedenfalls weil sie über das Meer aus Afrika (und zwar West-
afrika) zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern.

Zum Dank für manch herzliches Lachen, das sie mir entlockt,
aus Dank für manch guten Braten, manch gute Suppe, die sie ge-
liefert, ein paar Worte über sie. Auf Mi-Yimbistation, in den Biwaks,
hatte ich ihr Treiben zu beobachten bisweilen Gelegenheit. Unüber-
trefflich und mit köstlichem Humor beschreibt ihr Gehaben und Ge-
bahren Brehm, und ich vervollständige aus ihm meine Schilderung.

Man findet die Meerkatzen stets in ziemlich starken Banden, und
eine wahre Lust ist es, ihnen im Walde zu begegnen. Da kann man
ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen,
zärtlichste Liebesbezeugungen und Ohrfeigen, ein Klettern und Laufen,
ein Rauben und Plündern und Stehlen, Gesichterschneiden und Glieder-
verrenken sehen. Nicht einen Augenblick sind sie ruhig. Immer ge-
fräßig, genäschig, giebt es immer was zu begucken, zu erhaschen oder
abzupflücken, zu beriechen und zu kosten. Die Sorge um das liebe
Futter ist groß; sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn
er so unverschämt ist, von der Affentafel — und das ist der ganze, weite
Urwald — schmausen zu wollen. Felder und Farmen werden von den
Affen als höchst erwünschte Orte angesehen und gebrandschatzt, daß
es eine wahre Lust ist. Alle Künste gelten bei diesen Diebszügen.
Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Notfall auch

geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben; Sätze von 20 Fufs Sprungweite sind ihnen ein Spafs. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter. Eine Liane ist eine höchst bequeme Treppe für den Affen, ein Baumstamm geradezu ein Promenadenweg. Sie klettern vor und rückwärts; Kopf oben, Kopf unten; oben auf dem Ast, unten an ihm. Bricht er, so fassen sie im Fallen einen zweiten; hält dieser auch nicht, so thut's vielleicht ein dritter; greift die Hand fehl, mufs der Schwanz einspringen, und an ihm pendelt dann der Clown so unbefangen, als ob er gerade so und nicht anders seinen Salto habe machen wollen. Der Schwanz mufs überhaupt gründlich herhalten: als Steuer bei weiten Sprüngen, als fünfte Hand, als Treppe, als Hängematte, wenn sein Besitzer Mittagsruhe halten will. Und solche turnerische Kunststücke machen die Aeffinen mitsamt ihren Sprösslingen ebenso gewandt und elegant mit wie ohne diese Anhängsel; Anhängsel in des Wortes eigentlichster Bedeutung; der junge Affe hängt sich nämlich mit den Vorderfüßen an Hals oder Brust, mit den Hinterhänden an den Weichen der Mutter ein. Wird das Marschtempo aus irgend welchem Grunde beschleunigt oder werden so tolle Sprünge, wie oben geschildert, gemacht, so schlägt das Kleine zur gröfsern Sicherheit mit seinem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mama.

Das Rauschen der Zweige und Brechen der Aeste, auch Töne des Wohlbehagens, oft unterbrochen von Gezänk, verraten im Urwald die Annäherung einer Affenschar. Ist sie auf der Wanderschaft, so ordnen sie sich in langer Reihe; jedes folgende Tier nimmt genau denselben Weg wie sein Vorgänger. Das befähigteste, männliche Mitglied einer Herde — der Affe ist das Gesellschaftstier par excellence — wird Zugführer, Leitaffe. Er verlangt und genießt, gestützt auf die längsten Zähne und stärksten Arme, unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht; auch von den weiblichen Angehörigen verlangt er unbedingte Gefügigkeit im Minnedienst. Keine darf sich einfallen lassen, sich einer albernen Liebschaft mit irgend einem Grünschnabel der Gesellschaft hinzugeben. Solche Pflichtvergessene werden gemaulschellt und zerzaust; der betreffende Affenjüngling aber kommt noch schlimmer weg: mindestens bleibt ein hübsches Stück seines Balges in den Zähnen und Händen des gekränkten Herrschers. Ueber alle Beschreibung komisch ist es mit anzusehen, wie sich sämtliche Favoritinnen bei Rasten u. s. w. beeifern, das Haarkleid des Oberhauptes von lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten und mit welcher Würde er sich diese Huldigungen gefallen läßt. Dafür sorgt er aber

auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen. Er zieht voran, nimmt beim Ruhen den höchsten Sitz auf einem, guten Ausblick gewährenden Baume ein, und nach allen Seiten hält er scharfe Umschau. Er lockt, ruft, warnt durch verschiedene Töne. Am auffallendsten ist ein, wie es scheint, als Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit von ihm hervorgebrachter, weitschallender Laut, der etwa die Mitte hält zwischen Schnalzen und Bellen; er wird meist abends vernommen, wenn die gesättigte und ermüdete Gesellschaft es sich bereits für die Nacht bequem gemacht hat. Denn erst abends kommt Ruhe in die bewegliche Sippschaft; und ich habe oft und gern die lustigen Springer beobachtet, wie sie, ehe sie zum Schlaf ganz nah zusammenrücken, auf den äußersten Zweigen eines Waldriesen, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, sich mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Reinigung des Pelzes beschäftigten oder von ihrem erhabenen Sitze mit beneidenswerter Beschaulichkeit auf die Welt unter sich herabblickten.

Ihr Geschrei unter Tages ähnelt nicht selten derart dem kleiner Kinder, daß es mich manchmal irre machte, indem ich hoffte, nun in Bälde die Farmen des erwünschten Marschzieles betreten zu können. Angeheimelt förmlich hat es mich — und damit dann allmählich genug der Affen —, wenn ich am Lagerfeuer oder in der Dorfstrasse der Unterhaltung meiner Träger zuhörte, und einer dem andern ein „you be one monkey“ an den Kopf warf: da hatten also Nord und Süd verwandte Schmeichelnamen!

Ein junger Affe ist ein ganz guter Braten. Wenn die Entfernung es erlaubte, habe ich stets mit grobem Schrot geschossen, denn der Affe braucht schon einen tüchtigen Schuß auf seinen Pelz. Ich möchte da ein Moment berühren, das ich öfter und sogar auch von Brehm gegen die Affenjagd und -verspeisung angeführt las. Der tote Affe, insbesondere wenn die Decke abgestreift ist, soll einem toten Kinde täuschend ähnlich sehen, so daß einem der Appetit vergehe; auch soll er nach einem nicht gleich tödlichen Schuß so menschlich rührende Bewegungen machen, daß man sich fast als Mörder eines geistbeseelten Geschöpfes vorkomme. Ich habe weder das eine noch das andere finden können. Mit großer Phantasie kann ich mir schliesslich auch aus einem abgezogenen Hasen ein kleines Kind zusammenkonstruieren; und was das letztere anlangt, so habe ich mich viel eher zu Hause als roher Mörder gefühlt, wenn ein todwundes Reh sein brechendes Auge noch einmal zum Jäger aufschlägt, der, um ihm den Genickfang zu geben, zu ihm sich herabbeugt, als wenn ein an-

geschossener Affe verzerrten Gesichtes zu seinem Ueberwinder hinaufblinzelt.

So arge und freche Nesträuber unsere Affen sind, so unverschämt sie freihängende oder Baumnester plündern, so ängstlich verfahren sie beim Ausnehmen der Nester von Höhlen- (Baum- oder Felsen-)brütern, wie sie auch Steine u. s. w., unter denen die von ihnen gern gespeisten Spinnen und andere Kerbtiere liegen, nur äußerst vorsichtig aufheben. Grund in beiden Fällen: die außerordentliche große Furcht vor Schlangen, die an beiden genannten Plätzen gern sich aufhalten. Die kleinste Schlange bringt das größte Entsetzen in eine Affenbande. Sie müssen offenbar sehr schlimme Erfahrungen mit diesen Tieren gemacht haben. Schlimmere als die Eingeborenen; diese fürchten die „gefürchteten“ Reptile nicht sonderlich. Denn auch letztere weichen dem Menschen aus; nur gereizt oder überrascht greifen sie an.

Im Waldland habe ich Schlangen zu Gesicht bekommen; ob giftig Schlangen. oder nicht, weiß ich nicht. Sie waren braun-grau und grünlich-grau, und konnten infolge dieser Färbung leicht übersehen werden. Namentlich wenn sie an den Aesten sich herunterhängen ließen oder am Boden zusammengerollt lagen, hielt man sie anfänglich für Lianen. Es sind wohl Pythonenarten(?); die längste, die ich sah, war etwa 3 bis 4 m lang. Auf Mi-Yimbistation bekam ich eine weitere Art zu Gesicht; der Aufregung nach, die ihr Erscheinen hervorrief, scheint sie für giftig gehalten zu werden. In dem Raum, wo unsere Träger schliefen, entstand eines Nachts ein großes Geschrei: „massa, massa, one big shake wont chop me, he be big too much!“ Wir, d. h. Dr. Zintgraff und ich, eilten hinunter und sahen beim Schein eines rasch mitgenommenen Holzbrandes gerade noch den Schwanz eines Reptils durch die leichte Palmblätterwand aus der Hütte gleiten. Ein Schlag lähmte die Schlange, und bald war sie unschädlich gemacht. Sie hatte gelben Bauch, schwarzen Rücken und war etwas über vier Fuß lang. Nun aber war die Besorgnis unserer Träger ob der Tötung noch größer, als die Angst: „die Schlange sei die Mutter der Ameisen, und wenn man sie töte, kämen alle Ameisen und bissen die Mörder tot.“ Diese Befürchtung teilten auch die am nächsten Tag auf der Station erscheinenden Banyang und gruben das Tier schleunigst unten am Ufer des vorbeiströmenden Fi ein. Irgend etwas näheres über diesen Aberglauben konnte ich nicht in Erfahrung bringen, dagegen verdanke ich der Sache die Kenntnis der in Abschnitt V (S. 299) niedergelegten Schlangensagen der Banyang, welche den Beweis liefern, daß es in ihrem Lande an Schlangen, und zwar giftigen, nicht

fehlt. Von häufigen Unglücksfällen durch diese Tiere erzählten sie nichts.

Anläßlich dieses gefabelten Zusammenhanges zwischen Schlangen und Ameisen sei eine thatsächliche Verbindung dieser beiden berichtet: ich fand auf dem Marsch einmal auf dem Weg eine sich schwach bewegende, unförmlich schwärzliche Masse. Bei näherem Zusehen war es eine der erwähnten bräunlichen Schlangen, zusammengerollt, von Ameisen in ganzen Klumpen überzogen, und nur mehr schwache Lebenszeichen von sich gebend. Ob das Reptil bereits verletzt oder krank in den Ameisenzug geraten war oder ob letztere dasselbe geradezu überfallen und überzogen hatten, weiß ich natürlich nicht.

Leopard.

Wir werden den Schlangen oben im Grasland wieder begegnen. Auch auf einen weiteren Affenfeind, den Leoparden, näher einzugehen, spare ich mir auf das Betreten dieser Hochlandgebiete, weil ich dort oben, wo ich mich $1\frac{1}{2}$ Jahre fast aufgehalten, dieses prächtige Raubtier öfters getroffen habe, als im Waldland, das ich ja nur auf meinen verschiedenen Durchmärschen kennen lernte. Daß dieser gelbpelzige Räuber auch unten im Urwald häufig genug vorkommt, beweisen die zahlreichen Fährten; hat er uns selbst bewiesen, indem er uns auf Mi-Yimbistation unseren ganzen Ziegenstall schlug, ohne daß es gelang, des Burschen habhaft zu werden.

Elefant.

Mit Erwähnung dieses Raubtieres komme ich zu den größeren Säugetieren der Urwaldzone. Außer ihm und dem Hochwild der Wälder und Savannen Nord-Kameruns, dem Elefanten, dem ich gleichfalls erst nach Ersteigung der Höhen von Bameßon in den Jagdgründen des Graslandes näher treten will, habe ich hier unten kein weiteres zu Gesicht bekommen.

Ueber den Elefanten sei nur bemerkt, daß er gerade kurz vor meinem ersten Durchmarsch durchs Waldland im Nord-Mabumgebiet als wahre Landplage in Herden aufgetreten sein soll „und die Bewohner mehrerer Orte und Weiler zur Auswanderung gezwungen habe, indem er nicht bloß die Farmen zertrampelt und zerstört, sondern auch die Hütten heimgesucht hätte“. Die Beweise dieser seiner zerstörenden Anwesenheit bekam ich thatsächlich auf meiner Strecke noch zum Teil zu sehen; es scheint eine förmliche Wanderung dieser Kolosse stattgehabt zu haben.

Flußpferde giebt es in den von mir durchschrittenen Gewässern nicht; Büffel und Löwen sind ebenso unbekannt.

Antilopen.

Von zwei weiteren Säugetieren habe ich nur die abgestreiften Decken gesehen: von Antilopen und Stachelschweinen; von ersteren

leider keinerlei Gehörn, und von den Decken nur Stücke, so dafs ich bezüglich Gattung derselben keine Schlüsse ziehen kann. Ein Stachel-
schweinfell brachte ein Banyang einmal zum Verkauf; es war auf
Hölzern aufgespannt und bereits in halbverfaultem Zustand. Die
Stacheln waren schwarz-weiß, und fingerlang.

Stachel-
schwein.

In Vervollständigung meiner zoologischen Angaben wiederhole ich hier meine in Abschnitt V, S. 295 mitgeteilte Beobachtung, dafs mir im Waldland keine Fische zu Gesicht gekommen sind, und
ergänze sie dahin, dafs ich auch keinerlei sonstige zwei- oder vier-
füßige Wassertiere gesehen habe. Ich halte es jedoch für geradezu
ausgeschlossen, dafs es deren, wenigstens erstere, in den zahlreichen
Wassern nicht geben sollte.

Fische
u. s. w.

Die Tierwelt im (eigentlichen) Grasland.

Nun den Bergstock zur Hand und hinauf ins Hochland. In zoologischer Hinsicht gehört die Vorbergslandschaft bis Bamesson noch voll und ganz zum Urwaldgebiet. Erst mit der gänzlich verschiedenen Höhenlage, der gänzlich anders gearteten Pflanzendecke des Graslandes beginnt auch eine Verschiedenheit im Tierreich sich geltend zu machen. Sie ist lange nicht so tiefgreifend wie in der an die Stelle gefesselten Vegetation, aber immerhin unverkennbar. Und das gleiche Gepräge hier wie dort. Wie die Pflanzenwelt auf den unendlichen grasbewachsenen Hügelwellen schmuckloser, einfacher sich zeigt, und dann plötzlich wieder in den eingesprengten Waldstreifen in üppiger Tropenpracht wuchert, so schweifen und fliegen durch und über das Schilfmeer farbenärmere Tiere; in den Buschpartien nisten und hausen buntfarbige Vögel, die einen wie Fremdlinge aus weit entfernten südlichen Ländern anmuten.

Was Arten anlangt, finden wir immerhin eine stattliche Anzahl bekannte aus dem Waldland, das Kleid nur ist bei einzelnen Vertretern schmuckloser geworden.

Ich beginne, wie im Waldland, mit dem Kleinzeug.

Ratten, Sandflöhe und Ameisen treiben auch hier ihr Unwesen wie dort. Von letzteren habe ich keine Bauten wie im Waldland oder lockere Haufen und Hügel wie bei unsern Ameisen beobachtet; sie leben wohl in unterirdischen, natürlichen Wohnungen. Aus Erdspalten und Erdlöchern sah ich die langen Kolonnen der sog. „Treiber“
herauskommen, deren Vorbeimärsche oft stundenlang dauern. Ich beobachtete einen solchen Zug einmal vormittags beginnend über zwei

Ratten,
Sandflöhe.

Ameisen.

Termiten?

Stunden; als ich dann nachmittags wieder nachsah, währte er in unverminderter Stärke, und ich hatte nach weiterer einstündiger Beobachtung keine Zeit mehr, das Ende abzuwarten. Auch geflügelte Ameisen tauchten einmal, April 1892, also Ende der Trockenzeit, auf. In Massen schwärmten sie ein paar Abende auf der Station umher und ließen sich mit auffallender Vorliebe auf den frischen Schnittflächen der zum Bau der Einzäunung verwendeten und deshalb abgekuppten palmenähnlichen Stöcke (Abschnitt VI, S. 316 beschrieben) nieder. Die zarten, durchsichtigen, langen Flügeldecken fielen sehr leicht ab; die Tierchen schienen selbe sogar abzustreifen, und bei Tag sah man sie überall umher liegen. Aus letztgenannter Eigentümlichkeit folgere ich, daß es Termiten waren. Außerordentlich lästig waren in der Trockenzeit die zahllosen Fliegen. „Beim Verbinden von Wunden sitzen im Nu 10 bis 20 auf den Wundrändern, in der Theetasche schwimmt stets eine ganze Zahl, und kaum öffnet man das Tintenglas, so fallen fünf, sechs zugleich hinein; Auge, Mund, Nase und Ohren sind unaufhörlich Gegenstände ihres Angriffs . . .“ beklage ich mich in meinen Aufzeichnungen. Doch stechen sie wenigstens nicht, wie die Sandfliegen im Waldland. Sie sind größer als diese, jedoch wieder kleiner als unsere heimischen. Auch Moskitos zeigten sich in der Regenzeit, aber nur in dieser, und nicht sehr zahlreich.

Fliegen.

Moskitos.

Käfer.

Am 1. XI. 1892 erschienen in Scharen kleine, etwa 1,5 cm lange Käfer, die den schwächeren Pflanzen, sogar jungen Bananenschößlingen schlimm mitspielten. Sie waren schwarz mit gelbem Rückenschild und hatten, namentlich die Flüssigkeit, die sie absonderten, einen starken aromatischen Geruch. So plötzlich, wie sie gekommen, verschwanden sie auch wieder. — Eine andere Art gehört eigentlich wohl zu den

Abb. 111.

Wanderordnung einer Käfer-
(Raupen[?]-)art.

Raupen und war mir merkwürdig durch ihre Marschformation. „Von einer Banane herunter, am Boden eine Strecke entlang und an einer Hecke hinauf bewegten sich drei Kolonnen langbehaarter raupenähnlicher Tiere, aber mit kurzem, dickem Oberkörper und langen Beinen und rasch laufend wie Käfer in nebenstehender streng

eingehaltener Marschordnung (Abb. 111), voraus stets nur ein Tier. Wir störten mehrmals die Kolonnen, aber rasch formierten sie sich wieder in der gezeichneten Reihenfolge.“ (Tagebuch.)

Bienen.

Bienen sind häufig; sie nisten in Erd- und Steinlöchern. Nach den Grasbränden sind die Eingebornen fleißig darüber her, ihre Bauten

auszunehmen. Auch zu andern Zeiten räuchern sie dieselben aus. Dafs diese Tierchen in hohlen Bäumen sich festsetzen, ist von den Leuten nie beobachtet worden.

Libellen gaukeln an den Wasserläufen und treiben dort ihr Libellen. Spiel wie unten im Waldland. Ich habe zwei verschieden gezeichnete beobachtet; beide von ziemlicher Gröfse, wie unsere grofsen blauen Wasserjungfern. Die eine hatte den Leib nach Ansehen und Farbe wie roter Sammet und gelbe Flügel; die andere zeigte scharf getrennte Farben an Vorder- und Hinterleib: ersterer war hellrot, letzterer hellblau, die Flügeldecken wie bei der erstbeschriebenen gelb.

Die im Abschnitt VI (S. 391) bei Beschreibung der Lebensmittel genannten Schnecken ohne Gehäuse bohren sich in den Blattrippen Schnecken. der *Raphia* ein. Meine Träger behaupteten, „die gleichen Tiere gäbe es auch bei ihnen in Liberia und auch sie »chop bambu« (essen Bambus).

Ein Tier mufs bei diesen kleineren Vertretern der Tierwelt noch genannt werden, das durch die Massen, in denen es auftritt, wirkt: die afrikanische Wanderheuschrecke. In zwei Trockenzeiten sah ich ihre ungeheuren Schwärme über die Grassteppen Westafrikas ziehen: ein grofsartiges Naturschauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der es gesehen. „Baliburg, 1. II. 92. Gegen 2⁰⁰ p. m. kamen vereinzelt Tiere aus Osten, gewissermafsen als *Eclaireurs* voran, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2⁰⁰, quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit, dafs ein Durchsehen unmöglich war und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden glich dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Im Augenblick war alles besetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden, alles so dicht, dafs auch nicht das Geringste des bedeckten Gegenstandes mehr sichtbar war. Und als der Schwarm nach Norden und Nordwesten weiter zog und die Sonne von rückwärts in die Massen hineinschien, glaubte man das dichteste Schneegestöber zu erblicken, hervorgerufen durch das Glitzern der von den Sonnenstrahlen beschienenen weissen Flügel der Tierchen.“ (Tagebuch.) Dafs der Neger sie roh, in Palmöl gebraten und gedörrt mit Leidenschaft ißt, habe ich bereits berichtet (Abschnitt VI, S. 391). Damals, als sie angeflogen kamen, herrschte Jubel über ihr Erscheinen, war doch die Ernte soeben unter Dach und Fach gebracht. Anders das zweitemal im Dezember gleichen Jahres. Da erregte ihr Erscheinen die gröfste Bestürzung: es drohte der jungen Saat vollständiger Untergang; und mit allen Mitteln: Feuer, Wanderheuschrecke.

Rauch, Schiessen u. s. w. suchten die Bali sie am Niederlassen zu verhindern, leider grösstenteils vergeblich. Das Tier gleicht an Grösse und Gestalt vollkommen unserer grossen, grünen Heuschrecke, nur die Farbe ist verschieden: die Wanderheuschrecke ist braun.

Fleder-
mäuse.

Meine Beobachtungen über Tiere mit Nachtleben beschränken sich auf die Feststellung des Vorkommens von Fledermäusen, die den unsrigen vollkommen gleichen (mit Laien Augen betrachtet). Doch behaupten die Bali, es gäbe auch viel grössere Flattertiere, die die Bananentrauben tüchtig plünderten: das wären also fruchtfressende Fledermäuse, vielleicht fliegende Hunde?

Fliegende
Hunde?

Gecko;
Chamäleon.

Die Familie der Eidechsen ist im Grasland vertreten durch weit schlichter gezeichnete Angehörige: statt der farbenprächtigen Agamas findet man den braunen Gecko. Häufig ist auch das Chamäleon. Ein Paar hat wochenlang in meiner Hütte auf der Station Baliburg sich einquartiert. Ich kann mir eine Beschreibung dieser netten Tierchen mit ihren ungeheuer bedächtigen Bewegungen, ihrer Fähigkeit, die Hautfarbe der jeweiligen Umgebung anzupassen, und ihrer cholerischen Anlage ersparen, sind sie doch sehr bekannt bei uns. Gerade die zweitgenannte Eigenschaft hatte ich an meinen Hausgenossen genau und oft zu beobachten Gelegenheit genug.

Schlangen.

Von Schlangen sah ich hier oben zwei Arten. Häufig war eine verhältnismässig kleine, höchstens 1 m lange, graugrünliche, dicke Schlange, die namentlich zur Zeit der Grasbrände sich zeigte, wo sie vor dem Feuer weichend, freie Plätze, so auch den der Station, aufsuchte. Wir ertappten sie nicht selten in den Häusern; einmal fand ich ein Exemplar sogar in meinem mit trockenen Bananenblättern aufgefüllten Strohsack. Giftig mußte sie offenbar sein; denn diese Tiere haben uns zwei Ziegen und unseren ganzen Entenreichtum, den wir mühsam zur Einführung dieser Wasservögel im Grasland mit hinaufgeschleppt hatten, in ein paar Wochen totgebissen. Und zwar war der Biss in kürzester Zeit tödlich. Die Ente, soeben noch ganz munter, watschelte ins Gras; ein Angstgequak, und taumelnd kam sie wieder heraus, dann noch ein paar Schritte, und unter Lähmungserscheinungen trat der Tod ein. Am Körper sah man keine andere Verletzung, als zwei kleine blutunterlaufene, nadelstichgroße Pünktchen. — Die andere Art, die ich nur einmal zu Gesicht bekam, war sicher eine Rhinocerosschlange. Ich hatte sie auf einem Stein an einem Bach überrascht, wo sie sich sonnte. Sie züngelte nur mit dem Kopf gegen mich, der ich respektvollst auf Speerlänge Halt gemacht, und auch als ich sie mit dem Speer anstieß, blies sie nur ihren Hals

auf und schoß mit Kopf und weit aufgesperstem Maule vor und zurück.

Ich mache gleich einen tüchtigen Sprung: vom kriechenden Gewürm zum edelsten und gewaltigsten Bewohner der Savanne wie des Urwaldes, dem Elefanten; zum häufigsten zugleich, durfte man Elefant. 1892 noch sagen. Im Waldland war (wie berichtet) dieser mächtige Dickhäuter stellenweise geradezu eine Landplage, zerstörte ganze Pflanzungen der Neger und zwang sie, ihre Dörfer und Farmen zu verlegen. Amulette, Fetische an Bastschnüren aufgehängt und im Winde flatternd, schreckten ihn nicht sonderlich ab. Er entwickelt also einen entschieden minder religiösen Sinn als sein Verwandter am Weißen und Blauen Nil, wo ein Scheich Brehm einst versicherte, „es hülfe, wenn er zur Zeit der Ernte an Stangen Schutzbriefe und Koransprüche aufhänge. Diese genügen“, sagte er, „den gerechten Tieren; denn sie achten das Wort des Propheten und fürchten die Strafe der Gotteslästerer.“ Da ist der Westafrikaner bereits bedeutend aufgeklärt.

Von den in der Heimat in zoologischen Gärten u. s. w. gesehenen darf man keinen Rückschluß auf das Tier in der Freiheit machen, wenigstens nicht auf den afrikanischen Elefanten. Der indische Elefant — denn dieser ist es fast ausnahmslos, den wir zu Hause zu sehen bekommen — sieht gutmütiger aus als sein afrikanischer Vetter, dazu hat er weit kleinere Ohren und Zähne. Anders der Afrikaner: 10 bis 12 Fufs hoch, niedrige, flache Stirn, seitwärts davon ungeheuere Ohren, die die Schulterblätter fast verdecken, mächtige Stofszähne, entweder geschwungen wie ein Sarazenensäbel oder fast gerade neben dem Rüssel weit vorragend: so zeigt er sich in der Wildnis, in der Freiheit. Es war mir stets ein überwältigender Anblick, einem solchen Kolofs gegenüber zu stehen, und wenn ich das Gewehr zum Anschlag hob, kam ich mir mit der winzigen Schlüsselbüchse vor wie ein Zwerg gegen einen ungeschlachten Riesen. Schon wie er so dasteht, breit und behaglich im Urwald oder in einem seiner Lieblingsaufenthalte, einer Raphianiederung im Grasland, mit dem Schweif sich die Fliegen abwehrend, die großen Ohren auf- und zuklappend, hin und wieder eines der säulenartigen Beine hebend, während sich der tastende Rüssel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, Aeste, Zweige, junge Bäume, die frisches Laub oder wohlschmeckende Früchte tragen, scheinbar ohne jede Kraftanstrengung fassend, biegend, brechend und das Grünzeug mit dem Finger des Rüssels in das unersättliche Maul verschwinden lassend: tritt einem die richtige Verkörperung sich

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

selbst nicht bewufster afrikanischer Urkraft entgegen. Beliebte Aufenthaltsplätze sind auch morastige Gründe, und truppweise suchen sie solche auf, um dort Schlamm- und Wasserbäder zu nehmen und mit Behagen sich zu wälzen und zu vergnügen. Auch den Bethätigungen zarter Regungen sind diese Plätze geweiht. Ein solcher Tummelplatz findet sich z. B. bei Ikiliwindi: eine sumpfige Waldlichtung, von einem Bach durchflossen. Weit und breit ist der Boden zerstampft und durchwühlt, und in gewaltigen Haufen liegt die Losung ringsum.

Ich wiederhole bei dieser Gelegenheit meine bei Schilderung des Marsches (Abschnitt III, S. 123) niedergelegte Beobachtung: dafs nämlich ich die Ansichten anderer Reisenden, wonach der Elefant als Wegebahner bezeichnet wird, auf Grund meiner Beobachtungen im Waldland mit dem besten Willen nicht zu teilen vermag. Ich habe ihn stets als Wegezerstörer kennen gelernt und den Dickhäuter verwünscht, der vor mir wandelnd die an sich schon niederträchtigen Negerpfade noch ungangbarer — soweit dies möglich — gemacht hat.

Truppweise, herdenweise leben die Tiere zusammen. Natürlich sind sie nicht so dicht zu treffen wie ein Rudel Rehe oder Schafe; auf einige Quadratkilometer verstreut treiben sich Herden von 20 bis 30 und noch mehr herum. Doch giebt es auch von ihnen ausgestofsene, alte, unverträgliche, böartige Gesellen, die allein hausen; diese Einzelgänger, sowie Elefantenweibchen mit Jungen, sind unberechenbar und gefährlich: sie attackieren nicht selten, sogar unangegriffen. Sonst ist der Elefant im allgemeinen gutmütig. Wo er noch nicht viel durch Feuerwaffen belästigt ist, kümmert er sich nicht sonderlich um den Menschen und läfst ihn ruhig sich nähern. Nur bei lautem Lärm verzieht er sich; denn er sichert sehr scharf, äugt aber schwach. Auch angeschossen ist es immer der seltenere Fall, dafs er den Jäger annimmt, und selbst da ist es eigentlich mehr nur ein Schmerzensausbruch, der das Tier einige Schritte vorstürzen läfst. Freilich kann auch ein nur kurzer Vorstofs dem Jäger gefährlich werden bei der grofsen Nähe, aus der man das Tier schiefsen mufs, da man es früher wegen der Bodenbedeckung nicht deutlich genug zu Gesicht bekommt. Weiter als auf 20 Schritt habe ich nie geschossen.

Ich schalte die Schilderung einer Elefantenjagd im Waldland hier ein; und zwar jener, die ich infolge der damit verbundenen Unbehaglichkeit am ausführlichsten im Tagebuch skizzierte (teilweise ist sie in Zintgraffs „Nord-Kamerun“ aufgenommen). Bei der in Abschnitt IV, S. 179 u. f. wiedergegebenen war das tragikomische Moment überwiegend; hier soll der Waidmann erzählen.

„Früh am Tage breche ich auf. Ein Führer und drei meiner Leute, leidliche Schützen (zwei mit Mauserkarabinern bewaffnet, dem besten habe ich mein zweites Gewehr M/88 anvertraut), sind meine Begleitung. Bettsack mit Decke, etwas Proviant und Tauschwaren werden mitgenommen — man muß sich auf ein Biwak stets gefaßt machen. Nach etwa zwei Stunden Marsch entdecken wir verschiedene Anzeichen vorhandener Elefanten: alte Losung, aus der bereits junge Pflanzen hervorspriessen, ausgewaschene Fußspuren. Wieder eine Stunde weiter, die Zeichen mehren sich, Elefantenpfade kreuzen den Weg, frische Fußseindrücke werden sichtbar, und da ist auch schon die erste frische Losung, deren noch unberührte kanonenkugelförmige Gestalt und glänzende Farbe keinen Zweifel mehr zulassen, daß wir von dem Wild nicht mehr sehr weit ab sind. Der Führer fährt mit den Zehen hinein, die Temperatur zu prüfen: und ein verständnisinniges »n« bestätigt die Vermutung. Nun heißt's (artilleristisch gesprochen) »Umhängen!« Die Gewehre werden geladen, ein zweiter Patronenrahmen kommt handgerecht in die Rocktasche, die Neger entkleiden sich, soweit sie etwas anhaben, und verhüllen nur die Scham mit einem Fetzen Zeug oder binden auch das Glied am Bauch hoch.

Vorsichtig auf der Fährte, d. h. in der Gasse, die das Tier gemacht, weiter pirschend, gelangen wir an einen Wassertümpel, der offenbar noch ganz kürzlich bei einem Morgenbade benutzt wurde und die hoch seitwärts abstehenden Aeste eines Baumes, woran der Elefant mit seinem vom Schlammbad lehmigen Rücken gestreift, lassen auf eine ganz beträchtliche Höhe des Tieres schließen. Nun aber horch! Zur Linken, ganz nahe, das Knacken eines Astes und Rauschen von Blättern. »Me smoke him« raunt mir mein Junge hinter mir zu. Der Neger besitzt eine sehr feine Nase, und der Elefant eine scharfe Witterung. Ich rieche nichts. Deutlicher wird das Brechen und Rauschen, zahlreiche Fliegen umsummen uns; behutsam, Schritt für Schritt geht's vorwärts; immer noch sehe und rieche ich nichts, vernehme aber deutlich schwach grunzende Töne, offenbar Zeichen des Wohlbehagens des Tieres. Dichtes Unterholz und Lianengewirr hindern den Blick. Ich winde mich gerade um einen mächtigen Baumriesen herum — und nun gewahre ich, kaum zehn Schritte vor mir, durch die Laubmassen undeutlich schimmernd, eine grauliche, $\frac{1}{2}$ gewaltige Masse. Noch kann ich nicht unterscheiden, ob's vorn, hinten oder die Seite ist. Einen halben Schritt mich vorschiebend, erkenne ich endlich Umriss und Stellung. Er steht schräg rückwärts zu mir, so daß ich vorerst weder Blatt- noch Kopfschuß

anbringen kann. Ein mächtiges Tier scheint es zu sein, der eine Stoßzahn ragt gut einen Meter am Rüssel vorbei. Nun heißt's geduldig warten, ob und bis er sich schufsgerecht stellt. Die Jungen kauern hinter dem Baum, ich schiebe mein Gewehr vorwärts durch eine kleine Lücke. Ein, auch zwei Minuten vergehen, das Tier holt sich einen Ast nach dem andern und streift die Blätter und Zweige ab, sie in's Maul verschwinden lassend. Endlich dreht er sich etwas und wendet dabei den Kopf zurück, der Rüssel pendelt hin und her. Das ist der richtige Moment und die richtige Stellung. Ich ziele — auf die kurze Entfernung ist ein gutsitzender Schuß zwischen den Augen, da wo der Rüssel ansetzt, kein Kunststück —, und der Schuß kracht. Das Tier schwankt und fährt mit dem Rüssel in die Höhe; ein zweiter Schuß sitzt zwischen dem ersten und dem Auge. Nun aber kam ihm die schlechte Munition, die wir für die damals neueingeführten Gewehre M/88 geschickt erhalten hatten, in für mich unangenehmster Weise zu Hülfe. Beim Vorstossen des zurückgeführten Schlosses klemmte die neue Patrone oder fielen das Geschos und damit Pulverblättchen heraus oder was weiß ich — kurz ich hatte die schönste Ladehemmung! Wütend warf ich unwillkürlich die nutzlose Waffe dem Elefanten entgegen und sprang hinter den Baum. Das Tier, momentan durch die zwei gutsitzenden Schüsse betäubt, brach nun mit einem brüllenden Ton blindlings vor. Doch schon knatterten die Schüsse meiner Leute, und auch die beiden von mir (der erste sicher) saßen gut. Der Elefant taumelte und schwankte und brach zusammen. Aber tot war er noch lange nicht; und ein großartiges Bild unbändigen Schmerzes und Wutausbruchs des schwer getroffenen Urwaldriesen bot sich mir. Brüllende Töne stieß er aus, der Rüssel peitschte den Boden, dabei bekam er zufällig das Gewehr zu fassen, im Nu war es zusammengebogen und flog in weitem Bogen in den Busch. Der eine Zahn reißt Erde und Wurzeln auf; ein paar Schüsse mußten in den Rüssel und das Maul getroffen haben, auch mochten innerliche Verwundungen Blut aus Luft- und Speiseröhre in den Rachen ergießen: mächtige Blutklumpen holte er mit dem Rüssel daraus hervor und spie und spritzte sie in die Luft: eine blutige Fontäne! Ich nehme das zweite kleinkalibrige Gewehr und hart an das Tier herantretend, eben außer Reichweite des Rüssels, versuche ich mit dem knochenzerschmetternden Stahlmantelgeschos seinen Leiden ein Ende zu machen. Allmählich wurden die Bewegungen matter, und nach einem letzten krampfhaften Ruck lag der mächtige Körper tot. Nun stürzte auch schon alles auf das Tier, und im Nu ist das

untere Ende des Schwanzes mit seinen langen borstigen Haaren abgehauen: die Jagdtrophäe für den glücklichen Schützen wird mir überbracht.“ (Tagebuch.)

Es ist dieser Wedel dem westafrikanischen Elefantenjäger, was dem deutschen Waidmann das Geweih des Bockes, die Spielhahnfeder ist. Noch schaut diese Trophäe auf mich von der Wand herunter, als wüßte sie, daß ich von dem tragischen Ende ihres Besitzers schreibe.

Den Kopfschuß halte ich für den besten Schuß auf den Elefanten; und die Anfangsgeschwindigkeit des Stahlmantelgeschosses gewährleistet ein Durchschlagen der Kopfknochen auch trotz der schiefen Stirn des afrikanischen Elefantenschädels. Und zwar sitzt der Schuß am besten entweder zwischen den beiden Augen da, wo der Rüssel ansetzt, oder im Auge oder zwischen Auge und Ohr. Bei einem gutsitzenden Kopfschuß ist die Verwundung meist eine so schwere, daß das Tier nicht mehr abgeht und so beim ersten Zusammentreffen mit noch ein paar weiteren Schüssen zur Strecke gebracht werden kann. Nach dem Kopfschuß kommt der Blattschuß, und zwar links. Dieser wirft den Elefanten nie, er geht stets daraufhin ab, wenn er nicht — wie gesagt der weit seltenere Fall — den Schützen annimmt. Bei der Verfolgung heißt es geschwind sein; denn das Tier schafft mit seiner galoppartigen Bewegung gewaltig Raum.

Bei einer solchen Verfolgung bekam ich einmal ein Bild zu sehen, das ebenso sehr das Zusammengehörigkeitsgefühl der Tiere wie ihre Klugheit bewies. Es war im Grasland: der in einer Raphianiederung angeschossene Elefant ging flüchtig in's weite Feld der eben abgebrannten Grasflächen. Da sah ich, wie sich ihm drei weitere Tiere zugesellten, ihn umringten, mit den Rüsseln betasteten und ihn dann in die Mitte nehmend weiterführten. Angesichts dieser unerwarteten „Verstärkung“ gab ich die weitere Verfolgung auf.

Ueber die nach meiner Ansicht beste Waffe: Gewehr M/88 (bezw. M/98) habe ich mich bereits bei Beschreibung der Ausrüstung in Abschnitt III (S. 83) verbreitet. Sie hat nur den einzigen Nachteil, daß bei Blattschuß geringes Schweifen statthat. Dem könnte ein Geschofs mit $\frac{3}{4}$ Stahlmantel abhelfen, das im Körper des Wildes sich staucht und dann große Ausschufswunden reißt. Ob es dann allerdings für den Kopfschuß sich noch so gut eignet, möchte ich bezweifeln.

Der zweite Teil einer erfolgreichen Elefantenjagd ist auch ein Schauspiel, das man gesehen haben muß, will man sich davon einen Begriff machen. Dem Neger ist Elefantenfleisch ein Leckerbissen. Es hat auch thatsächlich gar keinen schlechten Geschmack, etwa wie

Kuhfleisch, nur ist es für europäische Zähne viel zu hart und zähfaserig. Aber eine recht schmackhafte kräftige Brühe giebt es, und mit Elefantenfett haben wir stets gern gebraten.

Die Kunde, daß ein Elefant erlegt ist, verbreitet sich sehr rasch, und bald sind am Halaliplatz Hunderte von Eingeborenen versammelt, denen die Habgier aus den Augen leuchtet. Betäubendes Geschrei; geschwungene Messer, Beile, alle möglichen und unmöglichen Zerlegungsinstrumente blitzen in den schwarzen Pfoten der wimmelnden, drängenden, stoßenden Menschenmenge. Lange dauert's, bis diese vielhundertköpfige Masse endlich etwas zur Ruhe gekommen ist. Der Schädel ist bereits mit Beilhieben auseinander geschlagen, um die Stoßzähne zu gewinnen; nun wird der Rüssel noch abgehauen. Dann werden die Vorderbeine, sodann die mächtigen Hinterkeulen abgelöst und der Leib aufgeschnitten. Die anderen hocken da mit lüsternen Augen. Und jetzt geht das Raufen an. Jeder will seinen Teil haben. „Fetzen Fleisch fliegen zwischen den ausgespreizten Beinen der Schneidenden hindurch und werden von anderen gierig aufgegriffen. Die Eingeweide werden dahin und dorthin gezerrt, einige Leute sitzen schon, über und über mit Blut besudelt, in der leeren Höhlung des mächtigen Rumpfes, um die Rippen besser auslösen zu können. Zahlreiche Fliegen umsummen den Schauplatz dieses echt afrikanischen Volksfestes, wobei die Beteiligten mehr blutbespritzten Teufeln als Menschen gleichen, und dabei herrscht eine Atmosphäre, zusammengebraut aus den Ausdünstungen des sumpfigen Bodens und rohen Fleisches, aus Blutgeruch und Negerschweiß — brrr! Allenthalben schleppen schwer gepackte Weiber, ja selbst kleine, unter gewaltigen Fleischstücken keuchende Kinder die mühsam erkämpfte Beute nach Hause“ (Zintgraff). Ist dann endlich der Elefant bis auf die Knochen abgeschabt, so geht im ganzen Dorf ein tagelanges Kochen und Braten los, wenn man das Dörren des in Würfel oder Streifen geschnittenen Fleisches so nennen will.

Auf dem Marsch befindlich, hat es mich hinterher stets gereut, wenn ich je einmal von meiner Jagdlust zu einer erfolgreichen Pirsche auf dieses Hochwild mich habe hinreißen lassen. Einmal gehen immer ein paar Tage verloren mit der Jagd selbst, dem Zerlegen des Tieres und dem Dörren des Fleisches, dann essen sich die Kerle töll und voll, und soll der Weitermarsch angetreten werden, so kommen sie mit überfüttertem, verdorbenem Magen jämmerlich angehunken: „massa, no fit go, me be sick for belly too much“. Kann man endlich weiter, dann muß eine europäische Nase noch wochenlang unter

den Nachwehen der Jagd leiden, durch den niederträchtigen Gestank, den das möglichst lange mitgeführte und nicht gar gedörrte Fleisch verbreitet.

Die Elefanten, im ganzen eigentlichen Graslandgebiet nicht selten, werden geradezu häufig gegen Osten zu; bereits einige Kilometer von Baliburg an konnte man dies in der Zeit meines Aufenthaltes dort oben beobachten. Auch gegen Norden sollen sie sich mehren.

Der aufgestapelte Elfenbeinreichtum ist nicht unbeträchtlich, die Bali bereits besitzen ganz stattliche Vorräte, in Bafuen zeigte mir der Häuptling zwei Hütten voll Elefantenzähne. Und bekanntlich sind das noch lange nicht die eigentlichen Elfenbeinländer. Garega erzählte mir wiederholt, „in Bamum“ (Banyo?) — also noch weiter nach Osten — „wären ungeheure Massen aufgehäuft“.

Noch ein paar zoologische Notizen aus Brehm über den mächtigen Dickhäuter: „Die Gröfse, d. h. Höhe des afrikanischen Elefanten überschreitet wohl nie 10 bis 12 Fuß, am Widerrist gemessen; es ist das schon eine ganz respektable Höhe. Die Leibeslänge schwankt zwischen 10 bis 15 Fuß, der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten darf man auf 9000 bis 10000 Pfund schätzen. Gewaltige Dimensionen nehmen die Stofszähne an. Bei ausgewachsenen Exemplaren beträgt die Länge eines Zahnes wohl selten unter 1,5 m bei einem Gewicht von 30 bis 35 kg.“ Die längsten Zähne, die ich sah, hatte ein von Dr. Zintgraff im Grasland erlegter Elefant; da maß jeder Zahn 2,10 m und hatte ein Gewicht von 53 kg.

Der Grasländer stellt den Tieren des Fleisches und des Elfenbeins wegen fleißig nach. Mit den Vorderladergewehren kann er dem Dickhäuter nicht recht viel an; so folgt er denn geduldig dem angeschossenen Wild, bis es stets wieder aufs neue gestellt und mit Speer und Gewehr angeschossen, allmählich dem Blutverlust erliegt. Noch häufiger verwendet er die zur Erlangung von Wild überhaupt gebräuchlichen Wildgruben, die zu diesem Zweck ganz beträchtliche Ausmaße erhalten. 4 bis 5 m tief und breit, sind sie äußerst geschickt angelegt: mit einem dünnen Pfahlrost, darauf Erde, Laub und Gras, überdeckt; so sorgfältig, daß nur ein geübtes Auge sie zu entdecken vermag. Auf der Sohle sind angespitzte Pfähle eingerammt. Auch auf den Pfaden selbst sind bisweilen derartige Fallen hergerichtet, und man thut gut, in den wildreicheren Gegenden stets an die Möglichkeit solcher zu denken.

Bei der Besprechung dieser Jagdweise der Graslandbewohner seien auch die zwei weiter beliebten Arten gleich genannt: durch

Jagdweisen
der Gras-
landneger.

Anlegen von Feuer oder Niedertreten des Grases große Kesseltreiben zu veranstalten. Unter Berücksichtigung des Windes, des Geländes u. s. w. werden die wahrscheinlichen Abgangsrichtungen des Wildes in großem Bogen durch Hunderte von Menschen abgestellt. In dem einen Fall thun das Feuer und der Rauch Treiberdienste, im andern die Menschen selbst, die gleichfalls zu Hunderten langsam das Gras niedertretend und drückend gegen die Schützenlinie in konkavem Bogen vorrücken.

Bei dieser Art und Weise, wie die Eingebornen jagen, sind Unglücksfälle nicht eben selten, und so hat der Grasländer einen ziemlichen Respekt vor dem Elefanten. Einige abergläubische Vorstellungen, die sich an ihn knüpfen, habe ich bereits erzählt (Abschnitt VI, S. 447 und 448.) Mit Stolz werden geschickte, kühne Elefantenjäger gezeigt. „ntchen, ninguat, nyatt fantu itet abutiti“ (der Elefant, das Flusspferd und der Büffel sind drei schlimme Brüder), pflegen die Bali zu sagen.

Nur das eine dieser Tiere habe ich in den Baliländern kennen gelernt, eben den Elefanten. Flusspferde giebt es in den mir bekannt gewordenen Gebieten des Hochlandes nicht; den Eingebornen ist es aber kein fremdes Tier, das beweist eben genanntes geflügeltes Wort. „In dem großen Flusse im Osten“ (Mbam?) „soll es solche geben“, und ich habe im vorhergegangenen Abschnitt (S. 324 u. 411) berichtet, daß in der That von dort Flusspferdhautstücke bis nach Bali in den Handel gelangen.

Büffel.

Ueberrascht war ich, so wenig und so selten Büffel zu Gesicht zu bekommen. Zintgraff erzählte mir öfters, bei seiner erstmaligen Anwesenheit in diesen Gegenden zahlreich diese Tiere beobachtet zu haben. Ich sah nur einigemal in weiter Entfernung kleine Trupps von ihnen ziehen, kann also aus eigener Anschauung nichts über sie berichten. Läßt sich diese ihre auffallende Verminderung in dem kurzen Zeitraum von einigen Jahren vielleicht auf eine Art Rinderpest, die ihre Reihen gelichtet hat, zurückführen?

Zwerg-
antilope.

Als im Grasland nach dem gewaltigen Dickhäuter nächsthäufigstes Wild sind zwei Antilopenarten zu bezeichnen. Die eine gehört der Familie der Zwergantilopen (*Cephalophus*) an, und ist wohl die zierlichste und reizendste Vertreterin derselben. In zoologischen Gärten zu Hause wird man sie selten zu sehen bekommen; denn diese „zarten Kinder des Sonnenlandes“ tötet unser rauhes Klima gar bald. Die Tierchen haben die Größe eines ganz jungen Rehkitzes, schwarze, zarte, zierliche Läufe; die Decke erscheint fuchsig oder graubläulich. Ueber und unter dem Auge ein weißer Streifen, Gehörn und Huf schwarz. Das schmucke Geschöpf ist äußerst flüchtig und scheu,

liefert aber einen sehr wohlschmeckenden Braten. Die zarten Vorderläufe sind den Bali Schmuck und Amulette zugleich, um den Hals und im Schopf eingeflochten getragen. — Die andere Antilope ist wohl eine Tragelaphusart; wenigstens dem Gehörn und der Gröfse nach. Auch sie äugt und sichert äufserst scharf und ist deshalb schwer anzupirschen; ihr Fleisch gleicht im Geschmack dem Rehfleisch.

Tragelaphus?

Einen kleinen, uns gänzlich unbekannten Vierfüßler brachten manchmal die Bali. Sie nannten ihn „ssibissi“ und behaupten, „er haue in Erdlöchern“. Er hat in Farbe, Gröfse und Gestalt etwas Ähnlichkeit mit unserem Hasen, aber dessen Hauptmerkmal, die langen Löffel, fehlten nicht nur, sondern das Tier hatte an deren Stelle nur behaarte Ohröffnungen. Vielleicht eine Hamsterart?

Hamster?

Abb. 112.

Wildschwein - (Pinselohrschwein ?-) Fährte.

Ein Vierfüßler war so freundlich, sich mir auf der Station selbst vorzustellen; leider verschwand er so schnell als er kam. Es war ein Wildschwein, wahrscheinlich ein Pinselohrschwein. Den etwas stürmischen Besuch habe ich in Ab-

Pinselohrschwein?

schnitt IV, S. 214 geschildert. Auf meinen Streifzügen ist mir kein weiterer Vertreter dieser Familie zu Gesicht gekommen. Hier die Fährte (Abb. 112), die ich mit Ingram in den zertretenen Beeten meiner schönen Anlagen durch die ganze Station verfolgen konnte. (Den Verjüngungsmafsstab habe ich nicht vermerkt.)

Ein Tier hat uns sein Vorkommen im Grasland nur durch den Geruch zu erkennen gegeben, aber in nicht unangenehmer Weise: häufig roch man auf dem Marsch oder in den Farmen plötzlich Zibeth. Die Fährte eines Zibethtieres (*Viverra Civetta*), aus der Familie der Schleichkatzen, hatte den Weg gekreuzt gehabt. Sogar in meinem Hause auf der Station Baliburg mußte sich eine solche aufhalten oder wenigstens Besuche abstatten: ich roch ein paar Wochen lang dieses unsichtbare lebendige Parfüm. In dieser Nähe und bei längerer Dauer war der äufserst intensive Geruch allerdings ein zweifelhafter Genuß. Ein lebendes Exemplar davon zu erhalten, ist mir nicht gelungen. Die Katze scheint aber nicht eben selten zu sein; das geht aus der vorgeschilderten öfteren Wahrnehmung ihres Geruches hervor und aus dem weitem Umstand, daß die im vorigen Abschnitt (S. 423) beschriebenen Anhängtaschen der Graslandnegerinnen häufig aus dem schönen aschgrauen mit dunkeln Längs- und Querstreifen gezeichneten Balg gefertigt sind. Auffallend daran ist die ziemlich lange

Zibethkatze.

schwarzbraune Mähne, die von den Ohren bis auf den Schwanz sich ausdehnt.

Damit habe ich einen Vertreter der in den Baliländern hausenden Katzenarten genannt. Der gewaltigste derselben, der Löwe, kommt hier, im eigentlichen Grasland, noch nicht vor. Wohl aber im nördlichen Teil des Graslandes, in Adamaua; wenigstens nach der Aussage der Eingebornen. Auch besaß der Balihäuptling Garega ein Löwenfell, das der Stamm aus seinen einstigen Wohnsitzen im Sultanat Takum mitgebracht hatte und das bei feierlichen Gelegenheiten als Teppich diente. Ein, wenn auch kleineres, so doch immerhin stattliches Raubtier, gleichfalls aus der Familie der Katzen, begegnet uns hier oben — und wie ich annehmen zu dürfen glaube, häufiger als im Waldland —: der Leopard (*Leopardus antiquorum*).

Leopard.

Als erste Bemerkung über ihn die: daß das Raubtier von den Negern, wenigstens dieser Gebiete, nicht gefürchtet wird, ich auch nie Fälle hörte, daß Menschen von ihm angegriffen worden seien. Verhaßt ist er ihnen jedoch in die Seele hinein als frecher, mordlustiger Räuber ihrer Ziegen und Schafe und Hühner. Mit Gruben, Schlingen und Schleuderwaffen stellen sie ihm eifrig nach. Die schöne Decke, namentlich von jungen Tieren, wird zusammengeñäht als Sack verwendet und schmückt, gleich dem Balg der Zibethkatze, den Arm der braunen Schönen. Die Klauen und Zähne werden, wie die Hufe der Zwergantilopen, von den Männern als Amulette um den Hals getragen oder in den langen Schopf am Kopfwirbel eingeflochten. Eine nähere Beschreibung dieses schönen Raubtieres ist überflüssig, da es in zoologischen Gärten und Menagerien ziemlich häufig ist. „Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen“ schildert Brehm diese prächtige Katze; ich unterschreibe jedes Wort —; nur, nach meinen Erfahrungen und den Erzählungen der Neger der von mir durchwanderten Gebiete Nord-Kameruns, muß noch hinzugefügt werden: „ebenso mordlustig gegen Tiere wie feig gegen den Menschen“. Ich habe mehreren nachgeschossen, die flüchtend abgingen; zur Strecke brachte ich nur einen.

Wie alle Katzen, hat auch der Leopard ein außerordentlich zähes Leben. Ich habe einmal den Fang eines Prachtexemplars in einer der erwähnten Wildgruben mit angesehen: Speer auf Speer schleuderten die Bali hinunter, wo das Tier bereits schwer verletzt auf einem der spitzen Pfähle hing; aus zahlreichen tiefen Wunden floß das Blut, und immer noch krümmte sich der schlanke geschmeidige Leib, peitschte der Schweif die Wände der Grube, fuhr

zornfunkelnden Auges der Kopf mit aufgesperrtem Rachen bald an diesen, bald an jenen Speerschaft, und krachend splitterte das Holz unter dem Gebiß.

Für Tiere ist der Leopard ein furchtbarer Feind wegen seiner Mordlust; denn er schlägt weit mehr, als er fortschleppen oder fressen kann. Haustierte raubt er bei hellem Tage mit beispielloser Frechheit. Wie schlimm uns im Urwald so ein Räuber mitgespielt, habe ich erzählt; ebenso wie er oben auf Baliburg eines schönen Tages am hellen Mittag uns zwei Hühner holte. Die Fenz, die der Leopard hierbei überspringen mußte, war fast 2 m hoch. Ueberrascht, schlecht angeschossen oder in die Enge getrieben, mag er wohl sich auch gegen Menschen zur Wehr setzen, und wird dann zweifelsohne furchtbar mit seinen messerscharfen Krallen und spitzen Zähnen.

Am meisten ist er bei unseren alten Bekannten aus dem Waldland, den Affen, gefürchtet, denen wir auch hier oben in der Savanne begegnen. Nur sind es hier ungemütlichere Vertreter dieser Sippe, und da ist es recht gut, daß ihnen der Leopard so fest auf dem Nacken sitzt. Schimpansen (*Troglodytes niger*) sind die nicht seltenen Bewohner der felsigen Gegenden des Graslandes. In solchen hörte ich auf meinen Streifen bisweilen grelles Geschrei, halb Grunzen, halb menschliches Gelächter. Die Bali erklärten das als Geschrei von „großen Affen, die fast so groß wie ein Mensch seien und bisweilen bis in die Farmen der Dörfer kämen“. Dann sah ich einmal einen Trupp dieser Tiere auf meinem Marsch gegen Bagangu auf felsigen Hügelkuppen in der Ferne sitzen. Die beabsichtigte militärische Unternehmung gestattete mir nicht, mich heranzupirschen. Später brachten mir die Bali einen solchen in einer Farm erlegten Affen. Es war unzweifelhaft ein Schimpanse, fast so hoch wie ein kleiner untersetzter Mann, nur bedeutend breitschultriger. Die Beinlänge betrug 67 cm, die Rumpflänge 81; ebenso lang waren auch die äußerst kräftigen Arme. Das Gesicht war schwarz und unbehaart, der Körper mit dichtem schwärzlichem Pelz bedeckt.

Die Graslandneger behaupten, „daß die Männchen zuweilen Weiber, namentlich wenn sie einzeln in die oft weit entfernten Farmen wandern, anfielen und zu mißbrauchen suchten“. Derartige Erzählungen müssen selbstredend mit Vorsicht und Zweifel aufgenommen werden; Thatsache aber ist, daß die Weiber meist in Scharen in die Farmen ziehen, wobei sie von einigen bewaffneten Männern begleitet werden, und die Leute eben genannten Grund für diese Vorsichtsmaßregel angeben (siehe S. 383).

Schimpanse.

Ein schärferer Unterschied zwischen Urwald und Grasland, was die Tierwelt anlangt, tritt in den Vögeln zu Tage.

Den Graupapagei, den Nashornvogel, den Turako sah ich nie; an ihrer Stelle finden wir andere, die im Waldland nicht vorkommen, zum wenigsten von mir dort nicht beobachtet wurden. Auch den Trägern, die unten diese Tiere nicht zu Gesicht bekommen hatten, fiel das Vorkommen derselben hier oben auf. Als beiden Gebieten gemeinschaftliche Arten habe ich nach meinen Beobachtungen festgestellt zwei: die Webersvögel und den kuckuckartigen Vogel. Letzterer glich an Gefieder und Stimme ganz und gar dem im Waldland erwähnten.

Webersvögel;
Kuckuck.

Papagei-
taube.

An Stelle der Graupapageien ist die grüne Papageitaube (*Phalacrocorax abyssinica*?) häufig. Sie besitzt schön gefärbtes Gefieder, blafs olivengrün und rötlich angehaucht, und bevölkert in Flügen bis zu 10 und 15 Stück hochgewachsene, einzeln stehende Bäume in den Thälern des Hochlandes, am liebsten solche in der Nähe eines Wasserlaufes. —

Vidua?

Scharenweise wird die Balilandschaft von der Vidua oder viduaartigen Vögeln belebt: ganz schwarz oder Kopf und Schweif schwarz, Flügel, Rücken und Bauch gelb, mit sehr langem Schwanz, ein lustiges, ewig bewegliches Völkchen; der afrikanische Star. — An buntbefiederten Vögeln habe ich nur noch zwei ganz kleine Tierchen bisweilen in den eingesprengten Thalwaldungen gesehen, von der ungefähren Gröfse eines Kanarienvogels: Blumensauger? Einige derselben trugen am ganzen Körper rotes Federkleid, bei anderen schillerte Nacken und Rücken blaugrün.

Blumen-
sauger?

Savannen-
huhn.

An jagdlichem Federwild ist aufzuführen das Savannenhuhn (*Francoelinus*), in Geschmack und Aussehen ähnlich unseren Rebhühnern, nur mit etwas längerem Schnabel und dichterem Gefieder. In starken Ketten plündert es die Farmen und flattert gerade so schwirrend in die Höhe wie ein Rebhuhnvolk auf den heimatlichen Feldern. —

Wildtauben.

Dann zahlreiche Tauben, unseren Wildtauben ähnlich; nur sind bei den afrikanischen Brust und Bauch zart rosa angehaucht. Welche Art der Familie der Gyratores in ihnen vertreten ist, vermag ich bei meinen laienhaften ornithologischen Kenntnissen nicht zu entscheiden. Vom materialistischen Standpunkte aus waren sie uns stets sehr begehrte Kochtopfobjekte.

Eulen.

Hier führe ich gleich noch zwei Vögel an, die ich ebenfalls wissenschaftlich nicht näher unterzubringen weifs, als dafs ich von dem einen feststellen konnte, er gehöre zur Familie der Eulen (*Striginae*). Ein paar Mal brachten uns die Bali sehr hübsch gezeichnete Käuzchen; Rücken und Flügel gelb und schwarz gestreift, Bauch weifs-

gelb; der Kopf war dicht besetzt mit ganz weichen wollartigen Federn von hellgelber Farbe mit dunkeln Punkten. Ohrbüschel hatte das Tier keine, dagegen den ausgeprägten Augenkranz unserer Kauarten. Die Flügelspannweite betrug 75 cm. — Den anderen möchte ich den Rabenvögeln einreihen. Ich habe ihn nur sitzend und im Fluge beobachten können. Er hat die gleiche Gröfse und den gleichen Flug wie unsere Raben; das Geschrei ist ebenfalls dasselbe, nur nicht so durchdringend krächzend. Das Gefieder ist glänzend schwarz; am Hals sind breite, weifse Ringe, desgleichen sind Brust und Bug der Vögel weifs. Raben?

Häufig kreisen auch hoch in den Lüften Raubvögel (Falconidae). Raubvögel. Namentlich zur Zeit der Grasbrände sieht man sie in ganzen Scharen über den brennenden Flächen schweben und bald den einen, bald den anderen herunterschiefsen in das Rauchmeer hinein, um sich von der aufgestörten niederen Tierwelt ein Opfer zu holen, einen Vogel, eine Ratte, eine Schlange, und sich schnell damit wieder in die reinen Lüfte hinaufzuschwingen. Ich habe gröfsere und kleinere Arten beobachtet. Ein erlegter Vogel der ersteren Gattung war an Zeichnung unserm Bussard sehr ähnlich: Flügel und Rücken graubraun wellenartig gestreift, Bauch heller; Raubvogelschnabel, gelbe starke Fänge mit stark gekrümmten Krallen. Die Körperlänge ohne Stofs betrug 31 cm, mit diesem 56 cm, Flügelspannweite 1,25 m. Die kleinern Raubvögel waren von der Gröfse unseres Sperbers, hatten auch den gleichen schlanken Bau; Schnabel und Fänge wie dieser, weifse Brust mit gelblichem Anflug, silbergraue Flügel, bräunlichen Rücken.

Eine Ueberraschung ward uns im November 1891 zu teil: ein Schwalben. Gruß aus der Heimat in Gestalt der Schwalben, die eines Tages plötzlich ganz vergnügt und in ziemlicher Zahl ihr blitzschnelles Spiel durch die Luft trieben über Afrikas grünen Savannen am Aequator wie im Norden über Feld und Flur der Heimat. —

In Bezug auf Fische und Wassertiere mufs ich, mit Ausnahme Fische u. s. w. der als Lebensmittel genannten kleinen Weisfische (Abschn. VI, S. 391), die ich aber lebend in keinem der Gewässer zu Gesicht bekommen habe, die gleich negativen Beobachtungen wie im Waldland bekennen. Wie dort, bin ich natürlich auch hier weit entfernt, daraus ein Nichtvorkommen solcher zu folgern, nur Häufigkeit und Vielgestaltigkeit der Tierwelt in dieser Richtung dürfte geringer sein als bei den Landtieren; sonst wäre mir doch wenigstens der eine oder der andere weitere Vertreter tot oder lebendig zu Gesicht gekommen, oder ich hätte von den Eingebornen darüber erfahren.

Abschnitt VIII.

Sprachliche Beobachtungen.

Sprech- und Denkweise des Negers. — Die Wortsprachen im Waldland. — Die Zeichensprache im Wald- und Grasland. — Die Wortsprachen im Grasland; insbesondere die Balisprache.

Sprech- und Denkweise des Negers.

Sprachliche Beobachtungen anzustellen, ist eine der Hauptaufgaben des Forschungsreisenden. Erstens sind sie von großer Wichtigkeit an sich; dann hat die Sprache die Bedeutung eines völkerscheidenden Merkmales, und endlich ist sie, d. h. ihre mehr, weniger vorgeschrittene Ausbildung und Vervollkommenung ein wesentlicher, wenn auch einseitiger Gradmesser für die geistige Stufe, die ein Volk einnimmt.

Bei der Forschungsthätigkeit in dieser Richtung stellen sich aber Schwierigkeiten entgegen, die ich beinahe denen gleichstellen möchte, wie ich sie bei Erkundung der religiösen Verhältnisse erläutert habe. Wie in so vielem, werden sie auch auf diesem Gebiet in der Heimat vielfach wo anders gesucht als da, worin sie wirklich liegen, und andererseits: wie in so manchem die Schwierigkeiten da draussen überschätzt werden, beim Sammeln von linguistischen Beobachtungen werden sie zu Hause nicht selten unterschätzt. Gleiches gilt für Anwendung der erworbenen sprachlichen Kenntnisse: für das Sprechen.

Kurz zusammengefaßt bezeichne ich die Schwierigkeiten als solche äußerer (technischer) und innerer Natur. Ich habe diese beiden Begriffe etwas zu erläutern.

Unter technischen Schwierigkeiten verstehe ich jene Hindernisse, welche in der genauen Lautwiedergabe liegen. Bei derjenigen Sprache Nord-Kameruns z. B., in die ich wenigstens einigermaßen Einblick habe thun können: der Sprache des Balistammes, giebt es mehrere Konsonanten und Vokale, die einfach nicht so wiedergegeben werden

können, wie sie der Eingeborne ausspricht; und Zintgraff hat ganz recht, wenn er sagt, die Lösung dieser Aufgabe muß einem vollendeten Phonographen vorbehalten bleiben. Diese technische Schwierigkeit macht sich geltend bei jedem einzelnen Worte, in dem andere oder anders ausgesprochene Laute vorkommen, als wir sie haben und kennen.

Tiefer gehen jene, die ich als innere Schwierigkeiten bezeichne.

Namentlich die eine derselben hindert, erschwert zum allermindesten, ein Eindringen in den grammatikalischen Aufbau der Sprache, nebenher natürlich auch eine Ausdehnung des Einzelwortschatzes. Sie besteht darin, daß der Neger weit überwiegend nur konkrete, fast keine abstrakten Begriffe kennt. Denn wenn der Eingeborne im Nord-Hinterland von Kamerun, insbesondere der Banyang und der Hochländer, auch keineswegs auf einer allgemein niederen Geistesstufe steht, so bewegt sich doch sein ganzer Gedankengang in der reellen Welt, in der Materie, im Konkreten — und damit auch der gesprochene Gedanke: das Wort, die Sprache. In diesem Bestreben greifbarer Anschaulichkeit beruht andererseits wieder der Bilderreichtum der Sprachen aller Naturvölker; hierin die Symbolik ihrer Handlungen (vergl. die in Abschnitt V und VI beschriebenen symbolischen Akte; so S. 350, 431, 438 u. a. a. O.).

Mangel abstrakter Begriffe.

Bildersprache.

Daraus folgt, daß man sich einerseits hüten muß, einen Begriff für ganz präzisiert zu halten, andererseits scharf zu unterscheiden hat, ob ein Wort etwas in der Natur oder den Gebräuchen oder täglich benutzten Gegenständen bezeichnet oder ob der Begriff etwas ferner liegt. Im letzten Fall deckt ein Wort oft mehrere Begriffe; im erstern fällt das bestimmte Wort und der bestimmte Begriff so völlig zusammen, daß der Neger sich diesen Begriff gar nicht anders denken kann als eben unter diesem Wort. Bei uns ist das Wort nur das Kleid für den Begriff; beim Neger ist Kleid und bekleideter Begriff zusammengewachsen, sind eins. Nur ein Beispiel: In der Balisprache heißt das Messer am Wehrgehäng = „mínyi“; das kleine Messer zum Rasieren = „kámtu“. Verlange ich nun, auch noch so umständlich und deutlich beschrieben, ein „mínyi zum Rasieren“, so versteht der Bali nicht, was ich will; sage ich „kámtu“, so ist es ihm sofort klar.

Daraus geht weiter hervor, daß er keine Kollektivnamen kennt; er hat, um beim gegebenen Beispiel zu bleiben, keinen Gattungsbegriff: „Messer“ — und nun als Unterglieder: „Rasiermesser“, „Eismesser“, „Schlachtmesser“ u. s. w., sondern jedes dieser Messer ist

Mangel kollektiver Begriffe.

ein Gegenstand ganz für sich allein. Ein anderes Beispiel: er kennt nicht den Sammelnamen: „Vogel“ — und nun verschiedene Arten davon; sondern „der Papagei“ ist ihm ein lebendes Etwas für sich, „der Webervogel“ ein weiteres lebendes Etwas, „der Nashornvogel“ wieder u. s. w. So ließen sich ungezählte Beispiele anführen. Der Naturmensch erhebt sich eben nicht über die Einzelmaterie, er denkt im allgemeinen nicht über Eigenschaften, Zweck, Aehnlichkeiten, Unähnlichkeiten der Einzeldinge nach: das vergleichende Denkvermögen ist in ihm nicht vorhanden oder vielmehr nicht geweckt.

Schwierigkeit der Verständigung.

In diesen Momenten, nicht so fast in der Erwerbung der Kenntnis eines gewissen Wortreichtums liegt auch die Hauptschwierigkeit für den so sehr abstrakt denkenden Weissen, sich dem Eingebornen über Dinge, die über Weg, Essen und Trinken u. s. w., kurz das Alltägliche, hinausgehen, verständlich zu machen; sei es in dessen oder in einer europäischen Sprache. (Denn der Neger eignet sich, auch wenn er eine europäische Sprache lernt, nur die konkreten Begriffe an; der Gedankengang bewegt sich nach wie vor in dem alten Geleise.)

Ich verstatte mir diese Abschweifung von theoretisch-sprachlichen Beobachtungen auf das praktische Gebiet der Verständigung mit dem Neger deshalb, weil ich eben auf die praktische Bedeutung dieser Schwierigkeit aufmerksam machen möchte. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß man nicht selten den letzten Grund zu scheinbar ganz unbegreiflichen, plötzlichen Mißstimmungen der Eingebornen, Umschlagen ihrer Gesinnung, ja feindseliger Haltung derselben in der abstrakten Redeweise des Weissen, in die man trotz aller Bemühung nur zu leicht verfällt, suchen muß. Dadurch, daß der Dolmetscher ein bißchen englisch radebrechen kann, wird man nur zu gern verleitet, demselben eine vom europäischen Gedankengang diktierte Rede zur Uebermittlung zu halten. Der versteht das Ding natürlich nicht, fängt vielleicht ein oder das andere Wort davon in einem ganz anderen Sinn als gemeint auf, macht auf eigene Faust oder aus Verlegenheit noch etwas dazu — und das gründlichste Mißverständnis ist fertig.

Das möge man stets bedenken; — und unter den vielen Gründen, warum man ja nicht gleich das Gewehr das palaver weiterführen lassen darf, wenn es nicht so läuft wie man sich's erwartet, ist nicht der letzte: Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit eines sprachlichen Mißverständnisses.

Ich schliesse diese praktische Einschaltung mit der Niederlegung meiner Ansicht, daß zum Verständnis des Eingebornen und damit zur

Verständigung mit ihm von diesem Standpunkt aus sich eigentlich am besten der Offizier und — die Frau (in ihrer Eigenschaft als Mutter) eignet. Beide — der Offizier in der Instruktionsstunde, die Mutter bei der Erziehung des Kindes — wissen am besten, wie, aber auch wie schwer dem Gedankengang ihrer Pflegebefohlenen sich anzupassen und verständlich zu machen ist. Und der Neger ist im Denkvermögen gleich dem Rekruten aus dem weltabgeschiedensten Einödhofe, gleich dem sechsjährigen Kinde.

Dabei zeigt sich aber (wie bei diesen beiden) bisweilen wieder eine überraschende Logik bei Versinnlichung von Vorgängen. So nannten meine Träger die über die Flüsse des Waldlandes führenden Lianenbrücken bald mit demselben englischen Wort, das ihnen für die zu ihrer Ausrüstung gehörenden Hängematten bekannt war: „hammock“. Wenn man sich an die Beschreibung und Darstellung dieser Lianenbrücken in Abschnitt III (S. 119, Abb. 2) erinnert, wird das Treffende der Bezeichnung sofort klar. Ein weiterer Beleg: in der Balisprache heisst „mú“ = Feuer, „mboéng“ = Regen und „mumboéng“ = Blitz. Der Blitz ist fast stets mit einem in gewaltigen Regengüssen sich entleerenden Tornado verbunden, und so ist dem beobachtenden, Folgerungen ziehenden Hochländer der Blitz „das Feuer des Regens“. Ein anderes Beispiel: von den Ueberbleibseln von Feuerwerkskörpern, die wir mit nach Baliburg genommen, hatten wir einige sogenannte Frösche gemacht und warfen einmal unerwartet zum Scherz ein paar solcher hüpfenden Dinger in einen Kreis zechender Bali. Zuerst war der Schrecken groß, aber bald die Harmlosigkeit erkennend, hatten sie auch schon eine ganz treffende Bezeichnung dafür: „mukállá fa mu Bén“ (der Weisse bringt tanzendes Feuer); und dergleichen mehr.

Bei dieser Vergleichung des weissen und schwarzen Naturmenschen erinnere ich an die Grufsform der Hochländer: „míaka fúon“ = langsam, o Herr; entsprechend dem „Zeitlassen“ des grüssenden Bauern in den bayrischen Bergen: der gleiche Gedankengang bei Tausende von Kilometern entfernten, auf etwa gleicher geistiger Stufe stehenden Menschen.

Die zweite innere Schwierigkeit erläutere ich gleichfalls wieder am besten an einem Beispiel.

„llóng“ heisst der holzgeschnittene Schemel; mit „káng“ bezeichneten die Bali unsere Blechkoffer. Beim erstmaligen Fragen hatte ich diese beiden Wörter verwechselt und gebrauchte sie also verkehrt. Da mir mein kleiner Bali, den ich zur persönlichen Bedienung auf

Zu grosse
Gefügig-
keit oder
Gleichgiltig-
keit seitens
des Negers.

Hutter, Wanderungen in Kamerun.

der Station verwendete, jeweils das Verlangte richtig brachte, dachte ich vorerst an nichts weiteres. Nach einiger Zeit fragte ich, um die Aussprache mir möglichst genau und richtig vermerken zu können, verschiedene andere Bali. — Ich schalte ein, daß dieses öftere Fragen und sich das betreffende Wort vorsagen lassen, und zwar von verschiedenen Angehörigen des Stammes, dessen Sprache man kennen lernen will, unbedingt notwendig ist. — Da bezeichneten nun die einen mit „llóng“ den Schemel, die anderen den Koffer, und umgekehrt. Das machte mich natürlich stutzig, ich ging der Sache nach und brachte endlich die oben angeführte Begriffsbezeichnung als die richtige heraus. Mein Junge hatte geglaubt, weil ich einmal mit „llóng“ den Koffer und mit „káng“ den Stuhl bezeichnet hatte, ich wollte eben diese Gegenstände so genannt wissen, und bequeme sich ohne weiteres zu dieser Umwechslung! So wie in diesem einen Fall ergeht es wohl, und erging es mir und anderen gar manchmal.

Die an diesem Beispiel zu Tag getretene Schwierigkeit läßt sich nur durch unendliche Geduld und — Mißtrauen, d. h. dadurch, daß man sich vorerwähnte vielfache und vielseitige Wiederholung nicht, bei keinem Worte verdriessen läßt, überwinden.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen geht wohl ohne weiteres hervor, daß die Ergebnisse von auf dem Marsch angestellten wortsprachlichen Beobachtungen gleich Null sind. Wie nicht leicht ein anderer Zweig der Forschung draussen in unbekannten Gebieten verlangt linguistische Erkundung Selbshaftigkeit.

Zeichensprache.

Etwas anderes ist es mit der gestikulierten Negersprache, der Zeichensprache. Außerdem ist sie im Wald- und Grasland die „internationale“ Verkehrssprache, mit geringen Abweichungen da und dort gleich gehandhabt. Ich fülle mit der Wiedergabe derselben, soweit ich sie kennen lernte, die Lücke aus, die infolge meiner marschierenden Thätigkeit im Waldland in der Niederlegung meiner wortsprachlichen Beobachtungen in diesem Gebiete klafft.

Die Wortsprachen im Waldland.

Dialektische
Verschiedenheiten?

Wie ich eben angedeutet habe, beschränkt sich meine ganze Beobachtung dieser, der Waldlandwortsprachen, nur darauf, daß ich einerseits wohl eine Verschiedenheit der Sprachen der einzelnen, von mir durchzogenen Waldlandstämme feststellen konnte, andererseits aber vermute, daß diese Verschiedenheit nur eine dialektische

ist. Ich schliesse das daraus, dafs meine Leute sich nach einiger Zeit annähernd leidlich mit den verschiedenen Stammesangehörigen verständigen konnten; „nur die Batomsprache verstanden sie gar nicht, die sei ganz anders als die übrigen.“

Meine Einzelbeobachtungen sind in wenigen Zeilen niedergelegt. Einzelbeobachtungen.

Das den Begriff der Vielheit bergende Wort „bá“ ist allen Waldlandsprachen gemein.

In der Bakundu- (und auch Batom-?) Sprache scheint das Wort „Múngo“ oder „Múnyo“ kein Eigenname (eines Flusses) zu sein, sondern „ein fließendes Wasser“ überhaupt zu bezeichnen? (Siehe Abschnitt V, S. 243; so wie ich auch an einen ähnlichen von Nachtigal mitgeteilten Sammelbegriff in der Bornu- und Logonlandschaft erinnern möchte: auch dort bedeutet in der Kanurisprache „Tsâde“ lediglich eine „grofse Wasseransammlung“, und gleiche Grundbedeutung soll das von uns als Flußname eingeführte Wort „Schari“ haben.)

Von der Banyangsprache habe ich mir nur drei Wörter aufgeschrieben: „álóri“ (= gut); „íta“ (= schnell); „mayóngo“ (= Gummi); doch kann letzteres Wort auch einem Sprachidiom meiner Träger oder einer anderen Sprache Nord-Kameruns angehören. Bei dem Worte „íta“ = schnell habe ich die Beobachtung gemacht, dafs die Banyang durch eine Wiederholung desselben — gleich uns — Verstärkung des Begriffes anzeigen.

Eine Verwendung der Sprache als Verkehrsmittel auf weitere Strecken, als Trommelsprache oder dergleichen, habe ich nicht beobachtet. Gelegentlich der Wiedergabe der bei den Banyang in Erfahrung gebrachten Märchen (Abschnitt V, S. 298) habe ich übrigens auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer solchen hingewiesen, und als weiteren Grund hierfür die uns stets auffallende rasche Verbreitung wichtiger Nachrichten von der Küste ins Innere und umgekehrt genannt. In den Baliländern habe ich — das gleich vorweggenommen — von einem derartigen Verkehrsmittel nichts beobachtet. Zintgraff berichtet von einer „Flötensprache“, die er bei den Heidenstämmen zwei Tagemärsche südlich von Takum getroffen hat, und bemerkt ausdrücklich, dafs sich die Eingebornen dieses Mittels, wobei kleine Holzflöten die Instrumente bilden, bedienen, um sich auf weite Entfernungen hin gegenseitig zu verständigen. Trommel- u. s. w. Sprache.

Meine sprachlichen Beobachtungen im Waldland schliesse ich mit der auch für die Baliländer geltenden Bemerkung, dafs keiner der mir bekannt gewordenen Stämme irgend welche schriftlichen oder hieroglyphischen Zeichen besitzt oder auch nur kennt. Keine Schriftzeichen.

Die Zeichensprache im Wald- und Grasland.

Nun zu der, wie gesagt, dem ganzen, von mir durchzogenen Nordhinterland von Kamerun gemeinsamen Zeichensprache (etwaige Verschiedenheiten sind jeweils vermerkt).

Schon der europäische Südländer begnügt sich nicht wie der ruhige, gemessene Nordlandbewohner mit der Rede, mit dem gesprochenen Wort allein, seine Gedanken den anderen mitzuteilen. Während aber bei ihm Bewegungen der Arme und Hände nur Begleiter der Rede sind, ist diese Gebärdensprache bei dem Neger zu einer förmlichen Zeichensprache geworden. Nicht nur, daß dieser alle seine Gespräche mit lebhaften Bewegungen begleitet, nicht nur, daß er durch Tonfall in weit höherem Maße als wir eine Tonmalerei in seine Rede zu legen weiß, nicht nur, daß auch ihm, gleich uns, Zeichen und Gebärden dann aushelfen müssen, wenn er sich mit Worten aus irgend einem Grunde nicht verständigen kann — die Zeichensprache ist ihm ein gestikulierte Volapük, wenn ich mich so ausdrücken darf, geworden.

Ersatz der
Wort-
sprache.

Meistenteils begleitet diese Zeichensprache das gesprochene Wort, häufig aber auch tritt erstere geradezu an Stelle des letzteren. Man kann, wenn man diese Zeichensprache beherrscht, manche Gespräche der Eingeborenen verstehen, ja ich kann aus Erfahrung sagen, daß man kleinere palaver, wie Essen-, Quartierangelegenheiten, Erkundigungen nach Weg, Zeit, Antwort darauf und dergl. mehr vollkommen verständlich in ihr erledigen kann, ohne ein Wort zu sprechen. Bei längeren und gewichtigeren Unterhandlungen natürlich tritt das gesprochene Wort wieder in sein notwendiges Recht; doch ist gerade in den voraufgeführten kleineren, auf Märschen täglich unvermeidlichen Verhandlungen eine derartige internationale Verständigungsweise für den mit ihr vertrauten Reisenden ganz angenehm, zumal in Gebieten, wie in der Urwaldregion, wo die Stämme nur klein sind und man nach ein paar Tagen schon wieder das Gebiet eines neuen betritt.

Außer durch die Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit des Negers ist diese weitgehende Ausbildung der Zeichensprache wohl zweifelsohne begünstigt worden durch die verhältnismäßig niedrige Stufe linguistischer Vervollkommenung, auf der diese hier in Betracht kommenden Sprachen stehen dürften.

Einzelbeob-
achtungen.

Die gemachten Beobachtungen habe ich annähernd gruppenweise zu ordnen versucht.

Zeit und Ort andeutend: Mit der flachen Hand sich von der Stirn über Augen, Nase und Mund fahren = morgen. (Offenbar von der Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft unwillkürlich macht.) Dazu sagt der Bali noch „kókolokó“. Derartige Tonmalerei Tonmalerei. muß auch zur Zeichensprache gerechnet werden: es ist der Ruf des Hahnes („kókolokó“ heißt in der Balisprache übrigens auch = Hahn [und] = Morgen), der am Morgen kräht. — Ohr und Wange unter seitlichem Kopfeigen auf die flache Hand legen = schlafen. — Die verschiedenen Zeiten des Tages bezeichnet der Neger, indem er den gestreckten Arm in dem Winkel zur Erde hält, welchen die Sonnenstrahlen zur betreffenden Zeit bilden würden: also den Stand der Sonne zu der bezüglichen Zeit bezeichnend. — Mit ausgestrecktem Arm und leicht nach unten gekrümmten Fingern winkend = komm! (Gleiche Bedeutung wie unser Winken; nur machen wir es umgekehrt, d. h. wir winken bei eingeschlagenen übrigen Fingern nur mit dem Zeigefinger, Handrücken dabei abwärts gekehrt.) — Mit dem Zeigefinger über dem Boden in der Luft eine geschlängelte Linie beschreiben (—) = Weg. — Mit ausgestrecktem Arm, Handrücken aufwärts, Zeige- und kleiner Finger ausgestreckt, die übrigen eingeschlagen = deuten.

Lebensmittel u. s. w. andeutend: Die fünf Finger einer Hand zu einem Kreise zusammenkrümmen und hindurchsehen = Ei. (Dieses Zeichen hat offenbar seine Entstehung in der Art der Untersuchung des Eies auf seine Güte, indem man dasselbe hierbei so in die Hand nimmt, daß die beiden Pole, einer gegen das Auge, einer gegen das Licht oder die Sonne gerichtet sind, und so durch die Schale zu sehen versucht.) — In Hüfthöhe ausgestreckter Arm mit ausgestreckter Hand, kleinen Finger nach unten = Ziege. (Das ungefähre Höhenmaß derselben.) — Ein Arm ausgestreckt und ausgestreckte Hand, mit Rücken nach unten; darüber, etwa eine Hand hoch, die andere Hand ausgestreckt haltend, kleinen Finger nach unten = Huhn. (Gleichfalls das ungefähre Höhenmaß des Tieres zur Bezeichnung desselben genommen.) — Zeigefinger bis zum ersten Glied in den Mund stecken = Palmöl. — Ganzen Zeigefinger in den Mund stecken = Honig. — Am Zeigefinger mit der Zunge lecken = Salz. — Die Finger einer Hand gestreckt, mit den Spitzen sich berührend, mehrmals zum Mund führend = essen. (Die Zuführungsart der Speisen; vergl. Abschnitt V, S. 288.) — Zur Bezeichnung des Trinkens hat der Neger die gleiche Gebärde wie wir.

Sonstige Zeichen: Mit dem Zeigefinger an Nase oder Auge

oder Ohr deuten = riechen, sehen, hören. — Mit der Handfläche öfters auf den geöffneten Mund schlagen = Zeichen der Verwunderung. — Die Hände an die Brust legen und dann unter Strecken der Arme nach beiden Seiten ausbreiten, dazu noch ein gedehntes „hä“ mit „i“ Nachlaut = Zeichen der Ungewissheit, auch der unwilligen Verwunderung. (Wie wir sagen: „ich weiß nicht“; „ja, wie soll denn ich das wissen!“ u. dergl.) — Den Kopf in die Höhe werfen, dazu ein nasales, gedehntes „n“ ausstossend = ja. — Zur Bezeichnung der Verneinung hat der Neger die gleiche Gebärde wie wir: Kopfschütteln. Will er etwas heftig verneinen, so klopft er unter gleichzeitigem Kopfschütteln mit den Fingern über die Achsel auf die Schulterblätter, als wollte er mit beiden Händen etwas über die Schulter werfen. (Vielleicht auch der Grundgedanke?) — Die beiden Fäuste auf die Brust legen = Weib. (Andeutung des Busens.) — Will der Neger mitteilen, daß er mit jemand gut Freund ist, so nennt er seinen und des Betreffenden Namen und hakt die Zeigefinger seiner beiden Hände ineinander; häufig fügt er dazu noch das scharf angesprochene und gedehnt ausklingende Wort „bang“. (Vergl. auch Abschnitt VI, S. 417.) — Will er dagegen seinem Unwillen, mit Verachtung gepaart über eine Person oder Sache lebhaften Ausdruck geben, so hebt er ein Steinchen vom Boden auf, speit darauf und wirft es über die Schulter. (Auch bei uns ist beim gewöhnlichen Manne das Ausspucken ein Zeichen der Verachtung.)

Zahlenzeichensprache. Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Zeichensprache bei dem Zählen; hier sind die Finger geradezu optische Zahlenzeichen. Doch nicht, weil die Wortsprache hierfür keine Ausdrücke hätte; im Gegenteil, das Zahlensystem ist — wenigstens bei den Bali — bis 100 auch sprachlich vollkommen ausgebildet; bei einem so materiell angelegten Menschenschlag, wie die Neger, auch gar nicht anders zu erwarten. Wie wichtig dem Neger die Zahl ist, das beweist die Sitte: wenn im Zwiegespräch Zahlen genannt werden, so wiederholt diese der Hörer stets mit Wort und Gebärde, um in dieser Hinsicht ja keinen Irrtum einschleichen zu lassen, eine Wiederholung des übrigen Textes fällt ihm nicht ein; höchstens daß er hier und da das Zeichen der Bejahung (also in diesem Fall des Verständnisses) einschaltet.

Die Art dieses Zeichenzählens bei den Banyang und Bali hatte ich Gelegenheit eingehender zu beobachten. Ob bezw. welche Verschiedenheiten (oder Gleichheiten) in dieser Beziehung auch zwischen den übrigen Stämmen bestehen, vermag ich nicht anzugeben.

Banyang.

Bali.

1 = Kleinen Finger ausstrecken, die übrigen einschlagen.	= Zeigefinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.
2 = Kleinen und Ringfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen.	
3 = Kleinen, Ring- und Mittelfinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.	
4 = Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übers Kreuz legen, die übrigen Finger einschlagen.	= Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen.
5 = Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen, dazu kleinen Finger der anderen Hand.	= Geballte Faust, Daumen über dem Zeigefinger.
6 = 3 + 3.	= 3 + 3.
7 = Wie bei den Bali.	= 4 + 3.
8 = Wie bei den Bali.	= 4 + 4.
9 = 5 (Banyang) + 4 (Bali).	= 5 + 4.
10 = Beide ausgestreckte Hände, Handteller sich berührend, übers Kreuz legen, Daumen gegenseitig übergreifend.	= Mit gestreckten Fingern einmal in die Hände klatschen, so daß die Fingerspitzen sich berühren.
20 = 2 × 10	= 2 × 10
u. s. w.	u. s. w.

Zwischenzahlen (13, 25, 86 u. s. w.) werden durch Zusammensetzung und rasche Nacheinandergabe der Zeichen für Zehnheiten und Einheiten gegeben, also gleich unseren optischen Signalen.

Etwas vermißt man in diesen Zahlen-„Zeichen“: die Konsequenz der Bezeichnung, siehe z. B. Zahl 7 oder 9 bei den Banyang, Zahl 1 und 2 bei den Bali. Ferner mache ich darauf aufmerksam, daß der Daumen bei den Banyang nur bei Bezeichnung der Zahl 10, bei den Bali zu der der Zahlen 5 und 10 mitgezählt wird.

Durch diese Angaben, die keineswegs den Anspruch auf erschöpfende Aufzählung machen, dürfte meine eingangs aufgestellte Behauptung begründet sein: daß es dem dieser Zeichensprache Kundigen möglich ist, geradezu förmliche Gespräche zu führen ohne Kenntnis der jeweiligen Stammessprache.

Die Wortsprachen im Grasland; insbesondere die Balisprache.

In Adamaua herrscht als allgemeine Umgangssprache die Haussasprache. Ueber diese habe ich mich in meinem Buche nicht näher zu verbreiten: einmal weil ich persönlich nicht nach Adamaua hineingekommen bin, und dann weil darüber bereits ausführliche Grammatiken u. s. w. vorhanden sind (ich führe unter anderen ganz besonders an: „Vocabulary of the Haussa Language etc. by the Rev. Schön, London 1843“, welche meines Wissens immer noch als die beste und vollständigste Arbeit über diese reiche, wohl lautende und hochausgebildete Negersprache West-Afrikas bezeichnet werden muß). Aufser dieser Sprache der herrschenden Kaste giebt es unter den Heidenstämmen Adamauas zweifelsohne eine Reihe anderer oder — vielleicht richtiger — eine Reihe von dialektisch mehr, weniger verschiedenen eines gemeinsamen Sprachstammes.

Wie ich, in Bezug auf die Völkerverhältnisse, analoge Vorgänge in Adamaua und dem südlichen Teil des Graslandes, den Baliländern nachgewiesen habe, ähnlich wird es wohl auch auf sprachlichem Gebiet gegangen sein. Nur war es keine einheitliche Sprache, die die Eroberer ins Land getragen haben; jeder der nach Süden weichen den Stämme hat seine eigene oder seinen eigenen Dialekt mitgebracht; die Ureingesessenen besaßen gleichfalls bereits ihre sprachlichen Verschiedenheiten.

Da treten uns gleich mehrere Fragen entgegen, die ich leider offen lassen muß: sind die Sprachen der Einwanderer und der Ureinwohner sprachstammlich oder dialektisch verschieden? Wie verhält es sich in dieser Beziehung mit den Sprachen der Ureinwohner untereinander? Welchem großen Sprachstamm oder welchen -Stämmen gehören dann die Sprachen der einzelnen Völkerschaften (Einwanderer und Ureinwohner) an? Und schliesslich drängt sich als weitere noch jene auf: stehen die Sprachen der Baliländer in einer sprachverwandtschaftlichen Beziehung zu jenen des Waldlandes? Schon allein vom linguistischen Standpunkt aus ist die Lösung dieser aufgeworfenen Rätsel wichtig; vom weitesten ethnographischen und anthropologischen sowie geschichtlichen Interesse wäre sie, über dieses gerade in dieser Ecke des Meerbusens von Guinea herrschende Gewirr von Völkerschaften Klärung bringend in Bezug auf Rassenzugehörigkeit und Ausdehnung der Völkerverschiebungen.

Ich enthalte mich der naheliegenden Versuchung, auf Grund

meiner fast zweijährigen Beobachtungen allgemeiner Art und des in diesem Zeitraum gewonnenen teilweisen Einblickes in eine dieser Sprachen, die der Bali, eines eingewanderten Stammes, Beantwortung dieser oder jener der angeregten Fragen auch nur zu versuchen. Ich beschränke mich auf ledigliche Niederlegung meiner diesbezüglichen Ausbeute, der Fachgelehrsamkeit es überlassend, weitere Schlusfolgerungen daraus zu ziehen.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Wald- und Grasland-
 sprachen habe ich festgestellt, daß die Bewohner dieser Gebiete —
 gleichgiltig welchem Stamm sie oben bzw. unten angehörten — sich
 von vornherein nicht verständigen konnten. Im Banyangland gelang
 das den Bali allerdings in sehr kurzer Zeit; in welchem Grad aber
 hierzu die dortselbst lebenden, aus dem Grasland stammenden Sklaven
 beitrugen, entzieht sich meiner Beurteilung. Vergl. hierzu Abschnitt V,
 S. 259 u. f., sowie Abschnitt VI, S. 324 u. f.: „Báyong“ und „báta“.

Sprachliche
 Verschieden-
 heit
 zwischen
 Wald- und
 Grasland.

Zu letztgenanntem Worte noch ein paar Bemerkungen: die Banyang
 bezeichnen damit die Sklavendörfer; im Grasland findet sich dieses
 Wort in zwei Stammnamen unterjochter Ureinwohner: „Batánka“ und
 „Batankoán“. Auf die Komplikation, die einerseits darin besteht, daß
 es im Grasland in Eigennamen vorkommt, andererseits darin, daß es
 mit einem Wort, das in der Balisprache das Gleiche bedeutet wie
 „báta“ im Waldland, nämlich mit „kuán“ = Sklave verbunden ist,
 habe ich S. 325 aufmerksam gemacht und eine ethnographische Mut-
 mafsung daran geknüpft. Hier möchte ich auf letztgenannten Um-
 stand: die Verquickung zweier, im jeweiligen Gebiet das Gleiche
 bedeutender Worte vom sprachlichen Standpunkt aus besonders auf-
 merksam machen: wir stehen entweder vor der Thatsache, daß die
 Sprache der Waldlandstämme und eines fast untergegangenen Ur-
 einwohnerstammes im Grasland für den Begriff „Sklave“ das gleiche
 Wort hatten bzw. noch haben, während ein aus Adamaua eingewan-
 dertes Volk hierfür ein ganz anderes Wort: „kuán“ aufweist — oder
 das Ganze ist nur Zufall; „Batánka“ und „Batankoán“ sind thatsäch-
 lich reine Stammnamen im Grasland gewesen, und das „báta“ der
 Waldlandstämme hängt in keiner Weise damit zusammen.

Die Sprachen der Stämme in den Baliländern unter sich in
 Beziehung bringend, beschränke ich mich auf die Mitteilung, daß Ver-
 schiedenheiten vorhanden sind und zwar derartige, daß auch hier
 die Graslandstämme sich teilweise ohne weiteres nicht verständigen
 können. Wie weit die Balisprache im Grasland gesprochen oder
 wenigstens bekannt und gekannt ist, habe ich in Kartenbeilage 2 zum

Sprachliche
 Verschieden-
 heiten in
 den Bali-
 ländern.

Ausdruck zu bringen gesucht. Auf Richtigkeit in dieser Hinsicht macht dieselbe Anspruch, auf Vollständigkeit nicht.

Bevor ich auf die Balisprache selbst näher eingehe, schicke ich noch einige Beobachtungen voraus, die teils mehr auf Redeweise sich beziehen, teils mehr ethnographischer Art sind.

Zungen-
schlag.

Redeweise.

Bei allen mir persönlich bekannt gewordenen Stämmen der Bali-länder habe ich beim Ausdruck des Erstaunens, der Verwunderung neben der betreffenden Interjektion fast stets einen eigenartig klingenden schnalzenden Zungenschlag gehört. — Ebenfalls allgemein in diesen Gebieten ist mir ein ganz verschiedenes Benehmen beim Sprechen, je nach Gelegenheit und Zweck desselben, aufgefallen; und zwar läßt sich viererlei Redeweise (wenn ich das so bezeichnen darf) unterscheiden. Der dem Häuptling, überhaupt dem Höheren gegenüber eingehaltene Flüsterton, von fast gar keinen Gebärden begleitet, sowie die Redeweise bei Unterhandlungen und in der gewöhnlichen Unterhaltung: lebhaftes Sprechen mit noch lebhafteren Gestikulationen begleitet, haben bereits ihre Erwähnung gefunden (Abschnitt VI, S. 345, 437 u. a. a. O.). Die dritte Art: wie der „Rufer“ die Beschlüsse u. s. w. der Volksversammlung mitzuteilen hat, fand gleichfalls schon ihre Beschreibung in Abschnitt VI, S. 350. Wesentlich verschieden ist die vierte: das Verhalten des Grasländers, wenn er im engeren Kreise einer ihm aufgetragenen Mitteilung sich zu entledigen hat oder als Dolmetscher seines Amtes waltet. In diesen Fällen spricht er vollkommen ruhig, ohne jede Gestikulation, spielt höchstens wie verlegen mit Steinchen und Hölzchen am Boden. Es hat mir jedesmal den Eindruck gemacht, als betrachte er sich als reines Sprechinstrument einer anderen Person, deren Rede übermittelnd. Bei diesen Gelegenheiten sieht der Grasländer einen auch nicht an, blickt seitwärts vorbei oder hält die Augen zu Boden gesenkt, während er sonst frei und offen dem Angesprochenen ins Gesicht blickt.

In das ethnographische Gebiet einschlägig ist die Benennung des Einzelnen, des Stammes und Häuptlings. Vergl. hierzu Abschnitt VI, S. 324, 351 u. 427 (bezw. der Namen des Einzelnen siehe außerdem Ende dieses Abschnittes S. 510 u. f.).

Stamm- und
Häuptlings-
benennung.

Die Stammesbenennung setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Stammnamen und der die Vielheit kennzeichnenden Silbe „bá“: „bá-N'Yong“, „bá-Fút“, „bá-Ndeng“, „bá-Múnda“, „bá-Fuen“ u. s. w. (Man beachte die verschiedene Betonung.)¹⁾ In diesem Gebrauch

¹⁾ Zur Schreibvereinfachung bin ich im Text der gäng und gäben Schreibweise gefolgt: Ban'yong, Bafut, Bandeng, Bamunda, Bafuen u. s. w.

habe ich bei Ureinwohnern und Eingewanderten keinen Unterschied gefunden.

„Fúon“ heisst in der Balisprache und auch in der von ein paar weiteren eingewanderten Stämmen — der Herr, der Herrscher. In der Zusammensetzung mit dem eigentlichen Stammnamen besteht der Titel des betreffenden Häuptlings, wobei sich das „fúon“ in „fó“ („fón“) abgeschliffen hat: „fó-N'Yong“, „fó-Fut“, „fó-Messon“ u. s. w. (der Ton bleibt ausnahmslos auf „fó“) ¹⁾. Nicht aber: „fó-Ndeng“, „fó-Fuen“ u. s. w.; der jeweilige Eigenname des Herrschers ist bei diesen Stämmen zugleich sein Titel. Das ist sprachlich und ethnographisch auffallend: erstgenannte Stämme sind eingewanderte, letztere urangesessene. Darf daraus geschlossen werden, daß die beiden Völkerkategorien sprachstammlich verschieden sind? und, gewissermaßen umgekehrt: darf diese Verschiedenheit der Bezeichnung als völkerscheidendes Merkmal aufgefaßt und als solches verallgemeinert werden?

Schließlich erwähne ich noch, daß ich bei den Bali neben der allgemeinen Umgangssprache noch eine Art Geheimsprache beobachtet habe. Bisweilen wandte sie der Häuptling während eines palavers an, und besprach sich in ihr mit seinen Ratgebern und Vertrauten. Das Idiom klang mir vollständig fremd und vermochte ich auch nicht die geringste Ähnlichkeit weder mit der allgemeinen Stamm- noch auch mit der Haussasprache zu entdecken. „Nur die Vornehmen könnten diese Sprache sprechen“, behaupteten die befragten Bali: „auch die Bafut besäßen eine solche Geheimsprache.“ Anlässlich dieser Beobachtung erinnere ich daran, daß sowohl manche Lieder als auch die Totengesänge der Bali anderssprachig klangen (siehe Abschnitt VI, S. 388 und 441). Der eben mitgeteilten Behauptung der Bali zufolge müßte das dann ein weiteres Sprachidiom sein?

Geheim-
sprache
u. s. w.

Die Balisprache.

Indem ich in Folgendem die hierüber gemachten Beobachtungen niederlege, bin ich mir sehr wohl bewußt, daß ich auch auf diesem, dem sprachlichen Gebiet, nur Bruchstücke zu geben vermag. Was ich nicht mit Sicherheit festgestellt zu haben glaube, habe ich weggelassen.

Ich legte mir bei der seinerzeitigen Aufzeichnung auf Baliburg ein eigenes Zeichensystem zurecht, um die zu Beginn dieses Abschnittes

¹⁾ Analog der Textschreibweise der Stammnamen von mir gleichfalls für gewöhnlich vereinfacht in: Fon'young, Fofut, Fomesson u. s. w.

geschilderten technischen Schwierigkeiten nach Möglichkeit auszu-schalten. Acht Jahre sind vergangen, daß diese Sprache an mein Ohr geklungen; und so muß ich bei Veröffentlichung meiner Beobachtungen um so mehr an die gemachten Aufschreibungen und einmal gewählten Zeichen mich halten, dem Gedächtnis und Gehör gänzlich mißtrauend.

A. Aussprache.

Soweit nicht nachfolgend anders vermerkt, wird der betreffende Buchstabe, das Wort u. s. w. wie in der deutschen Sprache ausgesprochen.

ε bedeutet: kurzen oe-Laut; gleich dem im französischen Artikel „le“.
ch bedeutet: tief und hart sprechen; anklingend an k.

ntch, tch, dj u. s. w. bedeutet: die unter der Haube (—) stehenden Buchstaben verbunden und weich aussprechen, mit ganz leichtem s-Anklang vor dem letzten der so zusammengefaßten Buchstaben (ch = ein Buchstabe).

ui u. s. w. bedeutet: einsilbig zu sprechen.

Die sonstigen Zeichen: ' (Ton), - (lang), ~ (kurz), bedürfen keiner weiteren Erklärung. In dem (S. 503 u. f.) angereihten Wörterverzeichnis ist (statt durch Hinzufügung des Zeichens: ') der betonte Vokal durch fettere Schrift hervorgehoben.

B. Formenlehre.

Die Balisprache darf wohl eine einsilbige genannt werden. Sie klingt im allgemeinen hart, unschön, nichts weniger wie wohl-lautend. Einigermassen wird die Härte gemildert durch Vorschläge, angehängte Silben und Verdoppelungen. Die Sprache klingt eintönig, da ihr Deklination und Konjugation im strengen Sinne, desgleichen jeglicher Artikel, Ausdrucksfähigkeit für Ein- und Mehrzahl (ich habe in dieser Beziehung nur eine Ausnahme festgestellt), sowie fast jegliches Fürwort fehlt.

Sie ist auch ziemlich arm zu nennen. Für mehrere Begriffe weist sie nur je ein Wort auf; manchmal gänzlich gleichlautend, manchmal durch eine kaum merkbare, zum mindesten mit unseren Zeichen nur unvollkommen wiedergebbare Betonungsänderung unterschieden.

Beispiele: fá = bringen, tragen und pflanzen und Perle; mbí = Ziege und Kolanuß; fú = hell und kalt und lügen; ndú = Palmwein; ndú = Honig; ntchí = Wasser; ndchí = Zeug, Stoff.

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die bereits berichtete Thatsache, daß die Bali für Farben nur drei Grundbezeichnungen haben: nach unseren Begriffen als rot, hell, dunkel anzusprechen.

Andererseits darf man aber auch nicht vergessen, daß die Zeichensprache in ihrer hohen Vollkommenheit gar manche Worte und Begriffe völlig ersetzt.

1. Vorschlag, Verdoppelung, Anhängesilben.

Vorschlag und Verdoppelung bringen stets eine Steigerung des Begriffes zum Ausdruck; die Anhängesilben bedeuten zum Teil das gleiche, zum Teil haben sie lediglich die mehr oder weniger zu Tage tretende Nebenbedeutung des Verbindlichen oder der Zärtlichkeit.

Der Vorschlag besteht in dem Laut „ä“, der also in dieser Neger-sprache das Gegenteil eines α privativum ist (wie das z. B. in der Wei-Sprache der Fall ist).

Das verstärkende Anhängsel lautet „ti“, oder noch gesteigerter „titi“ (Verdoppelung).

Die Verdoppelung besteht in unveränderter Wiederholung des einfachen Grundbegriffes (wie ich es auch in der Banyangsprache an dem Worte „íta“ = schnell beobachtet habe). Auch Verdreifachung findet sich.

Der Vorschlag wird bei Adjektiven und Adverbien angewendet. Verstärkendes Suffix und Verdoppelung haben statt bei den Zeit-, Eigenschafts- und Umstandswörtern.

Vorschlag und verstärkendes Suffix werden auch zugleich angefügt. Beispiele: bóng = gut; a-bóng oder bóng-ti oder a-bóng-ti = sehr gut; bóng-titi oder a-bóng-titi = ausgezeichnet, ganz außerordentlich gut.

dyám = viel, oft; a-dyám oder dyám-ti oder a-dyám-ti = sehr viel, sehr oft; dyám-titi oder a-dyám-titi = massenhaft, häufig.

nóng = schlafen; nóng-nong = tief schlafen.

Wichtig ist folgendes Beispiel: mé = ich; aber mé-mé, (meist) mé-mé-mé = alle (also gewissermaßen die einzelnen „ich“ zusammengezählt).

fú = lügen; fú-ti und fú-titi (Steigerung) = etwa: „lügen wie gedruckt.“

fá = pflanzen; fá-ti = viel oder fleißig pflanzen.

Die zur Erzielung größeren Wohllautes am Schlusse eines Wortes angefügten Suffixa sind: kă, kët, kălë, kërre, yö. Sie haben, wie gesagt,

zugleich den Nebengriff des Verbindlichen, Kosenden, und mildern in diesem Sinne z. B. auch die Schroffheit eines Befehls. Diese Wohllautsuffixe (wie ich sie kurz zum Unterschied von dem verstärkenden Suffix „ti“ und „titi“ nennen will) werden wie dieses an Zeit-, Eigenschafts- und Umstandswörter angehängt, ferner an Haupt- und Fürwörter; nur an Zahlwörter nicht.

Beispiel: Uebersetzung des Satzes: „Gehe in das Haus; siehst du das Weib, so sage ihr, sie soll mir vielen, guten Palmwein, Feuerholz, kaltes Wasser und zwei Pfeifen bringen. Verstehst du mich?“

(ohne Wohllautsuffixe):

gé ma ndáb, o kí-ti ménguī, súnge: ε fá mε
gehen in Haus du sehen? Weib sage sie bringen mir
ndũ a-bóng a-dyám-titi, kũn, ntchĩ fũ,
Palmwein sehr guten sehr vielen Feuerholz Wasser kalt
tchĩn'daba n'ibba; o yó mε
Pfeifen zwei du verstehen? mich

(mit Wohllautsuffixen):

gé ma ndáb'-io, o kí-ti-ka mengui-kalé, súnge: ε fá mε-ka
ndũ-ka a-dyám-titi bong-kérre, kũn, ntchĩ-ka fu-két, tchĩn'daba
n'ibba; o yó mε-ka?

Wie in vorstehendem Beispiel schon zum Ausdruck kommt, werden die Wohllautsuffixe „ket“ und „kerre“ mit Vorliebe bei Adjektiven und Adverbien verwendet, „ka“ findet sich überall, „kale“ am häufigsten bei Hauptwörtern; „io“ habe ich fast nur an Hauptwörtern beobachtet, wenn sie am Schluß eines Satzes standen.

Man beachte auch die Verlegung des Tones vom Grundwort auf die Suffixe „ket“, „kale“ und „kerre“: fu-két, mengui-kalé, bong-kérre.

Endlich habe ich noch eines weiteren Wohllautsuffixes Erwähnung zu thun, das ich nur an einem Wort, aber da sehr häufig, angehängt fand: „mē“ am Wort „mĩ“ (meist á-mĩ = fertig, beendet, zu Ende): a-mĩ-me.

Auch an solche Worte, die bereits das Verstärkungsprä- und -suffix tragen, wird das Wohllautsuffix angehängt, so daß oft ein kurzes einsilbiges Wort, mit den verschiedenen Prä- und Suffixarten ausgestattet, eine ganz stattliche Länge bekommt.

Beispiele: „bóng“ wird zu „a-bóng-titi-ka“; „dyám“ zu „a-dyám-titi-két.

Infolge all dieser nach freiem Belieben anzuhängenden und wegzulassenden Prä- und Suffixe ist es oft außerordentlich schwierig, einerseits ein an sich gekanntes Wort wieder zu erkennen, andererseits aus diesen Hüllen das Grundwort herauszuschälen.

Beispiele: „á-mí“ und „mi-kérre“ sind ein und derselbe Begriff = fertig; „bóng“, „a-bong-kérre“, „a-bóng-titi-ka“ bedeuten alle drei = gut bzw. Steigerung davon.

2. Zusammenziehungen.

Erschwert wird Verständnis und Erkennung des Grundwortes auch durch einen weiteren Sprachgebrauch; namentlich bei kurzen, meist konstant bleibenden Redensarten: durch Zusammenziehung mehrerer Worte zu einem Ausdruck, wobei eine oder die andere Silbe verschwindet.

Beispiel: má-ti = warten, ní = schnell, túo = kommen. Daraus hat sich nun die Redensart gebildet, die geradezu zu einem Adverb geworden ist: má-ti n'tó = gleich, im Augenblick (wie wir etwa sagen: „bitte einen Augenblick zu warten, ich komme gleich“). Unverkürzt würde die Redensart lauten: má-ti, ní túo = warten, (ich) schnell kommen.

Gleiches werden wir bei den Interjektionen nochmals finden.

Dem „Wörterverzeichnis“ habe ich mehrere Redensarten angefügt, bei denen ich wohl die Bedeutung herausgebracht habe, nicht aber immer die einzelnen Wortbestandteile. Höchst wahrscheinlich beruhen sie ebenfalls auf derartigen Zusammenziehungen.

3. Verneinungsform.

Eine weitere Schwierigkeit, mehr für das Verständnis als für die Zergliederung, bildet die Verneinungsform.

Sie besteht in der Silbe „má“ (die zugleich Präposition im örtlich hinweisenden Sinne ist; siehe S. 501, Ziffer 13). „má“ heißt demnach = nicht und = in, zu, nach. Für „nein“ besteht ein eigenes Wort: „ngáng“.

In dieser zweifachen Bedeutung von „má“ liegt die erste Schwierigkeit für das Verständnis. Die zweite besteht in dem Platz, den „má“ als Verneinungspartikel einnimmt.

„má“ steht vor dem Verbum, wenn der Satz negativen Sinn besitzt: also zum Ausdruck des konträren Gegenteils; es steht vor dem Adjektiv (Adverb) zur Bezeichnung des kontradiktorischen Gegenteils. Um letzteres zum Ausdruck zu bringen, wird die Partikel zwischen

das Grundwort und den Vorschlag „a“, der in diesem Falle fast stets dem Adjektiv (Adverb) vorgesetzt ist, eingeschaltet.

Beispiele für die Satzverneinung:

mé	ma	tám	}	ich schieße nicht.
ich	nicht	schießen		
mé	ma	gé	}	ich gehe nicht.
ich	nicht	gehen		
méngüi	ma	fú-ti	}	die Weiber lügen nicht.
Weiber	nicht	lügen		
o	ma	kí-ti?	}	siehst du nicht?
du	nicht	sehen?		

Beispiele für das kontradiktorische Gegenteil:

bóng = gut; a-ma-bóng = nicht gut.
dyám = viel; a-ma-dyám = nicht viel.

In den Fällen, in denen die Sprache ein Wort für den konträren Begriff nicht besitzt, vertritt das kontradiktorische Gegenteil seine Stelle; also heißt:

a-ma-dyám auch = wenig.

Die Anfügung des Verstärkungssuffixes sowie der Wohllautsuffixe erleidet durch diese eingefügte Verneinungsform in keinem Falle eine Aenderung oder Einschränkung; war ohne diese Negationspartikel die Begriffssteigerung eine positive, so wird sie mit derselben eine negative.

Beispiele: a-bóng-titi = sehr gut, ausgezeichnet; a-ma-bóng-titi = ganz und gar nicht gut; a-dyám-titi-ka = außerordentlich viel; a-ma-dyám-titi-ka = ganz und gar nicht viel, blutwenig u. dergl.

4. Frageform.

Aus manchen Sätzen in fragender Form, die ich da und dort als Beispiele anführte, konnte man schon die Frageform ersehen. Sie besteht in der dem Infinitiv des Verbums vorangesetzten Silbe „ó“, die zugleich Pronomen ist (siehe S. 498, Ziffer 10) oder vielmehr richtiger: das Pronomen „ó“ = du (nebst der entsprechenden d. i. fragenden Satzbetonung) bildet die Frageform.

Beispiele: o	yó	}	verstehst du?	
	du verstehen?			
o	yó	mε-ka	}	verstehst du mich?
du verstehen	mich?			

o fá mɛ-ka }
du bringen mir? } bringst du mir?

o kí-ti ntchéén }
du sehen Elefant? } siehst du den Elefanten?

o mɛ g'é }
du ich gehen? } soll ich gehen?

5. Satzbildung.

Das eben genannte, die Frageform bildende Pronomen, vertritt auch die Stelle unseres Konditionalsatzes (wie das übrigens auch in unseren Sprachen statthat).

Beispiele:

o	kí-ti	bong-két,	tám	bong-két	{ wenn du gut siehst, schießt du auch gut (wofür man auch bekanntlich sagen kann: siehst du gut, so schießt du auch gut).
du	sehen	gut	schießen	gut?	

o	túo	ma	guén,	fá	mɛ	{ kommst du in die Farm, so bring mir recht viel Erdnüsse mit.
du	kommen	in	Farm	bringen	mir	
	mbíang		a-dyám-titi			
	Erdnufs		sehr viel			

Die Sätze überhaupt sind kurz.

Die Wortreihenfolge ist meinen Beobachtungen zufolge eine ausnahmslos regelmässig eingehaltene. Ich verweise auf die bereits als Beispiele angeführten Sätze und die am Schlusse des Abschnittes (S. 506 u. f.) folgenden Textproben. Hier nur soviel:

Bei der Frageform leitet stets das Verb mit dem Pronomen (Fragepartikel) den Satz ein. — Adjektiv und Zahlwort stehen immer nach dem Hauptwort, dem sie zugehören. — Die Subjektspronomina stehen regelmässig vor dem Verbum, die Objektspronomina nach demselben, z. B. mɛ fá = ich bringe; fá mɛ = bring mir.

6. Hiatus.

Etwa entstehender Hiatus wird bisweilen durch eingeschaltetes „n“ vermieden, aber nur in gewissen Verbindungen; eine Logik in dieser Beziehung vermochte ich nicht festzustellen. So sagt der Bali z. B. stets: mbí n'ibba = zwei Ziegen, mbó n'ibba = zwei Arme; dagegen máni itét = drei Männer (siehe auch S. 499, Ziffer 11; S. 500, Ziffer 12 und S. 502, Ziffer 15).

Nicht selten wird dieses „n“ auch eingeschaltet, ohne durch sonst entstehenden Hiatus bedingt zu sein, bezweckt also nur größeren

Wohllaut, z. B. nú-n'daba = rauchen; é ni n'túo = er kommt gleich, Báli-N'kunbát (siehe auch S. 500, Ziffer 12). Auch hierin konnte ich ein bestimmt eingehaltenes Gesetz nicht beobachten.

Zu den einzelnen grammatischen Elementen, soweit sie bis hierher nicht bereits behandelt sind, habe ich noch zu bemerken:

7. Artikel.

Einen solchen kennt die Balisprache nicht, weder bestimmten, noch unbestimmten.

8. Substantiv:

Dasselbe besitzt weder Deklination noch verschiedene Formen oder Endungen für Singular und Plural. Ob Einzahl oder Mehrzahl gemeint ist, muß entweder aus dem Sinn hervorgehen oder aus der Beisetzung einer Zahl in Wort bzw. Gebärde oder eines den Begriff der Menge bzw. des Gegenteils anzeigenden Objektivs. Mir ist nur eine Ausnahme bekannt: múbang = Mann (Sing.), máni = Männer (Plur.).

Eine Art Vokativ besteht jedoch, indem ein „ě“ angehängt wird. Ich habe diese Form stets beobachtet, wenn der Bali ein Wort, entweder wegen der Wichtigkeit der Sache, oder wenn es von dem Hörer das erste Mal nicht richtig verstanden wurde, öfters wiederholt, z. B. ndũ = Palmwein; Vokativ: ndũ-e, ndũ-e. Auch kurzen, herrischen Befehl drückt dieser Kasus bisweilen aus (etwa wie-wir barsch sagen: Wein her!), also in diesem Falle einen Imperativ bildend.

9. Adjektiv:

Es ist gleichfalls völlig unveränderlich wie das Substantiv; und zwar ohne Ausnahme. Der vorgenannte Vokativ findet sich auch hier zum gleichen Zwecke wie dort. Das Adjektiv vertritt die Stelle oder wird zum Adverb, soweit solche fehlen.

Beispiel: dyám = viel; wird mit adverbialer Bedeutung auch = häufig.

Einen Komparativ in unserem Sinne giebt es beim Adjektiv nicht, wie einen solchen die Balisprache wohl überhaupt nicht kennt; dafür springt die Verstärkung mit den bezüglichlichen Prä- und Suffixen „a“ und „ti“, „titi“ ein. (Vergl. hierzu auch Abschnitt II, S. 61.)

10. Pronomen.

Ich habe nur ein Personalpronomen feststellen können. Es lautet:

mé = ich, mir, mich	bǎ = wir, uns
ó = du	ó = ihr
é = er, sie, es	é = sie.

Den Nominativ Pluralis werden wir gleich unten bei den Zahlwörtern wiederfinden als Begriff der Vielheit.

Auf die Bildung des unbestimmten Fürwortes „alle“ durch Verdoppelung und (noch häufiger) Verdreifachung der ersten Person Singularis des Personalpronomens „mé“: mé-mé-mé = alle, habe ich (S. 493) bereits aufmerksam gemacht.

11. Verbum.

Dasselbe besitzt keine Konjugations- und Temporalformen oder -endungen. Zur Bezeichnung des unmittelbar Bevorstehenden findet sich eine Art Hilfsverbum: gé = gehen.

Beispiele: mé gé tám } ich werde gleich schießen.
 ich gehen schießen
 o gé fá ndú } willst du Honig bringen?
 du gehen bringen Honig?
 é gé fá-ti } (wie wir auch sagen:) er geht pflanzen.
 er gehen pflanzen

Auch zur Bezeichnung der Vergangenheit greift die Sprache zu einem Aushülfsmittel, wie ich nicht selten beobachtet habe, indem dem betreffenden Satz, bisweilen auch Substantiv, seltener aber dem Verbum das Wort mí = fertig angefügt wird (meist in der Form „mí-me“, siehe oben S. 494). Es wird damit die soeben stattgehabte Beendigung der Thätigkeit u. s. w. zum Ausdruck gebracht; wir können das am besten mit unserem „eben, gerade“, übersetzen.

Beispiele:

máni uá kûin; mí-me } die Männer sind eben mit dem
 Männer hauen Holz fertig } Holzhauen fertig geworden.
 mé náp-ti ndáb; mí-me } ich bin gerade mit dem Haus-
 ich machen Haus fertig } bau fertig geworden.

n'dáb mí-me = das Haus ist fertig;

aber:

kûin mí-me = Feuerholz ist zu Ende, ist alle.

ba dyú mí-me } kann sowohl heißen: wir sind soeben mit
 wir essen fertig } dem Essen fertig geworden; als auch:
 wir haben nichts mehr zu essen.

In solchen Fällen muß eben der Zusammenhang, die augenblickliche Situation u. dergl. aufklärend beitragen; nicht zum letzten auch die Gebärdensprache.

Zur Bezeichnung der Person wird, wie wir aus diesen Beispielen ersehen, das Personalpronomen vor den Infinitiv des Verbs gesetzt: z. B. ba náp-ti = wir machen, wir thun.

Die beim Substantiv und Adjektiv vorkommende Anhängung eines „ě“ findet sich auch beim Verbum; bildet also die Imperativform.

Beispiele: fúng = rufen; fúng-e = rufe!

nóng = schlafen; nóng-e = schlafe!

Vermeidung des hierbei etwa sich ergebenden Hiatus durch eingeschaltetes „n“ glaube ich bisweilen beobachtet zu haben. Eine Ausnahme bildet túo = kommen. Hier heisst der Imperativ: tú-e; es hat also eine Abwerfung des Schlußvokals stattgefunden. „túo“ muß sich noch eine Veränderung gefallen lassen: fällt in eben genannter Form stets das „o“ aus, so lautet dieses Verbum in Verbindung mit „ní“ bald „tó“ bald „tú“ (siehe auch S. 495, Ziffer 2).

Als Imperativform wird übrigens auch (wie bei uns) nicht selten der Infinitiv gebraucht (sogar mit noch herrischerem Ausdruck).

Beispiel: kó ntchu-ndáb } Haushüre schliessen!
 schliessen Thüre Haus

12. Zahlwort.

Das Zahlensystem ist, wie ich schon bei Besprechung der Zeichensprache sagte, bis 100 vollkommen ausgebildet.

Ein unbestimmtes Zahlwort ist „bá“, welches lediglich den Begriff der Vielheit ausdrückt; als Pronomen haben wir es bereits als erste Person Pluralis = „wir“ kennen gelernt. In Verbindung mit Haupt- u. s. w. -worten habe ich es nie gehört; nur bei den Stammeseigennamen bezeichnet es die Ganzheit, die Masse des Volkes (siehe S. 510).

Die Zahlworte sind Kardinalzahlen und lauten:

ín	= 1	góm sso n'itét = 13 (10 und 3)
íbbá	= 2	u. s. w.
itét	= 3	bá n'gom = 20 (2 × 10)
íkwä	= 4	té n'gom = 30
itän	= 5	kwá n'gom = 40
ntú	= 6	tá n'gom = 50
kwätét	= 7 (4 + 3) ¹⁾	ntú n'gom = 60
ífum	= 8	? = 70
ndsčibö	= 9	fú n'gom = 80
góm	= 10	ndschi n'gom = 90
góm sso n'ín	= 11 (10 und [?] 1)	nchú (?) = 100
góm sso n'íbbá	= 12 (10 und 2)	

¹⁾ Auf gleicher Zusammensetzung beruht auch das optische Zeichen für 7 (siehe S. 487).

Man beachte den Wegfall von Silben der Einerzahl bei den Vielfachen von 10, ferner das Einschieben eines „n“ vor „góm“ gleichfalls bei den Vielfachen von 10, sowie regelmäfsig zur Vermeidung eines event. Hiatus. Die Zwischenzahlen von 20 aufwärts werden in derselben Weise gebildet wie die von 10 bis 20, z. B. bá n'gom ssó n'ibba = 22; ntú n'gom sso kwátet = 67.

Das „ssó“ bei den Zwischenzahlen dürfte wohl unserem „und“ entsprechen; ich komme bei den Konjunktionen (a. f. S.) nochmals darauf zurück.

Die Bali zählen bis 100, dann wird wieder von vorn begonnen. Schlagend kam dies zum Ausdruck, als einst beim Stamme eine ruhrartige Krankheit wütete, die an 600 Menschen frafs. Wenn wir uns manchmal bei dem Häuptling Garega erkundigten, wieviel Opfer diese Epidemie in den Tagen seit unserer letzten Nachfrage verschlungen, so liefs er kleine Bündel zusammengebundener Bambusstückchen bringen und wies sie uns wortlos vor. Jeweils 100 waren zusammengeschnürt, und über das letzte volle Hundert hinaus waren Päckchen zu je 10 bzw. weniger Stäbchen gemacht: das Totenregister des Stammes.

Ich möchte auf manche Aehnlichkeit mit der Zählweise und den Zahlworten der Haussa aufmerksam machen, ohne Schlusfolgerungen ziehen zu wollen. 10 heifst in der Haussasprache „góma“; das „ssó“ der Balisprache erinnert an „schób“; die Zusammensetzungen 11, 12 u. s. w. finden hier wie dort gleich statt; desgleichen die Vielfachen von 10, 20, 30 u. s. w.

13. Präposition.

Ich habe zwei feststellen können:

má: drückt den Begriff der Richtung aus, also etwa = in, nach, zu. Es steht vor dem jeweiligen Worte.

bá: hat ähnliche Bedeutung, steht aber nach dem betreffenden Worte, und entspricht so unserem = dort. Pleonastisch wird „bá“ nicht selten dem Worte angefügt, das bereits die erst-aufgeführte Präposition vor sich stehen hat.

Beispiele: me gé ma ndáb } ich gehe ins Haus.
 ich gehen in Haus

o kí-ti nyú ba } siehst du das Dorf dort?
du sehen Dorf dort?

 gé ma ntchí ba } gehe zu dem Wasser dort!
 gehen zu Wasser dort

14. Konjunktion.

Ich vermag nur eine zu nennen: das bei den Zahlwörtern bereits genannte „ssó“ = und. Und diese Bedeutung ist nur Vermutung, eben auf dortigem Gebrauch fußend; in anderen Wortverbindungen habe ich sie nicht entdecken können.

15. Interjektion.

Diese sind schon etwas zahlreicher, was bei dem lebhaften Temperament des Negers nicht wunder nimmt. Ich führe nur die häufigsten an (siehe hierzu auch S. 490).

bé-té: Ausruf der Verwunderung, des Erstaunens.

ũ-é: bedeutet das Gleiche, nur mit Unwillen gemischt; etwa = oho! Der gleiche Laut wird häufig an Eigennamen angehängt beim lauten An- und Herbeirufen der betreffenden Person; etwa = he, hollah! z. B. Uándi: Uándi-n'u-é; Bándi: Bándi-n'u-é.

ě-ě (das erste e hoch und kurz, das zweite tiefer und langgezogen): hat ungefähr die gleiche Bedeutung wie „bé-té“; lautlich und begrifflich etwa = ei, ei! (wer hätte das gedacht; ja was nicht gar; u. dergl.).

Eine häufig gehörte Redensart, halb Interjektion, halb Adverb geworden, ist die Zusammensetzung „nitó“ aus „ní“ = schnell, und „túo“ = kommen, wozu noch das Wort: „fúon“ = Herr, Häuptling, in „fón“ zusammengezogen, tritt. Die ganze Interjektion lautet dann: fón ní tó, oder noch häufiger: ké fon ní tó = Achtung, der Herrscher kommt gleich; und übertragen = aufgepaßt, still, ruhig! Diese Bedeutung hat die Redensart allmählich bekommen. (Der Grundgedanke ist klar: wenn der Herrscher, der Häuptling naht, muß alles still sein.)

Die hierbei genannte Partikel „ké“ ist schwer zu übersetzen; sie hat bald die ausgesprochene Bedeutung des Aufmerksammachens, bald eine fragende, bald spielt sie eine ganz untergeordnete Rolle. Ihr Platz ist gleichfalls verschieden: am Satzanfang oder irgend einem Worte angehängt. In den Textproben werden wir ihr verschiedentlich begegnen.

C. Wörterverzeichnis¹⁾.

Substantiva.

tũ = Kopf.
 lĩ-tũ = Augenlid.
 mĩmũ = Auge.
 kōndĩ-tũ = Nase.
 ðũng-tũ = Ohr.
 nũng-tũ = Kopfhair.
 nũng-tchũ = Barthair.
 (?) ngaumĩũ = Hals.
 nĩ-tũ = Brust (männliche).
 mbũĩn = Brust (weibliche).
 bāng-tũ = Bauch.
 mbō = Arm.
 tũ-mbō = Ellenbogen (wörtlich: Kopf
 des Armes).

mũbāng = Mann.
 mānĩ = Männer.
 mēngũĩ = Weib.
 kēkēlē = kleines Kind (und) klein.
 fāntũ = Bruder.
 fāllā = Schwester.
 bābũ = Vater.

ntchēn = Elefant.
 nīngũätt = Flufspferd.
 nyätt = Büffel.
 mýāngōb = Leopard.
 nyō = Schlange.
 (?) kōngnitām = Chamäleon.
 mĩssĩ = wildes Huhn.
 ngāp = Antilope.
 fũōn = Stier, Rind (und) Herr.

nyām = Fleisch.
 mbĩ-nyām = Ziegenfleisch (dann auch
 = Ziege).
 kũn-nyām = Schweinefleisch (dann
 auch = Schwein).
 ðyũ = Essen.
 ndũ = Palmwein.
 ndũ = Honig.
 kāng = Hirsebier.
 ntchĩ = Wasser.
 ngāfũt = Mais.
 kōndōng = Banane.
 mbiāng = Erdnuß.

lā-mbō = Handfläche (lā = stehen,
 mbō = Arm; also wörtlich: das,
 worauf der Arm steht).
 ssĩbō = Finger.
 kũ = Bein, Schenkel.
 lā-n'kũ = Fußsohle (wörtlich: worauf
 das Bein steht; vergleiche oben
 lā-mbō).
 kēt, kērũ = männliches Glied.
 ntchā-ũm = Hodensack.
 ndzē = weibliche Scham.
 (?) nōnwē-tũ = Schamhaare.

ānā = alte Frau (im ehrwürdigen
 Sinne).
 sũnnā = Freund, Freundin.
 bābā = Narr, Thor.
 fũōn = Herr, Herrscher (und) Stier; in
 ersterer Bedeutung meist in „fōn“
 oder „fō“ zusammengezogen.
 kũān = Sklave.

ssĩbĩssĩ: ein hamsterähnliches Tier.
 mbĩ = Ziege, Schaf (und) Kolanuñ.
 kōkōlōkō = Hahn, Huhn.
 nwũ = Hund.
 kũn = Schwein.
 nchũm = Heuschrecke.
 nwũĩn = Bambusschnecke.
 ntēt = Laus.

mbōllēm = Kürbis.
 nyā: eine eßbare Frucht, ähnlich den
 Bohnen.
 mpā: eine Art Nüsse.
 ngā: eine Art Feldsalat.
 nkũng = Bohne.
 ssĩssũng: ein eßbares Gras.
 gōätt = Palmöl.
 ndschĩ = Salz.
 tĩtā = Pfeffer.
 dābā = Tabak.
 chũ = Baumwolle.
 mbĩ = Kolanuñ (und) Ziege, Schaf.

¹⁾ Hier ist der betonte Vokal durch etwas fettere Schrift gekennzeichnet.

ntū = Baum.
ndēng = Bambus.
kūin = Feuerholz.
ssüssung = Schilfgras.

(?) tāmbüŋ: die Frucht des „Seifen-
baumes“.
nwīn = Gras.

nūm = Sonne¹⁾.
mū = Mond (und) Monat²⁾ (und) Feuer.
ntchū = Tag.
nyūm = Nacht.
wisān (meist wisān-ka) = Morgenstern
(und) Morgen.

mbōng = Regen.
mū-mbōng = Blitz (wörtlich: Feuer
des Regens).
ndām = Regenbogen.
ntchā = Erde.

nyū = Dorf.
gūēn = Farm.
ndāb = Haus³⁾.
ngūng-ndāb: die als Dachseiten auf-
gesetzten Dreiecke.

tāng: die Dachplattform, auf welche die
„ngūng-ndab“ aufgesetzt werden.
ntchū = Thüre.
ntchū-ndāb = Hausthüre.
ntō = Ecke.

ūgé = Kalebasse.
nkēt = Matte.
llōng = Schemel.
kāng = Koffer.

kōkāt = Korb.
bāng = Topf (und) rot, braun.
ntū = Becher.
(?) dŷōng-ntchī = Seife.

ndchī = Stoff, Zeug.
ndchī-mbūm = Kriegshemd.
ntchē-tū = Mütze (ntchē = sitzen,
tū = Kopf; also wörtlich: das,
was auf dem Kopfe sitzt).

tōgō: das weitwallende Gewand.
ntchāng = Armreif.
ngūāschi: die Schürzchen, welche die
Weiber vor der Scham und am
Gesäfs tragen.

mū-gōätt = monatliche Regel der Weiber (wörtlich: Monatsöl).

ssātō = Kamm.
ndōkāt = Haarpfeil.

fā = Perle (und) tragen (und)
pflanzen.

tchī n'dābā = Pfeife.
lōng = Rohr.

lōng-tchī n'dābā = Pfeifenrohr.

kōng = Speer.
kāng, nākāng = Gewehr.
mīnyī = Schlachtmesser.
kām-tū = Rasiermesser.

nnāmā: das Dolchmesser mit Bügelgriff.
ssō, ssō-fā = Erdhacke (zur Farm-
arbeit).
nkā = Trommel.

¹⁾ Hiermit bezeichneten die Bali auch unsere Uhren und Aneroide.

²⁾ Entsprechend der Zeitrechnung nach Mondmonaten.

³⁾ Hiermit bezeichneten die Bali auch unsere Stiefel („Haus des Fusses“).

Adjektiva und Adverbia^{1) 2)}.

bǒng (ǎ-bǒng, im adverbialen Sinne
meist bǒng-kēt) = gut.
ōũ (ǎ-bũ-tītī) = schlecht.
dǎm (ǎ-dyām, ǎ-dyām-tī) = viel,
häufig.
ǎ-mǎ-dyām = selten, wenig.
nī (adverbial fast stets in Verbindung
mit tǔō = kommen: nī-tō und
nī-n'tū) = schnell, eben, gerade.
mǎ (adverbial mǎ-kǎ) = langsam.
ndyāng = krank.
nkũ = tot.
ssissũ = lang, grofs.
kékēlō = klein (und) Kind.
bāng = rot, braun (und) Topf.
fũ (fũ-fũ) = hell (d. i. weifs, grün
und gelb) (und) kalt (und)
schwindeln.

ssī (ssīssī) = dunkel (d. i. blau,
schwarz).
tǒng (tǒng-kēt) = warm.
nwũ = neu.
ndī (ndīō) = heute.
nī-nkü = gestern (wörtlich: eben tot).
fũ nwī = morgen.
nǒng-fünwī = übermorgen (wörtlich:
schlafen morgen).
wīsāu-kǎ = früh (und) Morgen (und)
Morgenstern.
kǒkōlōkō-tītī = mit dem Hahnenschrei,
in aller Frühe.
(?) ngōngtschōnwī = immer.
mé-mé-mé = alle.
mōmō = nichts.
mī (ǎ-mī, ǎ-mī-mē) = fertig.
ǎkü = genug.
māsī = zu Boden.

Verba³⁾:

ǎō = hören, verstehen.
kī (kī-tī) = sehen.
fūng = rufen.
sūng = sagen.
fũ (fũ-tī) = schwindeln, lügen (und)
hell (und) kalt.
fǎksūn = schwindeln, lügen.
schā (schā-tī) = grüfsen.
kūng (kūng-tī) = gerne haben, lieben.
nũ = trinken.
ndze nũ = beschlafen (wörtlich: der
weibliche Geschlechtsteil trinkt).
nũ-n'dābā = (schwach) rauchen (wört-
lich: Tabak trinken).
(?) tchō-n'dābā = (stark) rauchen.
dyũ = essen (und) das Essen.

tchǒng = beschlafen.
nǒng = schlafen.
gé = gehen.
tǔō = kommen.
lǎ = stehen.
ntchē = setzen, sitzen.
ntchē-māsī = niedersitzen.
mā (mā-tī) = warten.
ssām = halten.
lǒng = aufheben.
ngǎ = öffnen.
kō = schliessen.
dōm (dōm-tī) = wärmen.
nchũ = reinigen, waschen.
nchũ kērũ = onanieren (wörtlich: das
männliche Glied reinigen).

¹⁾ Ich erinnere daran, dafs jedes Adjektiv event. in adverbialer Bedeutung gebraucht werden kann; sowie daran, dafs fehlende konträre Begriffe durch Kontradiktorium mittels „mā“ = nicht, ersetzt werden.

²⁾ Viele Adjektiva und Adverbia werden gewöhnlich nur mit Verstärkungs- bzw. Wohllautprä- bzw. (und) -suffix gebraucht: wenn dies der Fall, habe ich diese praktisch gebräuchliche Form in Klammern neben die theoretisch-grammatikalische Grundform gesetzt.

³⁾ Bemerkung ²⁾ bei Adjektiva und Adverbia ist auch für die Verba giltig.

bën = tanzen.

ḍjöp (ḍjöp-tī) = singen.

tōng (tōng-tōng) = blasen.

fǎ = bringen, tragen, (und) pflanzen
(und) Perle.

nǎp (nǎp-tī) = machen, thun.

lī = müde sein.

tām = schießen, töten.

uǎ = hauen, schneiden.

kūt = binden (und) bauen (Haus bauen
= kūt ndǎb).

lǎp (lǎp-tī) = schlagen.

nbāt = klettern.

Zahlwörter siehe S. 500, Ziffer 12.

Pronomina siehe S. 498, Ziffer 10.

Interjektionen siehe S. 502, Ziffer 15.

Präpositionen, Konjunktionen u. s. w.:

bǎ = dort.

mǎ = in, zu, nach (und) nicht.

nküssü = vorwärts.

ngāng, ngǎǎ = nein.

n (mit Gebärde des Kopf in die Höhe
Werfens) = ja.

ssō = (?) und.

wōi = hier (Antwort auf Anruf).

Grüßformen und Redensarten¹⁾:līngtū-kǎ } = wie heißt das?
līng-tī }

ǎ-ke = was willst du?

iǎ-kǎ = pafs auf!

mǎ-tī n'tō = gleich, im Augenblick.

fōn nī tō = still! ruhig!

ǎ-ŷilātō = das ist lustig.

ntchē nī böng-kēt = sei doch still!

(wörtlich: sitzen gleich gut).

ǎ-ḍjī mbōmbē = gar keinen Schein,
warum nicht gar.

Morgengrufs:

ō lǎ ndī? = heute schon auf? (wörtlich: du heute stehen; also etwa
= guten Morgen; bist du wohl?
u. s. w.).

Gegengrufs:

ō ssǎ nī = auch schon auf? (?)

Tagesgrufs:

mǎ-kǎ = langsam.

ō ḍjī böng-kōrrē = sei gegrüßt! (?)

Abschiedsgrufs:

ǎ-bōng gē-kǎ = leb wohl (wörtlich:
gut gehen).

Abendgrufs:

nōng-nōng böng gē-kǎ = schlaf
wohl, gute Nacht (wörtlich: tief
schlafen, gut gehen).D) Texte²⁾.

fūon, fǎ mē ndú; mē nú-titi.

Herr geben mir Palmwein ich viel trinken

„Herr, gib mir Palmwein; ich habe Durst.“

¹⁾ Siehe hierzu auch S. 495, Ziffer 2 und S. 502, Ziffer 15.²⁾ Hier habe ich auch einige Texte aus Dr. Zintgraffs Abhandlung über die Balisprache (Zeitschrift für afrik. u. s. w. Sprachen 1895, I. Jahrgang, 4. Heft, herausgeg. von A. Seidel) mit hereingenommen, jedoch mit meiner Schreibweise.

o yó me-ka, fón? bábu ge fu nwi-kalé ma guén-ka,
 du hören mich Herr Vater gehen morgen nach Farm
 kí-ti bong-kérre máni kuán méngui mé-me-mé.
 sehen gut Männer Sklaven Weiber alle

„Hörst du mich, o Herr? Der Vater wird morgen nach allen Männern, Sklaven und Weibern in der Farm sehen.“

máni itét kút ndáb ni-n'tú.
 Männer drei binden Haus schnell

„Drei Männer binden (bauen) geschwind das Haus.“

fá me káng; me ge tám ntché.
 geben mir Gewehr ich gehen schießen Elefant

„Gieb mir ein Gewehr, ich gehe den Elefanten zu schießen,“ aber auch:

„Wenn du mir ein Gewehr gibst, will ich den Elefanten schießen gehen.“

kuán babá-ke, má faksún!
 Sklave Thor nicht schwindeln

„Thörichter Sklave, lüge nicht.“

kút kuán; e fú-ti - fú-ti!
 binde Sklave er stark lügen stark lügen

„Binde den Sklaven; er lügt und schwindelt.“

méngui bong-két: múbang tong két.
 Weib schön Mann warm

„Schönes Weib: heißer Mann“ (Sprichwort).

ntché, ninguátt, nyátt: fántu itét a-bú-titi.
 Elefant Flufspferd Büffel Bruder drei ganz schlecht

„Der Elefant, das Flufspferd und der Büffel sind drei gar schlimme Gesellen“ (Sprichwort).

fá me ndú; ndúe, ndúe; ni-tó ni-tó! me
 bringen mir Palmwein Palmwein Palmwein schnell schnell ich
 nu ndú tóng-titi: ma ndyáng-ndyáng.
 trinken Palmwein sehr warm nicht krank krank

„Bring mir Palmwein! ein Königreich für Palmwein! schnell! spute dich!
 Wenn ich heißen Palmwein trinke, werde ich nie krank.“

kó ntchu ndáb! ngá ntchu ndáb-io!
 schliefen Thüre Haus öffnen Thüre Haus

„Schliesse (öffne) die Hausthüre!“

sünge súnna, e ntché-masí ma ndáb.
 sage Freund er niedersitzen in Haus

„Sage dem Freund, er soll ins Haus gehen und sich niedersetzen.“

kekelé lí-titi; ε nóng-nong.
 Kind müde sein sehr es schlafen schlafen
 „Das Kind ist todmüde; es wird tief schlafen.“

mu¹⁾-Báli gε tám, ε fá nákan, kóng, mínyi;
 Mann Bali gehen schießen er tragen Gewehr Speer Messer
 ε fá ndchi-mbúm, ntche-tú. myangób tám máni; mu-Báli
 er tragen Kriegshemd Mütze Leopard töten Männer Mann Bali
 tam myangób a-dyám-titi. ε uá ngaumiú a-dyám, ntché-
 töten Leopard sehr, sehr viel er schneiden Hals sehr viel setzen
 masí tú fúon.
 nieder Kopf Herrscher

„Wenn ein Bali ins Gefecht geht, so führt er Gewehr, Speer und Messer, trägt das Kriegshemd und eine Mütze. Er ist weit tapferer als der Leopard, er schneidet vielen die Hälse ab und legt die erbeuteten Köpfe dem Häuptling zu Füßen.“

ba nóng-nong ndío ma nwín; dyú mí-me. máni
 wir schlafen schlafen heute in Gras Essen zu Ende Männer
 góm gε ní-tó ma nyú ba; fúnge máni méngui: ε fá
 zehn gehen schnell nach Dorf dort rufe Männer Weiber sie bringen
 dyú a-dyám-titi: mbí, kókolokó, káng, kókat ndschibo ngafút,
 Essen sehr viel Ziege Huhn Bier Korb neun Mais
 mbóllem kwátet. súng bong-kérre mε fá ndchí ssíssi
 Kürbis sieben sagen gut ich geben Zeug dunkel
 a-dyám. o yó mε-ka? gε ní-tó!
 sehr viel du verstehen mich gehen schnell

„Wir schlafen heute im Freien; aber wir haben keine Lebensmittel mehr. Zehn Mann sollen sofort in das nächste Dorf dort gehen. Ruft die Männer und Weiber zusammen; sie sollen reichlich Lebensmittel herbringen: Ziegen, Hühner, Bier, neun Körbe voll Mais und sieben Kürbisse. Sagt ihnen deutlich, ich gebe dafür sehr viel dunkles Zeug. Habt ihr mich verstanden? Jetzt schnell fort!“

o kí-ti-ka mengui-kalé gε bá ma guén-ka? fungé-ka
 du sehen Weibchen gehen dort nach Farm rufen
 súnna ε túo ní-tó. mε schá-ti mengui-ka.
 Freund sie kommen schnell ich grüßen Weib

„Siehst du das Weibchen dort in die Farm gehen? Ruf sie, mein Freund; sie soll gleich (schnell) kommen. Ich lasse das Weib grüßen.“

mú mí-me; bá gε tám.
 Mond fertig wir gehen töten
 „In einem Monat ziehen wir in den Krieg.“

¹⁾ In dieser Zusammensetzung stets abgekürzt „mú“ statt „múbang!“

á-ke súnna? o me fá fá-ke báng? a-dji mbómbe.
 was willst du Freundin du ich bringen Perle rot gar keinen Schein
 „Was willst du, Liebchen? Ich soll dir rote Perlen schenken? Ja warum
 nicht gar!“

tám a-dyám-ti a-ma-bóng. máni mí-me ma nyú:
 töten viel nicht gut Männer fertig in Dorf
 mú mí-me.
 Feuer fertig

„Viel Kriegführen ist nicht gut; ein Dorf ohne Menschen ist gleich ausgebranntem Feuer“ (so pflegte der Balihäuptling Garega zu sagen).

fón yó mé-me-mé: a-bóng fón m' o yó¹⁾
 Herrscher hören alles sehr gut Herrscher nicht du hören
 mé-me-mé: a-ma-bóng.
 alles nicht gut

„Ein Herrscher muß alles hören; wenn er nicht von allem unterrichtet ist, so ist das ein Fehler“ (ein weiterer Ausspruch Garegas).

o gé ma nwin kút kókolokó: fá ngafút a-dyám-titi;
 du gehen in Gras binden Huhn bringen Mais sehr viel
 ma láp-ti ntú.
 nicht schlagen Baum

„Willst du ein ins Gras verlaufenes Huhn fangen, so streust du viel Maiskörner aus, aber schlägst nicht an die Bäume“ (so pflegte zur Entschuldigung mancher diplomatischen Doppelzüngigkeit Garega zu behaupten).

o lá ndi súnna! o gé ndio ma Fófut?
 du stehen heute Freund du gehen heute zu Fofut
 a-bong gé-ka.
 recht gut gehen

„Guten Morgen, Freund! Gehst du heute zum Häuptling von Bafut?
 Leb wohl!“

mé ndyáng tú (dúng-tu, báng-tu).
 ich krank Kopf Ohr Bauch

„Ich habe Kopf- (Ohren-, Bauch-)weh.“

méngui gé mé-me-mé bén; é fá nguáschi nwú bong-két.
 Weiber gehen alle tanzen sie tragen (Schürzchen) neu gut

„Die Weiber gehen alle zum Tanz; sie tragen schöne neue nguaschi.“

ía-ka! méngui mé-me-mé gé nóng-funwí kókolokó-titi fá
 paß auf Weib alle gehen übermorgen ganz früh tragen
 ntchi; máni bá n'gom fá ntchá, kuán fú n'gom gé uá
 Wasser Männer zwanzig tragen Erde Sklaven achtzig gehen hauen

¹⁾ Man beachte hier den Wegfall des „a“ in der Negation „má“; sowie die Frageform.

ndéng: m̄ kút ndáb ssíssa itét. mú nku: ndáb mí-me.
 Bambus ich binden Haus grofs drei Mond tot Haus fertig
 o yó m̄?
 du verstehen mich

„Pafs auf! Uebermorgen mit dem ersten Hahnenschrei sollen alle Weiber Wasser tragen, zwanzig Männer Erde herbeischaffen, achtzig Sklaven gehen Bambus hauen: ich will drei grofse Häuser bauen, die bei Eintritt des Neumondes fertig sein müssen. Verstanden?“

ké! mboéng ni tó, mu-mboéng a-dyam-titi. ba ntché-masi.
 Da Regen schnell kommen Blitz sehr viel wir sitzen nieder
 á-ke? ba nong-nong nyú ba? ngáng-ngáng. ntché ni bong-két.
 was wir schlafen Dorf dort nein nein sitzen schnell gut

„Da! Jetzt wird es gleich regnen, es blitzt schon sehr stark. Wir machen hier halt. — Was willst du? Wir sollen im Dorf dort schlafen? Nein, nein — Still, ruhig (keine Widerrede)!“

E. Eigennamen.

Die Niederlegung der Ergebnisse meiner sprachlichen Beobachtungen schliesse ich mit Anführung einer Reihe von Eigennamen Einzelner (Angehöriger des Balistammes).

Ich halte deren Kenntnis an sich für nicht uninteressant, dann aber gerade vom linguistisch-ethnographischen Standpunkt aus für bemerkenswert, indem hierdurch die bereits früher (Abschnitt VI, S. 427) geschilderte Namengebung erläutert und die dort angedeutete Sitte, zum Teil wenigstens, mit Beispielen belegt wird.

Ueber Stammnamen und Bezeichnung der Häuptlinge habe ich mich ebenda sowie im gegenwärtigen Abschnitt (S. 490 u. f.) bereits verbreitet. Nur jene Volksnamen führe ich hier noch einmal auf, bezüglich deren Erläuterung oder vielmehr Uebersetzung ich nunmehr auf das vorstehende Wörterverzeichnis Bezug nehmen kann.

Ich setze bei diesen, wie bei den Personennamen, die klar erkennbaren oder von mir vermuteten (= ?) Grundwörter in Klammern bei.

Stammnamen:

Báli (bá = Begriff der Vielheit: Volk; lí = müde sein) = Volk der Wege-müden (Anspielung auf ihre lange Wanderung).

Bándeng (bá = Volk; ndéng = Bambus) = Volk, das Bambus verarbeiten kann; oder: das da sitzt, wo es viel Bambus giebt (?).

Báli-N'Kunbát (kú = Schenkel; nbát = klettern) = Der Balistamm der Schenkelkletterer (Anspielung auf die gebirgige Gegend, in der der Stamm sitzt).

Bafút (fú = lügen, schwindeln) (?) = Volk der Lügner (?).

Personennamen, männliche:

Gärägä: Name des † Häuptlings der
Bali-N'Yong (ich habe bei keinem
seiner Unterthanen diesen Namen
gefunden).
Guálem: Name des Häuptlings der
Bafut.
Nú-Táku: Name des Häuptlings der
Bameßon.
Mbó (mbó = Arm).
Tita N'Yi (titá = Pfeffer).
Tituat (túo = kommen; oder: titá =
Pfeffer; uá = hauen) (?).
Fónte (fúon = fón = Herr) (?).
Fókwa (fó = fón = Herr; ikwa = 4) (?).
Fón'bu (fó = Herr; bú = schlecht, böse).
Scháma (schá = grüßen).
Ndúmu (ndú = Palmwein; mú =
Feuer).
Nchúm (nchúm = Heuschrecke).
Lándi (lá = stehen; ndí = heute).
Bénkam (bén = tanzen).
Sábi.
Uándi (uá = hauen; ndí = heute).
(Sowohl männl. als weibl. Name.)
Fiudjo.
Lóng (lóng = Rohr).
Ntchú (ntchú = Tag; oder: ntchú =
Thüre).
N'géba (gé = gehen; bá = dort).

Bándi (bá = dort; ndí = heute).
Mboéng (mboéng = Regen).
Kówa.
Uán'buma (uá = hauen; bú =
schlecht) (?).
Ndámia (ndám = Regenbogen) (?).
Nchúua.
Uáng.
Múdam (mú = Feuer; ndám =
Regenbogen).
Yúkung.
Ngáko.
N'báng (báng = Topf = rot) (?).
Núbang (nú = trinken; báng =
Topf).
Nganchúna.
Ntchéni (ntché = sitzen; ní = schnell;
ntché ní bong-két = still) (?).
Kúnyam (kún = Schwein; nyám =
Fleisch).
Láp (láp = schlagen).
Nbóp.
N'gé (gé = gehen).
Ssámtu (ssám = halten; tú = Kopf).
Mbéga.
Ntásia.
Ntchinda (ntchí = Wasser) (?).
u. s. w.

Personennamen, weibliche:

Fé.
Chéma.
Fókang (fó = Herr; káng = Bier) (?).
Núngila.
Nyámya.
Kóssat.

Mbía (mbí = Kola = Schaf).
Uándi (sowohl weiblicher als männ-
licher Name).
Chená.
Gína.
u. s. w.

Abschnitt IX.

Meteorologische Beobachtungen.

Meteorologische Beobachtungen im Waldland. — Meteorologische Beobachtungen im (eigentlichen) Grasland: 1. Lage der Station, Aufstellung der Instrumente u. s. w. 2. Jahreszeiten; allgemeiner meteorologischer Verlauf eines Erdjahres. 3. Einzelercheinungen: a) Luftdruck; b) Temperatur; c) Luftfeuchtigkeit; d) Bewölkung, Nebel, Dunst; e) Winde; f) Niederschläge; g) Gewitter; h) sonstige meteorologische Phänomene: Dämmerungserscheinungen, Zodiakallicht, gestirnter Himmel u. s. w. 4. Tabellen.

Verlockenden Klang hat das Wort „Vorwärts“ für jeden, der je den Fuß auf das alte Rätselland Afrika gesetzt. Auch den von ehrlichem Forschungstrieb Beseelten lockt die möglichst große Länderstrecken umfassende Thätigkeit des frei dahinziehenden Reisenden wohl am meisten. Vielgestaltiger werden auch zweifelsohne die Ergebnisse sein, die er mit nach Hause zu bringen vermag; abgesehen von der persönlichen Befriedigung, sowie von der errungenen, weitere Kreise ziehenden Anteilnahme.

Aber manchem Zweige der Wissenschaft vermag die stillere, anspruchslosere Thätigkeit desjenigen, der längere Zeit an einem Punkt oder wenigstens in einem verhältnismäßig eng begrenzten Gebiete sich aufhält, schätzenswerteres Material zu bringen als die Aufzeichnungen auf einem Marsche quer durch Afrika.

Zwei Aufgaben sind es ganz besonders, welchen nur bei stationärer Thätigkeit gründlichere Beobachtung gewidmet werden kann: sprachliche und meteorologische Forschungen.

Im Grasland oben, auf der Station Baliburg, bin ich von August 1891 bis zum Januar 1893 gesessen; über die klimatischen u. s. w. Verhältnisse dieses Gebietes, der Baliländer, vermag ich auf Grund eines 1½-jährigen Aufenthaltes zu berichten. Ist natürlich auch diese Zeit zu kurz, um allgemeine und endgiltige meteorologische Werte aufstellen zu dürfen, so ist doch immerhin bei der großen Gleichmäßigkeit der tropischen Verhältnisse auch in dieser Richtung bei sonst gleichen Bedingungen eine fortlaufende Beobachtungsreihe

von solcher Dauer im stande, einigermaßen Aufschluß über den Witterungsverlauf eines Jahres, über Jahreszeiten u. s. w. zu geben.

Dagegen erheben sich meine einschlägigen, spärlichen Aufzeichnungen, auf den flüchtigen Durchmärschen durch das Waldland, nicht über den Wert vereinzelter Beobachtungen.

Meteorologische Beobachtungen im Waldland.

Mein erstmaliger Aufenthalt im Waldland währte vom 24. Juni bis 24. August 1891; genau zwei Monate. In dieser Zeit befand ich mich größtenteils auf dem Marsche, nur auf Batom- und Mi-Yimbistation habe ich mehrtägige Beobachtungen an ein und demselben Orte anstellen können. An Instrumenten verfügte ich über ein Federbarometer und ein Schleuderthermometer.

Die Temperaturverhältnisse (nach C.) zeigten große Gleichmäßigkeiten und verhältnismäßig geringe Tagesschwankungen. Eine Beobachtungsreihe auf der Batomstation z. B. lautet:

5. Juli:	2 ⁰⁰ p. m. 31°	8. Juli:	9 ⁰⁰ a. m. 26,5°
6. „	7 ⁰⁰ a. m. 24°	9. „	7 ⁰⁰ a. m. 25,5°
	2 ⁰⁰ p. m. 29,9°		2 ⁰⁰ p. m. 28°
	9 ⁰⁰ p. m. 27,4°		9 ⁰⁰ p. m. 27,5°
7. „	11 ⁰⁰ a. m. 30°	10. „	7 ⁰⁰ a. m. 26°.

Eine weitere auf Mi-Yimbistation:

30. Juli:	2 ⁰⁰ p. m. 29°	14. August:	9 ⁰⁰ p. m. 27°
	9 ⁰⁰ p. m. 26,8°	15. „	7 ⁰⁰ a. m. 25,4°
31. „	7 ⁰⁰ a. m. 24,5°		2 ⁰⁰ p. m. 26,9°
	2 ⁰⁰ p. m. 26°		9 ⁰⁰ p. m. 26,5°
1. August:	7 ⁰⁰ a. m. 24,5°	16. „	7 ⁰⁰ a. m. 25,5°
	2 ⁰⁰ p. m. 26°		2 ⁰⁰ p. m. 27°
12. „	2 ⁰⁰ p. m. 27,5°		9 ⁰⁰ p. m. 26,4°
13. „	7 ⁰⁰ a. m. 23,8°	17. „	7 ⁰⁰ a. m. 25,4°
14. „	7 ⁰⁰ a. m. 24,8°	18. „	3 ⁰⁰ p. m. 33°
	2 ⁰⁰ p. m. 27,4°		

Diese letztangeführte Temperaturangabe war die höchste von mir in dieser Zeit meines Aufenthaltes im Waldland beobachtete. Als niedrigste in diesen beiden Monaten habe ich am 30. Juni in Satane um 7⁰⁰ a. m. 21,8° abgelesen.

Das Tagesmaximum scheint zwischen 2⁰⁰ und 3⁰⁰ p. m. einzutreten. Ich habe dies auch bei meinem zweimaligen Aufenthalt im Waldland (Juni und Juli 1892) festgestellt.

Dunstdruckmessungen habe ich nicht vorgenommen. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war aber in diesen beiden Monaten ein außerordentlich hoher; ich glaube bestimmt, daß trockenes und feuchtes Thermometer nur um $0,1^{\circ}$ bis $0,2^{\circ}$ C. differierten.

Hoher
Feuchtig-
keitsgehalt.

Alles und jedes war stets mit Feuchtigkeit überzogen; das Lederzeug vom Abend bis zum nächsten Morgen mit Schimmel bedeckt; die Waffen mußten mindestens zweimal täglich geputzt werden, sollte sich nicht Rost ansetzen, das Papier des Tagebuches war weich und breiig auch ohne unmittelbares Naßwerden.

Dieser hohe Feuchtigkeitsgehalt in Verbindung mit dem geringen Temperaturrückgang des Abends und während der Nacht wirkte un-
gemein nachteilig und erschlaffend auf geistige und körperliche Willens-
kraft, auf den ganzen Menschen.

Niederschläge fanden nur an 10 Tagen der 60tägigen Beobachtungsreihe nicht statt. Die Form der Niederschläge war stets Regen.

Gegen Neumond zu nahm die Häufigkeit der Regengüsse etwas ab, nicht aber die Intensität; gegen Vollmond zu herrschte ununterbrochener Regen Tag und Nacht. Im ersteren Fall pflegte der Vormittag regenfrei zu sein, nachmittags begannen dann die Niederschläge gußweise sich einzustellen.

An den 10 regenfreien Tagen stellte sich ausnahmslos gegen Abend ein mehr oder weniger heftiger Tornado ein mit starken elektrischen Entladungen und bedeutenden Wassermassen. Nur einmal brach ein solcher bereits mittags los.

Die Bewölkung an den Regentagen war stets vollständig = 10; an den regenfreien, vormittags = 0 — 3.

Nebel trat nur zweimal auf.

Die Beobachtung der Windstärken ist in dem fast ununterbrochenen Urwaldgürtel sehr erschwert; außer bei den Tornados habe ich keine besonders starken Luftbewegungen verzeichnet.

Daß ich mich in der in Rede stehenden Zeit meines Aufenthalts im Waldland, 24. Juni bis 24. August, in der eigentlichen Regenzeit befand, geht aus dem ganzen meteorologischen Gepräge unzweifelhaft hervor. Daß dieselbe bereits eine Zeit lang währte, darf aus den ganz außerordentlich hoch angeschwollenen Wasserläufen, die ich allenthalben traf, wohl mit Bestimmtheit geschlossen werden.

Regenzeit
1892.

Zufälligerweise fiel mein zweiter Aufenthalt im Waldland im Jahre darauf, 1892, ungefähr in die gleiche Zeit: 14. Juni bis einschl. 11. Juli, so daß ich vergleichende allgemeine Beobachtungen anzustellen in der Lage war.

Da habe ich nun vor allem die Bemerkung gemacht, dafs im Jahre 1892 die Regenzeit später einsetzte als im vorausgegangenen. Vom 14. bis zum 25. Juni traten nur vereinzelte Niederschläge auf; die Flüsse führten wenig Wasser; und wo ich das Jahr zuvor an einem reissenden Strome stand, war heuer ein Durchwaten möglich. Umzogen war der Himmel allerdings gröfstenteils; zweimal entluden sich starke Tornados. Vom 26. Juni ab änderte sich das Wetter, und beschreibe ich sein Gepräge folgendermafsen: „Gewöhnlich einen Tag ohne Regen, manchmal sogar schön; gegen 2⁰⁰ p. m. ziehen Regenwolken auf, meist von Süden, die sich entweder nachts oder schon abends entladen. Dann ist der dem regenfreien Tag folgende trübe, und nicht selten artet das Gewitter des Morgens in einen den ganzen Tag dauernden Regen ohne elektrische Erscheinungen aus.“ Das währte bis zum 7. Juli. Ich glaube in diesem Abschnitte ein Analogon zu der oben im Grasland den Uebergang von der Trockenzeit zur Regenzeit und umgekehrt bildenden Tornadoperiode sehen zu dürfen.

Der 1. Juli war noch schön und heifs, und brachte nachts ein starkes Gewitter.

Dann setzte aber die Regenzeit ein, und der Verlauf der nun folgenden Wochen war ganz ähnlich wie der bereits geschilderte im Jahre 1891.

Die Temperaturen bewegten sich bis Anfang Juli in ungefähr um 2° bis 3° gegen die oben angegebenen hinaufgerückten Grenzen; die höchstbeobachtete Temperatur war am 1. Juli 2⁴⁵ p. m. mit 35,8°. Von Beginn der Regenwochen an glichen sie den im Vorjahr vermerkten fast gänzlich, auch hinsichtlich der Tagesschwankungen.

Zum dritten Male betrat ich das Waldland beim Rückmarsch zur Küste im Januar 1893. Es war der Rückzug (siehe Abschnitt I); und da fehlte mir jegliche Lust zu regelmäfsigen Ablesungen der Instrumente!

Die Trockenzeit, die in diesem Monat im Grasland herrscht, macht sich offenbar auch im Waldland zu dieser Jahreszeit geltend. Abgesehen von drei starken Tornados, die am 8., 9. und 11. Januar nachts sich entluden, fiel kein Tropfen Regen. Die Heftigkeit der elektrischen Entladungen war eine wesentlich höhere als gelegentlich der in den vorgeschilderten Zeiten im Waldland beobachteten; namentlich bei dem Tornado am 8. Januar; ich vergleiche das Kreuzen der Blitze „mit dem Geäder auf dem Handrücken“. Auch der Niederschlag war ein wolkenbruchartiger Platzregen. Sonst war der Himmel, soweit man ihn im Waldland zu Gesicht bekommt, tagsüber und auch nachts wolkenlos.

Trockenzeit
1893.

Die Temperatur schien mir eine nicht unwesentlich höhere als in den beiden Regenzeitabschnitten.

Meteorologische Beobachtungen im (eigentlichen) Grasland.

Wie bereits eingangs bemerkt, war ich hier oben im stande vollständige meteorologische Beobachtungen durchzuführen, die sich ziemlich lückenfrei vom 1. September 1891 bis 1. Januar 1893 erstreckten. Der Beobachtungsort war die Station Baliburg.

Eine vollständige Wiedergabe der täglichen Ablesungen u. s. w. würde hier zu weit führen; ich beschränke mich in den am Schluss angefügten Tabellen auf die monatlichen Mittelwerte. Um eine ganze zweijährige Beobachtungsreihe bieten zu können, entnehme ich die Beobachtungen in den Monaten Januar bis einschl. August 1891 (teils von Leutnant von Spangenberg, teils von Dr. Zintgraff und Expeditionsmeister Carstensen angestellt) den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, V. Band, 5. Heft“.

Es giebt aber eine ganze Reihe von Witterungsvorgängen und -verhältnissen, die sich in Zahlenangaben nicht fassen lassen. Aus ihnen erst gestaltet sich ein Gesamtbild der meteorologischen Vorgänge, der Jahreszeiten und ihres Verlaufes u. s. w. Ich schicke diese allgemeineren Schilderungen und Beobachtungen den Tabellen voraus.

1. Lage der Station, Aufstellung der Instrumente u. s. w.

Zuerst noch einige Angaben über die Aufstellung der Instrumente und dergleichen. Bezüglich der Lage der Station Baliburg verweise ich auf Abschnitt IV, S. 170 u. f., die Krokis der Station ebendort sowie auf die Kartenbeilage 2.

Inmitten der Stationsanlage stand, mindestens 30 Schritt nach allen Richtungen frei, das zur Aufnahme der Instrumente¹⁾ dienende Häuschen; entsprechend davon entfernt befand sich der Regenmesser. Das Häuschen ruhte auf vier Pfählen, in einem Quadrat von 1 m Seitenlänge gesetzt. Seine Seitenwände bestanden aus schilfartigem, starkem Gras, das dem Luftzug völlig freien Zutritt gewährte und doch zugleich gegen Sonnenstrahlung und Regen schützte. Das wasserdichte Firstdach aus Gras war in der gleichen Weise hergestellt, wie die Eingeborenen ihre Dächer decken. Um von den Instrumenten jede etwa vom Boden rückwirkende Ausstrahlung fern zu halten, ging

¹⁾ Die Korrekturen sämtlicher Instrumente waren bekannt und sind bei den Angaben im Text und in den angefügten Tabellen bereits berücksichtigt.

im (eigentl.) Grasland: 1. Lage der Station usw.; 2. Jahreszeiten usw. 517

das Dach auf allen Seiten tief herunter, und außerdem war auf der Seite, von der aus die Ablesungen vorgenommen wurden, noch ein eigenes Vordach angebracht.

In dem Häuschen befand sich in einer Höhe von 1,1 m über dem gewachsenen Boden eine aus dünnem, gespaltenem Bambus bestehende Platte, über welcher die die Thermometer tragende Vorrichtung angebracht war; die Höhe der Thermometerkugeln über dem Erdboden betrug 1,2 m.

Das Federbarometer befand sich in meinem Hause nahe dem Fenster, geschützt gegen direkte Witterungseinflüsse jeder Art, in einer Höhe von 2,6 m über dem gewachsenen Boden.

Die Beobachtungszeiten waren: 7⁰⁰ a. m., 2⁰⁰ p. m., 9⁰⁰ p. m.

Die Temperaturangaben sind in Graden nach Celsius vorgetragen; die Bewölkung bezw. Windstärke nach der 10- bezw. 12teiligen Skala gemessen.

2. Jahreszeiten; allgemeiner meteorologischer Verlauf eines Erdjahres.

Zu den meteorologischen Vorgängen übergehend, führe ich das Endergebnis meiner Beobachtungen bezüglich Unterscheidung von Jahreszeiten vorweg an.

Ich unterscheide auf Grund ziemlich scharf ausgeprägter und regelmässig wiederkehrender Erscheinungen in den Hochlandgebieten Nord-Kameruns zwei Jahreszeiten innerhalb eines Erdjahres: eine Trockenzeit und eine Regenzeit.

Erstere währt von Mitte November bis Ende Mai, letztere von Ende Mai bis Mitte November. Dafs natürlich Schwankungen vorkommen, ist selbstverständlich. So trat z. B. die Regenzeit des Jahres 1892 später ein und war, was Regenmenge anlangt, von geringerer Intensität und Quantität, als jene des vorhergegangenen Jahres; die gleiche Beobachtung habe ich, wie man sich erinnern wird, im Waldland gemacht. Aber der ganze Verlauf der Jahreszeiten selbst zeigte gröfsere Gleichmässigkeit in den beiden aufeinander folgenden Jahren, als solches bei uns zu Hause der Fall ist.

Am Eingang und Ausgang der Regenzeit treten Tornadoperioden von 14tägiger bis 4wöchentlicher Dauer auf, desgleichen habe ich eine solche in der Mitte der Trockenzeit: zweite Hälfte des Januar bis zweite Hälfte des März, beobachtet.

Versuche ich den meteorologischen Verlauf eines solcher-gestalt in zwei Jahreszeiten zerfallenden Erdjahres in den Grasland-

Trockenzeit
-Regenzeit.

gebieten zu schildern, so wird er sich in großen Zügen etwa folgendermaßen gestalten:

Versetzen wir uns in den Oktober, und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode.

1. Tornado-
periode.

Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13° und 12° gesunken ist, gegen Mittag an auf 22° und 24°; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittages ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stofsweise auch braust der rasch stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf 8, 10 Schritte nichts mehr sieht, gewaltige Donnerschläge krachen darein; dann ist plötzlich Schluss. Tief hängen die Wolken herab und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen morgens und abends, auch dann, wenn der Nebel verschwunden und der Himmel wolkenlos sich wölbt. Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel.

So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen werden schwächer, und schwächer auch die Regen, die Nebel sind nicht mehr so dicht und andauernd: die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommen bereits die schwarzen Schneeflocken, d. h. die niederfallenden, schwarz gebrannten Grasüberreste, die der Wind hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstöbern läßt. Und Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit ihr Ende. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischsten Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen — 8° und 7° sind nicht selten — noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Gras und Blatt, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigert sich die Temperatur bis auf's Dreija Vierfache der Morgenablesungen; aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest über's Land, und kein Tag kommt einem wirklich heißen schwülen Julisommertag in der Heimat nur annähernd

Trockenzeit.

gleich. Abends kühlt sich's rasch wieder ab, und meist herrscht vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Harmattan aus Nordost anweht, läßt sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit wohl vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayerischen Vorbergsland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Aufhören der tropischen Unwetter hört auch jeglicher Regen auf, und eine äußerst lästige Folge der lang andauernden Trockenheit ist der starke Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungsstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht; die abgebrannten, weiten Flächen lechzen nach Regen.

Denn die Grasbrände, immer näher rückend, gehen im Dezember und Anfang Januar über die Baliländer weg. Den Tag über ist der Himmel mit braunem Dunst, des Nachts mit Feuerschein überzogen, und an den Tagen, wo im Umkreis um die Station die ungemessenen Grasflächen aufflammten, machten die Rauchsäulen das Blau des Himmels unsichtbar. Auf jenem mehrerwähnten Marsch von Bameßon nach Bali am 24. XII. 91 (siehe u. a. Abschnitt IV, S. 206 u. f.) wogten sie so dicht um mich und meine kleine Schar, daß auch nicht der schwächste Sonnenstrahl durchdringen konnte, ich vielmehr glaubte, bereits der eintretenden Dämmerung entgegenzugehen, bis ein Blick auf die Uhr mich lehrte, daß der Mittag noch nicht lange vorüber.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei: es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um den 25. Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen wieder herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, daß die Wasserniederschläge nicht selten in Hagelkörnern niederkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen. Bis über Mitte März kracht und giefst es in gleicher Weise fast jeden Tag herunter wie am Ausgang der Regenzeit im Oktober; tüchtige Stürme brausen über das Land.

Dann folgt wieder eine Pause; aber von nicht sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen (3 bis 8 Tagen) die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Anfang Mai vollständiges Trockenzeitsgepräge.

Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, mehr

2. und 3.
Tornado-
periode.

Regenzeit.

und mehr treten Regengüsse auf ohne elektrische Begleitung. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel breiten sich immer häufiger über das Land, die Lufttemperatur verliert die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen; morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über windig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu: der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenzeit.

„Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein“ — so schildere ich die trüben, langen Monate derselben in meinen meteorologischen Berichten — „und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl; wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwest-Wind die schweren Nebelmassen fort, doch nur um neue schwere Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischem Plätschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Und gegen Abend ballt der nimmer rastende nafs kalte Südwest-Wind neue Nebelmassen undurchdringlich auf's neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regensendenden Tag in gleicher Thätigkeit ablöst.“

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild vollständig zutreffend. Auch der September trägt noch ganz den Stempel der Regenzeit, der, was Regenmenge anlangt, bis in die erste Hälfte des Oktober hinein, deutlich genug ausgeprägt ist. Doch beginnen im September bereits wieder die ersten schwachen Donner nach dreimonatlichem, fast völligem Aussetzen zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in einförmigster Uebereinstimmung waren, lassen sich Ende September endlich bereits wieder wohlthuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hier und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüßt man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen da oben ab und zu wenigstens zu versiegen, und die Tornadoperiode des Oktober naht: der meteorologische Kreislauf des Jahres ist geschlossen.

Tabella-
rische
Uebersicht
über den
Verlauf der
Jahres-
zeiten.

In wissenschaftlicherer Form und Kürze zusammengefaßt lassen sich die bezeichnendsten Erscheinungen und Unterschiede der beiden Jahreszeiten in folgender Tabelle niederlegen:

Meteorologische Erscheinung	Trockenzeit (Mitte November bis Ende Mai)	Regenzeit (Ende Mai bis Mitte November)	Bemerkungen
Luftdruck	zwischen 643 und 651 mm	zwischen 649 und 653 mm	Am Eingang und Ausgang der Regenzeit Tornadoperioden in der Dauer von 14 Tagen bis 4 Wochen.
Temperatur:			
Maxima	bis 28° und 32°	bis 22° und 27°	
Minima	bis 8° und 6°	bis 14° und 11°	In der Mitte der Trockenzeit gleichfalls eine Tornadoperiode: von Ende Januar bis Mitte März (vergl. nebenstehend „Gewitter“).
Luftfeuchtigkeit:			
trockenes Thermometer	Differenz: bis 6°	Differenz: 0,1° bis höchstens 1,5°	
Bewölkung	durchschnittl. 0 bis 5 tägl.	durchschnittl. 9 bis 10 tägl.	
Windrichtung und Windstärke . .	Nachts 0 oder E (Stärke 1) Vormittags E (Stärke 2 bis 3) oder SW (Stärke 1 bis 4) Nachmittags NE (Stärke 3 bis 8) oder W (Stärke 1 bis 4)	Nachts 0 ganzen Tag SW (Stärke 1 bis 5)	
Gewitter	Mitte November bis Ende Januar: keine; von da ab häufig und sehr heftig	selten und schwach	
Regen	nur gelegentlich der Gewitter	fast täglich	
Nebel	monatlich durchschnittl. 20 Proz., abends	fast täglich in langer Dauer	
Hagel	12mal beobachtet	keiner	
Tau	selten und nicht stark, Morgentau	am Anfang und Ende sehr häufig und stark, Morgen- und Abendtau	

Ich gehe nunmehr, unter steter Bezugnahme auf die am Schluss angefügten Tabellen (S. 541 u. f.), auf die einzelnen meteorologischen Erscheinungen näher ein. Um doch von den wichtigsten ein teilweises Bild des täglichen Ganges zu geben, schalte ich außerdem jeweils Kurventabellen besonders charakteristischer Monate ein.

3. Einzelercheinungen.

a) Luftdruck (dazu Abb. 113 bis einschl. 115).

Die täglichen Schwankungen stiegen bisweilen bis zu 3 mm. In der Trockenzeit bewegten sich die Gesamtschwankungen innerhalb der Grenzen 643 mm und 651 mm; in der Regenzeit zwischen 649 mm und 653 mm; in ersterer war also die Amplitude eine gröfsere.

Auch die Schwankungen innerhalb eines Monates waren in der

Trockenzeit größer als in den Regenmonaten; die stärkste beobachtete
ich im Monat März 1892.

Abb. 113.

Barometergang (Tagesmittel) im September 1891. — Regenzeitsmonat.

Abb. 114.

Barometergang (Tagesmittel) im Januar 1892. — Trockenzeitsmonat.

Abb. 115.

Anmerkung: am 21. Beobachtung ausgefallen.

Barometergang (Tagesmittel) im März 1892. — Gewittermonat.

b) Temperatur (dazu Abb. 116 bis einschl. 118; ferner 119 bis einschl. 121 [Trockenthermometer]).

α) Lufttemperatur. Vor allem muß ich hierzu bemerken, daß diese nicht nur weit entfernt ist, den landläufigen Vorstellungen von „afrikanischer Hitze“ zu entsprechen, sondern schon kaum mehr unter das fällt, was auch der Fachmann unter tropischer Wärme versteht. Keine tropische Hitze.

Die mittlere Jahrestemperatur betrug 1891: 18,1°, 1892: 18,0°.

Die gleichen Temperaturverhältnisse haben statt in den südlichen Vereinigten Staaten, in Marokko, Algerien, dem mittleren China u. s. w. Finden sich demnach einerseits die mit der Nähe des Äquators gemein-

Abb. 116.

Anmerkung: am 1. bis 13., 30. Max. | Beobachtungen ausgefallen.
24. Min. |

Maximum- und Minimumgang im September 1891. — Regenzeitmonat.

hin verbunden gedachten hohen Temperaturen ausgeschaltet, so besteht andererseits der Vorteil äquatorialer Gebiete voll zu Recht: die ganz außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats betrug im Jahre 1891 nur: 1,6°, 1892: 2,8°. Mit weit größerem Recht kann also hier von einer gemäßigten Zone gesprochen werden als in der Heimat mit der ganz bedeutenden mittleren Jahresschwankung der Temperatur, mit den oft so jähen und empfindlichen Wechseln.

Immerhin aber sind die Temperaturverhältnisse doch nicht so ganz gleichmäßig, wie die bloßen Monatsmittel erscheinen lassen möchten: das geht aus einem Vergleich der mittleren Temperaturen zu den drei Beobachtungszeiten hervor. Der tägliche Gang der Temperatur ist in den Trockenzeitsmonaten wesentlich extremer als in den Regenmonaten (siehe Maxima- und Minima-Kurven Abb. 116 bis 118). In ersterer Jahreszeit sind die Nächte kühler, die Tage wärmer, und die Steigerung von der Morgenwärme zu der des Mittags eine

Abb. 117.

Anmerkung: am 30. Max. } Beobachtungen ausgefallen.
14. Min. }

Maximum- und Minimumgang im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

Empfindliche Kälte, rasche und bedeutende (siehe übrigens auch die Thermometer-Kurven Abb. 119 bis 121, S. 526 und 527). Aus diesen Verhältnissen begreifen sich auch die in meinen Tagebüchern auf Baliburg nicht selten auftauchenden Klagen über die Kälte, und der sehnüchtige Wunsch nach einem, behagliche Wärme spendenden nordischen Ofen.

Die absoluten Extreme waren gleichfalls ziemlich beträchtlich: 1891 betrug das Maximum 30,7°, das Minimum 7,6°, 1892 ersteres

32,5°, letzteres 6,2°; die Jahresschwankung berechnet sich also auf 23,1° bzw. 26,3°.

Das Maximum trat in der Regenzeit früher ein als in der Trockenzeit: zwischen 12⁰⁰ a. p. und 1⁰⁰ p. m. in ersterer, gegen 2⁰⁰ p. m. in letzterer. In den beiden mittleren Monaten der Regenzeit 1892, Juni und Juli, beobachtete ich sogar an 12 Tagen den Eintritt vor 12⁰⁰ a. p.

Abb. 118.

Anmerkung: am 23. Max. Beobachtung ausgefallen.

Maximum- und Minimumgang im Januar 1892. — Trockenzeitsmonat.

Das Minimum fand ich häufig, wenn ich um 6⁰⁰ a. m. die Instrumente kontrollirte, noch vorhanden, namentlich in der Trockenzeit; es dürfte also zwischen 4⁰⁰ a. m. und 6⁰⁰ a. m. eintreten.

Die ganz bedeutenden plötzlichen Temperaturrückgänge bei und unmittelbar nach einem Gewitter werde ich bei deren Erörterung (S. 533) besprechen.

β) Insolation. Hierüber nur ganz kurze, allgemeine Bemerkungen, da ich keine Instrumente zu ihrer Beobachtung mit mir führte. Die

Abb. 119.

Anmerkung: am 24. Beobachtung ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im September 1891. — Regenzeitmonat.

Abb. 120.

Anmerkung: am 4., 27. Feucht-Thermometer, 28. beide Beobachtungen ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

Sonnenwirkung ist nicht selten am Morgen bereits sehr bedeutend, namentlich an den vereinzelt schönen Tagen in der Regenzeit. Das

Maximum dürfte sie nach der Mittagszeit erreichen, etwa zusammenfallend mit dem Wärmemaximum. Die Erhitzung des Bodens ist eine ganz beträchtliche, und ein Betreten pflanzenloser Stellen zur Mittagszeit mit unbekleidetem Fulse dem Europäer sehr empfindlich.

Abb. 121.

—— Trocken-Thermometer —— Feucht-Thermometer

Anmerkung: am 5. und 21. Beobachtung ausgefallen.

Thermometergang (Tagesmittel) im März 1892. — Gewittermonat.

Andererseits habe ich nie vom Vorkommen des Sonnenstiches bei den Eingeborenen erfahren, während wir Weifse ausnahmslos die Beobachtung machten, daß, wenn man das unbedeckte Haupt, namentlich der Mittagssonne, auch nur kurze Zeit, aussetzte, mehr oder weniger heftige Fiebererscheinungen die Folge waren.

Die Wärmeausstrahlung die Nacht über scheint in der Trockenzeit eine ganz bedeutende zu sein; ich schliesse das aus der beträcht-

Sonnen-
stich.

lichen Kühle des Bodens am Morgen, die sich dem nackten Fuß ebenso unangenehm bemerkbar macht wie die Erwärmung am Mittag, sowie aus der oft beobachteten Thatsache, daß auf dem Marsche beim Biwakieren am Abend erbaute „ssongo“ (Grashütten) des Morgens eine so behagliche Wärme aufwiesen, daß dieselbe nicht allein vom Körper abgegeben sein konnte.

c) Luftfeuchtigkeit (dazu Abb. 119 bis einschl. 121).

Ich lege hier im Text nur die unmittelbaren Angaben des trockenen und nassen Thermometers zu Grunde. Bereits bei Schilderung des Gesamtjahresverlaufes habe ich diese Verhältnisse gestreift. Die Regenzeitsmonate zeigten ganz außerordentlich hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die Unterschiede zwischen Trocken- und Nafsthermometer sinken nicht selten bis auf 0,2°, 0,1°. Gleichen Schritt haltend mit dem immer weiteren Auseinandergehen der Maximum- und Minimumstände, des Temperaturunterschiedes zu den einzelnen Tageszeiten steigern auch sie sich, so daß wir in der Trockenzeit Differenzen bis zu 6° haben. Im allgemeinen gleicht der jährliche Gang sehr dem der Bewölkung.

Eine ganz wesentlich beeinflussende Rolle spielen bei den Feuchtigkeits- bzw. Trockenheitsverhältnissen die Winde.

d) Bewölkung, Nebel, Dunst.

Auch in diesen drei meteorologischen Erscheinungen zeigen sich scharf ausgeprägte Verschiedenheiten zwischen den beiden Jahreszeiten, wie aus der Allgemeinschilderung oben bereits hervorgeht. Die besonderen Bewölkungsverhältnisse bei den Gewittern sollen bei deren Besprechung erörtert werden.

a) Bewölkung. In der Regenzeit, namentlich gegen das Ende zu, zogen die unteren Wolken sehr tief, so daß manchmal die Spitzen der gewiß nicht hohen Berge im Norden und Osten sich darüber erhoben. Der allgemeine Zug der oberen Wolkenpartien war häufiger Ost zu West oder Nord zu Süd als in anderen Richtungen.

In der Trockenzeit ist der Himmel überwiegend gänzlich wolkenlos; steigen Wolken (bei Gewitter) auf, so ziehen sie nicht selten aus einer der Windrichtung entgegengesetzten an.

Zweimal beobachtete ich Windbäume. Am 13. Oktober 1891 war die Erscheinung am auffallendsten. Bei ganz schwacher sonstiger Bewölkung (Alto-Kumulus 3) und völliger Windstille zeigten sich um 6⁴⁵ p. m. in sehr großer Höhe zwei mächtige Windbäume, über den

Wind-
bäume.

ganzen Himmel sich kreuzend und auf dem Horizont aufstehend, der eine Nordwest zu Südost, der andere West zu Ost; länger als eine halbe Stunde unbeweglich bleibend, dann gegen Westen sich verschiebend und langsam sich auflösend. Das zweite Mal am 4. April 1892 war es nur einer, der um 5⁴⁰ p. m. von Südwest nach Nordost sich über den ganzen Himmel spannte.

β) Nebel. Nebel ist ein getreuer Begleiter der Regenzeit. Von deren Beginn an bis in den Oktober breitet er sich über das Land. In der ersten Hälfte lagert er morgens bereits, um gegen 9⁰⁰ oder 10⁰⁰ a. m. zu verschwinden, d. h. in dichten Regen überzugehen. Abends zwischen 5⁰⁰ und 7⁰⁰ p. m. tritt er auf's neue auf, manchmal so dicht, daß man auf 10 Schritt nichts mehr sehen kann. In der Anzugsrichtung blieb er sich getreu: stets aus Südwest.

In der Trockenzeit stellte er sich des Abends bisweilen ein; zu Beginn dieser Jahreszeit wohl auch noch unter Tags, aber ohne die Dichtigkeit und Dauer der Regenzeitnebel zu erreichen.

Im allgemeinen kann man bei dieser meteorologischen Erscheinung gerade von keinem schönen Naturschauspiel sprechen; an der schroffen Südgrenze des Hochlandes wird er aber in der That zu einem solchen. In Bameßon ist er auch an den Trockenzeitstagen häufig (wohl infolge des jähen Höhenunterschiedes), und ich habe oft lange in die Hänge und Schluchten hinabgeschaut: das wallte und wogte auf und nieder, über- und durcheinander, ein Chaos gespenstischer Nebelgebilde.

γ) Dunst. In der Trockenzeit finde ich als häufigsten Wettervermerk: Dunst. Des Morgens lagert fast täglich ein leichter Duft über der Landschaft, der dann in der ersten Hälfte des Vormittags bereits sich wesentlich lichtet. Aber ein ganz feiner Hauch liegt den ganzen Tag über den weiten Flächen, sich nachmittags und abends nicht selten wieder derart verstärkend, daß wir diese Erscheinung geradezu mit dem Namen „Höhenrauch“ belegten. Nabeliegend ist der Gedanke, denselben mit den in der Trockenzeit bald da bald dort im ganzen äquatorialen Westafrika herrschenden Grasbränden in Verbindung zu bringen. Vielleicht stehen auch thatsächlich die beiden Erscheinungen in gleichen Beziehungen zu einander wie der Höhenrauch Mitteleuropas zu den Moorbränden der norddeutschen Tiefebene.

So kommt es, daß die Durchsichtigkeit der Luft in der Trockenzeit nicht sehr bedeutend ist; nur nach Gewittern ist die Luft klar und rein und gestattet weite Fernsicht. In der Regenzeit ist solche selbstredend für gewöhnlich ganz und gar nicht vorhanden; an den

Höhen-
rauch.

Durchsich-
tigkeit der
Luft.

seltenen schönen Tagen dieser Jahreszeit jedoch in überraschend hohem Grade.

e) Winde.

Ich habe dem, was ich beim allgemeinen Verlauf sagte, nicht viel mehr beizufügen. Das Verhalten nach Richtung und Stärke war in den jeweiligen Jahreszeiten auffallend regelmäfsig; die die Gewitter begleitenden Stürme ausgenommen.

In der Regenzeit weht der Wind fast ausnahmslos von Südwesten an, die Stärke 5 nicht überschreitend. Nachts ist meist Windstille. Wolkenzug und Windrichtung stimmen überein.

In der Trockenzeit herrschte nachts und morgens ebenfalls meist Windstille, bisweilen leichte Ostbrise; gegen 10⁰⁰ a. m. beginnt ein lebhafter Südwest sich zu erheben, der sich manchmal schon gegen 12⁰⁰ a. p. zu einer Stärke von 7 und 8 steigerte, um dann gegen 2⁰⁰ p. m. wieder auf 5 und 4 zu sinken und zwischen 3⁰⁰ und 4⁰⁰ p. m. sich völlig zu legen; manchmal trat die gröfsere Stärke auch zwischen 2⁰⁰ und 3⁰⁰ p. m. ein, und dann meist stofsweise. Nur an ein paar Tagen wechselte dieser Südwest mit Ost- und Nordostwind. Abends herrschte meist Windstille; wenn nicht, dann regelmäfsig schwacher Ost- oder Nordostwind. An den Tagen, wo mittags Ost- oder Nordostwind einsetzte, brachte derselbe ganz außerordentliche Trockenheit, die den Menschen belästigte; Holzteile klappten, Bücherdeckel zogen sich krumm.

Harmattan.

Dieser Harmattan erhöhte naturgemäfs den Unterschied zwischen Trocken- und Nafsthermometer ganz wesentlich und an jenen Tagen der S. 526 u. f. eingefügten Feuchtigkeitskurventabellen (Abb. 119, 120, 121), an denen die Differenz überrascht, hat sicher jedesmal der austrocknende Wüstenwind geweht.

f) Niederschläge (dazu Abb. 122 bis einschl. 125).

α) Tau. Während der Regenzeit, namentlich zu Beginn und am Ende, habe ich häufig starken Morgen- und Abendtau beobachtet; selten und lange nicht so intensiv in der Trockenzeit. Diesen in Anbetracht des sonstigen meteorologischen Gepräges dieser Jahreszeit eigentlich auffallenden Mangel halte ich für eine Folge des Höhenrauches.

β) Regen. In der Trockenzeit trat solcher fast nur als Begleiterscheinung der Gewitter ein; dann allerdings in gewaltigen Massen (siehe März-Regenkurve: Abb. 125, S. 532). Der beinahe gänzliche Mangel derartiger Niederschläge ist ein bezeichnendes Merkmal der beiden ausgesprochenen Trockenzeitsmonate: Dezember und Januar (vergl. Abb. 124, S. 532).

Die Regen der Regenzeit sind gleichmäÙig starke, ununterbrochene Regengüsse bei geringer Windstärke (2, 3). Bisweilen rieselte allerdings

Gang der Regenniederschläge im September 1891. — Regenzeitmonat.

Gang der Regenniederschläge im November 1891. — Uebergangsmonat zur Trockenzeit.

vormittags nur feiner Sprühregen hernieder, der sich aber bald, gegen 9⁰⁰, spätestens 10⁰⁰ a. m., zu einem richtigen Regen verdichtete und den ganzen Tag und gewöhnlich auch die Nacht durch andauerte.

Abb. 124.

Gang der Regenniederschläge im Januar 1892. — Trockenheitsmonat.

Abb. 125.

Gang der Regenniederschläge im März 1892. — Gewittermonat.

γ) Hagel. Dieser fiel nur in der Trockenzeit, und unter 12 beobachteten Fällen mit einer Ausnahme stets anlässlich von Gewittern. Im März 1892 trat nicht weniger als viermal Hagel ein; die anderen Fälle verteilen sich: Oktober 1891 zweimal, 1892: Januar einmal, Februar zweimal, Mai einmal, Dezember zweimal. Die Gröfse der Körner schwankte zwischen der von Vogeldunstschrot bis zu starken Rehposten.

Der Hagelfall am 1. Oktober 1891 war der stärkste und andauerndste; er ist auch die vorgenannte Ausnahme, indem keine Gewittererscheinungen dabei statthatten. Ich geriet in dieses Hagelwetter hinein, als ich von einem Erkundungsmarsch gegen Bandeng nach Bamignie zurückkehrte. Es war etwa gegen 3⁰⁰ p. m., als im Nordosten schwere Regenwolken aufzogen, die, von einem starken Winde (7) getrieben, bald heftige Regengüsse herabsandten; nach etwa einer Viertelstunde sank die Temperatur ganz bedeutend, und plötzlich prasselten, dicht wie Schneegestöber, die Hagelkörner von dem Sturme gepeitscht, in der Stärke von starken Rehposten herunter. Wir suchten die empfindlich davon getroffenen Körperteile so gut als möglich zu schützen; nach etwa 20 Minuten war der Hagel zu Ende, die niedrige Temperatur hielt aber an, und wir waren froh, endlich unsere erstarrten Hände im Hause des Häuptlings Fomongo von Bamignie an mächtigem Feuer wärmen zu können. Es war ein Wetter, wie wohl dasjenige gewesen sein mußte, das die Expedition Dr. Zintgraffs in Adamaua überfiel und bei welchem 16 Mann erfroren.

g) Gewitter.

Diese meteorologische Erscheinung möchte ich in ihrer Gesamtheit betrachten. Ich habe mir deshalb auch die Besprechung der anderweitigen Wettererscheinungen: Wind, Bewölkung u. s. w., soweit sie Begleitung dieses Phänomens sind, für hierher verspart.

Elektrische Entladungen in Form von Gewittern und Wetterleuchten sind in den Hochlandgebieten Nord-Kameruns außerordentlich häufig: Zahl der Tage mit Gewittern 1891: 218, 1892: 190; Tage mit Wetterleuchten: 16 bzw. 27. Die letzteren Zahlen sind ja an sich nicht sehr bedeutend, dafür aber war das Wetterleuchten an den Tagen, an denen es auftrat, äußerst intensiv und lang dauernd; und ergänzend muß ich bemerken, daß ich schließlichs nur mehr in solchen Fällen Vermerk gemacht habe.

Es sind im ganzen Jahre — Dezember und Januar, welche sich durch fast gänzlichen Mangel von elektrischen Erscheinungen auszeichnen, ausgenommen — nur wenige Tage, an denen nicht in irgend einer

Häufigkeit.

Form elektrische Auslösung eintritt. Boussignaults Bemerkung für den Kalmengürtel ist auch für diese Gegend vollkommen zutreffend: „Ein mit feinen Sinnen begabter Beobachter kann das Donnern und Blitzen das ganze Jahr hindurch hören und fühlen.“ Zu manchen Zeiten habe ich die elektrische Spannung der Atmosphäre recht deutlich und recht unangenehm verspürt: die Tornadoperioden kündigten sich mir mit wachsender Nervosität und körperlichem Unbehagen früher an als mit einer phänomenalen Aeuferung.

In der Regenzeit sind elektrische Entladungen in Form von ausgesprochenen Gewittern selten, und letztere erreichen nicht annähernd die Stärke der Trockenzeitstornados. In den gleichförmig starken Regengüssen bei meist geringer Windstärke und unter schwachen und pausierenden elektrischen Schlägen finden sie statt in der Dauer von ein bis zwei Stunden, um dann meist in einfachen Regen überzugehen. Die Hauptanzugsrichtung war Südwest. Für gewöhnlich beschränkten sich die Gewittererscheinungen auf fern im Nordosten schwach rollenden Donner. An bestimmte Tageszeiten hielten sie sich nicht.

Anders in der Trockenzeit bzw. in den Tornadoperioden.

Die Richtung, aus der Gewitter, Regen und Wolken anziehen, stimmt (Ende Oktober) bereits nicht mehr, wie bisher, mit der Windrichtung überein. Täglich sind elektrische Entladungen festzustellen, die teils in Gewittern über der Station stattfanden, teils als Donner in größerer Entfernung sich kundgaben. Der Tornadocharakter wird immer ausgeprägter: Windstärken von 5, 6, ja 7 und 8, bisweilen stoßweise einsetzend, Dauer der Gewitter nicht selten manchmal nur eine halbe Stunde, gewaltige Regenmengen vom Winde gepeitscht, heftige elektrische Entladungen, plötzlich eintretende Pausen, dann von neuem

Abb. 126.

Schleifenförmiger Anzug der Tornos.

beginnend gewaltige Schläge, plötzlicher Schluß. Solcher Tornos kamen nicht selten 3, 4, 5 in einem Tage; meist erst nach Mittag beginnend.

Hinsichtlich der An- und Abzugsrichtung habe ich in allen Tornadoperioden die Beobachtung gemacht, daß die Gewitter im Nordosten aufzusteigen pflegen, mit oder ohne Entladung über Norden nach Westen ziehen und von Süden oder Südwesten auf die Station zu kamen, wo dann der eigentliche bzw. zweite und heftigere Ausbruch stattfand; die Bewegung glich also einer Schleife (Abb. 126). Die jeweils herrschende Bodenwindrichtung übte auf diesen Gang nicht den geringsten Einfluß aus.

Die bei Tage sich entladenden Gewitter waren an elektrischer wie Regenstärke heftiger als nachts.

Die Ende Januar in die Trockenzeit sich einfügende Tornado-periode und die dann bis zum Beginn der Regenzeit intermittierend auftretenden Gewitter zeigten sehr ähnliches Verhalten wie vorgeschildert, an Zahl und Stärke sich jedoch erhöhend; insbesondere steigerte sich die Luftbewegung in einigen Fällen bis zum Sturm. So brauste am 8. März 1892 ein solcher an und warf uns ein neuerbautes Haus auf der Station über den Haufen, der übrigen Verheerungen nicht zu gedenken, und am 7. Mai fiel ein zweites Opfer, das alte Stationshaus (vergl. hierzu S. 208).

Häufiger als bei den Uebergangsperioden beobachtete ich in der in die Trockenzeit fallenden Tornadoreihe eine eigenartige Wolkenformation, mit der sich das Gewitter am Horizont heraufschob: zwei, auch drei breit übereinander gelagerte Schichten, parallel zum Horizont, scharf getrennt, auch der Farbe nach. Die unterste Schicht war grau-, auch blauschwarz, die nächste etwas heller, die oberste weis-grau. Der ganze übrige Teil des Himmels wölbte sich noch in reinem Blau. Die Wolkenform der zwei bzw. drei Schichten war Stratus mit einzelnen sich dazwischen erhebenden Cumuli. Das Ganze sah etwa aus, wie Abb. 127 zeigt.

Abb. 127.

Eigenartige Gewitterwolkenbildung.

Sehr bedeutend war stets der Temperaturniedergang während und auch noch unmittelbar nach dem Gewitter. Das Minimumthermometer

Tempera-
turrück-
gang.

war oft bis auf die des Morgens abgelesene Temperatur heruntergegangen, zeigte zuweilen sogar noch $0,2^{\circ}$ ja $0,6^{\circ}$ weniger. Die Folge dieser Abkühlung, die in den oberen Luftschichten zweifelsohne noch beträchtlicher war: Hagelfall, habe ich bereits aufgeführt.

Regen-
massen.

Von in unseren Breiten unbekannter Intensität und Heftigkeit sind einerseits die niedergehenden Regenmassen und ganz besonders die elektrischen Entladungen. Nach beiden Richtungen kann man aus einem kurzen Tornado der Baliländer gut vier schwere deutsche Gewitter machen.

Der Regenmesser zeigte bei nur 10 bis 15 Minuten Dauer eines Gewitters nicht selten 20, 30 und mehr Millimeter. Vergleiche auch die Regenkurven Abb. 122 bis 125 (S. 531 u. f.), wonach unter anderem im März 1892 (Abb. 125) nach dem Tornado, der uns ein Haus umstürzte (er währte 50 Minuten), der Regenmesser 81,4 mm aufwies. So kommt es auch, daß die Tornadomomente höhere Regenmengen zeigen als die der eigentlichen Regenzeit, in der die Niederschläge andauernd, aber gleichförmig sich ergießen.

Blitzregen.

Die Häufigkeit der Blitze läßt sich am besten durch den treffenden Ausdruck „Blitzregen“ veranschaulichen. Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so giebt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläßt sich rückhaltlos dem großartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. Ich glaube, es giebt nichts Ueberwältigenderes, nichts, wobei der Mensch sich seiner Unbedeutendheit so voll und erschütternd bewußt wird, als einen Tornadosturm in den Hochlanden Nord-Kameruns.

Ein Tor-
nado.

Schon das Heraufziehen eines solchen am äußersten Horizont läßt das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinander gebaut höher und höher, und der noch in reinem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die Wetterwand, trotzdem der sich verstärkende Wind gerade dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen, und langsam ziehen sie auf feueriger Bahn. Wagerecht zucken die Blitze durch die Schichten und unaufhörlich rollt der noch ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenwand. Und nun im Süden ein kurzes Stillstehen — und, wie ein Leopard auf sein Opfer, fällt es mit immer steigender Schnelligkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschlein her. Heulend setzt die Windsbraut ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch

die zerfetzten Blätter der stehengebliebenen pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum — jetzt der erste Blitz und Donnerschlag zugleich, dafs der Boden erzittert. Und nun ist der Bann gebrochen: Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen, und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin.

Den ersten Tornado, der nach monatelanger Trockenzeit nieder-
geht, begrüßen freudig Natur und Menschen. Wie mit einem Zauberschlag sind die so traurig und totliegenden, schwarz gebrannten Flächen mit jungem, frischem Grün dann überkleidet.

Befruchtende Wirkung.

Die Tornadorengüsse sind es auch, die von den Hängen das fruchtbare Erdreich in die Täler und weiten Mulden und Kessel führen und dort zum erträgnisreichsten Boden aufhäufen. Sie sind es aber auch, die die Pfade durch die Grasmeere immer tiefer und tiefer zu Rinnen auswaschen; und steigt man während eines Gewitters einen Hang hinauf, so schießt dem Wanderer in dem schmalen Wege ein ganzer Wildbach entgegen.

Trotz der so ganz außerordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzschläge selten.

Blitzschläge.

Unsere Station ward allerdings zweimal davon betroffen. Es mögen aber immerhin die freie, exponierte Lage: auf einem Höhenrücken nur einige wenige Häuser, noch dazu von wesentlich größeren Ausmaßen als die kleinen Hütten der Eingeborenen, die den Stationshügel einfassenden vier Bäche (das einzige Wasser auf verhältnismäßig ausgedehntem Gebiet) und schließlich auch der Flaggmast, der sich 7 m hoch in die Luft streckte, mit dazu beigetragen haben. Letzterer mußte denn auch d'ran glauben: am 24. Dezember 1892 brauste ein Tornado über die Station (ein seltener Ausnahmefall in diesem echten Trockenzeitsmonat), ein betäubender Schlag, ein Feuerstrahl — und er lag zerschmettert; die aufgehäuften Steine ringsum waren nach allen Seiten auseinander geworfen (vergl. hierzu S. 214). Das war das zweite Mal, dafs der Blitz eingeschlagen hatte; das erste Mal war er am 23. Februar des gleichen Jahres in das alte Stationshaus gefahren, jedoch ohne zu zünden oder irgend welchen Schaden anzurichten.

An diesem Tage hatte auch in dem zwischen Bali und Bameßon liegenden Dorfe Bapigni der Blitz gezündet.

Außer diesen drei Fällen habe ich von keinem Blitzschlag in diesen Gegenden gehört; auch fürchten die Eingeborenen die elektrischen Entladungen durchaus nicht und suchen unbedenklich Schutz unter Bäumen und Gebüsch.

Soweit und solange sich die Richtung der einzelnen Blitze beobachten liefs, habe ich überwiegend die wagerechte festgestellt.

Donner ohne Blitz beobachtete ich zweimal: am 14. Dezember 1891 9⁰⁰ p. m. krachten aus klarem Sternenhimmel einige heftige Donnerschläge nieder, so dafs die leichteren Gegenstände auf dem Tisch sich bewegten; Blitz oder Wetterleuchten war nicht zu sehen. Die zweite derartige Erscheinung zeigte sich am 6. Oktober 1892. Um 1¹⁵ p. m. erfolgte ein starker Donnerschlag; leichter Regen herrschte bei Südwest 3 und mittlerer Bewölkung 5.

Wetter-
leuchten.

Blitze ohne Donner, Wetterleuchten, war Ende der Regen- und Anfang der Trockenzeit häufiger als in den anderen Monaten, stets sehr intensiv und andauernd. Es erfolgte aus allen Himmelsrichtungen an einem Abend; auch an solchen Tagen, an denen der Himmel völlig wolkenlos war, flammte es allenthalben auf.

h) Sonstige meteorologische Phänomene: Dämmerungserscheinungen, Zodiakallicht, gestirnter Himmel u. s. w.

Dämme-
rungs-
dauer.

Dämmerungserscheinungen. Die einzelnen Phasen der Dämmerung sind schärfer ausgeprägt als in unseren Breiten; und das ganze Bild ist ungleich schöner eben aus diesem Grunde und weil die einzelnen Erscheinungen in rascherer Reihenfolge auftreten. Hierzu bemerke ich jedoch, dafs der ganze Vorgang allerdings etwas kürzer ist als bei uns, aber nicht entfernt in dem hohen Mafse, wie man sich nach der vielgebrauchten und mißverstandenen Phrase von dem „plötzlichen Hereinbrechen der Dunkelheit in den Tropen“ vorzustellen pflegt. Der Uebergang von der Tageshelle zur Dunkelheit währt stets 20 bis 25 Minuten. Viel überraschender für den, der zum erstenmal in der Nähe des Aequators längere Zeit lebt, ist (das nebenbei bemerkt) die Gleichmäfsigkeit der Tages- und damit Nachtlängen während des ganzen Jahres. Um 6⁰⁰ p. m. verschwindet die Sonne unter dem Horizont, um 6⁰⁰ a. m. taucht sie wieder empor; die Differenz in den verschiedenen Jahreszeiten mag höchstens einige Minuten betragen.

Stete Tag-
und Nacht-
gleiche.

Gegendämmerung, und zwar stark auftretend, finde ich häufig in meinen Wetterbüchern vermerkt; am 23. April 1892 steht, dafs abends der ganze Osthimmel purpurrot gefärbt war.

Dämmerungsstrahlen, vom Sonnenuntergangsort ausgehend, beobachtete ich gleichfalls nicht selten. Meist glichen sie etwa den in einen dämmerigen Raum, der mit Staub oder leichtem Rauch gefüllt ist, hereinfallenden Sonnenstrahlen.

Einige weitere mir auffallende Erscheinungen weiß ich bei meiner astronomischen Laienschaft nicht beim rechten Namen zu nennen; ich setze ihre Beschreibung mit den Worten meiner Aufzeichnungen her.

„Am 14., sowie 18. IV. 92 zeigten sich bald nach Sonnenuntergang am Osthimmel sechs mächtige Strahlen, von einem dunklern Segment am Horizont ausgehend und bis fast zum Zenith reichend, in rötlich-gelbem Scheine. Dieses Phänomen dauerte 7 bzw. 10 Minuten, worauf es langsam zerfloß.“

„Am 7. XI. 92 6²⁰ p. m. war Südsüdwest ein genau folgende Form (Abb. 128) zeigender Teil des Himmels, mit dem Horizont als Basis, 10 Minuten lang intensiv bordeauxrot. Die abgrenzenden Seiten waren ganz scharfe, gerade Linien. Die Westhälfte des Himmels war gleichmäßig mit leichtem Dunst bedeckt, keine Wolken; die Osthälfte bewölkt (Cirrus).“

Gleich tags darauf beobachtete ich folgende auffallende Erscheinung. „8. XI. 92. Von 6²⁰ bis 6²⁵ p. m. ragten zwischen Westen und

Abb. 129.

Abb. 128.

Zodiakallichterscheinungen.

Südwesten zwei Strahlen von vorstehender Form (Abb. 129) bis zum Zenith. Die Farbe war blafsrot; die seitlichen Grenzen scharf. Der Himmel wolkenfrei; zugleich wetterleuchtete es im Westen und Nordosten.“

Die Erscheinungen am 14. und 18. April 1892 dürften vielleicht als Gegendämmerung, jene am 7. und 8. November gleichen Jahres als Zodiakallicht anzusprechen sein?

Zodiakallicht mit dem gewöhnlichen mattleuchtenden Lichtschimmer und der Pyramidenform beobachtete ich am 30. Oktober 1891, ferner am 24., 25. und 26. März 1892.

An den letztgenannten drei Tagen habe ich auch Sternschnuppenfall vermerkt. Leider finde ich über beide Phänomene keine weiteren Angaben niedergelegt.

Die Färbung des wolkenlosen Himmels nähert sich vielmehr dem sanften Blau unseres nordischen als dem gesättigten Tiefblau des italienischen und nordafrikanischen Himmels.

Die verhältnismäßig geringe Durchsichtigkeit der Luft habe ich bereits (S. 529) besprochen.

Wesentlich größer als in unseren Breiten ist die Helligkeit des Mondlichtes. Weit und klar liegt in seinem Schein die Landschaft da; ohne jede Anstrengung kann man bei Vollmond lesen und schreiben. Am 16. Oktober 1891 9⁰⁰ p. m. beobachtete ich einen Mondring mit einem Durchmesser von etwa 30 Monddurchmessern.

Bezüglich des gestirnten Himmels überhaupt aber war ich sehr enttäuscht. Ich habe gefunden, daß er, wenigstens in den Tropengegenden der afrikanischen Westküste, an Schönheit der Sternbilder, an Reichtum der Gestirne weit hinter einer klaren Sternennacht zu nordischer Winterszeit zurückstehen muß.

Das Kreuz
des Südens.

Die größte Enttäuschung ist das vielgerühmte Kreuz des Südens. „Der Reisende“ — so spricht sich in gleichem Sinne Dr. Pechuël aus — „welcher mit hohen Erwartungen nach Süden blickt und kein Himmelskundiger ist, wird ungläubig und verlegen um sich schauen, wenn man ihm versichert, daß das berühmte Zeichen vollkommen deutlich zu sehen ist. Es bedurfte der begeisterten Schilderungen andächtiger, christlicher Entdecker, der idealisierenden Neigungen späterer Forscher, sowie vielfacher, gelehrter Untersuchungen über die Bedeutung der berühmten Worte des großen Dante:

„... dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Dafs' Anschau'n nur dem ersten Paar der Welt gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.“

um dieses Sternbild als ein hervorragendes erscheinen zu lassen.

Weit wird es übertroffen durch das des Skorpion, weit durch die in unserer Heimat in Winterszeit sichtbare, prächtige Gruppe des Orion.“

4. Tabellen.

Die folgenden Tabellen (S. 541 bis 544), die Ergebnisse einer zweijährigen Beobachtungsreihe: 1891 und 1892, bilden die ziffernmäßige Grundlage der vorstehend ausgeführten Einzelercheinungen.

Baliburg.
 φ = etwa 6° 40' N. Br. λ = etwa 10° 40' O. Gr. h = 1340 m.

1891	Psychrometer					Temperaturextreme					Luftfeuchtigkeit				
	trocken			feucht		mittleres			absolutes		absolute			relative	
	7 a	2 p	9 p	7 a	9 p	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	7 a	2 p	9 p	7 a	9 p
	Mittel													Mittel	
Januar (1.—26.)	14,4	23,8	17,0	18,0	13,6	25,9	12,8	13,1	28,5	9,7	11,1	14,4	13,4	13,0	92 66
Februar (12.—28.)	13,9	24,3	17,3	18,2	12,1	26,6	12,1	14,5	30,4	9,7	9,4	14,3	13,0	12,2	80 63
März	15,3	22,9	17,3	18,2	14,8	25,8	12,4	12,5	30,7	9,7	12,3	14,4	13,6	13,4	94 70
April	16,8	22,4	17,2	18,4	16,3	25,5	14,5	10,9	27,7	11,9	13,5	18,2	14,1	15,3	95 90
Mai (1.—29.)	16,7	22,7	17,8	18,8	16,6	25,3	14,9	10,4	24,8	15,3	14,0	18,0	15,2	15,7	99 88
Juni	17,1	22,1	17,3	18,4	16,6	24,2	14,8	9,4	27,9	12,6	13,8	15,6	13,9	14,4	95 79
Juli	16,3	20,4	16,6	17,5	16,3	22,3	15,0	7,3	24,0	12,1	11,9	13,8	15,5	13,8	100 87
August (11.—23., 27.—31.)	16,1	19,8	16,4	17,2	15,8	23,1	14,6	8,5	24,0	12,6	11,4	13,2	14,6	13,6	97 85
September	16,0	19,9	17,0	17,5	15,6	23,4	14,6	8,8	25,1	12,7	12,4	12,9	15,1	13,5	96 88
Oktober	15,8	22,4	17,4	18,3	15,4	24,9	14,0	10,9	26,8	11,9	14,9	12,8	15,9	14,2	96 79
November	15,4	23,9	17,6	18,6	15,1	25,7	14,0	11,7	28,1	10,6	17,5	12,6	14,5	13,9	97 66
Dezember	13,2	25,9	16,7	18,1	12,2	26,7	11,3	15,4	29,2	7,6	12,6	10,0	13,4	12,2	89 55
Jahr	15,6	22,5	17,1	18,1	15,0	24,9	13,8	11,1	30,7	7,6	23,1	12,4	15,3	13,7	94 76

1891	Bewölkung					Windstärke					Regenmenge in mm					Anzahl der Tage mit				
	7 a			9 p		Mittel		7 a		9 p		7 a		9 p		im allg. gemeinen		Regen		
	7 a	2 p	9 p	7 a	9 p	Mittel		7 a	9 p	Mittel		7 a	9 p	Mittel		im allg. gemeinen		mit mehr als	Ge- wittern	nur Wetter- leuchten
																		0,3 mm	1,0 mm	25,0 mm
Januar (1.—26.)	5,3	6,0	5,3	5,5	5,3	5,5	1,9	30,2	60,0	2,4		30,2	60,0	2,4	(9)	90,2		(6)	(13)	(1)
Februar (12.—28.)	7,6	5,7	7,0	6,8	7,0	6,8	1,4	2,3	3,6	2,0		2,3	3,6	2,0	(6)	5,9		(3)	(6)	(1)
März	8,0	8,5	6,7	7,7	6,5	7,7	1,3	52,1	194,5	1,6		52,1	194,5	1,6	21	246,6		18	27	1
April	7,9	8,8	6,5	7,7	6,5	7,7	1,2	75,0	258,7	1,7		75,0	258,7	1,7	27	333,7		20	28	0
Mai (1.—29.)	7,1	8,9	8,0	8,0	8,1	8,0	1,1	36,3	242,7	1,6		36,3	242,7	1,6	28	279,0		24	29	0
Juni	8,9	8,9	8,1	8,6	8,1	8,6	0,9	48,7	149,1	1,6		48,7	149,1	1,6	24	197,8		20	27	1
Juli	8,6	9,6	9,6	9,3	9,3	9,3	1,2	89,7	249,2	1,8		89,7	249,2	1,8	30	338,9		18	25	0
August (11.—23., 27.—31.)	9,3	8,8	10,0	9,4	10,0	9,4	1,0	77,5	149,5	1,4		77,5	149,5	1,4	(17)	227,0		26	3	0
September	7,8	8,7	8,3	8,3	8,3	8,3	1,4	312,4	161,2	1,8		312,4	161,2	1,8	26	473,6		23	8	—
Oktober	7,0	7,0	6,4	6,8	6,4	6,8	0,5	241,0	226,2	1,7		241,0	226,2	1,7	31	467,2		29	7	2
November	4,7	5,7	4,2	4,9	4,2	4,9	0,8	77,1	61,7	1,6		77,1	61,7	1,6	17	138,8		14	11	4
Dezember	3,0	3,7	3,0	3,2	3,0	3,2	0,4	47,5	0,0	1,3		47,5	0,0	1,3	2	47,5		2	9	5
Jahr	7,1	7,5	6,9	7,2	7,1	7,2	1,1	1089,8	1756,4	1,7		1089,8	1756,4	1,7	(238)	2846,2		(204)	(218)	(16)

$$^1) \text{ Mittel} = \frac{7a + 2b + 2 \times 9p}{4}$$

1891. Windrichtung.

Monat	Tägliche Beob.-Zeit	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	Windstille	Nicht beobachtet	Summe
Januar . .	7 a	—	—	19	—	—	—	4	1	2	5	31
	2 p	—	2	—	1	—	7	14	—	1	6	31
	9 p	—	1	7	1	—	—	4	—	12	6	31
		—	3	26	2	—	7	22	1	15	17	93
Februar . .	7 a	—	—	3	3	8	—	3	—	—	11	28
	2 p	—	1	2	—	—	2	12	—	—	11	28
	9 p	—	—	2	—	10	—	4	—	1	11	28
		—	1	7	3	18	2	19	—	1	33	84
März . . .	7 a	—	1	2	1	13	6	6	—	2	—	31
	2 p	—	1	4	—	2	8	14	1	—	1	31
	9 p	—	1	3	—	9	4	1	—	13	—	31
		—	3	9	1	24	18	21	1	15	1	93
April . . .	7 a	—	2	3	—	9	5	3	—	7	1	30
	2 p	—	3	5	1	1	5	14	—	—	1	30
	9 p	—	4	2	3	10	1	2	—	7	1	30
		—	9	10	4	20	11	19	—	14	3	90
Mai	7 a	1	2	1	2	11	6	3	—	4	1	31
	2 p	—	3	1	—	4	1	17	2	1	2	31
	9 p	—	1	2	1	6	3	6	1	9	2	31
		1	6	4	3	21	10	26	3	14	5	93
Juni . . .	7 a	2	—	1	2	5	3	10	—	6	1	30
	2 p	—	—	2	—	2	4	21	—	—	1	30
	9 p	—	—	6	1	3	2	8	—	9	1	30
		2	—	9	3	10	9	39	—	15	3	90
Juli	7 a	—	—	—	2	4	5	17	1	2	—	31
	2 p	1	—	—	—	—	2	25	2	—	1	31
	9 p	1	—	1	1	1	5	19	—	3	—	31
		2	—	1	3	5	12	61	3	5	1	93
August . .	7 a	—	—	—	—	—	—	6	4	5	16	31
	2 p	1	—	—	—	—	5	6	1	—	18	31
	9 p	1	—	—	—	—	—	6	1	6	17	31
		2	—	—	—	—	5	18	6	11	51	93
September .	7 a	1	3	1	1	2	8	1	3	8	2	30
	2 p	—	1	1	—	1	9	9	3	1	5	30
	9 p	—	1	—	2	—	3	3	2	16	3	30
		1	5	2	3	3	20	13	8	25	10	90
Oktober . .	7 a	—	—	5	5	—	1	1	—	18	1	31
	2 p	—	2	—	—	1	20	5	—	1	2	31
	9 p	—	1	—	—	3	2	5	—	17	3	31
		—	3	5	5	4	23	11	—	36	6	93
November .	7 a	—	1	3	13	—	—	1	1	10	1	30
	2 p	—	8	—	—	—	10	8	1	1	2	30
	9 p	—	1	4	2	—	—	4	—	13	6	30
		—	10	7	15	—	10	13	2	24	9	90
Dezember .	7 a	—	1	3	—	—	1	—	1	23	2	31
	2 p	—	7	—	—	—	3	13	—	4	4	31
	9 p	—	3	4	—	—	—	2	1	21	—	31
		—	11	7	—	—	4	15	2	48	6	93
Summe .	7 a	4	10	41	29	52	35	55	11	87	41	365
	2 p	2	28	15	2	11	76	158	10	9	54	365
	9 p	2	13	31	11	42	20	64	5	127	50	365
Jahr		8	51	87	42	105	131	277	26	223	145	1095

1892	Psychrometer				Temperaturextreme				Luftfeuchtigkeit												
	trocken				feucht		absolutes				absolute		relative								
	Mittel		7 u		2 p		9 p		mittleres		absolutes		absolute		relative						
	7 u	2 p	9 p	Mittel	7 u	2 p	9 p	Max.	Min.	Diff.	Max.	Min.	Diff.	7 u	2 p	9 p	Mittel	7 u	2 p	9 p	Mittel
Januar	12.5	25.5	16.1	17.5	11.3	19.7	15.0	27.6	10.3	17.3	29.2	6.2	23.0	9.3	13.5	12.0	11.6	87	56	88	77.0
Februar	14.7	26.2	17.6	18.0	13.8	20.4	16.9	27.5	12.8	14.7	31.0	9.6	21.4	11.2	14.3	13.9	13.1	90	57	93	80.0
März	16.3	23.5	17.6	18.5	15.3	19.9	16.9	26.0	12.9	13.1	29.0	9.2	19.8	12.3	15.1	13.9	13.8	89	70	93	84.0
April	17.3	24.5	18.2	19.6	16.6	20.9	17.5	26.0	13.7	12.3	28.1	11.0	17.1	13.6	16.2	14.5	14.8	93	71	93	85.7
Mai	17.2	22.9	17.7	18.9	16.6	20.8	17.1	25.3	13.8	11.5	28.1	9.7	18.4	13.7	17.0	14.1	14.9	94	82	94	90.0
Juni	16.6	20.7	16.9	17.8	16.2	19.1	16.6	24.0	13.5	10.5	26.2	12.0	14.2	13.5	15.5	13.9	14.3	96	85	97	92.7
Juli	15.7	19.5	16.0	16.8	15.6	18.1	15.7	21.5	13.8	7.7	24.1	10.7	13.4	13.1	14.6	13.1	13.6	99	87	97	94.3
August	15.7	19.7	16.1	16.9	15.5	18.1	15.8	22.1	13.4	8.7	24.9	10.7	14.2	13.0	14.5	13.2	13.6	98	85	97	93.3
September	16.2	19.6	16.2	17.0	15.8	18.1	15.9	23.0	13.6	9.4	26.0	11.8	14.2	13.1	14.5	13.3	13.6	96	86	97	93.0
Oktober	16.1	20.8	16.7	17.6	15.6	18.5	16.2	24.0	13.5	10.5	26.1	11.8	14.4	12.9	14.4	13.4	13.6	95	79	95	89.7
November	15.4	23.5	17.3	18.4	14.6	18.8	16.4	26.0	12.7	13.3	32.5	10.6	21.9	11.9	13.3	13.3	12.9	91	62	91	81.3
Dezember	13.4	25.0	16.3	17.8	12.6	18.5	15.4	27.3	10.9	16.4	29.0	8.7	20.3	10.4	12.0	12.5	11.6	91	51	90	77.3
Jahr	15.6	22.6	16.9	18.0	15.0	19.2	16.3	25.0	12.9	12.1	32.5	6.2	26.3	12.4	14.6	13.4	13.4	93.3	72.6	93.7	86.5

1892	Bewölkung				Windstärke			Regenmenge in mm			Anzahl der Tage mit						
	7 a	2 p	9 p	Mittel	7 a	2 p	9 p	Mittel	7 a	9 p	Summe	im allge- meinen	Regen			Ge- witt- ern	nur Wetter- leuchten
													mit mehr als				
													0,3 mm	1,0 mm	25,0 mm		
Januar	2,8	3,0	2,3	2,7	0,3	3,9	0,3	1,5	17,0	10,9	27,9	4	2	2	0	7	3
Februar	8,5	6,7	6,4	7,2	0,9	4,3	0,9	2,0	89,8	74,3	164,1	15	13	13	1	17	0
März	5,6	6,7	5,0	5,7	1,2	3,6	1,3	2,0	182,7	229,7	412,4	19	18	18	5	20	2
April	7,8	7,6	6,1	7,2	1,0	3,2	0,7	1,6	126,0	128,3	254,3	22	21	21	3	26	2
Mai	8,3	8,0	6,8	7,7	1,1	3,1	0,9	1,7	79,2	124,7	203,9	20	19	19	0	21	2
Juni	8,6	8,5	8,5	8,5	1,2	2,8	1,4	1,8	104,4	219,7	324,1	27	27	26	4	18	3
Juli	9,8	8,8	9,5	9,4	1,6	3,4	2,1	2,4	110,1	77,4	187,5	28	24	22	1	6	1
August	8,8	8,8	8,0	8,5	1,6	3,7	1,6	2,3	110,7	68,5	179,2	27	24	22	1	15	2
September	8,7	9,0	8,1	8,6	1,1	2,8	1,1	1,7	155,1	211,4	366,5	28	25	22	2	16	1
Oktober	8,2	9,0	7,8	8,3	0,5	2,2	0,9	1,2	112,5	256,3	368,8	29	27	24	2	25	3
November	5,8	7,6	5,1	6,2	0,6	2,4	0,5	1,2	47,4	62,6	110,0	11	11	10	2	9	4
Dezember	3,2	5,0	3,4	3,9	0,3	3,5	0,3	1,4	2,0	43,4	45,4	6	5	4	1	10	4
Jahr	7,2	7,4	6,4	7,0	0,9	3,3	1,0	1,7	1136,9	1507,2	2644,1	236	216	203	22	190	27

1892. Windrichtung.

Monat	Tägliche Beob.-Zeit	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	Windstille	Nicht beobachtet	Summe
Januar . .	7 a	—	1	3	—	—	—	—	1	26	—	31
	2 p	—	1	2	1	—	12	11	—	—	4	31
	9 p	—	1	3	—	—	—	1	—	24	2	31
		—	3	8	1	—	12	12	1	50	6	93
Februar . .	7 a	—	2	3	—	2	4	—	1	17	—	29
	2 p	—	5	3	—	1	14	1	2	—	3	29
	9 p	1	2	3	—	—	—	3	—	17	3	29
		1	9	9	—	3	18	4	3	34	6	87
März . . .	7 a	1	5	8	—	3	6	—	—	7	1	31
	2 p	1	6	—	—	3	15	3	—	1	2	31
	9 p	1	2	8	—	3	1	3	1	11	1	31
		3	13	16	—	9	22	6	1	19	4	93
April . . .	7 a	—	1	4	2	—	8	3	—	12	—	30
	2 p	—	5	1	1	1	19	1	—	1	1	30
	9 p	—	2	13	2	—	2	—	—	11	—	30
		—	8	18	5	1	29	4	—	24	1	90
Mai	7 a	—	6	10	3	—	6	—	—	4	2	31
	2 p	—	6	1	—	—	13	3	1	2	5	31
	9 p	—	2	3	—	4	7	—	—	9	6	31
		—	14	14	3	4	26	3	1	15	13	93
Juni	7 a	—	3	4	2	4	9	2	—	2	4	30
	2 p	—	2	1	—	1	16	5	—	1	4	30
	9 p	—	—	5	—	2	7	4	—	5	7	30
		—	5	10	2	7	32	11	—	8	15	90
Juli	7 a	—	—	1	—	2	13	8	—	5	2	31
	2 p	—	—	—	—	2	15	6	4	—	4	31
	9 p	—	—	3	1	1	8	8	—	6	4	31
		—	—	4	1	5	36	22	4	11	10	93
August . .	7 a	—	—	2	1	3	25	—	—	—	—	31
	2 p	—	—	—	—	—	27	—	2	—	2	31
	9 p	—	—	3	1	5	14	3	—	3	2	31
		—	—	5	2	8	66	3	2	3	4	93
September .	7 a	—	—	5	1	1	15	1	—	7	—	30
	2 p	—	1	—	—	1	17	9	—	1	1	30
	9 p	—	1	7	—	1	11	2	—	5	3	30
		—	2	12	1	3	43	12	—	13	4	90
Oktober . .	7 a	—	2	4	3	2	2	2	—	16	—	31
	2 p	1	1	1	1	1	9	11	1	5	—	31
	9 p	—	—	8	1	2	8	—	—	12	—	31
		1	3	13	5	5	19	13	1	33	—	93
November .	7 a	—	4	9	1	—	—	—	—	16	—	30
	2 p	—	1	5	1	—	10	5	5	2	1	30
	9 p	—	—	6	—	—	2	—	—	14	8	30
		—	5	20	2	—	12	5	5	32	9	90
Dezember .	7 a	—	—	3	1	—	—	—	—	27	—	31
	2 p	—	4	7	1	—	5	10	1	2	1	31
	9 p	—	—	2	—	—	—	1	—	27	1	31
		—	4	12	2	—	5	11	1	56	2	93
Summe .	7 a	1	24	56	14	17	88	16	2	139	9	366
	2 p	2	32	21	5	10	172	65	16	15	28	366
	9 p	2	10	64	5	18	60	25	1	144	37	366
Jahr		5	66	141	24	45	320	106	19	298	74	1098

SCHLUSSWORT.

„Du gabst mir Haß und Liebe und ewige Freiheitslust,
Drum jauchze ich, o Wildnis, dir zu aus voller Brust.“

Abschnitt X.

Civilisation und Wildnis.

Was ich draussen erlebt und erfahren, geschaut und beobachtet, habe ich versucht in den vorausgegangenen Abschnitten zu geben. Als ich all' das so niederschrieb, hat in meinem Innern eine Saite stärker und stärker angeschlagen, die eigentlich nie ganz verstummt ist, seit ich wieder in die Heimat zurückgekehrt bin.

Nun ich am Ende stehe, muß auch sie ausschwingen. Ihr letzter Ton schliesse mein Buch: es ist der Zauber der Wildnis.

Sie, die neue, die andere Welt, die jenseits der Grenze der Civilisation sich aufthut, schlägt jeden in ihren Bann, der reinen Herzens die Schwelle überschreitet. Diese Schwelle war für mich das Boot, das mich hinübertrug vom ankernden Schiffe in die Mangrovensümpfe des Mungoflusses, hinein in die Urwaldhallen des Waldlandes. Erst nach zwanzig Monaten ununterbrochenen Aufenthaltes in der Wildnis kehrte ich wieder in die Civilisation zurück. Die zwei Zeilen, die ich diesen Schlussworten vorausschicke, verraten schon, in welcher Welt ich lieber geweilt. Mag's drum sein. Ich gesteh' es offen: jahrelang lebe ich nun bereits wieder in den geordneten Verhältnissen eines Kulturstaates, genieße den Komfort der Civilisation mit allem, was darum und daran hängt — das freie Leben der Wildnis habe ich nimmermehr vergessen.

Civilisation und Wildnis — zwei verschiedene Welten!

Im letzten Grund der Dinge freilich sind auch sie einander gleich. Die gleichen Naturgesetze walten hier wie dort über Werden und Vergehen, die gleichen Triebfedern bestimmen dort wie hier das Thun und Lassen der Menschen.

Aber die Lebensformen, unter denen sie in die Welt der Erscheinungen treten, sind andere in der Civilisation, andere in der Wildnis.

Leben heißt Kämpfen — und so ist es der Kampf um's Dasein, den Natur und Menschheit allerorten und allerzeiten führen mußten und bis zum letzten Lebewesen werden führen müssen, der anders geartet ist in der Wildnis als in der Civilisation. Anders sind auch die Mittel mit denen er hier, mit denen er dort durchgeführt wird.

Und darin, in der Kampfweise, in den Kampfmitteln, vor allem in den Kämpfern selbst, seien es die Naturgewalten, seien es die Menschen, liegt für jeden ganzen Mann das Geheimnis der Anziehungskraft der Wildnis.

Unberührt von Menschenhand, in ihrer vollen Ursprünglichkeit und Gewaltigkeit tritt die Natur in die Schranken zum Streit mit sich selbst, zum Streit mit Menschenkraft und Menschengestalt. Ungebändigter, roher wohl, aber um ein gut Teil wahrer und offener kämpft der Mensch gegen den Menschen da draussen den Kampf um's Dasein.

„Unsere Civilisation ist deshalb so ekelhaft und abstoßend, weil sie sich einen anderen Anstrich geben will als sie im Grund genommen eben wirklich ist; sie ist nicht weniger brutal als der Naturzustand, aber weniger offen,“ sagt Scherr — und ich gebe ihm Recht, doppelt Recht, nachdem ich den „Naturzustand“, so weit er heutzutage überhaupt noch vorkommt, selbst kennen gelernt habe, nachdem ich mehr als einmal erfahren, wie rasch der Firnis unserer „Kultur“ am Kulturmenschen draussen in der Wildnis abfällt. „Solvez l'epiderme et vous trouverez le tatar“ sagte Napoleon I., der große Menschenkenner; „Afrika, d. h. die Wildnis, macht den Menschen, d. h. den Europäer, durchsichtig“ sagt der Afrikaerfahrene.

Tiefgreifend ist die Umwandlung, die der ganze civilisierte Mensch, in diese andere Welt gestellt, an sich erfährt.

Allein auf sich angewiesen wird zumeist sein, wer auf Forscherpfaden die Wildnis durchstreift. Um so mächtiger und voller wirkt ihre Unberührtheit, ihre Grofsartigkeit, ihre Schrankenlosigkeit.

Anfänglich tritt man wohl fast zögernd, zagend in diese neue Welt, fast ängstlich sieht man sich nach den von Jugend auf gewohnten Kulturstützen um: Gesetz und Sitte, und wie sie alle heißen; dem Kinde gleich, das zum erstenmal die Hand der führenden Mutter mißt. Aber bald wird der Schritt fester, freier; bald fühlt man wohl

in Selbstgefühl und Selbstvertrauen die eigene Kraft erwachen, die in dem schrankenumwallten Heimatlande sich nicht regen konnte, nicht regen durfte.

„... Der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Mut's.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen.“

Draußen gilt nur das Gesetz der Wildnis; nur vor der allgewaltigen Natur, vor der eisernen Notwendigkeit beugt sich der Wille; dort draußen allein versteht man, was frei sein heißt — man lernt aber zugleich Selbstbeherrschung, Selbsteinschränkung ohne Gesetz.

Man lernt mit anderen Zeit-, mit anderen Raummaßen rechnen. Was in der raschlebigen, dampf- und elektricitätsgeladenen Heimat in einem Tage durchhastet wird — draußen ist's gleich einer Woche, einem Monat. Findet man zu Hause die Bahn nicht mehr rasch genug — draußen rechnet man nach Tagemärschen. Andererseits aber wieder kann man nicht für die nächste Stunde vorausbestimmen. Wochen und Monate vergehen in geistiger und körperlicher Einförmigkeit, fast Unthätigkeit — dann kommt ein Ereignis, ein Augenblick: und raschester Entschluß, äußerste Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte wird gefordert, vollstes Einsetzen des ganzen Ich entscheidet über Sein und Nichtsein.

Die Persönlichkeit kommt zur vollsten Geltung; im nivellierenden Kulturstaat geht mit wenigen Ausnahmen das Individuum in der Masse auf.

Aber nicht nur der Außenwelt gegenüber und in den Lebensbethätigungen nach außen vollzieht sich ein gänzlicher Umschwung; noch tiefer geht die innerliche Umgestaltung.

Man beginnt in der Wildnis anders zu denken, anders zu fühlen: freier, selbständiger, weitschauender — und innerlicher zugleich.

Anschauungen und Begriffe, über die man in der Heimat gar nicht mehr nachdenkt, weil man gewohnt ist, sie als unfehlbar, als Thesen ohne Beweis hinzunehmen: in der Einsamkeit der Wildnis prüft man sie auf ihren Gehalt, auf ihren Wert am Maßstab der freien Natur — und bricht auch wohl mit manchen. Es lenken Geist und Herz und Körper in andere Bahnen ein.

So kann ich in Wahrheit behaupten, daß selten das Gefühl der Einsamkeit über mich gekommen ist. Tausendmal weniger zu tiefst in der Wildnis als zu Hause mitten in der civilisierten Welt, wo

teilnahmslos, achtlos der Menschenstrom an dem Ungekannten vorüber-, über ihn wegrauscht.

Die Einsamkeit in der freien großen Natur gleicht der Gefahr: den einen beengt, erdrückt sie; anderer Herzen fühlen sich in ihr geweitet, erhoben, gestählt. — —

Und tönt ferne Kunde von dem verworrenen, hastenden Getriebe in der civilisierten Welt an's Ohr: einem seitlichen Beobachter gleich steht man abseits und schaut klar und ruhig in den Hexenkessel der Zeit.

In mein Tagebuch schrieb ich einst — und heute noch fühl' ich es nach:

„Wohl dem, dem es gelungen, zur Natur, zur reinen, unverfälschten zurückzukehren; und die bietet ihre Brust nur fernab der heutigen Zeit. Der Zeit kann ich nicht entfliehen, aber im Raume kann ich mir einen Platz suchen, wo ich der Natur wieder gegeben bin: das ist die Wildnis.“

ALPHABETISCHES SACH- UND NAMENVERZEICHNIS.

(Ein vorgesetztes * weist auf eine Abbildung hin.)

- Abdankung, zeitweilige 342.
 Abendliche Unterhaltungen auf der Station 177.
 " " und Beschäftigungen der Grasland-
 neger 386.
 Abendruhe auf der Station 176.
 Aberglaube 297, 337, 357, 377, 425, 431, 443,
 459.
 " Heilgebräuche 445.
 " Körperbemalung *297.
 Abgaben 348.
 Abhärtung der Bali gegen Strapazen 230.
 Abkommen, deutsch-englisches über die Inter-
 essenphären 9.
 Ablegen der Waffen als Höflichkeitsform 343.
 Abome 38.
 Abortanlagen 270.
 " benutzung, eigenartige 271.
 Abschiedsstimmung 212.
 Absonderung, schroffe 215.
 Abwehr böser Geister 441.
 Ackerbau im Grasland 393 f.
 " " Waldland 282 f.
 Adamana (= Adamava) 8, 9, 10, 11, 12, 14,
 95, 126, 130, 148, 237, 259, 275,
 300, 302, 318, 320, 322, 360, 361,
 368, 395, 397, 404, 420, 427, 474,
 488, 533.
 Adamana, Allgemeines Gelände 303.
 " Erschließung vom Golf von Guinea aus
 durch Zintgraff 14.
 " Völkerverhältnisse 320.
 Adansonia digitata 253, 270.
 " Lebenszähigkeit 254.
 Affen 452.
 " Braten 458.
 " gefiederte 456.
 Affenbrotbaum 138, 251, 253, 303.
 Afrika 70.
 " Reize 199.
 " Sklavenmarkt 33.
 " Sklavenwesen 35.
 " Umseglung durch die Karthager 4.
 " " " Phöniciere 4.
 Afrikanisches Familienidyll 384.
 Agama (Eidechsen) 454, 464.
 Ähnlichkeit bei den Baliländern mit germa-
 nischen Verhältnissen 337, 393.
 Ajuda (= Whydah) 42.
 Akazienarten 251, 313.
 Akkrah 50, 102.
 Akudekaberge 241, 244, 247, 248, 249.
 Albinos 261.
 Aldua de duas partes 33.
 Allein auf Baliburg 23, 208.
 Alligator 453.
 Ambas, Insel 6.
 Ambofs 401.
 Ambozer (Volksname) 6.
 Ameisen 69, 315, 453, 461.
 " geflügelte 462.
 " -Ueberfall im Hühnerstall 194.
 Amulett 297, 417, 424, *447.
 Amulettenträger, ein schwarzer 448.
 Ananas 108, 208, 283.
 Anbietung von Weibern 135, 266, 418.
 Andropadus virens 452.
 Anforderungen 65.
 " an die Person 114.
 " persönliche 65.
 " sachliche 71.
 Angriffsstellungen, Einnahme der 355.
 Anhänglichkeit der Bali 230, 231.
 Ankunft, meine, in Kamerun 17.
 Anlage der Dörfer und Farmen 269.
 " einer Station 158.
 Anlegung der Baliburgstation 13.
 " " Barombistation 11.
 " " Batomstation 18.
 " " Mi-Yimbistation 17.
 " " Tintostation 23.
 Annäherungshindernisse 173, 174.
 Ano (Fluß) 244.
 Anona senegalensis 253, 313.
 Anredeform 51.
 " gegenüber dem Herrscher 351.
 Anregung, geistige 209.

- Anschauungen, geschlechtliche 374, 376.
 Ansiedelungen an der Küste 43.
 " im Grasland 362.
 " Waldland 268.
 Anthropologische Angaben im Grasland 326.
 " Waldland 260.
 " Unterschiede der Graslandstämme 326.
 " Völkerscheiden 319.
 Antilopen 191, 460, 472.
 Anwesenheit von Weibern und Vieh: Friedens-
 zeichen 134, 373.
 Anzug für das Lager 85.
 " den Marsch 80.
 " in der Station 187.
 Apiung (Berg) 240, 245, 265.
 Äquatorialsonne, Wirkung 109.
 Araber und Sklavenwesen 35, 36.
 Arachis hypogaea 282, 286.
 Arbeitspläne für 1893 26.
 " verteilung im Jahre 382.
 " keine soziale 382.
 " zwischen den Geschlechtern 382.
 Armringe 57, *326, *328, 403, *411, 424.
 " spangen 361.
 Artigkeit der Graslandneger 333, 377, 437.
 Arum esculentum 283, 394.
 Arzneipflanzen, einheimische, des Graslandes
 318.
 " des Waldlandes 252.
 Ärzte, Fehlen solcher 445.
 Ärztliche Ausrüstung 90, 185.
 " Kenntnisse im Grasland 442.
 " Vorkenntnisse 77.
 Aschante (Stamm) 41.
 Aschubach 131, 136, 203.
 Ästhetisches Gefühl 375.
 Atlantik 59.
 Aufbewahrungsgefäße *280, *369.
 Aufbruch ins Innere 117.
 Aufenthalt, unfreiwilliger 118.
 Auffrischung der Ausrüstung 196.
 Aufgaben einer Station 154.
 " für die Thätigkeit im Gras- und im
 Waldland 23.
 " sachgemäßer Lebensweise 190.
 Aufklärungspatrouillen 137.
 Auflösung der Nordexpedition 26, 215.
 Aufmerksamkeiten beim Ausgang 347.
 Aufnahmen während des Marsches 126.
 " wissenschaftliche 126.
 Aufrechterhaltung der Verbindung mit der
 Küste 197.
 Augenfarbe 329.
 Augustenburg 42.
 Ausbildung einer Schutztruppe 22.
 " militärische, der Neger siehe unter
 Balitruppe.
 " der Sinne, hohe 329.
 Ausbleiben der Post 201.
 Ausdauer 209.
 Ausdünstung des Negers 261.
 " Weissen 261.
 Ausgang eines Vornehmen 384.
 Ausgänge, „offizielle“ 346.
 Ausmaße beim Hausbau 366.
 Ausrüstung 78, 79.
 " ärztliche 90, 185.
 " astronomische 96.
 " einer Expedition 79, 97.
 " Station 175.
 " für Träger 97.
 " Instandhaltung und Auffrischung 196.
 " meteorologische 96.
 " Nachschub 197.
 " persönliche 79, 80.
 " Jahresbedarf 92.
 " photographische 97, 186.
 " topographische 96.
 " und Bewaffnung der Graslandneger 412.
 " " " Waldlandneger 292.
 " Winke für praktische Packung 98.
 Ausrüstungsgegenstände auf der Station 185.
 " kleinere 83, 84.
 Ausschau nach Emin Pascha 209.
 Ausstattung, komfortable, der Station 188.
 Auswahl, geeignete, der Träger 115.
 Äxte *372, 402.
 Azoren 59.

Babe (Fluß) 236, 239, 244, 245, 248, 255,
 257, 303, 305, 308, 312.
 " (Gebiet) 147.
 " (Stamm) 322, 326, 328.
Babensi (Ort) 274.
Babossa (Stamm bzw. Ort) 21, 25, 335,
 341, 412.
Babri (Ort) 240, 243, 246.
Bachbetten als Wegstrecken 123.
Backpulver 195.
Badeplatz 199.
Baduma (Ort) 259.
Bafaramani (Berge) 12.
 " (Stamm) 11.
Bafuen (Stamm bzw. Ort) 21, 23, 25, 205,
 303, 306, 321, 335, 339, 360, 362,
 395, 397, 403, 412, 415, 437, 440,
 471.
Bafut (Stamm bzw. Ort) 13, 15, 16, 20,
 21, 23, 25, 26, 209, 321, 328, 332,
 335, 339, 351, 362, 403, 412, 491.
Bafut, feindliches Verhalten 15.
Bafutchu (Stamm bzw. Ort) 20, 21, 22.
Bagam (Stamm) 205, 209.
 " (= Bali-Bagam) 323, 332, 335, 360.
Bagangu (Stamm bzw. Ort) 21, 25, 133,
 209, 230, 308, 335, 475.
Baghirmi (reich) 336, 347, 389, 400, 450.
Bahuang (gau) 265.
Baikie 8.
Baioko 133, 139, 142, 145, 179, 195.
Baitabe 117, 118.
Bakossi (Stamm) 11.
Bakun (Ort) 246, 274, 275.
Bakundi (am Tarabba) 14.
Bakundu (Gebiet) 257, 259, 264, 271, 287.
 " (Sprache) 483.

- Bakundu (Stamm bzw. Ort) 94, 118, 260, 267, 268, 270, 278, 282, 283, 284, 289, 291, 293, 295.
- Bakundu ba N'konye 271, 273.
- Bakwiri (Stamm) 11.
- Bali (Stamm bzw. Ort) 12, 15, 16, 17, 19, 20, 21, 22, 25, 72, 103, 131, 132, 163, 180, 185, 202, 207, 260, 295, 306, 308, 309, 338, 360, 367, 398, 403, 404, 412, 413, 415, 416, 417, 420, 424, 433, 436, 440, 448, 449, 464, 471, 475, 476, 489, 519.
- Bali, Abhärtung gegen Strapazen 230.
- „ Anhänglichkeit 230, 231.
- „ Ebenmäßiger Körperbau 326.
- „ Geschicklichkeit 227, 230.
- „ Körperliche Gewandtheit 230.
- „ Ruhrepidemie 111.
- „ Sprache siehe unter Balisprache.
- „ Treues Verhalten 15, 19, 20.
- „ Unerschrockenheit 231.
- „ Völkerwanderung 323.
- „ Zahlenzeichen 487.
- „ siehe auch Bali-N'Yong.
- Bali-Bagam 323, 326, 330, 335, 405, 406, 424.
- „ siehe auch Bagam.
- Balibevölkerung, ethnologisches Gesamturteil über die 334.
- Baliburg (Station) 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 26, 47, 72, 82, 111, 116, 128, 131, 141, 158, 159, 162, 169, 193, 197, 323, 395, 399, 428, 464, 473, 475, 512, 516, 537, 541—544.
- „ Allein auf 23, 208.
- „ Anlegung 13.
- „ Aufgaben 15.
- „ Ausbau 23.
- „ Befestigungsanlagen 173.
- „ Einzug, neuer, in — und Neuanlegung der Station 20.
- „ Gefährdung 15.
- „ Geländekroki *170.
- „ Gesamtanlage 172.
- „ Geschütze 174.
- „ Gesundheitszustand 197.
- „ Mein Haus *188.
- „ Profile *171.
- „ Situationsplan *170.
- „ Vordringen, neues, nach 17.
- Baliländer, die: eigentliches Grasland 300, 302.
- Balilogik 195.
- „ Balimorgenblatt“ 200.
- Balimudi (Ort bzw. Land) 310, 323, 324.
- Bali-N'Kunbat (Stamm) 209, 323, 324, 335, 362, 428.
- Bali-N'Kunbat siehe auch Ba-N'Kunbat.
- Bali-N'Yong (Stamm) 323, 324, 325, 326, 330, 332, 335, 338, 362, 400, 404.
- Bali-N'Yong = Bali 339.
- „ „ siehe auch Ban'Yong.
- „ Balisonntag“ 429.
- Balisprache 260, 488, 491 ff.
- (Balisprache) Adjektiva 498, 505.
- Adverbia 498, 505.
- Anhängesilben 493.
- Artikel 498.
- Aussprache 492.
- Deklination 498.
- Eigennamen 427, 510.
- Einsilbigkeit 492.
- Formenlehre 492.
- Frageform 496.
- Geheimsprache 491.
- Grammatik 492.
- Grufsformen 506.
- Haussa-Anklänge 501.
- Hiatus 497.
- Imperativ 498, 500.
- Infinitiv als Imperativform 500.
- Interjektion 502.
- Komparativ 498.
- Konditionalsatz 497.
- Konjugation 499.
- Konjunktion 502, 506.
- Kontradiktorisches Gegenteil 495, 496, 505.
- Konträres Gegenteil 495, 496, 505.
- Partikel 502.
- Personalpronomen 498.
- Personennamen 511.
- Plural 498.
- Präfixe 493.
- Präpositionen 501, 506.
- Pronomen 498.
- Satzbau 497.
- „ bildung 497.
- „ verneinung 496.
- Silbenverdoppelung 493.
- Singular 498.
- Stammnamen 427, 490, 510.
- Substantiva 498, 503.
- Suffixe 493.
- Temporalformen 499.
- Texte 506.
- Tonänderung 494.
- Verba 499, 505.
- Verbreitung 488.
- Verneinungsform 495.
- Verschiedenartigkeit der Redeweise 490.
- Verstärkungssilben 493.
- Vielheitsbegriff im Allgemeinen 500.
- Vokativ 498.
- Volksnamen 510.
- Vorschlagssilben 493.
- Wohllautsuffixe 493.
- Wortarmut 492.
- Wörterverzeichnis 503 u. ff.
- Wortfolge 497.
- Zahlwort 500.
- Zahlzeichen 487.
- Zeichensystem für deren Wiedergabe 491.
- Zungenschlag 490.
- Zusammenziehungen 495.
- Balistämme, Ursitz 324.
- Balitruppe, meine 217 u. ff.
- Alarmplätze 225.

(Balitruppe)

Alarmsignale 225, 229.
 Angriff 226.
 Anschlagarten 223.
 Appelle 228.
 Aufklärung 226.
 Ausbildung 219, Art und Zweck 218.
 Bestimmungen für die Ausbildung 218.
 Beurlaubungen 228.
 Bewaffnung und Ausrüstung 217.
 Biwak 225.
 Diensterteilung 219.
 Drill in der Masse 218.
 Durchmarsch 226.
 Ehrenbezeugungen 227, 229.
 Einmarsch 226.
 Exerzieren 219.
 Felddienst 224.
 Feuerart, kommandierte 221.
 " disziplin 221.
 Feuern 221.
 Flankenschutz 226.
 Formationen 220, 222.
 Frontveränderungen 222.
 Führerquartier 227.
 Gefecht, erstes 206.
 Gefechtsbereitschaft 224, 226.
 " schießen 223.
 Gewehrappell 228.
 " instruktion 227.
 Gliederabstand 219.
 Grundstellung 219, 220.
 Haltepunkt 223.
 Innerer Dienst 228.
 Instruktion 227.
 Irreguläre 218.
 Kommandosprache 218, 219.
 Laden 221.
 Laufschrift 220.
 Löhnungsappell 228.
 Marsch 220.
 Marschdisziplin 224.
 " formation 224.
 Morgenrapport 228.
 Munition 229.
 Patronenverbrauch 224.
 Patrouillen 227, 228.
 Quartier 225.
 Rapport 228.
 Rasten 225, 227.
 Reihenspalte 219, 224.
 " marsch 221.
 Requisitionen 226.
 Richtungen 220.
 Schicklichkeitsregeln 227.
 Schießausbildung 229.
 Schießen 222.
 Schießklassen 223.
 " leistung 229.
 " preise 224.
 " scheiben 230.
 Schulschießen 223.
 Schützenlinie 218.
 Sicherung 224, 226.

(Balitruppe)

Signale 220.
 Strafen 228.
 Taktische und Dienst-Einheit 219.
 Treffer-Prozentsatz 223.
 Unterkunft 225.
 Verpflegung 225.
 Verteidigungseinrichtungen 227.
 Visier 223.
 Wachdienst 228.
 " feuer 227.
 " posten 227, 228.
 Wecken 228.
 Wendungen 220.
 Balitypen *326, *327, *328.
 Bambus 179.
 " : Begriff 364.
 " -Regenschirm 294.
 Bambutu (Stamm bezw. Ort) 20, 21, 22.
 Bamesson(berg) 131.
 Bamesson (Stamm bezw. Ort) 21, 22, 25,
 103, 130, 133, 134, 147, 206, 236,
 287, 300, 304, 305, 306, 307, 308,
 311, 323, 326, 328, 330, 332, 334,
 335, 339, 351, 360, 363, 367, 385,
 394, 397, 413, 420, 439, 441, 460,
 461, 519, 529.
 Bameta (Stamm bezw. Ort) 21, 25.
 Bamigni (Stamm bezw. Ort) 21, 25.
 Bamignie (Stamm bezw. Ort) 20, 21, 22, 25,
 180, 206, 330, 331, 335, 410, 433,
 533.
 Bamum (Fluß) 307, 308, 309.
 " („, = Mbam?) 323, 324, 411.
 " (Sultanat) 322.
 " („, = Banyo?) 322, 471.
 Bamunda (Stamm bezw. Ort) 21, 23, 25, 335,
 339, 362, 397, 403, 412, 415, 437,
 440.
 Bamungu (Stamm bezw. Ort) 21, 25, 206, 301,
 302, 303, 305, 307, 308, 309, 310,
 316, 321, 334, 335, 360, 367, 397,
 399, 400, 403, 415.
 " (Thal) 395, 399.
 Banana 47.
 Bananen 67, 108, 192, 205, 270, 273, 274,
 283, 284, 304, 394, 408.
 " als Feuerlöschmittel 164.
 Bananenhaine 285, 363.
 Bandeng (Stamm bezw. Ort) 13, 15, 18, 20,
 21, 22, 25, 26, 163, 180, 187, 204,
 206, 332, 335, 339, 358, 362.
 " Feindliches Verhalten 15.
 " Unglückliches Gefecht gegen 16.
 Bangoa (Stamm bezw. Ort) 20, 21, 22.
 Bangwa (Stamm) 139, 311.
 Ba-N'Kunbat (= Bali-N'Kunbat) 323, 335.
 Bantadji (Ort) 14.
 Banti (Stamm bezw. Ort) 136, 146, 203, 236,
 241, 244, 257, 304, 312, 372, 385.
 Banturasse 236, 318.
 Banyang (Gebiet) 257, 264, 267, 454.
 " (Land) 11, 121, 124, 126, 140, 244,
 247, 259, 263, 287.

- Banyang (Sprache) 483.
 „ (Stamm) 12, 18, 24, 88, 94, 129, 136, 142, 146, 244, 252, 257, 259, 260, 261, 262, 265, 266, 268, 277, 282, 283, 285, 288, 289, 291, 292, 293, 295, 297, 298, 333, 334, 369, 370, 372, 425, 459, 461, 479, 489.
 „ feindlicher Anschlag und Kriegsplan 147.
 „ Gauverbände 263.
 „ Hügelland von 239, 240, 241, 245, 247.
 „ kriegerische Zusammenrottungen 18.
 „ letzter Widerstandsversuch 24.
 „ unsichere Haltung 139.
 „ Vorstofs nach 19.
 „ Zahlenzeichen 487.
 „ Zusammengehörigkeitsgefühl 265.
 Banyo (Ort) 7, 9, 14, 15.
 „ (Sultanat) 14.
 „ (= Bamum?) 322, 471.
 Ba-N'Yong, Ban'yong (= Bali-N'Yong) 324, 427.
 Banzo (Stamm bzw. Ort) 21, 25, 322, 326, 327, 335, 339, 419, 420, 424.
 Baobab 253.
 Bapigni (Stamm bzw. Ort) 21, 22, 25, 74, 132, 329, 335, 412, 537.
 Bapigni, Angriff seitens der 207.
 „ Gefecht gegen die 22.
 Barbarei der Wildnis 210.
 Barombi (Station) 11, 12, 17, 18, 19, 23, 24, 72, 101, 115, 116, 117, 121, 129, 159, 202, 238.
 „ „ Anlegung 11.
 „ „ Erbauung 165.
 Barth, Heinrich 8.
 „ Reisestrecke siehe Kartenbeilage 1.
 Bartzopf 262.
 Barundu (Stamm) 11.
 Basindja (Stamm) 363.
 Basosi (Stamm) 311.
 Bastaschen 360, 361, 408, *409, *423.
 bata, batan, batang (= Sklavendörfer) 260, 325.
 Batanka (Stamm) 323, 325, 440, 489.
 Batankoan (Stamm) 325, 326, 330, 335, 362, 368, 412, 416, 419, 420, 424, 433, 440, 448, 450, 489.
 Batom (Gebiet) 257, 264.
 „ Hügelland von 238, 240, 257.
 „ (Land) 243, 247, 252, 257, 287.
 „ (Sprache) 483.
 „ (Stamm) 11, 94, 121, 124, 158, *260, 267, 268, 273, 282, 284, 289, 291, 293, 294, 295.
 „ (Station) 18, 126, 158, 159, 173, 202, 241, 513.
 „ „ Anlegung 18.
 „ „ Verlegung 24.
 „ „ Vormarsch auf 18.
 Bau einer Station 158.
 Bauart, einheimische 160.
 „ Nachteile 162.
 „ Verbesserungen 161.
 Bauart, Verschiedenheit 161.
 Baum auf dem Baume, ein *254.
 „ eigenartiger *251.
 Baumann (Dr.) 76, 96, 127.
 Baumaterial 364.
 Baumfarne 199.
 „ pflanzen 283.
 „ stamm als Brücke 100.
 „ wald 312.
 Baumwollbaum 250.
 Baumwolle als Kleidungsstoff 80.
 Baumwollgewinnung 382.
 „ stauden 318.
 „ verarbeitung 408.
 Bauplatz der Station, Wahl 158.
 Baustoffe, einheimische 160.
 Bauzeit 366.
 Bawadju 21, 25, 335, 428.
 Bayong (Sklavenstamm) 259, 324.
 Bearbeitung der Zähne 292.
 Becroft 244.
 Bedeutung einer Station 154.
 Bedürfnisse, natürliche, Verrichtung 331, 375, 386.
 Beerdigung 441.
 Befestigung der Stationen 172.
 Befestigungsanlagen der Baliburg 173.
 „ „ Fehlen von 358.
 Begriffe, sprachliche 479.
 Begrüßungsarten 385, 344, 417.
 Behaarung des Negers 262, 330.
 Behandlung der Unterthanen, rücksichtslose 343.
 Behanzin (König von Dahome) 38.
 Beinindustrie 410.
 „ ringe 57.
 „ schmuck 411.
 Beischlaf, Ausübung desselben 331.
 Beisetzung 441.
 Beitreibung von Lebensmitteln 135.
 Beitreibungen, gewaltsame 369.
 Bekleidung 80, 416.
 „ der Männer im Grasland 418, *419, *434.
 „ „ Weiber im Grasland 420, *422.
 „ im Waldland 289.
 „ siehe auch Typenbilder.
 Bekom (Stamm) 321.
 Beleuchtung 178.
 Benennungen der Küstenniederlassungen 32.
 Benin 41.
 Benuë (Fluß) 7, 9, 10, 11, 14, 15, 158, 236, 301, 302, 303, 307, 308, 403.
 Benuë (Fluß) Entdeckung 8.
 „ -und Mungomündung, Gebiet zwischen 235.
 Beobachtungen, sprachliche 478.
 „ „ Schwierigkeit 478.
 „ „ Unmöglichkeit solcher auf dem Marsche 482.
 „ Vorteile getrennter 129.
 Bergfarmen 394.
 Bergland im Grasland 307.
 Bergstock 83.

- Bergstockplateau im Grasland 307.
 Berichterstatter, leichtfertige 183, 203.
 " Schuld an falschen Vorstellungen 68.
 " Verantwortung 68.
 Berufsarten, keine Trennung nach 398, 412.
 Beschäftigungen, abendliche 386.
 Beschneidung 290, 427, 444.
 Besen 272, 279, 285.
 Bestand, eiserner, an Munition 217, 224.
 " " Proviant 217.
 " " des Proviantkoffers 92.
 Besteck, ärztliches 91.
 Bestimmungen für die Ausbildung der Bali-
 truppe 218 (siehe auch unter Bali-
 truppe).
 Betrieb des gegenwärtigen westafrikanischen
 Handels 54.
 Bettgestell 272, 372.
 " sack 88.
 " zubehör 87.
 Beurteilung, ungerechte, des Negers 40.
 Beutegier 357.
 Beutel 423.
 Bevölkerungsdichtigkeit im Grasland 333.
 " " " Waldland 259.
 " " " stufen im Waldland 257.
 " " " zahlen im Grasland 335.
 " " " Waldland 263.
 " " " zunahme im Grasland 334.
 " " " Waldland 259.
 Bewaffnung für Träger 97.
 " und Ausrüstung im Grasland 412.
 " " " Waldland 292.
 Beweggründe zu Afrikafahrten 66.
 Beziehungen, geschlechtliche 331, 374.
 Bienen 391, 462.
 Bier aus Mais, Hirse und Honig 392.
 Biergelage 393.
 Bilderreichtum, sprachlicher 479.
 Bildliche Darstellung der Gottheit 449.
 Bisam 190.
 "Bitt- und Flurgänge", afrikanische 430.
 Biwak in Bäumen 250, 253.
 " im Urwald in der Trockenzeit 137.
 Biya (Fluß) 309.
 Blasebalg *401.
 Blumen 253.
 Blumensauger 476.
 Blutfreundschaft 435.
 " Ceremonien beim Abschlufs 437.
 " Verschiedene Formen 439.
 " rache bei den Neger 338.
 " verwandtschaftlichen 379.
 Boden u. Bedeckung d. Banyanghügelland. 247.
 " " " des Banyangniederlandes 247.
 " " " des Vorberggebietes 248.
 " " " in der Batomlandschaft 246.
 " " " von Mundame bis Batom 245.
 " " " zwischen Batom- und Banyang-
 hügelnd 246.
 Bodenbedeckung der Urwaldstufe 248.
 " im Grasland 311.
 " beschaffenheit im Grasland 310.
 Bodenerzeugnisse 192, 360.
 " recht 380.
 Bodiman (Land) 10.
 Bogen 412, 413.
 Bohnen 192, 279, 283.
 Bohnenartige Frucht 317.
 Bohrkäfer 162.
 Bomboko (Stamm) 11.
 Bonny (Fluß) 44, 49.
 Boot, Verkehrsmittel an der Küste 50.
 Bornu 392, 419, 429.
 Böschungsverhältnisse des Bodenreliefs im
 Grasland *305.
 Böses Prinzip 449.
 Boussignault 534.
 boys 50.
 Brehm 76, 456, 471, 474.
 Breite, geringe, um Hüfte und Becken 261.
 Brief- und Tagebuch-Auszüge 197.
 Brokat 55, 97.
 Bronzelegierung 406.
 Brot 193.
 Brücken 100, *119.
 Brüste der Negerinnen 262, *330.
 " Mißbildungen der 124, 125, 331.
 Buchstabenschlösser 89.
 Bucerotidae 452.
 Büffel 460, 472.
 Bülbül 452.
 Bulu (Ort) 246.
 Bündnisabschlufs, feierlichste Art 435.
 Busch, der 72, 74, 75.
 " Lebensweise im 104.
 Buschfaktorei 50.
 " " Leben 50.
 " mangelhafte gesundheitliche Ver-
 hältnisse 52.
 " gras 100.
 " medizin 214.
 " messer 83.
 " „suppe“ 107.
 " wald 236, 249, 250.
 Bussard 477.
 Buti (Ort) 10.
 Cabo tres Puntas 32.
 Calabar (Fluß) 12, 141, 244.
 " siehe auch Kalabar.
 Canna indica 251, 253.
 Capsicum-Pfeffer 283.
 Carica papaya 254.
 Cephalophus 472.
 Cercopithecus 456.
 Ceremonien beim Abschlufs der Blutsfreund-
 schaft 437.
 Chamäleon 189, 464.
 Charakteranlage der Graslandneger 333.
 Chinin 110, 111.
 " in Palmöl, Vorbeugungsmittel gegen
 Sandflöhe 113.
 Chirurgie 444.
 Christabend im Busch, erster 207.
 " " " zweiter 215.

- Christbaum, afrikanischer 214.
 Christiansborg 42.
 Cikaden 453.
 Civilisation und Wildnis 547.
 Clerks 52.
 Cocktail 47.
 Cocos nucifera 254.
 Conrau 139, 141, 202, 311.
 Corythacola cristata 455.
 Cross river 244.
 Cutlafs 56, 267.
- Dacheindeckung mit Gras *188, 366.
 " knauf 367.
 " pyramiden 367.
 Dahome 37, 41.
 Damenhemd, eigenartige Verwendung 187.
 Danckelman, Dr. v. 183.
 dash 144.
 Decken, wollene 82.
 Degrandpré 42.
 Demijohns 55.
 Denkvermögen des Negers 481.
 " vergleichendes 480.
 Denkweise des Negers 478, 479.
 Dialektische Verschiedenheiten 482.
 Dibobi (Flufs) 246, 273.
 Dibombe (Flufs) 10.
 Dibungu (Flufs) 243.
 Diebischer Besuch 212.
 Diebstahl 380.
 Diego Cao 6.
 Dieka (Ort) 238, 246.
 Diener, persönliche 116.
 Difang (Häuptling) 147.
 " (gau) 264, 265, 275, 281.
 Dikumi 18, 121, 158, 243, 246.
 Dioscorea sativa 283.
 Dipundu (Ort) 240, 243.
 Doho (Ort) 14.
 Dolche 361.
 Dolchmesser *384, 404, 415, *434.
 Dollars als Wertseinheiten 54.
 Dolmetscher 116, 344.
 Dolmetscherfrage 148.
 Donga (Ort) 7, 9, 14, 157.
 Doppelfetisch *296.
 " pfeifen *405, 406.
 " wandige Häuser 368.
 Dorf, Einmarsch in ein 134.
 " in Brand gesteckt 145.
 Dorfanlage der Bakundu *270.
 " " Abweichungen 271.
 " " Baliländer *363.
 " " Banyang 275, *276.
 " " Batom 273.
 " " Nord-Mabum 275.
 " " Süd-Mabum 274.
 " überhaupt, ein geprügeltes 143.
 " Dr. Busch" 132.
 Dreihorgel 178.
 Dreifelderbewirtschaftung 394.
- Dreiteilung, ethnographische 236.
 " " Begründung 236.
 " " geographische 235.
 " " zoologische 452.
 Drollige Anfrage 128.
 Dualla 6, 53, 102, 261.
 " Zerrbild europäischer Kultur 259.
 Duke-Town 49.
 Düngung 282.
 Durrhahier 104, 135, 192.
 Dysenterie 111, 332 (siehe auch Ruhr).
- Ebulu (Ort) 242, 243, 245, 246, 252, 262, 271, 273.
 Ehe 377.
 Ehebruch 380.
 " hindernisse 379.
 Ehehliche Treue, Verletzung 376, 377, 379.
 " Verbindung: Regel 376.
 Ehelosigkeit 376.
 " schließung 379.
 Eiche der Tropen 253.
 Eidechsen 137, 139, 454, 464.
 Eidesleistung 436.
 Eier 287.
 " eigenartige Bewertung 195, 398.
 Eigennamen 427, 510.
 Eindecken des Daches mit Gras *188, 366.
 Eingeborene, Habsucht 150.
 " Mifstrauen 150.
 " Stolz 150.
 " Verhalten gegen Forscher 149.
 Eingiefsung *118.
 Einheimische Arzneipflanzen 252.
 " Baustoffe und Bauart 160.
 " Fernwaffen 413.
 " Genußmittel 288.
 " Getränke 192, 288.
 " Heilmittel 112.
 " Kulturgewächse 283.
 " Lebensmittel 107.
 " Nahrungsmittel 191, 286.
 Einmarsch in ein Dorf 134.
 Einquartierung 135.
 Einreiben mit Rotholz 290, 423.
 Einrichtungsgegenstände 188, *272, 279, 369.
 Einsame Abende 215.
 Einstöckige Häuser 367.
 Einteilung der Träger 116.
 Eintönigkeit des Tageslaufs 179.
 Einwanderer und Urangesessene in Adamaua 320.
 " " im Grasland 322.
 Einwirkung auf die Träger 151.
 Einzelformen der Geländebedeckung im Waldland 249.
 " geböfte im Grasland 362.
 Einzug, unvorsichtiger, in feindliches Dorf 146.
 Eisen 248, 293.
 Eisenbearbeitung 400.
 " gewinnung 399.

- Eisenhaltiger Boden 246.
 „ holz 280.
 „ ngel 160.
 „ schmelzen 399, 400.
 „ stein 311, 399.
Elaeis guineensis 252, 255.
 Elefant 57, 69, 70, 83, 133, 139, 191, 269, 452, 460, 465.
 Elefant, Aberglaube 447, 448.
 „ Jagd 179, 467.
 „ Jagdweise der Graslandneger 471.
 „ Lebensweise 466.
 „ Posthindernis 203.
 „ Schufsweise 469.
 „ Transportmittel 101.
 „ Waffe, beste 469.
 „ Wanderungen 460.
 „ Wegezerstrer 123, 466.
 „ Zerwirken 470.
 „ Zoologische Notizen 471.
 Elefantenabsturz 124.
 „ fleisch 57, 98, 392.
 „ friedhöfe 43.
 „ gewehre 98.
 „ jagd 179.
 „ see 11, 120, 247, 295.
 „ sulen 256.
 „ zähne, abnorme 213.
 Elefantiasis 262.
 Elfenbein 14, 57, 360, 362.
 „ Abnahme 57.
 „ jährlicher Bedarf 57.
 „ „schwarzes“ 34, 42.
 Elfenbeinküste 33.
 „ reichtum 471.
 „ ringe, umspinnene 403, *411.
 El Mina 42.
 Emin Pascha 209.
 „Empfangstage“, politische 346.
 Empfindlichkeit der Neger gegen Kälte 103.
 Energie 75, 114.
 Engländer, Muster an Körperpflege 106.
 „ Widerstand gegen deutsches Vordringen 15.
 Enten 169.
 Entfernen der Haare an verschiedenen Körperstellen 330, 425.
 Entsagungsfhigkeit des Negers 72.
 Entwicklung des Graslandes, geschichtliche 320, 322.
 Entwicklung der großen westafrikanischen Handelsplätze 49.
 Epidemien 332.
 Erbrecht 380.
 Erdbeerengeruch 252.
 „ hacken *395, 402.
 „ nsse 57, 192, 279, 283, 286, 317.
 „ Öl als Putzmittel 96.
 Ergebenheitsbezeugungen beim Ausgang 346.
 Erhaltung der Gesundheit 196.
Eriodendron anfractuosum 122, 250, 253.
 Erkrankungen, innerliche 443.
 Erkundungsthtigkeit 358.
 Ernste Lage 206.
 Ernte 395.
 Erntefeste 429.
 „ zeiten 397.
 Erpressungen 151.
 Erreichung des Anschlusses an Flegels Reisen durch Zintgraff 14.
 Erster Morgen im Grasland 131.
 Erwerbung Kameruns 3.
 Esel 101.
 Esmarch 91.
 Espignadas (Flinten) als Werteinheiten 54.
 Essen Selbstzweck 190.
 „ und Trinken 190.
 Efsgerte 272, 279, 369.
 Essig 193.
 essuga 192, 393.
 Efsweise 288, 392.
 Ethische Angaben im Grasland 332.
 „ „ „ Waldland 263.
 „ Aufgabe und Bedeutung einer Station 155.
 Ethnographische Dreiteilung des Waldlandes 236.
 „ Gleichartigkeit 319.
 „ „ der Ureinwohner und Einwanderer im Grasland 325.
 „ Unterscheidungsmerkmale 290, 362, 368, 403, 412, 418, 424.
 „ Unterschiede zwischen Gras- und Waldland 318.
 „ Verschiedenheiten 256, 381.
 „ Zweiteilung des Graslandes 301.
 Ethnologische Angaben im Grasland 319, 322.
 „ „ „ Waldland 257.
 Ethnologisches Gesamturteil über die Graslandbevlkerung 334.
 „ „ „ „ Waldlandbevölkerung 263.
 Etymologische Gebräuche 427.
 Eulen 476.
 Europäische Speisenzubereitung 195.
 Exekutionsmittel 379.
 Exerzierreglement 208.
 Existenzbedingungen der lpalme 312.
 Expedition, Ausrüstung einer 97.
 „ Zusammenstellung einer 115.
 Expeditionsbestimmungen 117.
 Extraktionen 444.
 Fächerpalmen 236, 254, 363.
 Fahnen der Graslandstämme 323, 355, 415, 431, 432.
 Faktoreien 43, 49, 50.
 „ Anlage 48.
 „ schwimmende *45.
 Faktoreihandel 45.
 Falconidae 477.
 Falkenstein (Dr.) 46, 47, 90.
 Falklandsinseln 59.
 Fllung von Bäumen zum Bau 165.
 Falsche Vorstellungen über die Neger 257.
 „ „ ber die Tierwelt 451.
 Familie (im engeren und weiteren Sinne) im Grasland 373.

- Familienfeste 427.
 " idyll, afrikanisches 384.
 " in einer Negerhütte 118.
 " recht 379.
 Färben der Nägel und Zähne 423.
 Farbensinn 330.
 " unterscheidungsvermögen 330.
 Farmdörfer und -häuschen 364.
 Farmen der Bakundu 282.
 " Banyang 282.
 " Batom 282.
 " Mabum 282.
 " im Grasland 394.
 " Waldland 281.
 Farmerzeugnisse 267, 361.
 "-Vorratshäuschen 364, 396.
 Farne 249, 251.
 Federwild 191.
 Fehlen von Schutzanlagen 358, 362.
 Fehlerquellen für Beobachtungen 127.
 Feier der Geschlechtsreife 427.
 Feierlichkeiten 427.
 " beim Abschlufs der Blutfreundschaft 437.
 " bei der Geburt 427.
 " Trauer 441.
 Feilen der Zähne 292.
 Feindliches Verhalten d. Bafut u. Bandeng 15.
 Feindselige Haltung und deren Gründe 321.
 Feinfühligkeit 376.
 Feldbebauung u. -bestellung im Grasland 395.
 " " " Waldland 282.
 Feldebett 87.
 " gerät *372, *395.
 " küche 93.
 " schanze 174.
 " stecher 83.
 Felsbarren 100, 115.
 " blockthron *348.
 Felsenrufer 246.
 Fenster 162.
 " Fehlen solcher 367.
 Fernandez 33.
 Fernando Po, Insel 6.
 Fernwaffen, einheimische 292, 413.
 Feste 427.
 " familiäre 427.
 " öffentliche 428.
 " regelmässige 429.
 " Verlauf und Zeiten 428.
 Festwaffentanz 432.
 Fetische 295, *385, *405, 449.
 Fetischhäuschen 277, *295.
 Fetischismus 265.
 Fetischsäulen 273.
 Feueranzünden 272.
 " gefährlichkeit einheimischer Bauweise 162.
 " holzzerkleinerung 272.
 " probe meiner Balitruppe 207.
 Feuersbrunst 163.
 " sicherheit 162.
 " steingewehre 56, 412.
 Feuerwaffen 292, 413.
 Fi (Flufs) 239, 245, 247, 267, 459.
 Ficusarten 58.
 Fieber 443.
 " -Anfälle 197.
 " Ausschweifungen als Ursache 47.
 " Begleiterscheinungen 110.
 " Folgeerscheinungen 110.
 " -Mittel 318, 443.
 " Opfer, angebliche 46, 47.
 " " wirkliche 47.
 " -Stimmungen 74, 142.
 " Überschätzung der Gefahr 46.
 " Widerstandsunfähige Naturen 48.
 " siehe auch unter Malaria.
 Films 184, 186.
 Fingernägel, lange 385.
 " ringe 423, *424.
 Fische 295, 391, 461, 477.
 Flaggmast vom Blitz zerschmettert 215.
 Flaschenkürbisse 272, 283, 369.
 Flechtenausschlag 112.
 Flechtereie 294, 408, *409.
 Flechtmaterial für Körbe 285.
 Fledermäuse 205, 464.
 Flegel, Robert 7, 9, 10, 303.
 " Erste und zweite Reise nach Adamaua 8.
 " Dritte Reise nach Adamaua 9.
 " Reisestrecke siehe Kartenbeilage 1.
 Fleisch 287.
 Fliegen 69, 139, 453, 462.
 Fliegende Hunde 464.
 Fliegenwedel 373, 397.
 Flöfse 120.
 Flötensprache 483.
 Flufsbett-Bodenarten 246.
 Flufsdurchschreitung in der Trockenzeit 120.
 " " eigentümlicher Gebrauch bei 290.
 " fahrt 114.
 " pferd 324, 453, 460, 472.
 " " haut 324, 411.
 " übergang, schwieriger 118.
 " übergänge, Herstellung 120.
 Fobia (Ort) 289.
 Folter 379.
 Fomoko 118.
 Fomum (Ort) 144, 231, 241, 247, 264, 269, 275, 281, 295.
 " Gefährdung in durch vergifteten Palmwein 145, 147.
 Forderungen, seelische 75.
 Forschungen 233.
 " sprachliche, Wichtigkeit 488.
 " wissenschaftliche 127, 183.
 Frankolinen 191, 476.
 Fredensborg 42.
 Freie 353.
 Freiheit, geschlechtliche 374.
 Fremde Volksbestandteile 259.
 Friedliche Politik 159.
 Fronleistungen 352.
 Fruchtbarkeit der Neger 264.
 " und Lage der Farmen 394.
 Frühstück 108, 175.

- Fu (Fluß) 244.
 Führer entlaufen 145.
 " falscher 146.
 Führerfrage, Schwierigkeiten 148.
 Fulbe (Volk, = Fulla) 320, 321.
 Fulbemischnge (?) 330.
 Fulla (Volk, = Fullani, Fulbe, Pullo) 259, 320, 321, 325.
 Fullablut, reinerhaltenes 328.
 Fullani (Volk, = Fulla) 259, 320.
 Furcht vor den Haussa-Fulla 321.
 Fufsbekleidung 81, 85.
 " " einheimische 361, 411, 419.
 " pfade 99.
 " schmuck 424.
 " " als Musikinstrument 434.
- Gabun** 54.
 Gamaschen 82.
 Gambia 45.
 Gandu (Staat) 320.
 Gangart, Eigentümlichkeiten 390.
 Garbo (Fluß) 303.
 Garega (Häuptling der Bali) 12, 20, 108, 134, 157, 177, 178, 205, 208, 210, 211, 213, 230, 323, 328, 339, 342, 343, *348, 349, 351, 373, 420, 428, 432, 433, 437, 439, 450, 471, 474, 509.
 " als Persönlichkeit 339.
 " Beweggründe für sein Verhalten 151.
 " Vertrag mit 20.
 Gaschaka (= Gaschka) 14.
 Gaschka 7, 9, 157.
 Gastfreundschaft 360.
 " " Gebräuche 135, 418.
 " " geschenke 135.
 Gauverbände der Banyang 265.
 Gebären 328.
 Gebräuche, abergläubische 445.
 " etymologische 427.
 " im Grasland 412.
 " " Waldland 287.
 Geburtsfeier 427.
 " helfer 186.
 " hülfe 444.
 Gecko (Eidechse) 464.
 Gedächtnisabnahme als Fieber-Folgeerscheinung 110.
 Gedankengang der Neger 479.
 Geduld: Haupterfordernis 24, 75, 114, 152, 209.
 Gefährdung von Weibern durch Schimpansen (?) 383, 475.
 Gefahren, eingebilte 69.
 " thatsächliche 70.
 " seitens der Tierwelt 69.
 Gefecht am Weihnachtsabend 74.
 " erstes, meiner Balitruppe 206.
 " gegen die Bapigni 22.
 Gefechtsbereitschaft im Urwald und im Grasland 141.
 Gefechtstracht 416.
- Gefolgschaft beim Ausgang 346.
 Gefügigkeit des Negers, sprachliche 481.
 Gefühl, ästhetisches 375.
 Gefühllosigkeit gegen Tiere 195.
 Gegenstände der Ausrüstung auf dem Marsche 80.
 " " " in der Station 185.
 Geheimsprache 491.
 Gehöfte, Anlage im Grasland 363.
 " " in Süd-Mabum *274, *275.
 " Einzelanlage 363.
 Geist, guter — böser 449.
 Geistige Anregung 209.
 Gelage, unvermeidliche, bei palavers 345.
 Gelände, allgemeines, von Adamaua 303.
 " günstiges, für Überfälle 133.
 " im Grasland 303.
 " " Waldland 238.
 Geländebedeckung, Einzelformen 249.
 " kroki der Station Baliburg *170.
 Gelenkigkeit 328.
 Gemeinde-Raphiawaldungen 368.
 Gemüsegarten 167.
 Genauigkeit wissenschaftlicher Beobachtungen 127.
 Genève 55, 56.
 Genufsmittel 392.
 Geographische Dreiteilung des Landes zwischen Mungomündung und Benué 235.
 " Verschiedenheiten: Rassenmerkmale 237.
 " Zweiteilung des Graslandes 301.
 Gerbmittel 411.
 Gerichtsherren 378.
 Gesandtschaften 345.
 " Unverletzlichkeit 345, 379.
 Gesang 388, 390.
 Geschichtliche Entwicklung des Graslandes 322.
 " Ursachen als Völkerscheiden 320.
 Geschicklichkeit der Bali 227, 230.
 Geschlechter, Verhältnis zu einander 373.
 Geschlechtliche Anschauungen 374, 376.
 " Beziehungen 331, 374.
 " Freiheit 374.
 Geschlechtsreife, Feier der 427.
 " verkehr, aufserhelicher 379.
 Geschütze 174.
 Gesichtsmasken *442.
 Gespensterheuschrecken 453.
 Gestaltung, allgemeine im Grasland 303, im Waldland 238.
 " hydrographische, im Grasland 308, im Waldland 241.
 " orographische, im Grasland 305, im Waldland 239.
 " topographische, im Grasland 310, im Waldland 245.
 Gesteinsarten im Grasland 310.
 " " " Waldland 246.
 Gestikulierte Negersprache 482.
 Gesundheit, Erhaltung der 196.
 Gesundheitliche Rücksichten beim Stationsbau 161.

- Gesundheitliche Verhältnisse an der Westküste 45.
 Gesundheitsverhältnisse, mangelhafte, in den Buschfaktoreien 52.
 Getränke, einheimische 192, 288, 392.
 Getrennte Einnahme von Speise und Trank 393.
 Gewandtheit der Bali, körperliche 230.
 Gewebe 408, *419, *434.
 Gewehre 56, 292, 413.
 " zweckmäßigste 83, 98.
 Gewehrvorratsteile 96.
 Geweihtes Wasser 431, 432.
 Gewerbetätigkeit im Grasland 398.
 " " " Waldland 293.
 Gewichte der Kofferlasten 87, 88, 93, 95.
 Gewinnung des Palmöls 285.
 Gewöhnung an einheimische Küche 193.
 Gigs 50.
 Gleichartigkeit, ethnographische 319.
 " der Ureinwohner und Eingewanderten im Grasland 325.
 " der Völkerverhältnisse 319.
 Gleichgültigkeit des Negers, sprachliche 481.
 Gliederung des Graslandes 300, 301.
 " des Waldlandes 239.
 Goldküste 33.
 Goree 47.
 Gorilla 456.
 Gottbegriff 449.
 Gottheit, bildliche Darstellung 449.
 " Vorstellung 449.
 Götzenfiguren 448, 450.
 Gramineen 253.
 Gras im Grasland 312.
 " Waldland 253.
 " topographisches Unterscheidungsmerkmal 303.
 Grasbrände 74, 313, 519.
 " Ungefährlichkeit 314.
 Graseindeckung der Dächer *188, 366.
 Gräser 251.
 Grashütten 132.
 Grasland 94, 109, 148.
 " (eigentliches) 300, 302, 303.
 " Ackerbau 393, 394.
 " Ansiedelungen 362.
 " Anstieg zum 304.
 " anthropologische Angaben 326.
 " Arzneipflanzen 318.
 " ärztliche Kenntnisse 442.
 " Balisprache 491.
 " Begriff 322.
 " Bevölkerungsdichtigkeit 333.
 " Bodenbedeckung 311.
 " " beschaffenheit 310.
 " Einwanderer und Urangesessene 322.
 " erster Morgen im 131.
 " ethische Angaben 332.
 " ethnologische Angaben 319, 322.
 " Familie (im engeren und weiteren Sinn) 373.
 " Feldbebauung 395.
 " Gebärdensprache 484.
 " Gebräuche 412, 426.
 " Hutter, Wanderungen in Kamerun.
 " (Grasland)
 " Gelände 303.
 " geschichtliche Entwicklung 320, 322.
 " Gestaltung, allgemeine 303.
 " " hydrographische 308.
 " " orographische 305.
 " " topographische 310.
 " Gesteinsarten 310.
 " Gewerbe 398.
 " Gras im 312.
 " Grundgestein 310.
 " Handel 360.
 " Handelsbündnisse 238.
 " Haustiere 397.
 " Höhenverhältnisse 306.
 " Kriegführung 355.
 " kulturelles Innenleben 381.
 " Kulturzunahme 333.
 " Lebensweise 382.
 " Märkte 360.
 " Marsch im 131.
 " Menschen 318.
 " meteorologische Beobachtungen 516.
 " Nahrungsmittel, hauptsächlich 392.
 " politische Verhältnisse 335.
 " rechtliche Verhältnisse 377.
 " religiöse Verhältnisse 448.
 " Sitten 412, 426.
 " soziale Verhältnisse 341.
 " Sprachen 484, 488.
 " Sprachengewirr 488.
 " Staatenbildungs- und Vorherrschaftsbestrebungen 339.
 " staatliche Zustände 336.
 " Stammesverbände, geschlossene 336.
 " statistische Angaben 334.
 " Thalbildung 306.
 " Verkehrsformen 343.
 " " wege 100.
 " Viehzucht 397.
 " Völkerscheiden 319.
 " " verschiebungen 319.
 " Vordringen, neues, nach dem 17.
 " Waldbestände 315.
 " Wasserläufe 309.
 " Wegeanlagen 362.
 " Wehr-Verhältnisse 355.
 " Wiedereintreffen im 20.
 " Wortsprachen 488.
 " Zeichensprache 484.
 Graslandmorgen in der Trockenzeit 199.
 Graupapageien 49, 138, 452, 455, 476.
 Gravenreuth, v. (Lt.) 37, 38, 206, 298.
 Grenze des Vordringens der Haussa-Fulla 321.
 Griffformen *402, *404.
 Gröben, Friedrich von der 3, 4.
 Grunderwerbung 159.
 " gestein im Grasland 310.
 " sätze bei der Ausrüstung 78.
 " " für das Stationsleben 183.
 " " wissenschaftlicher Thätigkeit 127, 183.
 Grufsformen 344, 385, 386, 417, 506.
 " Gleichartigkeit in den 385, 481.

- Guinea, Golf (Meerbusen) von 32, 59, 60, 70, 152, 236, 488.
 " erste brandenburgische Besitzergreifung 3.
 Guineastrom 59.
 Gummi 14, 57, 58, 267, 268.
 " Gewinnung 58.
 " Preisunterschiede 268.
 " Raubbau 58.
 " Rückgang 58.
 Gummibäume 250 [vgl. Berichtigungen], 363.
 Guronufs (= Kolanufs) 392.
 Gyratoren 476.
- Haare, abergläubische Scheu vor 425.
 Haarpeile 402, *420.
 " tracht im Grasland 424.
 " " im Waldland 291.
 Habsucht der Eingeborenen 150.
 Hacken 360, 361, *395.
 Hadna (Volk) 320.
 Hallen *281.
 Halsketten *326, *330, 424.
 Hammel 287.
 Hammer 401.
 Hampa (Fluß) 245, 246, 247.
 Hamster (?) 473.
 Hände, Wohlbildung beim Neger 261.
 Handel im Grasland 360.
 " " Waldland 266.
 " und Verkehr der deutschen Schutzgebiete 60.
 " " westafrikanischer 32.
 " " " Beginn 33.
 " westafrikan., gegenwärtiger Betrieb 54.
 " " Technik 54.
 Handelsaufschwung infolge der Entdeckung Amerikas 33.
 " bündnisse im Grasland 338.
 " erzeugnisse 360, 361.
 " gegenstände 33, 42, 56—58.
 " plätze, große westafrikanische, Entwicklung 49.
 " produkte 56.
 " spezialitäten einzelner Stämme 267, 360.
 " waren 360.
 " zeitalter, verschiedene 33, 40, 43.
 Handschlag als Gruß 417.
 Hängebrücke aus Lianen 62, 100, *119.
 " matte 88.
 " vorrichtungen für Einrichtungsgegenstände 279.
 Hanno der Karthager 4.
 Harmattan 133.
 "Harun al Raschid", ein schwarzer 340.
 Haumesser 293, 360, *402, *415.
 Häuptling als Anführer 351.
 " Geisel 146.
 " " Gesetzgeber 348.
 " " oberste Gerichtsstanz 378.
 " " „patronus“ 347, 352, 379.
 " " religiöses Oberhaupt 351, 428.
 " " Richter 347.
- Häuptling als Stammesoberhaupt 341.
 " auf dem Felsblockthron *348.
 " „Ausgänge“, offizielle 346.
 " Besuche untereinander 345.
 " „Empfangstage“, politische 346.
 " Hausmacht 352.
 " Thronfolge 351.
 " Wahrung des Nimbus 346.
 Häuptlingsbenennung 351, 490.
 " gehöfte 281, 363.
 " der Banyang 276.
 Hauptmahlzeit 107, 176, 386.
 " nahrungsmittel der Graslandneger 392.
 " " " der Waldlandneger 284.
 Haus, mein, auf Baliburg *188.
 „Hausball“ auf der Station 177.
 " bauweise *188.
 " " der Bakundu 271.
 " " " Baliländer 364, *365.
 " " " Banyang *277, 278, *281.
 " " " Batom 273.
 " " " Nord-Mabum 275.
 " " " Süd-Mabum 274.
 " " doppelwandige 368.
 " " einstöckige 367.
 " " Urtypus 368.
 " einrichtungsgegenstände 369.
 " einsturz durch Tornado 208, 535.
 " gerät 188.
 " industrie 293, 382.
 " inneres bei den Banyang 278.
 " " im Grasland 369.
 " kasten *365.
 Häusliches auf Baliburg 212.
 Hausmittel 445.
 Hausa 14, 87, 236, 303, 308, 310, 320, 321, 323, 325, 360, 391.
 " -Fulla (Stamm) 419.
 " -Fullani (Stamm) 321.
 Haussagewänder 97.
 " sprache 77, 148, 488, 501.
 Haussklaverei im Grasland 353.
 " " Waldland 266.
 " stand 376.
 " tiere 191, 397.
 " " im Grasland 397, 452.
 " " " Waldland 287, 452.
 Hautfarbe der Neger 261, 330.
 " krankheiten 111, 197, 213.
 headman 116.
 Heerhaufen 355.
 " hörner 410, 416.
 Heilbarkeit, schlechte, äußerer Verletzungen 112.
 Heilgebräuche, abergläubische 445.
 " kunst 443.
 " mittel 90, 91.
 " " äußerliche 443.
 " " der Eingeborenen 91.
 " " einheimische 112.
 " " innerliche 443.
 Heimatserinnerung 132.
 " gefühl in der Wildnis 216.
 Heimwehregung 131.

- Helme *416.
 Helmvögel 455.
 Henkelgefäße *280.
 Herbeischleppen des Feuerholzes 372.
 Herodot 4.
 „Herr des Gewehres“ 22, 207.
 Herrenrechte 343.
 Herrscherhofinneres 349, 370.
 „ rechte und -pflichten 343.
 Heuschrecken 215, 391, 463.
 Hindernisse, postalische 202.
 Hirse 192, 284, 300.
 Hochgefühl 211.
 Hochland von Nord-Kamerun 301.
 „ plateau, West-Innerafrikanisches 301.
 „ wald 238, 249, 312.
 Hocker *280, 370, *371.
 Hockstellung 288, 386, 445.
 Hofceremoniell im Grasland 148, 343.
 „ sitten 344.
 Hoheitszeichen 347, *348.
 Höhenangaben 301.
 „ dreieck *305.
 „ verhältnisse im Grasland 306.
 „ „ „ Waldland 238.
 Holzkohlen 400.
 „ löffel *272, *279, 369, 404.
 „ mulden 272.
 „ schnitzkunst 404.
 „ spalten 272.
 Honig 192, 361, 391.
 Honigpapp 194.
 Hörige und Vornehme 352.
 Hörner 434.
 „ siehe auch Heerhörner, Kriegshörner.
 Häutentuch 289.
 Hügelland im Grasland 306.
 „ „ von Banyang 239, 240, 245, 247.
 „ „ „ Batom 238, 240, 241.
 „ „ Zusammenhang mit dem Kamerun-
 berg (?) 241.
 Hühner 191, 287, 361, 397, 450.
 Hühnerkorb *398.
 „ kult 349 f., 412.
 „ opfer 350.
 Hulks 43, *45.
 „ Anlage und Vorteile 44.
 Hülsenfrüchte 283.
 „Hund, roter“ 80, 91.
 Hunde 268, 287, 397.
 Hydrographische Gestaltung im Grasland 308.
 „ „ „ Waldland 241.
 Hypertrophie 262.
 Hyphaene 315.
 Ibi (Ort) 10, 14.
 Ikiliwindi (Ort) 10, 118, 240, 242, 245, 246,
 252, 270, 287, 466.
 Indien 33.
 Indigostaude 313.
 Innenleben auf der Station 154.
 „ „ kulturelles 381.
 Inneres eines Herrscherhofes 349, 370.
 Innerliche Erkrankungen und Mittel 443.
 Insektenplage, Vorkehrungen 136.
 Instandhaltung der Ausrüstung 196.
 Instrumente 86, 96, 186.
 „ Zahl 96.
 Instrumentenkoffer 97.
 Islam, politische u. kulturelle Bedeutung 336.
 „ und Sklavenwesen 35, 36.
 Itinerare, Konstruktion 126.
 Jabasi 10.
 Jagd auf Sklavenkarawanen 38.
 Jagdweisen 471.
 Jägerglaube 448.
 Jahresarbeitsverteilung 382.
 „ bedarf an persönl. Ausrüstung 92.
 „ tag meiner Ausreise 209.
 Jams 192, 283.
 Jamsknollen 107.
 „ pfannkuchen 193.
 Jantzen, Faktorei 202.
 Jelinek 76.
 Jola (Großsultanat) 320.
 „ (Ort) 9, 10, 14.
 Jolsplatte 113, 235.
 Käfer 454, 462.
 „ eigentümliche Marschordnung *462.
 Kakey 80.
 Kakteen 199.
 Kalabar (Fluß, = Mbia?) 49, 233, 268,
 292, 361.
 „ Drei- bezw. Vierteilung des Oberlaufes
 245.
 „ siehe auch Calabar.
 Kalbanger (Volksname) 6.
 Kalebassen 272, *347, 392, *393, 404.
 „ als Dachknauf 367.
 Kalema 32.
 Kälte in Afrika 211.
 Kämme *424.
 Kamerun 54, 58, 70, 79, 101, 202, 235.
 „ Ankunft, meine, in 17.
 „ Beginn der deutschen Erforschung 10.
 „ eigentliche Entdeckung 5.
 „ Entdeckungsfahrten an der Küste 4.
 „ Entstehung der Bezeichnung 6.
 „ Erwerbung 3.
 „ Geschichte der Forschungsthätigkeit im
 Nordgebiet bis 1893 7.
 „ Stand der Erforschung bei seiner Er-
 werbung 7.
 „ siehe auch die Kartenbeilagen 1 und 2.
 Kamerunberg 5, 6.
 „ „ Zusammenhang mit dem Batom-
 und Banyanghügelland? 241.
 „ Fluß 55, 114, 235, 236.
 „ küste 268.
 „ Sammelbecken 242.
 Kampart 356.
 „ spiele 432.
 Kannibalismus (?) 357, 440.

- Kanus 120.
 " Nichtvorkommen von 295, 309.
 Kap der drei Spitzen 32.
 " Lizard 59.
 " Lopez 45.
 " Palmas 32.
 " Three Points 32.
 Kapaunen 191, 360, 398.
 Käppchen *420.
 Kapstadt 59.
 Karabiner 83.
 Kartentasche 83.
 Kartoffel 192.
 " süße 283.
 Kartoffelkochapparat, eigenartiger 193.
 Katsena Allah (Fluß) 8, 13, 308, 309.
 Kattun 55.
 Katzen 177, 287, 397.
 Kaurimuschel 95, 361.
 " als Kopfschmuck 424.
 Kautschukbaum 58.
 " liane 58.
 Käuzchen 476.
 Kehrbesen 372.
 Kerzen 178.
 Kindererziehung 377.
 " nahrung 393.
 " trageweise 383.
 King 244.
 kingar 117, 267, 285.
 "kings" des Waldlandes 143
 Klagegesänge 441.
 " sachen 378.
 Klarence Pik 6.
 Kleidung der Männer 418, *419, *434.
 " " Weiber 420.
 " nur als Schmuck dienend 422.
 " warme 82.
 " siehe auch Typenbilder.
 Kleinvieh 267.
 Klingen *402.
 Klöße 288.
 Knödelbereitung, eigenartige 192, 288.
 Knollenfrüchte 283.
 Knutson 58.
 Köcher 413.
 Kochgeräte *272, 369.
 " geschirr 86, 93.
 " löffel *279, 369.
 Kofferausrüstung 89.
 " lastengewicht 87, 88, 93, 95, 97.
 " verlust 119.
 " verschluss 89.
 Kohlenmeiler 399.
 Koko 192, 283.
 " Blätter *394.
 " Knollen 107.
 Kokobuma (Ort) 158, 240, 243, 252, 253, 254.
 Kokosnüsse 124.
 " nufsmilch 104.
 " palmen 236, 254.
 Kola 361.
 Kolanußbaum 316, 317, 395.
 Kolanüsse 57, 192, 283, 288, 345, 392, 394, 437, 439, 443, 450.
 " Fruchtkern *317.
 Kollektivbegriffe, Mangel an solchen 479.
 Kolonialdiplomatie, praktische 321.
 Kombone (Ort) 240, 241, 242, 246, 254, 257, 269, 440.
 Komfortable Ausstattung der Station 188.
 " Lebensweise 190.
 Kompafs 83.
 Kompot 193.
 Konfi (Ort) 124, 238, 273.
 Kongo (Fluß) 6, 8, 35, 45, 46, 54, 59, 73.
 Konserven 167.
 Kotscha (Ort) 7, 9, 14.
 Kopai 57.
 Kope (Ort) 244.
 Kopfbedeckung 81, 85.
 " einheimische *356, *416, *420.
 Kopfbedeckungen, gestrickte *328, *408.
 Köpfe als Kriegstrophäen 357.
 Kopfschmuck *356, 424.
 Kopra 57.
 Körbe *294, 361, 369, *370, *383, *396, *398, 410.
 Körperbau der Bali 326.
 " der Waldlandneger 260.
 " bemalung, abergläubische *297.
 " bildung der Weiber 328.
 " formen des Negers 258.
 " habitus des Waldlandnegers 260.
 " haltung der Weiber, unschöne 328.
 Körperliche Leistungsfähigkeit 72.
 " Unterschiede zwischen Freien und Sklaven 259.
 Körpermafs der Bali 326.
 " " Waldlandneger 260.
 " pflege 105.
 Krankheiten 263.
 " häufigste 108.
 " innerliche 443.
 Krankheitserreger 197.
 " ursachen, Anschauungen über 446.
 Kränkungsform, eigenartige 373.
 Krebs (= Carcinom) 263, 332.
 Kriegführung, afrikanische 210.
 " im Grasland 355.
 Kriegsaberglauben 429.
 " artikel 117.
 " bestände 196.
 " hemd 417.
 " hörner 57, 416.
 " märsche 141.
 " rat 355.
 " ruf 416.
 " schurz 417.
 " tracht 356, 416.
 " trophäen 357.
 " vorbedeutung 448.
 Krieks 17, 44, 49, 50, 51, 52, 235, 452.
 Krokodil 69.
 Kru (Wertmafs) 55.
 Krümmung der Wirbelsäule bei Negern 261.
 Küchenausrüstung 93.

- Kuckuck 455, 476.
 Kuka (Ort) 152.
 Kulinarisches Stillleben 392.
 Kultgeräte *430, *431, 450.
 Kulturelle Aufgabe und Bedeutung der Stationen 156.
 Kulturelles Innenleben 381.
 Kulturelle Verschiedenheiten 256.
 Kulturgewächse, einheimische 283, 394.
 " stufe der Baliländer, hohe 333.
 " -und Sittenleben 381.
 " zunahme im Grasland 333
 " " " Waldland 259.
 Kumba (Bach) 246.
 Kumisi 240.
 Kund (Hauptmann) 7.
 Kundschafter 359.
 Kupfer 311, 406.
 Kürbis 107, 192.
 Küste, An der 31.
 Küstenenglisch 60.
 " faktorei, Anlage 49.
 " " Leben 50.
 " " neuzeitliche 49.
 " gebiet 235.
 " niederlassungen, Benennungen 33.
 " " Wahl 33.
 " verkehrssprache 60.
 Kufs 390.

 Lage der Ortschaften 362.
 " und Fruchtbarkeit der Farmen 394.
 Lagenaria 283.
 Lageranzug 85.
 " idyll 138.
 " stätten, Notwendigkeit eigener 88.
 Lagos 8, 10, 15, 47, 49, 55, 59, 102.
 Lampen 178.
 " für Palmöl *403.
 Lander, Brüder 8.
 Landolphia 58, 250, 251.
 Landrecht, afrikanisches 159.
 " " im Grasland 380.
 " " wirtschaftserzeugnisse 360.
 Lange Fingernägel 385.
 Langwierigkeit von Unterhandlungen 151.
 Lanzen 413.
 Lärminstrumente 402, *435, *441.
 Laro (Ort) 14.
 Las Casas 34.
 Lastenverzeichnis 116.
 Lasttiere 101.
 Laterit 394, 399.
 Lateritgebiet 310.
 Laterne zweckmäßiger Form 86.
 Latrinen 270.
 Latrinenanlage 363.
 Lauben *281.
 Lautwiedergabe 478.
 Leben in einer Faktorei 50.
 " auf der Station 175.
 Lebende Gastgeschenke 135.
 Lebensmittel 191, 192, 317, 390.
 Lebensmittel, Beitreibung 135.
 " " Verwendung einheimischer 107.
 " weise auf der Station 175.
 " " im Busch 104.
 " " " Grasland 382.
 " " " Waldland 287.
 " " komfortable 190.
 " weisheit, afrikanische 140.
 Leda (Waffentanzfest) 429, 431.
 " (") Kultakte beim 431.
 Ledatanz 204.
 " " allgemeiner Volkstanz beim 433.
 Lederarbeiten 360.
 " gürtel 83.
 " industrie 411.
 Lehmttöpfe 279, *345, 370, 406.
 Leiche in einer Hütte 124.
 Leichenfeierlichkeiten 441.
 " schmaus 441.
 " trunk 442.
 Leichtfertige Berichterstattung 183, 203.
 Leistungsfähigkeit, körperliche 72.
 " psychische 73.
 Lektüre 90.
 Leopard 69, 70, 423, 460, 474.
 " im Hühnerhof 194, 212.
 Leopardus antiquorum 474.
 Leuchtkäfer 454.
 Levkojen 200.
 Lewan(gau) 264, 265, 275, 281.
 Lianen 58, 62, 115, 122, 249, 271, 315.
 Lianenhängebrücken 62, 100, *119.
 " seil 120.
 " strickleitern 119.
 Libellen 453, 463.
 Liberia 102.
 Lichten des Bauplatzes 166.
 „Liktorenbündel“ 347.
 lit de camp 87.
 Litteraturnachweise 65, 76, 77, 79, 90, 96,
 97, 127, 162, 165, 234, 249, 333,
 488, 506, 516.
 Lobgelegheitslieder 388.
 Löffel *272, *279, 369, 404.
 Logik des Negers 481.
 Logon (Fluß) 8.
 Lom (Fluß, = Mbam) 309.
 Löwen 460, 474.
 Löwenmaul 200.
 Luftfeuchtigkeit, erschlaffender Einfluß 514.
 " küssen 87.

 Mabesse (Ort) 124, 273, 274.
 Mabum(gebiet) 257, 264, 266, 273, 281, 287,
 460.
 " (landschaft) 121.
 " (stamm) 244, 260, 262, 263, 267, 268,
 282, 284, 289, 291, 292, 293, 294, 295.
 „Mädchen für Alles“ 187.
 Madeira 101.
 Magenfrage 190.
 Mahagoni 280.
 Mahlzeiten 287.

- Mais 192, 279, 283, 284.
 Maisbrot 195.
 " mehl 288.
 " " brei mit Honig 194.
 Malaria 45, 46, 109.
 " Ausschweifungen als Ursache 47.
 " Herde 45.
 " Opfer, angebliche 46, 47.
 " " wirkliche 47.
 " Überschätzung der Gefahr 46.
 " widerstandsunfähige Naturen 48.
 " siehe auch unter Fieber.
 Mambanda (Ort) 238.
 Mandet (Festanz) 429, 430, 432.
 Manga (Bach bzw. Flufs) 118, 242, 246.
 " Mena (Ort) 10.
 Mangel abstrakter Begriffe 479.
 " an Gemeinssinn 264.
 Mangrove 52, 235.
 Manihot utilisissima 283.
 Maniok 283.
 Männer, Beschäftigungen 382.
 " Kleidung 418.
 " Nachtgehen 422.
 Manyu (Flufs, = Mbia?) 244.
 Märchen 298.
 Märkte im Grasland 360.
 " " Waldland 266.
 Markterzeugnisse 360.
 " " im Grasland 360, 361.
 " " " Waldland 267.
 " leben und -treiben 361.
 " plätze im Grasland 360, 363.
 " " " Waldland 267.
 " tage im Grasland 360.
 " " " Waldland 267.
 Marsch 113.
 " Anforderungen und Vorschulung 65.
 " auf dem 65.
 " im Grasland 131.
 " in der Trockenzeit 121.
 " im Urwald 121.
 " Schwierigkeiten 121, 123.
 " Überfall auf dem 140.
 Marschzug 80.
 " " im engeren Sinn 85.
 " aufzeichnungen 126.
 " ausdauer des Negers 72.
 " ausrüstung 82.
 " bereitschaft, stete 84, 196.
 " hemmnisse 119.
 " koffer 89.
 " kroki *130.
 " tage, letzte, im Urwald 130.
 " unfähig infolge Verwundung 141.
 " verschiedenheit, i. Wald- u. Grasland 132.
 Martern 358.
 Martialisches Aussehen 106.
 Masken 404, *442.
 Mäfsigkeit 104.
 Matten 360, 361.
 Mattenzäune *348, 410.
 Maultiere 101.
 Maximgeschütz 175.
 Mbam (Flufs) 309, 472.
 " (" = Bamum?) 323, 324.
 Mbia (Flufs) 141, 202, 239, 241, 244, 245, 308.
 " -Oberlauf, Flufsthäler 245.
 " Stromgebiet 244.
 " -Unterlauf 245.
 Mbia-Mbia (Flufs) 257.
 Medizinaberglaube 446.
 Medizinische Ausrüstung 90.
 " Kenntnisse 443.
 Medizinnänner, Fehlen solcher 445.
 Meerkatzen 49, 138, 455, 456.
 Melonenbaum 254.
 Menschen im Grasland 318.
 " " Waldland 256.
 Menschenfresserei (?) 357, 440.
 " handel, schwarzer siehe Sklavenwesen
 " " weifser 41.
 Mense (Dr.) 113.
 Merkmale, geographische 237.
 Messer 267, 293, 360, 361, *402, 414, *415.
 Messergriffornen *384, *402, *404, *415.
 " scheiden 411.
 " schleifen 426.
 Messing 292, 361, 403, 411.
 Messinggespinste *411.
 " ringe 423.
 Metallgespinste 403, *411.
 " patronenhülsen 95.
 " pfeifenköpfe 406, *407.
 " überzüge 311, 393, 407 410.
 " waren 360.
 Meteorologische Ablesungen 175, 176.
 " Ausrüstung 96.
 " Beobachtungen 512.
 " " im Grasland 516.
 " Abkühlung 525, 533.
 " Aufstellung der Instrumente 516.
 " Beobachtungszeiten 517.
 " Bewölkung 521, 528, 541, 543.
 " "Blitzregen" 536.
 " " schläge 537.
 " Bodenerhitzung 527.
 " Dämmerungserscheinungen 538.
 " " strahlen 539.
 " Donner ohne Blitz 538.
 " Dunst 529.
 " Durchsichtigkeit der Luft 529.
 " Einzelercheinungen 521.
 " elektrische Entladungen 533.
 " " Häufigkeit 536.
 " " Heftigkeit 536.
 " Färbung des Himmels 540.
 " Gegendämmerung 538, *539.
 " Gewitter 521, 533, 541, 543.
 " " Häufigkeit 533.
 " Gleichmäfsigkeit mittlerer Monatstempe-
 " raturen 523.
 " Grasbrände 519.
 " Hagel 521, 533.
 " Harmattan 530.
 " Höhenrauch 529.
 " Insolation 526.
 " Instrumentkorrekturen 516.

(Meteorologische Beobachtungen im Grasland)

- Jahrestemperatur 523.
 " zeiten 517.
 " tabellarische Übersicht 521.
 Kreuz des Südens (Sternbild) 540.
 Luftdruck 521.
 " Kurven *522.
 " feuchtigkeit 521, 528, 541, 543.
 " Kurven *526, *527.
 " temperatur 523.
 Maßangaben 517.
 meteorol. Verlauf eines Erdjahres 517.
 Mondlicht, Helligkeit 540.
 " ring 540.
 Nebel 521, 529.
 Niederschläge 530.
 " Kurven *531, *532.
 Orion (Sternbild) 540.
 Psychrometertabelle 541, 543.
 Regen 521, 530, 541, 543.
 " Kurven *531, *532.
 " menge 517, 520, 531, 536, 541, 543.
 " zeit 517, 520, 531, 534.
 Skorpion (Sternbild) 540.
 Sonnenbestrahlung 526.
 " stich 527.
 Stationslage 170, 516.
 Staub 519.
 Sternhimmel 540.
 " schnuppen 540.
 Stürme 535.
 Tabellen 540.
 tabellarische Übersichten 521, 541—544.
 Tag- und Nachtgleiche, stete 538.
 Tau 521, 530.
 Temperaturangaben 517.
 " extreme 524.
 " rückgänge bei Gewittern 525, 533, 535.
 " verhältnisse 521, 523, 533, 541, 543.
 " Kurven *523, *524, *525, *526, *527.
 Tornado 519, 534, 536.
 " Anzugsrichtung *535.
 " befruchtende Wirkung 537.
 " perioden 517, 518, 519, 521, 534.
 " regengüsse 537.
 " wolken 535.
 Trockenheit 519.
 " zeit 517, 518, 534.
 Wärmeausstrahlung 527.
 Wetterhäuschen 516.
 " leuchten 533, 538, 541, 543.
 Wind 530.
 " bäume 528.
 " richtung 521, 530, 534, 542, 544.
 " stärke 521, 530, 535, 541, 543.
 Wolkenbildung *535.
 Zodiakallichterscheinungen *539.
 Meteorol. Beobachtungen im Waldland 518.
 Bewölkung 514.
 elektrische Entladungen 515.
 Luftfeuchtigkeitsgehalt 514.
 Nebel 514.

(Meteorologische Beobachtungen im Waldland)

- Niederschläge 514.
 Regenzeit 514.
 Temperaturverhältnisse 513, 515.
 Tornados 514, 515.
 Trockenzeit 515.
 Windstärken 514.
 Meteorologischer Zierat 423.
 Meuterei der Träger 19.
 Milch 92, 193, 194.
 Milchgewinnung, Fehlen von 287, 397.
 Militärische Anlagen 170.
 " Vorsichtsmaßregeln 135.
 Militärisches siehe auch unter Balitruppe 219.
 Mischwald *249.
 Mißbildungen, körperliche 262, 331.
 Mißtrauen der Eingeborenen 150, 436.
 Mißverhältnis zwischen Herrscherrechten und -pflichten 343.
 Mißverständnisse, sprachliche, und deren Gefahren 480.
 Mistumschläge 444.
 Mi-Yimbi (Dorf) 139, 142, 143, 265, 267, 278, 281, 292.
 " (Flufs) 19, 137, 143, 251.
 " (Gau) 264, 265, 275, 276.
 " (Station) 17, 18, 19, 102, 129, 139, 145, 146, 147, 159, 161, 173, 202, 203, 241, 244, 245, 247, 265, 267, 292, 299, 332, 455, 456, 459, 460, 513.
 " " " Ankunft in 19.
 " " " Anlegung 17.
 " " " Erstes Haus der *166.
 Mobilmachung 196.
 Mohammedaner und Sklavenwesen 36.
 "Mohars" 359.
 Mond 429.
 Mondfinsternis 204.
 " nacht in den Tropen 205.
 " rechnung 429.
 Mongo ma loba (= der Kamerunberg) 5, 6, 11, 158.
 Monogamie 377, 379.
 Monrovia 17.
 Monyum (Flufs, = Mbia?) 244.
 Moose 249, 251.
 Morast 249, 256.
 Mord 380.
 Mordlust 357.
 Morgen (Lt.) 7.
 Moskito 454, 462.
 Moskitonetz 87, 137.
 mpa 192, 393.
 Muanya (Flufs, = Mungo?) 242, 243.
 Mukonye (Ort) 238, 252.
 Mundame (Station) 17, 24, 26, 84, 94, 101, 114, 115, 202, 235, 236, 238, 242, 252, 257, 268.
 " Ankunft in 17.
 " Sammelstation 24.
 Mungo (Flufs) 10, 17, 24, 26, 27, 84, 94, 101, 114, 115, 118, 202, 238, 241, 242, 243, 246, 257, 452, 453.

- Mungo (Munyo): Begriff 243, 483.
 " -Kriek 114.
 " -Mündung und Benuë, Gebiet zwischen 235.
 " Oberlauf, Dreiteilung 243.
 " " Zweiteilung 242.
 " Stromgebiet 241.
 " Uferlandschaft *249.
 " Zuflüsse 242.
 Mungo Park 314.
 Munition 95, 98, 217, 293, 413.
 Munitionskoffer 95.
 Munyo (Fluss, = Mungo?) 242, 243.
 " :Begriff 243, 483.
 Musa paradisiaca 67, 283.
 " sapientum 283.
 Musik 387.
 Musikinstrumente *297, 298, *387, 404, 434, *435, *441.
 Mützen 360, 361, *408, *420.
 Mystische Gegenstände 450.
 " Vorstellungen 443.
- Nabelbrüche bei Negern 262, 331.
 Nachschub für die Ausrüstung 197.
 " " von Waffen und Munition 18, 20.
 Nachtgefechte, keine 355.
 Nachtigal, Gustav 3, 7, 24, 36, 65, 70, 72, 77, 113, 127, 152, 184, 248, 250, 333, 334, 336, 346, 374, 389, 400, 419, 429, 450, 483.
 Nachtruhe mit Hindernissen 198.
 Nackenmuskulatur beim Neger 261.
 Nacktgehen der Männer 422.
 " " Weiber 421.
 Nägel, eiserne 160.
 Nägelfarben 423.
 Nähadeln 402.
 Nahrung 106.
 " Einnahme der 288, 392.
 " der Kinder 393.
 " Zubereitung 287, 392.
 Nahrungsabwechslung 190.
 " mittel, einheimische 191, 287, 390.
 Nahwaffen 293, 414.
 Namen 510.
 " Schreibweise im Text 490, 491.
 Namengebung, 324, 351, 427, 490.
 " " Gebräuche 427.
 " " geographische, seitens der Eingeborenen von zweifelhaftem Wert 243.
 Napoleon I. 548.
 Narren (scheinbare, als Spione) 359.
 Nashornvogel 115, 452, 455, 476.
 Natron 248.
 Natronsatz 267, 288, 391.
 Naturheilverfahren 445.
 Natürliche Bedürfnisse, Verrichtung 331, 375, 386.
 ndakwa-Baum 252.
 Ndanga (Erntefest) 429, 430, 432.
 Nebenanlagen der Stationen 167.
- Neger, Aberglauben 297, 337, 377, 425, 431, 443, 459.
 Ähnlichkeit mit germanischen Verhältnissen 337.
 Albinos 261, 330.
 Anbietung der Weiber 266.
 Artigkeit, angeborene 333, 377.
 Ausdünstung 261.
 Bartwuchs 262, 330.
 Bedürfnislosigkeit 354.
 Behaarung 262, 330.
 Beutegier 357.
 Blutrache 338.
 Breite, geringe, um Hüften und Becken 261, 328.
 Brüste 262, *330.
 Charakteranlagen 264, 333.
 Denk- und Sprechweise 478.
 " vermögen 481.
 Elefantiasis 262, 331.
 Empfindlichkeit gegen Kälte 103.
 ethnologisches Gesamturteil über die der Graslandbevölkerung 334.
 " " " " Waldlandbevölkerung 263.
 Farbensinn 330.
 fatalistische Lebensanschauung 377.
 Faulheit (?) 354.
 Feinfühligkeit 376.
 Fetischismus 265.
 Flötensprache 483.
 Fruchtbarkeit 264, 335.
 Gebärdensprache 484.
 Gefühllosigkeit 372.
 " gegen Tiere 195.
 Geschlechtsleben 331, 374, 376.
 Handel im Grasland 360.
 " " Waldland 266.
 Handelsbündnisse im Grasland 338.
 Haussklaverei 266, 353.
 Hautfarbe 261, 330.
 Hypertrophie 262, 331.
 Kannibalismus (?) 357, 440.
 Körperbau 260, 326.
 " formen 258, 326.
 " maß 260, 326.
 Krankheiten 263, 332.
 Krebs 263, 332.
 Logik 481.
 Magerkeit 331.
 Malaria 332.
 Mangel an Gemeinsinn 264, 337, 362.
 Marktplätze 267.
 " tage 267, 360.
 Marschdauere 72.
 Menschenfresserei (?) 357, 440.
 Mißbildungen 262, 331.
 Mordlust 357.
 Nabelbrüche 262, 331.
 Nackenmuskulatur 261.
 Neugierde 125.
 Raublust 369.
 Reibereien 265, 338.
 Reinlichkeit 261, 329.
 Schädelbildung 258, 328, *329.

- (Neger)
 Schiefsfertigkeit 222, 292, 413.
 Sinne, hohe Ausbildung 329.
 Sklaverei, Form der im Grasland 353.
 " " " im Waldland 266.
 Spieleidenschaft 102.
 Sprachliche Gefügigkeit und Gleichgültigkeit 481.
 Stellung der Häuptlinge 264, 341.
 Streitsucht 264, 337, 377.
 Taktgefühl 333.
 Tonmalerei 485.
 Trommelsprache 483.
 Typenbilder *260, *326, *327, *328, *330, *348, *363.
 Überbildungen 262, 331.
 Unachtsamkeit gegen Sandflöhe 113.
 ungerechte Beurteilung 40.
 unrichtige Vorstellungen über den 40, 257, 331, 354.
 Unsicherheit des Besitzes 264.
 " der Person 338.
 Volksschichten 352.
 Wehleidigkeit 444.
 Wirbelsäulenkrümmung 261.
 Wohlbildung der Hände und Ohren 261, 326.
 Zeichensprache 482.
 Zudringlichkeit 264.
 Zwischenhandelseifersucht 265.
 Zwistigkeiten zwischen den Stämmen 264, 337.
 Negerbanane 284.
 " hirse 192.
 " "rum" 55.
 " sprache, gestikulierte 482.
 " siehe auch Balisprache.
 " trommel 296, *297, 433, 434.
 " typen *260, *326, *327, *328, *330, *348, *363.
 Nervenschwäche als Fieberfolgeerscheinung 110.
 Nesselausschlag 213.
 Nettelbeck, J., 40, 42.
 Netze aus Pflanzenfasern 294.
 Neugierde der Eingeborenen 125.
 Neumayer 76, 96, 127.
 Nfo-Tabe (Ort) 19, 140, 159, 265.
 Ngaundere (Ort) 7, 8, 9, 14.
 "ngola" (Fiebermittel) 318, 443.
 Ngove (Bach) 246.
 nguaschi (Weiberschürzchen) 421, *422.
 Nguti (Stamm bzw. Ort) 18, 19, 121, 124, 125, 126, 129, 173, 202, 239, 247, 249, 257, 262, 263, 266, 275, 281, 283, 289, 455.
 " Anlegung einer Zwischenstation in 18.
 " Auffassung der Zwischenstation 23.
 " Vordringen nach 18.
 Niederlassungen an der Küste, Benennungen 32.
 " " " Wahl 33.
 Niger (Fluss) 8, 9, 10, 33.
 Nigermündungen, Entdeckung 8.
 Nigerschiffsakte 9.
 "ninga" (= Sklavendörfer) 260.
 Nixensagen 299.
 nnama *384, 404, 415, *434.
 Nordhinterland von Kamerun, Sprachenrassen 236.
 Nordhinterlands-Expedition, Arbeitsziele 17, 23.
 " " " Auflösung 26, 215.
 Nord-Kamerun 53, 55, 70, 82, 108, 111, 112, 126, 130, 148, 192, 261.
 " " Hinterland 258.
 " " Hochland 301.
 " " Tiefland 301.
 Notenbeispiele 388, 411, 416.
 Notwendigkeit einer Schutztruppe 17.
 "ntchang" 361.
 Ntok-Difang (Ort bzw. Häuptling) 11, 12, 19, 129, 139, 140, 147, 202, 241, 244, 247.
 "numen" 449.
 Nu-Taku (Häuptling) 147.
 Nyambo (Ort) 242.
 Nyansoso (Ort) 11.
 Nyoke (Ort) 114.
 N'Yong: Landbezeichnung (?) 324.
 " Stammnamen 427.
 " -Puri (Land) 323, 324.
 Oberguinea 49.
 Öffentliche Feste 428.
 Ogowe (Fluss) 8.
 Ohompe (Fluss) 245.
 Ohr, Wohlbildung beim Neger 261.
 Ohrketten 423.
 " ringe 423.
 Öhre, Herstellung der 403.
 Okari (Ort) 14.
 Okropflanze 107.
 " strauch 313.
 Ölkochereien *286.
 Ölpalme 58, 138, 236, 252, 254, 255, 270, 271, 272, 283, 284, 285, 303, 304, 312, 315, 394.
 " " Bedingungen für deren Gedeihen 312.
 " " Früchte 255.
 " " Verbreitungsgebiet 255.
 " " vielseitige Verwertung 285.
 " " Wald 312.
 Operation, mißlungene 185.
 Operationen 444.
 Opfergebräuche 349, 412, 438.
 Ophir 33.
 Orchideen 251.
 Ordnung Hauptbedingung für stete Bereitschaft 84.
 Ornamentik *278, *279, *280, *345, *347, *371, *385, *393, *402, *403, *404, *405, 406, *407, 410, *411, *419, *426, *431, *442.
 Orographische Gestaltung im Grasland 305.
 " " " Waldland 239.

- Ortsbenennungen, einheimische: von zweifelhaftem Wert 243.
 Ortsbestimmungen 126.
 Ortschaften, Lage 269, 362.
 " Verlegen 269.
- Packung der Ausrüstung 98.
 Palmen 236, 254, 273.
 Palmblattmatten 285.
 " kerne 57, 58, 256, 285, 286.
 " kernnüsse 286.
 " kernöl 286.
 " most 285, 288.
 " öl 49, 57, 58, 192, 267, 360, 443.
 " " gewinnung 285.
 " " kochereien *286.
 " " lampe 178, *403.
 " wein 104, 135, 192, 285, 288, 392, 443.
 " " gelage 393.
 " " gewinnung 316.
 " " umtrunk 205.
 " " vergifteter, in Fomum 145, 147.
 Panaceen 253, 313.
 Papageien 456, 476.
 Papageitaube 199.
 " " grüne 476.
 Papier, abergläubische Scheu vor 425.
 Papp-Patronenhüllen 96.
 Papyrus 52.
 Parklandschaft 249, 252.
 "Parlamentarische Abende" 346.
 Passive Schneid 75, 152.
 Patronentasche 83.
 Pechuël-Loesche (Dr.) 68, 249, 285, 540.
 Peitschen 361, *384, 411.
 Pelzhauben 289.
 Perlenringe 423.
 Personennamen 511.
 " recht 380.
 Pfahl, heiliger 450.
 Pfahlbau 161.
 Pfeffer 192, 283, 288, 437, 439, 443.
 Pfeifen 57, 124, 360, 361, *385, 386, 404, *405, *407.
 " unzertrennliche Begleiter 355, 385.
 Pfeifenindustrie *385, 404, *405, *407.
 " köpfe 360.
 Pfeile 412, 413.
 Pferde 287, 397.
 Pflanzenfasernetze 294.
 " " verarbeitung 407.
 " jahreszeiten der Savanne 314.
 " kost: Hauptnahrung der Graslandneger 392.
 " " " " Waldlandneger 286.
 " wuchs, tropischer, Unverwüstlichkeit 316.
 Pflanzungen 168, 282.
 Pflicht sachgemäßer Lebensweise 190.
 Pflichten der Reisenden 71, 76.
 Pfostengabelung beim Hausbau *366.
 Phalacroteron abyssinica 476.
 Phalluskult(?) 296, 447.
 Phönicië, Umseglung Afrikas 4.
- Photographische Aufnahmen 77, 126, 183.
 " " Behandlung derselben 184.
 " Ausrüstung 97, 186.
 Piassava 52, 57.
 Pilze 391.
 Pinselehorschwein 212, 214, 473.
 " " Fährte *473.
 Pirsche 138.
 Plagen 70.
 Plaudern mit den Trägern vorteilhaft 140.
 Plauderstunde, abendliche 176, 178.
 Plocei 454.
 Politik, friedliche 159.
 Politische Verhältnisse im Grasland 335.
 " " " Waldland 264.
 Polygamie 377.
 Portugiesen 6, 32, 33.
 Post, Ausbleiben 201.
 " Hindernisse 202.
 " Verbindung zwischen Baliburg und Heimat 201.
 " Verspätung 200.
 Praktische Aufgabe und Bedeutung einer Station 154.
 „Pralinés“, afrikanische 214.
 Priesterkaste 450.
 Prisenlöf, eigenartiger 289, 385.
 Profile des Hügels der Station Baliburg *171.
 Proviant 92, 97, 217.
 Proviantkoffer 92.
 Psittacus erithacus 455.
 pulex penetrans 112.
 Pullo (Volk, = Fulla) 320.
 Pulver 56, 94, 95, 362.
 Pulverhörner 293, 414.
 Puri (Pulli, = Pullo) 324.
 Pustelflechte 213.
 Python, Arten 459.
 " von Ameisen überfallen 460.
- Quarz 311.
- Raben 477.
 Räder 186.
 Raphia 283, 463.
 " -Gemeindewaldungen 368.
 " haine 305, 316.
 " palme 192.
 Rasieren der Haare 291, 330, 425.
 Rasiermesser 94, 95, 402, *425.
 Rasttage 126.
 Rat der Alten 342, *434.
 Ratten 69, 139, 198, 454, 461.
 Raublust 369.
 " nest 132.
 " vögel 477.
 Rauchableitung 189.
 " abzug 272, 274.
 Rauchen und Schnupfen 385.
 Rauchtak 288.
 Raumverhältnisse, Verkennung 70.
 Raupen 198, 462.
 " eigentümliche Marschordnung *462.

- Schleifen von Messern 426

- Schlepp 417, 419, 433.
 Schlußfolgerungen, voreilige 128.
 Schmetterlinge 453.
 Schmidt (Altona) 160.
 Schmiede 293, 400.
 Schmiedearbeiten 401.
 " eisen 400.
 " erzeugnisse 402.
 " handwerk 399, 400.
 " " Vorrecht der Freien 353.
 Schmuck 292, 423.
 Schmuckgegenstände 292, 411.
 Schnaps 55.
 " selbstgebrauter 208.
 Schnecken 391, 463.
 Schneid, passive 75, 152.
 Schneiderei 187.
 Schnupfen und Rauchen 385.
 Schnupftabak 288.
 " " Dosen 288.
 " " besonderer Art 56.
 " " Leidenschaft d. Waldlandnegers 288.
 Schnürschuh 82.
 Schön, J. F. 77, 488.
 Schönheitsideal 258.
 Schöpflöffel *272, 369.
 "Schreier" 359, 433.
 Schröpfen 443.
 Schrotgewehr 83, 93.
 Schubart 41.
 Schuhmacherei 187.
 Schürzchen der Weiber 421, *422.
 Schußwaffen, Handhabung durch den Neger 292, 413.
 " wunde auf dem Marsche 140.
 Schutz gegen Feuer 162.
 Schutzanlagen, Fehlen von 358, 362.
 " kappen der Gewehre 293, 413.
 " truppe, Ausbildung einer solchen 22.
 " " Notwendigkeit einer solchen 17.
 Schwäche, eine deutsche 60.
 Schwalben 477.
 Schwarz 10.
 "Schwarzes Elfenbein" 34, 42.
 Schwarzwasserfieber 46.
 Schweine 191, 287, 360, 361, 397.
 Schwellbaum 277, 278.
 Schwerter *402.
 Schwieriger Flußübergang 118.
 Schwierigkeit des Einblicks in religiöse Verhältnisse 295.
 " der Führer- u. Dolmetscherfrage 148.
 Schwierigkeiten beim Marsche 70, 121, 123.
 " sprachlicher Forschungen 478.
 " der Verständigung 480.
 Schwimmpartie 141.
 Schwurformel 438.
 Schynse (P.) 35, 36, 363.
 Seitamineen 251.
 Seelenwanderung (?) 297, 442.
 Seelische Forderungen 75.
 Seemann zugleich Händler 45.
 Seide 55, 95, 97.
 Seidel, A. 506.
 "Seifenbaum" 318, 395.
 Senegal 45.
 Sicherheitsmafsregeln, militärische 135, 137.
 Sicherung im Urwald und im Grasland 141.
 Siebe 285.
 Siegesfeier 358.
 " zeichen 357.
 Sierra Leone 6, 45.
 " " Gründung d. ersten Niederlassung 33.
 Singweisen der Weiber 388.
 Sinne, hohe Ausbildung 329.
 Sinnestäuschungen 67.
 Sippe 376.
 Sitten im Grasland 412.
 " " Waldland 287.
 Situationsplan der Station Baliburg *170.
 Sitzbänke vor Häusern *270.
 Skarifikationen 444.
 Sklaven 33, 266, 353.
 " Benutzung als Unterhändler 338.
 " Freilassung aufgekaufter 37.
 " Intervention behufs Befreiung 37.
 " Marktwaren 360, 362.
 " Rechtsverhältnisse 380, 381.
 Sklavendörfer 260, 271.
 " handel 34.
 " " Betrieb 41.
 " " durch Europäer 40.
 " " politische Folgen 41.
 " jagen, keine in den Baliländern 353.
 " " ,raubzüge 34.
 " küste 33.
 " transporte 34.
 Sklavenwesen 34.
 Araber 35.
 Auffassung in der alten Welt 35.
 " im Christentum 35.
 " " Islam 35.
 " " Orient 35.
 Beseitigung und Mittel dazu 36, 39.
 Entwicklung 34.
 Geschichtliches 34.
 in Afrika 35.
 Jagd auf Sklavenkarawanen 38.
 moralische Folgen am Niger 40.
 Negersklaverei der Eingeborenen mildeste Form 35.
 rechtliche Anschauungen 34.
 Sklavenjagen und -jäger 36.
 Ursprung 34.
 verfehlte Beseitigungsmittel 37, 38.
 Zahl der ausgeführten Sklaven 42.
 Sklaverei, Form der im Grasland 353.
 " " " " Waldland 266.
 " " " " in Neuspanien 34.
 Sociale Gliederung und Verhältnisse im Grasland 341.
 " " " " im Waldland 266.
 " Stellung des Weibes 373.
 " Unterschiede im Grasland 353.
 Sokoto (Sultanat) 320.
 Sonntag, mohammedanischer (?) 361.
 Spangenberg, v. (Lt.) 15, 187, 205, 516.

- Spannung, politische immerwährende, in den Baliländern 337.
 Spaziergang im Dorfe 210.
 Speer 292, 293, 360, 361, 412, 413, *414.
 " heiliger *431.
 Speerbündel als Hoheitszeichen *348.
 " kappen 348, 397.
 " spitzen 360.
 " werfen als Zeitvertreib 196.
 Speisenbereitung 195, 287, 392.
 Spieleidenschaft der Neger 102.
 Spione 359.
 Spitznamen 73.
 Spottlieder 388.
 Sprache, Einzelheiten: siehe Balisprache.
 Sprachenfragen 488.
 " gewirr im Grasland 488.
 " rassen im Nordhinterland von Kamerun 236.
 Sprachliche Begriffe 479.
 " Beobachtungen 478.
 " " Unmöglichkeit solcher auf dem Marsche 482.
 " Eigentümlichkeiten 62, 63.
 " Forschungen, Wichtigkeit 488.
 " Gefügigkeit und Gleichgültigkeit des Negers 481.
 " Mißverständnisse u. deren Gefahren 480.
 Sprachliches 60, 61.
 " siehe auch unter Balisprache.
 Sprachliche Unterschiede 256.
 " Verschiedenheit in den Baliländern 489.
 " " zwischen Gras- und Waldland 489.
 " Völkerscheiden 319.
 Sprachlogik im Küstenenglisch 62.
 „Sprecher“ 344, 433, 437.
 Sprechweise des Negers 478.
 Sibisi 191, 473.
 Ssongo 132, 188.
 Staatliche Zustände im Grasland 336.
 Stachelschwein 460.
 Stammesbenennung 490.
 " namen 510.
 " " Entstehung 427.
 " " untergegangener (?) 324.
 " sitze, Anlage 363.
 " stärken im Grasland 334, 335.
 " verbände im Grasland, geschlossene 336.
 Stanley 73.
 Star, afrikanischer 476.
 Station, Anlage und Bau 158.
 " Ausstattung, komfortable 188.
 " Bedeutung und Aufgaben 154.
 " in der Auffassung der Eingeborenen 156.
 " Innenleben 154.
 " Leben, Lebensweise u. Ausrüstung 175.
 " Spiegelbild ihres Erbauers 160.
 " Tageseinteilung 175.
 " Wahl des Bauplatzes 158.
 " wissenschaftliche Thätigkeit 183.
 Stationen, Befestigung 172.
 " Träger der Aufgaben der Kolonie 157.
 Stationsanzug 187.
 " bau, gesundheitl. Rücksichten beim 161.
 Stationsbau im Grasland 167.
 " " Urwald 165, *166.
 " " bücherei 209.
 Statistische Angaben im Grasland 334.
 " " " Waldland 263.
 Stechpalmen 315.
 Steigerung der geistigen Entwicklung im Grasland 332.
 Steinäcker, v. (Lt.) 23, 208.
 Steinhäufen als Rednertribüne 211.
 Steinhäuser, Unzweckmäßigkeit 164.
 Steinige Flußbetten 246.
 Steinsalz 391.
 " thron 434.
 " topf als Dachknauf 367.
 Stellung der unterworfenen Stämme im Grasland 337.
 " der Waldlandhüuptlinge 264.
 " des Weibes, sociale 373.
 Sterculia acuminata 283, 317, 395.
 Stiefel, kurzschäftige 82.
 " langschäftige 81.
 Stillleben, kulinarisches 392.
 Stillliegen auf der Tinto-Station 139.
 Stirnbinden 421.
 Stolz der Eingeborenen 150.
 Strafgericht im Dorfe 212.
 " mittel 117, 379.
 " recht 378.
 " zug gegen verräterische Stämme 20.
 Streife ins Waldland 24, 133.
 Streitigkeiten um Raphiawälder 337, 368.
 Streitsucht der Neger 264.
 Strickerei 408.
 Striginae 476.
 Stromgebiet des Mbia 244.
 " " " Mungo 241.
 Stromgebiete, zwei, im Waldland 241.
 " schnellen 101.
 Struwelpeter, afrikanische 385.
 Stühle *280, 370, *371.
 Sudan 148.
 " -Negerrasse 236.
 " -Stämme 374.
 Südhang und -Ausläufer des (Grasland-) Hochlandes 305.
 Südwesten 81.
 Sühnfeste 428, 431.
 Supercargos 42.
 Symbolik der Handlungen 350, 431, 438.
 Sympathiemittel 297, 445.
 Tabak 56, 192, 283, 288, 361, 392.
 " Anbau und Behandlung 395.
 Tabakpfeifen 288, 404.
 " " siehe auch Pfeifen.
 " rauchen und -schnupfen 385.
 Tag, ein heißer 144.
 Tagebuch 118.
 Tagebuch- und Briefauszüge 197.
 Tagesbeschäftigung 382.
 " einteilung auf der Station 175.
 Tag- und Nachtgleiche, äquatoriale 137.
 " " " stete 538.

- Taktgefühl der Graslandneger 333, 376.
 Takum (Ort) 14, 303, 309, 310, 358, 483.
 " (Sultanat) 13, 322, 324, 474.
 Tamba (Ort) 265.
 Tänze 177.
 " als Heilmittel 443, 445.
 " " Trauerkundgebung 441.
 Tanzfeste 200, 204.
 " weise der Balimänner 390, 433.
 " " " Weiber 388, 433.
 Tappenbeck (Lt.) 7.
 Tarabba (Fluß) 8, 10, 14.
 Taschen 360, 361, 408, *409, *423.
 Tätowierung 291, *330, *426.
 Tauben 191, 476.
 Tauschwaren 42, 55, 56, 57, 94, 97.
 " " gangbare in Nord-Kamerun 94.
 " " Gegengeschenke 136.
 " " Verpackung 95.
 Technik des westafrikanischen Handels 54.
 Temperaturunterschied 131.
 Termiten 162, 315, 462.
 Thalbildung im Grasland 306.
 Tätigkeit 105.
 " auf der Station 196.
 " wissenschaftliche 127, 183.
 Thee 194.
 Therapie 443.
 Thon 311.
 Thonbearbeitung 404.
 " gefäße 360, *369.
 Thronfolge 380.
 Türen 272, 274, 278.
 " größere 162.
 " Kleinheit 366.
 Tibati (Sultanat) 14.
 Tiefland von Nord-Kamerun 301.
 Tierwelt 451.
 " " falsche Vorstellungen über die 69, 451.
 " " Gefahren seitens der 69.
 " " im Grasland 461.
 " " Küstengebiet 452.
 " " Waldland 453.
 Tinne, Alexandrine 374.
 Tinto (Ort) 265, 267, 269, 307, 311.
 " (Station) 72, 75, 139, 147, 159, 173, 241, 248, 265.
 " " Anlegung der 23.
 " " Stillliegen auf 139.
 " " vorzügliche Lage 159.
 Tobe *326, *327, 408, 416, *419.
 Togo 37, 101.
 " (Gebiet) 296.
 Tonmalerei 485.
 Töpfe 279, *345, 361, 370, 406.
 Töpfer 293.
 Töpfererzeugnisse *280, *345, *369.
 " scheibe, Nichtvorkommen 406.
 Topographische Ausrüstung 96.
 " Gestaltung im Grasland 310.
 " " " Waldland 245.
 Tornado 85, 103, 139, 163, 199, 208, 214, 514, 515.
 Tornado, befruchtende Wirkung 537.
 " s. a. unt. Meteorol. Beobachtungen.
 Tornadoperioden 517, 518, 519.
 Totenfeier 441.
 " klage 441.
 " tänge 442.
 Totgesagt 214.
 Tragelaphus 473.
 Träger 99.
 " Ausrüstung und Proviant 97.
 " Auswahl, geeignete 115.
 " Einteilung 116.
 " farbige 101.
 " Meuterei der 19.
 Trägerlast, Gewicht 95.
 " verzeichnis 116.
 Traggerüste 117.
 Tragkörbe *294, *383, *396.
 " weise der Kinder 383.
 " " " Waffen 293.
 " " zweckmäßige, kleiner Ausrüstungsgegenstände 83, 84.
 Transportmittel 100.
 Trauerfeierlichkeiten 441.
 Treiberameisen 114, 461.
 Trönnung nach Berufsarten 398, 402.
 Trinkhörner 410.
 " kalebassen *347, 392, *393.
 Tripolis 8.
 Trockenheit des Baugrundes 159.
 " vorrichtungen 277, 369.
 " zeit, charakteristische Merkmale 518.
 " " = deutscher Herbst 518.
 " " Marsch in der 121.
 Troglodytes niger 475.
 Trommel 296, *297, 433, 434.
 Trommelsprache 298, 483.
 Tropen, Lebensweise in den 104.
 Tropenfrühling der Grasgebiete 315.
 " helm 81.
 " hochwald 249.
 " vollmondnacht 205.
 " wald 115.
 " Tropische Hitze", unrichtige Ansichten über 523.
 Truben 372.
 Trupiale 199.
 trust 44.
 Tsade 8, 248, 333, 336, 483.
 Tschiloangoküste 46.
 Tubu-Reschade 72.
 Turako 138, 455, 476.
 Uandula (Landschaft) 347.
 Überbildungen, körperliche 262, 331.
 Überfall auf dem Marsche 140.
 Überfälle, günstiges Gelände für 133.
 Übergehung heimischer Schäden 39.
 Überhebung der weißen Rasse 257.
 Überschätzung der Fiebergefahr 46.
 " " Schwierigkeiten und Gefahren 66, 69.
 Übertreibungen 68.
 Uferlandschaft des Mungo *249.
 " Ultima ratio" 152.

- Umtrunk, unvermeidlicher, bei palavers 345.
 Unabhängigkeit von europäischen Lebensmitteln 190.
 Unachtsamkeit der Neger gegen Sandflöhe 113.
 Unberührtheit des Weibes 374.
 Unerschrockenheit der Bali 231.
 Unfreiwilliger Aufenthalt 118.
 Ungefährlichkeit der Grasbrände 314.
 Ungerechtigkeit in der Beurteilung des Negers 40.
 Ungeziefer 197.
 Unmöglichkeit sprachlicher Beobachtungen auf dem Marsche 482.
 Unrichtige Vorstellungen über Afrika 70.
 „ „ über den Neger 257.
 Unsicherheit des Besitzes 264.
 „ der Person 338.
 Untergegangener Stammesname (?) 324.
 Unterhaltungen, abendliche 386.
 Unterhandlungen, Langwierigkeit 151.
 Unterscheidung zwischen Bauern und Gewerbetreibenden 352, 398, 412.
 Unterschied, ethnographischer, zwischen Gras- und Waldland 318.
 „ zwischen Hochwald und Busch 249.
 Unterschiede der Graslandstämme, anthropologische 326.
 „ körperliche, zwischen Freien und Sklaven 259.
 „ sociale, im Grasland 353.
 „ „ zwischen reich und arm 353.
 „ sprachliche 256.
 Unterthanenbehandlung, rücksichtslose 343.
 Unverletzlichkeit der Gesandtschaften 345, 379.
 Unverwüstlichkeit des tropischen Pflanzenwuchses 316.
 Urangeseessene und Einwanderer im Grasland 322.
 Ursitz der Balistämme 324.
 Urwald, allgemeiner Eindruck 248.
 „ Biwak in der Trockenzeit 137.
 „ Marsch im 121.
 „ Marschstage, letzte, im 130.
 „ Stationsbau im 165, *166.
 „ Verkehrswege 100.
 „ Wege 122.
 Urwaldniederungen 133.
 Vanselow (Kptlt.) 5.
 Vasallenstämme 337.
 „ Vater des Katsena Allah“ (Berg) 303, 308.
 Verallgemeinerung von Annahmen unzulässig 70, 78, 158, 238.
 Veranda 162.
 Verantwortlichkeit des Berichterstatters 68.
 „ leichtfertiger Zeitungsberichte 203.
 Verbandzeug 86, 91.
 Verbesserungen an den einheimischen Bauten 161.
 Verbindung, eheliche: Regel 376.
 „ mit der Küste 197.
 „ „ Nachbarstation 197.
 Vergewaltigung eines Weibes 144.
 Vergiftung 380.
 Vergiftungsversuch in Fomum 145.
 Vergleichendes Denkvermögen 480.
 Verhalten der Eingeborenen gegen Forscher 149.
 Verhältnis der Geschlechter zu einander 373.
 Verhandlungsformen 345.
 Verkehr, außerehelicher 379.
 „ und Handel der deutschen Schutzgebiete 60.
 „ „ westafrikanischer 32.
 Verkehrsformen zwischen Häuptlingen 344.
 „ mittel an der Küste 50.
 „ „ westafrikanische 100.
 „ sprache an der Küste 60.
 „ wege im Grasland 100.
 „ „ Urwalde 100.
 „ „ westafrikanische 99.
 Verknennung der Raumverhältnisse 70, 158.
 „ „ Schwierigkeiten und Gefahren 66.
 Verlegen von Ortschaften 269.
 Verletzung ehelicher Treue 377.
 Verletzungen, äußere, schlechte Heilbarkeit 112.
 Verpflegung 135.
 Verrichtung natürlicher Bedürfnisse 331, 375, 386.
 Versagen der Disciplin 145, 231.
 Versammlungshallen 367.
 „ häuser 270, *273, 277.
 Verschiedenheiten der Bauweise 161.
 „ dialektische 482.
 „ ethnographische 256.
 „ geographische: Rassenmerkmale 237.
 „ kulturelle 256.
 Verschiedenheit, sprachliche, in den Baliländern 489.
 „ „ zwischen Gras- und Waldland 489.
 Verschuldungen des Hörers 68, 70.
 Verständigung, Schwierigkeiten der 480.
 Verständnis, besseres, für Werke von Forschern 184.
 Verstecke 269.
 Vertrag, erster deutscher, mit Negern 3.
 Vertragsabschlufs, feierlicher 348.
 Verwundungen als Trauerkundgebung 442.
 Verzierungen 401.
 „ siehe auch unter Ornamentik.
 Vidua 476.
 Vieh, Anwesenheit von: Friedenszeichen 134.
 Viehpark 167.
 „ zucht im Grasland 397.
 „ „ Waldland 287.
 Vielheitsbegriff, allgemeiner 483.
 Viktoria, Hafen von 6.
 „ Nyanza 363.
 Viverra civetta 190, 473.
 Vogel 8.
 „ Volapük“ der afrikanischen Westküste 60.
 Völkerkarte 323.
 „ recht 338, 345, 379.
 „ scheiden, anthropologische 319.
 „ „ geschichtliche 320.
 „ „ in den Baliländern 322.

- Völkerscheiden im Grasland 319.
 " " " Waldland 238, 239, 256, 257.
 " " sprachliche 319.
 " -Unterscheidungsmerkmale 290.
 " verhältnisse, Gleichartigkeit 319.
 " verschiebungen in Adamaua 320.
 " " in den Baliländern 322.
 " " im Grasland 319.
 " wanderung der Bali 322.
 " zonen 237.
 Volkliche Unterscheidungsmerkmale 290, 362, 368, 403, 412, 418, 424.
 Volksgebräuche 426.
 " ruf 410, 411.
 " sagen 298.
 " sitten 426.
 " tanz, allgemeiner 433.
 " versammlung 211.
 " " feierliche 348.
 " " Platz 363.
 Volta (Fluß) 33.
 Vorahnungen 212.
 Vorantragen von Speerbündeln 347.
 Vorbereitung, astronomische 77.
 " körperliche 71.
 " medizinische 77.
 " meteorologische 76.
 " photographische 77.
 " sprachliche 77.
 " topographische 76.
 " wissenschaftliche 75.
 " zoologische 76.
 Vorbildung, allgemeine afrikanische 77.
 Vorgeschichte 1.
 Vorhöfe *281.
 Vorkenntnisse, ärztliche 77.
 Vormarsch auf Batom 18.
 Vornehme und Hörige 352.
 Vorratsausrüstung 86, 89, 97.
 " brillen 84.
 " häuschen 364, 396.
 " tauschwaren 97.
 Vorschriften für die Balitruppe, vereinfachte 217.
 " militärische siehe Balitruppe.
 Vorschulung 65.
 Vorschufshandel 44.
 " system 53.
 Vorsichtsmaßregeln, militärische 135, 137.
 Vorstellungen, mystische 443.
 " unrichtige, über Afrika 70.
 " " Schuld des Berichterstatters 68.
 " " über den Neger 257.
 " " über die Tierwelt 451.
 Vorteile getrennter Beobachtungen 129.
 Wachfeuer 137.
 Wadjoberge 305, 307, 308, 309, 312, 428.
 Waffen 83, 93, 97, 292, 362.
 " Nichtvorkommen vergifteter 413.
 Waffenablegung als Höflichkeitsform 343.
 " ausrüstung 83, 412.
 " feste 429.
 Waffengruß 417.
 " spiele 390.
 " tänze 390.
 " tragen, stetes 417.
 Wahl des Bauplatzes der Station 158.
 " der Küstenniederlassungen 33.
 Wahrheit erste Pflicht der Berichterstatter 68.
 Wahrung des Nimbus 346.
 Waldau 58.
 Wald in den Tropen 115.
 Waldbestände im Grasland 315.
 Waldland 18, 19, 94, 109, 148, 360.
 Ackerbau 282.
 Ansiedelungen 268.
 anthropologische Angaben 260.
 Bakundusprache 483.
 Banyangsprache 483.
 Batomsprache 483.
 Bevölkerung 235, 238.
 Bewaffnung 292.
 dialektische Verschiedenheiten 482.
 ethische Angaben 263.
 ethnologische Angaben 257.
 Farmen 281.
 Gebärdensprache 484.
 Gebräuche 287.
 Gelände 238.
 Gestaltung, allgemeine 238.
 " hydrographische 241.
 " orographische 239.
 " topographische 245.
 Gesteinsarten 246.
 Gewerbetätigkeit 293.
 Gras 253.
 Handel 266.
 Hauptnahrungsmittel 284.
 Haustiere 287.
 Höhenverhältnisse 238.
 Lebensweise 287.
 Märkte 266.
 Menschen 256.
 meteorologische Beobachtungen 513.
 politische Verhältnisse 264.
 religiöse Verhältnisse 295.
 Schriftzeichenmangel 483.
 Sitten 287.
 sociale Gliederung 266.
 Sprachen 482, 484.
 sprachliche Einzelbeobachtungen 483.
 statistische Angaben 263.
 Streife ins 24.
 Trommelsprache 483.
 Viehzucht 287.
 Völkerscheiden 256.
 Wegeanlagen 268.
 Wortsprachen 482.
 Zeichensprache 484.
 Waldlandhäuptlinge, Stellung 264.
 " " niederungen 136.
 " " sklaven 259.
 " " stämme, fremde Bestandteile der 259, *328.
 Wanderheuschrecken 391, 463.

- Wanderordnung einer Käfer- (Raupen-) Art *462.
 " seggen Garegas 134, 450.
 Wanderung des Balistammes 323.
 Wanderungen 29.
 Wandverzierung der Banyanghäuser *278.
 Wärmehaltung der Häuser 367.
 Wasserjungfern 463.
 " läufe im eigentlichen Grasland 309.
 " " Marschhemmnisse 119, 142.
 " " Transport- und Verkehrsmittel 100.
 " scheiden im Grasland 308, 309.
 " " " Waldland 238, 241.
 " " zwischen Mbia und Benuë 308.
 " " " Mbam 309.
 " " " " Mungo 241.
 Weberei 408.
 Webervogel 138, 454, 476.
 Webstuhl 408.
 Wege im Urwald 122.
 Wegeanlagen im Grasland 362.
 " " " Waldland 268.
 Wehleidigkeit 444.
 Wehrgehänge 361, 411, *415.
 " geld, Forderung von — kein Einschüchterungsmittel 15.
 " verhältnisse im Grasland 355.
 Wei (Stamm): gute Träger 102.
 " Unerschrockenheit eines 103.
 Weiber, Aberglaube 431.
 " Anbietung 135, 266, 418.
 " Anwesenheit der: Friedenszeichen 134, 373.
 " Beschäftigungen 382.
 " Gefährdung durch Schimpansen (?) 383, 475.
 " Kleidung 420, *422.
 " Körperbildung 328.
 " " haltung, unschöne 328.
 " Nacktgehen 421.
 " Rechtlosigkeit (?) 381.
 " sociale Stellung 373.
 " Unberührtheit 374.
 " Vergewaltigung 144.
 Weiberspeere 413, *414.
 " viertel, Anlage *363.
 Weihnachten im Busch, erste 207.
 " " " zweite 214.
 Weihnachtsvorbereitungen 214.
 Weihwasser 431, 432, 450.
 Weinpalme 179, 236, 252, 254, 255, 270, 271, 283, 284, 316, 395, 408.
 " " vielseitige Verwendung 316.
 Weisse Erde 450.
 " Farbe als Amulett 297, 442, 446.
 Weisfische 391, 477.
 Weizenmehl 195.
 Werkzeuge 186, 401.
 Werteinheiten 54.
 " mafse 54.
 Westafrikanischer Handel und Verkehr 32.
 Westafrikanische Reisetchnik 78.
 Westendorp 57.
 Westküste, Gesundheitliche Verhältnisse 45.
 Hutter, Wanderungen in Kamerun.
 Westküste, Malaria 45.
 " -Sudan 302.
 Wettersegen, afrikanischer 448.
 Whydah (Ajuda) 42.
 Wichtigkeit sprachlicher Forschungen 488.
 Wiederverheiratung 379.
 Wildnis 547.
 " Einfluß auf den Kulturmenschen 548.
 " Zauber der 547.
 Wildpret 191.
 " schwein 212, 473.
 " " -Fährte *473.
 " " in der Station 214.
 Wildtauben 199, 476.
 Winke für Packung der Ausrüstung 98.
 Wirbelsäulenkrümmung bei Negeren 261.
 Wissenschaftliche Aufgabe und Bedeutung einer Station 155.
 " Aufnahmen 126.
 " Thätigkeit 183.
 " " Grundsätze 127.
 Wifsmann, v. 66, 162.
 Wochenmarkt 192, 361.
 " tag im Grasland 383.
 Wohnräume: mehrere Gelasse 162.
 Wolfrum (Lt.) 169, 201.
 Wolle als Kleidungsstoff 80.
 Woma (Saafest) 429, 430.
 " " Kultakte beim 430.
 Womatanz 200, 204.
 Wortsprachen im Grasland 488.
 " " " Waldland 482.
 Wundfieber 142.
 Wurfgeschlingen 413.
 Wuri (Fluß) 10.
 Zähigkeit 152.
 Zahlenzeichen bei den Bali und Banyang 487.
 Zahlenzeichensprache 486, 487.
 Zähne, Bearbeitung 292, 426.
 " Färben 423.
 " Formveränderung 426.
 " Pilege 288, 329.
 " Tadellosigkeit 329.
 Zahnküste 33.
 Zaïre (= der Kongo) 6.
 Zange 401.
 Zauber der Wildnis 547.
 Zehenringe 423, *424.
 Zeichen für Bejahung und Verneinung 486.
 " " Lebensmittel 485.
 " " Ort und Zeit 485.
 " " Speise und Trank 485.
 " " verschiedene sonstige Begriffe 486.
 " " Zahlen 486, 487.
 Zeichensprache im Gras- und Waldland 484.
 Zeitrechnungsfehler 204.
 Zeitungsberichte, leichtfertige 203.
 Zelt 88.
 Zerstörung dreier feindlicher Dörfer 22.
 Zeuner (Lt.) 11, 12, 15.
 Zibethkatze 190, 423, 473, 474.

- Ziegen 191, 287, 361, 397.
 Zierat, meteorologischer 423.
 Zinn 311.
 Zintgraff, Dr. Eugen 10, 11, 12, 18, 19, 20, 23, 24, 37, 47, 54, 58, 72, 79, 81, 88, 103, 107, 109, 110, 111, 129, 131, 132, 136, 139, 148, 165, 167, 169, 176, 177, 196, 208, 209, 230, 234, 266, 303, 330, 340, 349, 388, 417, 437, 438, 439, 440, 459, 470, 471, 472, 479, 483, 506, 516, 533.
 Anlegung der Barombistation 11.
 " der Mi-Yimbistation 17.
 " " Station Baliburg 13.
 " " Tintostation 23.
 Auffassung der Zwischenstation in Nguti 23.
 Eintreffen von Ersatztruppen 17.
 Erreichung des Anschlusses an Flegels Reisen 14.
 " der Südgrenze West-Adamaus 12.
 Erschließung Adamaus vom Golf von Guinea aus 14.
 Expedition nach Kamerun, erste 10.
 " " " zweite 11.
 " " " dritte 15.
 Gefecht, unglückliches, bei Bandeng 16.
 Mundame als Sammelstation 24.
 (Zintgraff)
 Notwendigkeit der Bildung einer Schutztruppe 17.
 Reisetrecke siehe Kartenbeilage 1.
 Rückzug zur Küste 16.
 unüberwindliche Schwierigkeiten beim Vordringen nach Banyo 15.
 Zöller, Hugo 10.
 Zoologische Dreiteilung 452.
 Zöpfe der Mabum-Männer 291.
 Zubereitung der Speisen 287, 392.
 Zuckerrohr 283 [vgl. Berichtungen].
 Zudringlichkeit der Neger 264.
 Zündholz der Wildnis 124.
 Zungenschlag 490.
 Zurückhaltung, schroffe 215.
 Zusammenfassung des 1892 Erreichten 24.
 Zusammengehörigkeitsgefühl 103, 231.
 Zusammenstellung einer Expedition 115.
 "Zweifarbige Tuch" in Afrika 211.
 Zweiteilung, ethnographische und geographische, des Graslandes 301.
 Zwergakazie 253, 313.
 " antilopen 472, 474.
 Zwischenfall, heiterer, im Quartier 125.
 Zwischenhandel 52.
 " " Folgen desselben 53.
 Zwischenhandelseifersucht 265.
 Zwistigkeiten zwischen Stämmen 265, 337.

Berichtigungen.

Seite	21,	Skizze, rechts oben	lies Bawadju statt Bawadyu
"	23, Zeile 11	von oben	lies Ende Juni statt Anfang Juli
"	89,	" 9 "	unten ist hinzuzufügen: 1 Vorrats-Revolver
"	89,	" 2 "	lies 1 Vorrats-Feldstecher statt 2 Vorrats-Feldstecher
"	96,	" 6 "	oben ist nach Korne hinzuzufügen: , Auswerfer;
"	155,	" 4 "	lies Bestreichungssektor statt Bereichungssektor
"	224,	" 17 "	unten " Zweien statt zweien
"	224,	" 15 "	" Einem " einem
"	250,	" 11 "	ist nach -arten einzufügen: , dem Gummibaum
"	283,	" 19 "	oben " (Lagenaria) einzufügen: ; sowie das Zuckerrohr.
"	301,	" 21 "	lies etwa statt fast
"	316,	" 1 "	ist nach Kolanußbaum einzufügen: und die Rhicinusstaude
"	320,	" 3 "	unten " zu streichen: , den östlichen,
"	427,	" 18 "	lies Ereignis statt Ergebnis
"	497,	" 13 "	oben ist zu streichen: ?
"	497,	" 4 "	unten lies S. 500 statt 499
"	497,	" 4 "	" S. 501 " 500
"	502,	" 13 "	ni tó " nitó
"	503,	" 13 links oben	bäng-tũ " bäng-tũ
"	504,	" 3 "	kũn " kũn
- Kartenbeilage 1 lies Jola statt Yola

Hutter, Wanderungen in Kamerun

Photolith. u. Druck v. Dietrich Reimer (L. Vohsen) Berlin.

Verlag v. Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46\$0 00 481 162 3

HUTTER.
NORD-
HINTERLAND
VON KAMERUN

02
G
4980